This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

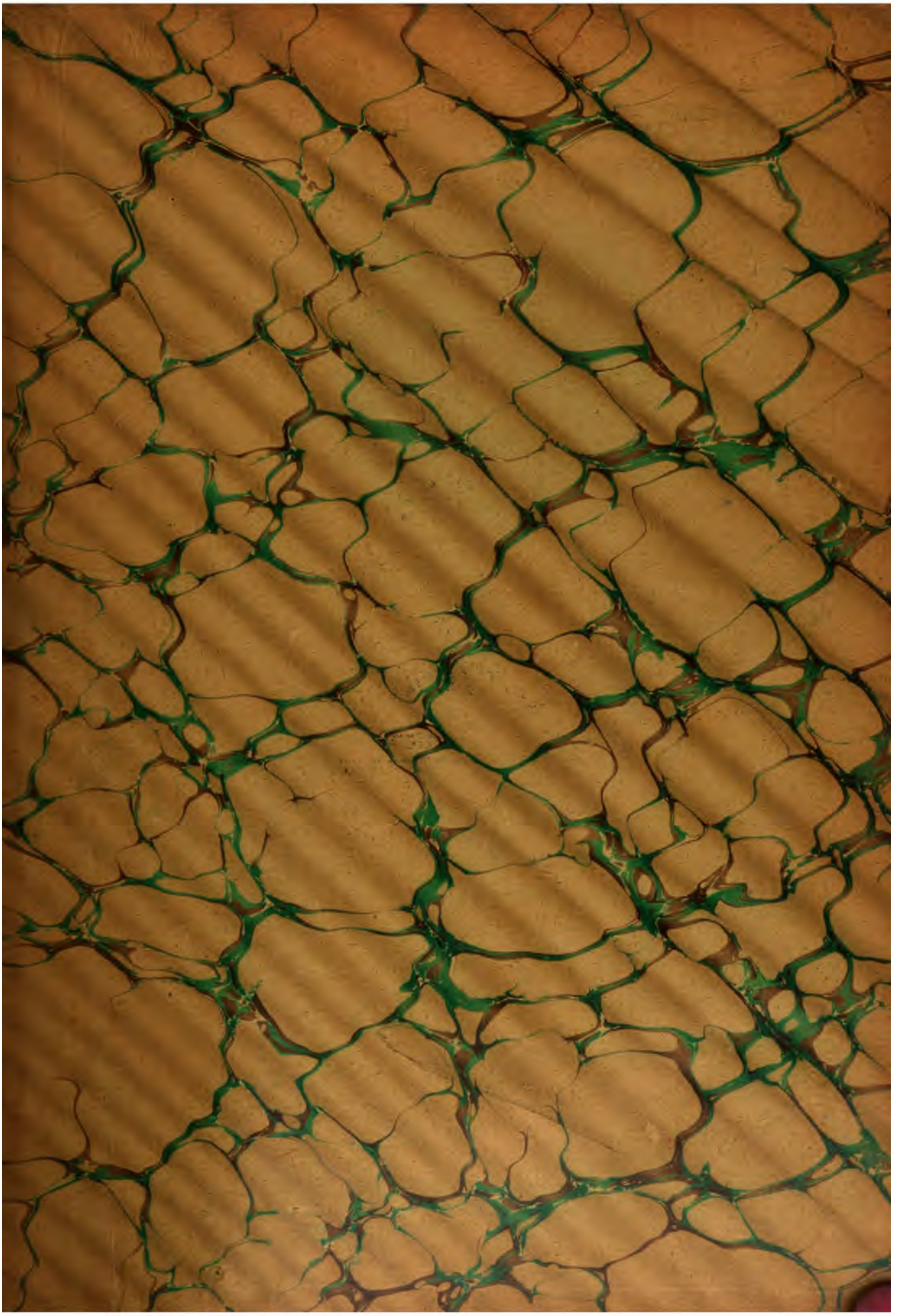
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

C 482,775

PROPERTY OF
University of Michigan Libraries
ARTES SCIENTIA VERITAS



MITTHEILUNGEN

DER

ANTHROPOLOGISCHEN GESELLSCHAFT

IN WIEN.

REDACTIONS-COMITÉ:

HOFRATH PROF. DR. KARL TOLDT (VORSITZENDER), REGIERUNGSRATH FRANZ HEGER,
DR. WILHELM HEIN, HOFRATH PROF. DR. EMIL ZUCKERKANDL.

REDACTEUR: DR. LEO BOUCHAL.

XXXII. BAND.

(DER DRITTEN FOLGE II. BAND.)

MIT 5 TAFELN UND 274 TEXT-ABBILDUNGEN.

WIEN.
IN COMMISSION BEI ALFRED HÖLDER, K. U. K. HOF- UND UNIVERSITÄTS-BUCHHÄNDLER.
1902.

GN
2
.A7

DRUCK VON FRIEDRICH JASPER IN WIEN.

INHALT.

ABHANDLUNGEN.

Seite

Schroeder, Dr. L. von: Lihgo. (Refrain der lettischen Sonnwendlieder) 1
Bünker, J. R.: Das Bauernhaus am Millstätter See in Kärnten. (Mit 122 Abbildungen) 12, 239
Reinecke, Dr. Paul: Beiträge zur Kenntnis der frühen Bronzezeit Mitteleuropas. (Mit 21 Abbildungen) 104
Koch, Dr. Theodor: Die Maskoi-Gruppe im Gran Chaco. (Mit 1 Karte im Text) 130
Schmidt, P. Wilhelm: Die Fr. Müller'sche Theorie über die Melanesier 149
Chlingensperg auf Berg, Dr. Max von: Entgegnung auf Dr. Reineckes Publication: Die La Tène-Funde vom Gräberfeld von Reichenhall 161
Gorjanović-Kramberger, Dr. Karl: Der paläolithische Mensch und seine Zeitgenossen aus dem Diluvium von Krapina in Kroatien. Nachtrag (als zweiter Theil). (Mit 4 Tafeln und 18 Abbildungen) 189
Herman, Otto: Knochenschlittschuh, Knochenkufe, Knochenkeitel. Ein Beitrag zur näheren Kenntnis der prähistorischen Langknochenfunde. (Mit 1 Tafel und 32 Abbildungen) 217
Erdweg, P. Mathias Josef: Die Bewohner der Insel Tumleo, Berlinhafen, Deutsch-Neu-Guinea. (Mit 70 Abbildungen) 274, 317
Lew, Henri: Der Tod und die Beerdigungsgebräuche bei den polnischen Juden 400

LITERATUR-BERICHTE.

A. ANTHROPOLOGIE UND URGESCHICHTE.

Blasius, W.: Vorgeschichtliche Denkmäler zwischen Helmstedt, Harbke und Marienborn 166
— Die megalithischen Grabdenkmäler bei Neuhaldensleben 166
Forrer, R.: Achmim-Studien I. 173
Fülleborn, Dr. Friedrich: Beiträge zur psychischen Anthropologie der Nord-Nyassaländer 411
Haberer, Dr. K.: Schädel und Skelettheile aus Peking I. 411
Kraitschek, Dr. G.: Der alpine Typus 165
Mayr, Albert: Die vorgeschichtlichen Denkmäler von Malta 171
Much, M.: Die Heimat der Indogermanen im Lichte der urgeschichtlichen Forschung 168
Światowit, rocznik poświęcony archeologii przeddziejowej polskiej. III. 165
Vassits, Dr. Miluje H.: Die neolithische Station Jablanica bei Medjulužje in Serbien 412
Vjesnik hrvatskoga arheološkoga društva. V. 311
Zinck, L.: Det Nordeuropaeiske Dysse-Territoriums Stengrave og Dyssernes Udbredelse i Europa . . . 167

B. ETHNOLOGIE.

Codex Fejérváry-Mayer, Der. Erläutert von Dr. Eduard Seler 183
Dreselly, Anton: Grabschriften, Bildstöckl- und Todtenbrettl-Verse, Hausinschriften u. a. 177
Geiger, Paul: Beitrag zur Kenntnis der Ipoh-Pfeilgifte 187
Grandidier, Alfred: L'Origine des Malgaches 314
Hnatiuk, W.: Etnograficzni materjaly z uhorśkoi Rusy 312
Höck, F.: Die Brotpflanzen, ihr Ursprung und ihre heutige Verbreitung 175
Hovorka, Edler v. Zderas, Dr. C.: Volksmedicin auf der Halbinsel Sabioncello in Dalmatien 414
Koch, Theodor: Die Guaikurústämme 186
Lang, Peter: Catalonische Volkslieder und andere hispanische Früchte 178
Langkavel, Dr. B.: Dogs and Savages 175
Laufer, Dr. Heinrich: Beiträge zur Kenntnis der Tibetischen Medicin 316
Rijks Ethnographisch Museum te Leiden 311

Seite

Santo de Sanctis: Die Träume 176
Schück, A.: Die Stabkarten der Marshall-Insulaner 315, 416
Schurtz, Heinrich: Altersclassen und Männerbünde 413
Sébillot Paul: Le folk-lore des pêcheurs 415
Seler, Eduard: Die alten Ansiedelungen von Chaculá 181
Trojanović, Dr. Sima: Alterthümliche Speisen- und Getränkebereitung bei den Serben 414

NEKROLOG.

Andreas Reischek 409

Autoren- und Sachregister . . . . . [1]

Das Inhaltsverzeichnis der separat paginierten Sitzungsberichte befindet sich am Schlusse derselben.

Lihgo.

(Refrain der lettischen Sonnwendlieder.)

Von Professor Dr. **Leop. v. Schroeder** in Wien.

Wer je zur Zeit der Sommersonnenwende in Süd-Livland oder Curland auf dem Lande geweilt hat, der wird die urwüchsige Feier des Tages unter dem Volke der Letten gewiss nie vergessen: Die Überfülle der Kränze verschiedenster Art, mit denen alles sich bekränzt oder bekränzt wird, den reichen Segen der von der Sonnenwärme gewirkten Vegetation bekundend, wie den endlosen, eintönigen Gesang, der am Schluss jeder Zeile in dem Refrain »*lihgo, lihgo*« (richtiger jetzt *lîgo* geschrieben) ausklingt.

Dass der Typus dieser Gesänge uralt, dass speciell der immer wiederkehrende Refrain »*lîgo, lîgo*« bedeutungsvoll, dass er uralten, wichtigen Sinn berge, ließ sich vermuthen, ja es sprang fast in die Augen. Doch was dies »*lîgo, lîgo*« bedeute, das wissen die lettischen Sänger schon längst nicht mehr zu sagen. Erklärungen der verschiedensten Art wurden von Gelehrten und Laien versucht, darunter manche recht wundersame und abenteuerliche. Am nächsten lag es vielleicht noch zu vermuthen, die alten Letten hätten einst einen Gott namens *Lîgo* verehrt. Doch ließ sich von diesem Gott leider sonst nirgends eine Spur entdecken und so wurde die Existenz desselben von den besten Kennern, wie Dr. A. Bielenstein, mit Recht energisch bezweifelt. Was sonst noch alles vermuthet ward, darf heute wohl übergangen werden. Man schweifte in weite Ferne hinaus, und doch lag auch in diesem Falle wieder das Gute so nah.

Im Laufe des vorigen Winters wurde ich von einer Dame, die in Livland geweilt hatte, wegen der Bedeutung des »*lîgo*« befragt, konnte aber zu meiner Beschämung nichts irgend Befriedigendes zur Antwort geben. Als ich die Sache dann mit meiner seligen Frau besprach, machte mich dieselbe darauf aufmerksam, dass das Verbum *lîgôt* im Lettischen »schaukeln« bedeute. Sogleich fiel mir ein, dass im Rigveda die Sonne eine goldene Schaukel genannt wird; dass in dieser Schaukel Gott Varuṇa und sein Verehrer sich am Himmel schaukeln.

»Der kluge König Varuṇa — heißt es RV 7, 87, 5 — hat die goldene Schaukel dort am Himmel geschaffen, damit sie glänze.«[1])

Und der berühmte Sänger Vasishṭha spricht RV 7, 88, 3 die Hoffnung aus, dass er noch einst im Vereine mit Gott Varuṇa in dieser goldenen Schaukel sich prächtig schaukeln werde: »Wenn Varuṇa und ich das (Sonnen-)Schiff besteigen, wenn wir die Mitte des (Luft-)Meeres in Bewegung setzen, wenn wir dahin fahren auf dem Rücken der (Wolken-)Wasser, dann wollen wir uns prächtig schaukeln in der Schaukel.«[2])

Diese Auffassung der betreffenden Veda-Stellen ist meines Wissens unbestritten und allgemein angenommen, in erfreulichem Gegensatz zu so vielen anderen, über welche die größte Meinungsverschiedenheit unter den Gelehrten waltet; *preṅkhá* heißt eben »die Schaukel«, *prá îṅkhayâvahâi* »wir wollen uns schaukeln«. Für den Rigveda steht es also

[1]) RV 7, 87, 5 gṛ́tso rấjâ váruṇaç cakra etáṃ divé preṅkháṃ hiraṇyáyaṃ çubhé kám.

[2]) RV 7, 88, 3 ấ yád ruhấva váruṇaç ca nấvam prá yát samudrám îráyâva mádhyam; ádhi yád apấṃ snúbhiç cárâva prá preṅkhá îṅkhayâvahâi çubhé kám.

fest, dass die Sonne als eine Schaukel gefasst wird, eine Bedeutung, die der ebenfalls vedischen Vorstellung der Sonne als eines Bootes recht nahe liegt, denn auch in dem Sonnenboote kann sich der Gott im himmlischen Ocean schaukeln, und die beiden Vorstellungen fließen in dem angeführten Verse fast ineinander.

Aber noch mehr. Wir erhalten eine wichtige Bestätigung und Ergänzung dieser Auffassung der Sonne als einer Schaukel durch das Opferritual der Inder.

Alfred Hillebrandt hat in einem schönen Aufsatz über »die Sonnwendfeste in Alt-Indien« [1]) unter anderem den Nachweis geliefert, dass in das Ritual der um die Sonnenwende gefeierten Opfer eine ganze Reihe recht volksthümlicher Bräuche und symbolischer Handlungen Eingang gefunden haben. Speciell die *Mahâvrata*-Feier ist reich an solchen Zügen. Die *Mahâvrata*-Feier findet nach dem herrschenden Ritual um die Wintersonnenwende statt, Hillebrandt aber hat in sehr scharfsinniger Weise gezeigt, dass ursprünglich gerade dieses Opferfest zur Sommersonnenwende gefeiert ward, während die *Vishuvant*-Feier, jetzt Mittsommerfest, ursprünglich um die Wintersonnenwende stattfand. Im *Mahâvrata*-Opferfest aber spielt eine hölzerne Schaukel, die zwischen zwei Pfosten an Stricken hängt und augenscheinlich symbolische Bedeutung hat, eine hervorragende Rolle, ja sie erscheint geradezu wie der Mittelpunkt der ganzen Feier. Auf ihr nimmt der Hauptpriester, der *Hotar*, der die Lieder zu recitieren hat, Platz und auf ihr sitzend recitiert er »das große Lied« *(mahaduktham)*.

Die älteste Erwähnung dieser symbolischen Schaukel bei der *Mahâvrata*-Feier findet sich in dem ehrwürdig-ältesten Yajurveda, dem sogenannten *Kâṭhaka*. Da heißt es bei der Schilderung dieses Sonnwendopfers [2]): »Den Sessel besteigend beginnt der *Udgâtar* [3]) den *Mahâvrata*-Gesang zu singen; die Schaukel besteigend, recitiert darnach der *Hotar* das große Lied; auf ihrem Platze stehend, antworten die beiden *Adhvaryu* [4]); auf Grasbündeln sitzen die anderen.« Da haben wir mit kurzen Strichen ein Bild, eine Scene des altindischen Sonnwendopfers.

Deutlicher noch tritt die wichtige Rolle, welche die Schaukel bei diesem Opfer spielt, in den *Çrâutasûtras* hervor, welche die ganze Feier eingehend schildern. Das *Sûtra* des *Çaṅkhâyana* z. B. beginnt den großen, zwei volle Capitel (17 und 18) umfassenden Abschnitt, der vom *Mahâvrata*-Opfer handelt, mit den Vorschriften zur Herstellung dieser Schaukel (17, 1 flg.). Der *Hotar* reißt sich zunächst von einem noch stehenden (also lebenden) *Udumbara*-Baum [5]) das Schaukelbrett *(preṅkhaphalakam utpâṭayati Çâṅkh. Çr.* 17, 12 flg.). Dasselbe soll armeslang sein *(bâhumâtram)* und in die Quere das Maß eines Ellbogens haben *(aratnimâtram)*, d. h. vom Ellbogen bis zur Spitze des kleinen Fingers reichend). Die Stricke für die Schaukel werden aus Muñja-Schilfgras verfertigt (Saccharum Muñja Roxb.), fest, dreidrähtig. Unter allerlei Ceremonien werden die Gruben gegraben, eine nach Süden, die andere nach Norden hin, und die Pfosten für die Schaukel in dieselben fest eingesetzt, die Stricke der Schaukel an den Pfosten befestigt. Nach verschiedenen Opferungen und Sprüchen setzt sich endlich der *Hotar* nach Osten gewandt auf die

---

[1]) Erlangen und Leipzig 1889. Separat-Abdruck aus der Konrad Hofmann zu seinem siebzigsten Geburtstage gewidmeten Festschrift (resp. Romanische Forschungen, Bd. V).

[2]) Der Text lautet: Kâṭh. 34, 5 a. A. âsandîm âruhyodgâtâ mahâvratenodgâyati preṅkham âruhya hotâ mahaduktham anuçaṃsaty adhishṭhâne adhishṭhâyâdhvaryû pratigṛṇîtaḥ kûrceshv itara âsate.

[3]) Der Priester, welcher die Gesänge vorzutragen hat.

[4]) Die den materiellen Theil des Opfers besorgenden, nur Sprüche murmelnden Priester.

[5]) Der *Udumbara* ist Ficus glomerata, ein hochwachsender Baum mit orangefarbigen Früchten, die einen milchigen Saft enthalten und genossen werden. Derselbe, respective sein Holz findet mehrfach Verwendung beim indischen Opfer. Vielleicht war es die gelbe Farbe der Früchte, die das Holz dieses Baumes für die Sonnenschaukel passend erscheinen ließ.

Schaukel, hält sich fest und sitzt schweigend da. Gesänge ertönen, Lautenspiel, Paukenschlag und Lärm von eigens dazu bestellten Lärmmachern. Mädchen mit vollen Wasserkrügen umwandeln ein Feuer, singen und rufen: »*Hai! Mahâ!* hier ist süßer Meth!« u. s. w. Der *Hotar* berührt das Schaukelbrett und die Erde mit der Spanne der rechten Hand, legt die Spanne der Hand dann auf das Schaukelbrett und hebt sie eine Spanne hoch darüber empor, jedesmal einen bestimmten Spruch flüsternd.[1]) Er athmet dreimal und haucht dreimal das Schaukelbrett an. Dann berührt er dasselbe mit der Brust und flüstert: »Du bist die Sonne![2]) Die *Vasus*[3]) sollen dich besteigen mit dem *Gâyatrî*-Metrum! Ihnen nach besteige ich dich, zur Königsherrschaft! — — Die *Rudras*[3]) sollen dich besteigen mit dem *Trishṭubh*-Metrum! Ihnen nach besteige ich dich, zur Selbstherrschaft! — — Die *Âdityas*[3]) sollen dich besteigen mit dem *Jagatî*-Metrum! Ihnen nach besteige ich dich, zur Vollherrschaft! — — Die Götter alle sollen dich besteigen mit dem *Anushṭubh*-Metrum! Ihnen nach besteige ich dich zur Wunscherfüllung.« Wieder haucht er die Schaukel dreimal an, berührt sie mit der Spanne der Hand und flüstert: »Der Herr der Geschöpfe *(Prajâpati)* soll dich besteigen! Der Wind *(Vâyu)* soll dich schaukeln!« Wieder dreimaliges Anhauchen der Schaukel. Dann flüstert der *Hotar*: »Die Stimme mit dem Athem vereint, ich mit dem Athem vereint, das Auge mit dem Sinn, ich mit dem Sinn, der Herr der Geschöpfe mit dem Vieh, ich mit dem Vieh vereint! Ein Adler bist du, ein Vogel![4]) Dies Wort will ich sprechen, das viel ausrichten soll« u. s. w. Wieder haucht er die Schaukel dreimal an. Die Pauken und der Lärm verstummen. Die Mädchen mit den vollen Wasserkrügen wandeln um das Feuer und gießen das Wasser aus u. s. w. Endlich beginnt nun der *Hotar* die Recitation des großen Liedes, das aus vielen Liedern und Liederbruchstücken zusammengesetzt ist und den größten Theil des zweiten Capitels der Beschreibung in dem *Sûtra (Çâṅkh. Çr.* 18*)* in Anspruch nimmt.

Es ist schon von Hillebrandt (a. a. O. 38) angedeutet, von Oldenberg (Rel. d. Veda, S. 444) ausgesprochen worden, dass die Schaukel beim *Mahâvrata*-Opfer wohl in symbolischer Weise die Sonne darstellen solle, die ja im Rigveda eine goldene Schaukel genannt wird — und zwar gerade in Liedern des *Vasishṭha,* in dessen Familie, wie Hillebrandt aus anderen Gründen wahrscheinlich macht, gerade die Feier der Sonnwendtage besonders heimisch war (a. a. O. 26).

Und in der That kann daran kaum ein Zweifel sein. Nur so erklärt sich die cardinale Rolle, welche die Schaukel beim *Mahâvrata*-Opfer spielt, dessen Verlauf ich nur flüchtig, so weit er hier in Betracht kam, andeuten konnte. Ja, wir haben gesehen, dass der *Hotar* die Schaukel direct anredet mit den Worten: »Du bist die Sonne!« dass er sie den Adler, den Vogel nennt — geläufige vedische Bezeichnungen der Sonne.

[1]) Diese Sprüche, respective die beiden ersten der drei Sprüche hat Oldenberg, wie mir scheint, in seiner Religion des Veda, S. 444, unrichtig übersetzt und zieht daraus einen kaum haltbaren Schluss auf den Termin des Opfers (als Wintersonnenwende). Er übersetzt: »Der Große hat sich mit der Großen vereint; der Gott hat sich mit der Göttlichen vereint«; und bemerkt dazu: »Dies soll wohl heißen, dass die Sonne ihren niedrigsten, der Erde nächsten Stand erreicht hat.« — Indessen *saṃ-dadhât* kann nicht heißen »hat sich vereinigt«. Es ist Conjunctiv Praes. Activi und kann nur heißen »soll vereinigen« oder allenfalls »vereinigte«, wenn man es als Praeteritum ohne Augment fasst. Also wäre die Bedeutung eher: »Der Große soll mit der Großen vereinigen! Der Gott soll mit der Göttlichen vereinigen!« Das Object fehlt und der Sinn bleibt ziemlich dunkel, wie so oft in diesen Sprüchen.

[2]) *arko asi Çâṅkh. Çr.* 17, 16, 1.

[3]) Eine bestimmte Götterordnung.

[4]) Als Adler, als Vogel *(suparṇaḥ, garutmân)* wird gerade die Sonne mit Vorliebe im Rigveda aufgefasst. Sie heißt der himmlische Adler, der röthliche Adler u. dgl. m. Etwa in der Hälfte der Stellen, in denen das Wort *suparṇa* »Adler« in Rigveda vorkommt, bezeichnet es die Sonne. Kein Zweifel, dass das auch hier der Fall ist.

Wir können nach alledem mit Bestimmtheit sagen: In der indischen Sonnwendfeier, deren Bräuche sich vielfach mit denen der verwandten europäischen Völker berühren, erscheint die Sonne geradezu leibhaftig vor uns als eine Schaukel!

Können nun nicht — es lag nahe zu fragen — auch die Letten, die doch in Sprache und Mythus, speciell gerade auch in ihren Sonnenliedern, wie wir lange schon wissen, so viel Alterthümliches bewahrt haben — können nicht auch die Letten ebenso wie die vedischen Inder die Sonne sich als eine goldene Schaukel gedacht haben? Und da am Sonnwendfest doch ohne allen Zweifel die Sonne die gefeierte Gottheit ist — lässt es sich da nicht sehr wohl denken, dass der fort und fort wiederholte Refrain »*līgo, līgo*« in den lettischen Sonnwendliedern nichts anderes bedeutete als »schaukle! schaukle!« An ihrem Ehrentage, dem Tage ihres höchsten Standes, sollte die Sonne droben am Himmel sich froh triumphierend schaukeln, während ihre Verehrer unten auf der Erde ihres Glanzes und ihrer reichen Gaben in der Vegetation sich jubelnd freuten.

Ähnliche originelle Freudenäußerungen der Sonne, insbesondere an ihren Ehrentagen, begegnen uns auch sonst noch vielfach im Glauben ihrer indogermanischen Verehrer. Wie schon im Rigveda die Morgenröthe, d. i. die aufgehende Sonne oder doch eine Begleiterscheinung derselben, als eine Tänzerin gedacht und geschildert wird, wie die Griechen von den Tanzplätzen der *Eos* reden (Od. 12, 4), so denken sich manche der indogermanischen Völker, dass die Sonne selbst tanze oder springe, zumal an bestimmten Tagen, wo sie Grund hat, sich ihrer siegreich aufsteigenden Bahn zu freuen.

Wer die lettischen Sonnenlieder kennt, die Mannhardt so schön behandelt hat, dem wird sogleich das eine von ihnen einfallen:

Sonne, die tanzt auf
Silbernem Berge,
Hat an den Füßen
Silberne Schuhe.

Manche der indogermanischen Völker denken sich, dass die Sonne zu Ostern, am Ostermorgen, beim Aufgehen — gelegentlich auch beim Untergehen — tanze oder springe. Auf das Osterfest haben sich im Glauben mehrerer indogermanischer Völker Erinnerungen und Vorstellungen des alten Festes des Frühlingsanfangs übertragen, welcher ursprünglich wohl als Jahresanfang galt. Die von Jakob Grimm mit Recht angenommene germanische Göttin *Ostara,* nach welcher das Fest noch heute benannt wird, war eine Göttin des aufgehenden Lichts, der neu aufsteigenden Sonne, respective der Morgenröthe. Ihre Zeit ist die Zeit, wo der Sieg der Sonne über den Winter entschieden ist, wo der Frühling beginnt, dem der Sommer folgt — Grund genug dazu, dass die Sonne sich freuen mag. Und so hören wir denn auch, dass in vielen deutschen Gauen, wie auch in England und Dänemark, der schon erwähnte Glaube verbreitet war. So berichtet Jakob Grimm von den Deutschen (Deutsche Mythologie, 4. Ausg., I, 241): »Nach dem lange fortdauernden Volksglauben thut die Sonne in des ersten Ostertages Frühe, so wie sie aufgeht, drei Freudensprünge, sie hält einen Freudentanz.« Und weiter (a. a. O., III, Aberglaube Nr. 813): »Ostern tanzt die Sonne am Himmel vor ihrem Untergang und thut drei Freudensprünge. Das Volk geht haufenweise vor die Thore, das mitanzusehen (Rollenhagens Ind. Reise. Altstettin 1614. S. 153).« Reinsberg-Düringsfeld sagt (Das festliche Jahr, 2. Aufl., S. 152), dass der Auferstehung unseres Herrn zu Ehren »selbst die Sonne, einem weitverbreiteten Glauben gemäß, drei Freudensprünge macht. Tausende von Menschen begeben sich deshalb noch immer früh morgens auf nahe liegende Höhen und Berge, wo sie den Sonnenaufgang beobachten können«. Und weiter (ebenda): »In Österreichisch-Schlesien wandert schon in der Nacht

Alles nach den Anhöhen, welche freie Aussicht darbieten; oben zündet man Feuer an, lagert um dasselbe und unterhält sich abwechselnd mit Essen und Trinken, Gesprächen und Gesang, bis das Morgenroth die Nähe des Sonnenaufgangs verkündet. Dann wenden sich Aller Augen nach Osten, um die Sonne huppen (hüpfen) zu sehen, wobei man jubelnd singt: Christus ist erstanden, Halleluja!« Adolf Wuttke gibt an (Der deutsche Volksaberglaube, S. 17), dass die Bauern in vielen sächsischen und märkischen Dörfern am Ostermorgen den Sonnenaufgang von einem Hügel aus erwarten, um die Sonne ihre drei Freudensprünge machen zu sehen,[1]) »ebenso wie man es in England in jenen Tagen zu thun pflegte, wo Thomas Browne die eigenthümliche Behauptung vertheidigte, dass die Sonne am Ostermorgen nicht tanze« (vgl. E. B. Tylor, Anfänge der Cultur, II, S. 297). Ähnliches ist mir auch aus Dänemark mündlich berichtet.

Bei den Großrussen heißt es, dass die Sonne um die Zeit der Sommersonnenwende »spielt (*играетъ*). Was man sich darunter zu denken hat und wie das Volk sich dabei verhält, darüber erhalten wir durch eine gute Autorität Aufklärung. Im Tulaschen Gouvernement — berichtet Sacharow — versammeln sich am Vorabende des Petertages Landsleute jeglichen Alters auf kleinen Anhöhen, machen Feuer an und verbringen die Nacht in Erwartung der Sonne unter Spiel und Gesang. Beim Sonnenaufgang stoßen alle insgesammt Freudenrufe aus. Die Greise beobachten, wie die Sonne am Himmel spielt; bald zeigt sie sich, bald versteckt sie sich, dann geht sie aufwärts, dann sinkt sie herab, dann erglänzt sie in verschiedenen Farben, blau, rosa und weiß, dann scheint sie helleuchtend. Sobald sie aufleuchtet, begrüßt sie der Chor mit Gesang (vgl. Wolter, Slavisches Archiv, VII, 637, der Сахар. II, 41—42 citiert, nach А. А. Потебня, О куп. огняхъ, S. 4—5). Neben dem Farbenspiel will man hier also auch ein Auf- und Ab-Sichbewegen der Sonne wahrnehmen, ein Spiel, das sich ganz wohl als ein Springen, Tanzen oder Schaukeln bezeichnen ließe. Sehr wichtig ist aber noch der Umstand, dass das russische Verbum *(играть)*, welches jetzt gewöhnlich durch »spielen« übersetzt wird und so auch in diesem Berichte übersetzt worden ist, ursprünglich, wie Herr Hofrath Jagić mich freundlichst belehrt, gerade »tanzen, hüpfen« bedeutet. Wir finden hier also eine Vorstellung, die sich von der germanischen nicht wesentlich oder vielleicht sogar überhaupt nicht unterscheidet. Das tritt noch deutlicher hervor durch die Thatsache, dass im Serbischen das entsprechende Verbum *igrati* auschließlich »tanzen, hüpfen« bedeutet. Man würde nach der Ansicht des genannten ausgezeichneten Kenners der slavischen Sprachen den oben angeführten Bericht geradezu so interpretieren dürfen, dass bei den Großrussen die Sonne um die Zeit der Sommersonnenwende »tanzt«. Das hohe Alter der Bedeutung »hüpfen, springen, tanzen« für das Verbum *igrati* in den slavischen Sprachen ergibt sich wohl auch daraus, dass, wie Jagić mir mittheilt, im Kirchenslavischen das griechische σκιρτᾶν durch *възиграτися* wiedergegeben wird.

Auch in Schlesien glaubt man unter den dort lebenden Slaven (den sogenannten Wasserpolaken), dass die Sonne zu Johannis »spiele«, respective »tanze« (*играетъ въ день Sobótek)*. Die Mädchen backen zu diesem Tage kleine Kuchen *(пирожки)*, genannt »Sönnchen«, also kleine Sonnen *(Słonczęta)*. Sie gehen mit ihnen in der Morgendämmerung auf das Feld hinaus, legen sie auf ein reines, weißes Tuch, tanzen herum und sprechen

[1]) Es findet sich übrigens auch Übertragung des Glaubens auf den Himmelfahrtstag. So »ist in vielen Gegenden Schwabens die Ansicht herrschend geblieben, dass die aufgehende Sonne am Himmelfahrtsmorgen drei Freudensprünge macht, wie es anderwärts vom Sonnenaufgang am Ostermorgen behauptet wird, und die Reutlinger zogen früher schon um Mitternacht mit Fackeln auf die Achalm, um dies Schauspiel mit anzusehen und die Sonne bei ihrem Hüpfen mit Musik zu begrüßen«. Vgl. Reinsberg-Düringsfeld, Das festliche Jahr. 2. Aufl., S. 185.

dazu: »Spiele, Sonne, spiele, da sind deine Sönnchen«.[1]) Dann wenden sie sich gegen die Sonne und verneigen sich vor ihr; und theilen die Kuchen untereinander aus, um alle ihnen nächststehenden Personen damit zu beschenken.[2])

Im čechischen Volksliede wird die Sonne angesungen:

Rej, sloničko, rej
Hory, doly krej
Rej, sloničko.[3])

Das heißt: Tanze, Sonnchen, tanze! Hinauf, hinunter, verstecke dich! Tanze, Sonnchen![4])

Bei den Letten in Lennewarden wird nach Bielenstein die Jugend aufgefordert, in der Johannisnacht nicht zu schlafen, damit sie am Morgen sehe, wie die Sonne *rôtajâs*, d. h. hüpfe und springe:

Junge Bursche, junge Mädchen,
Schlaft nicht in der Johannisnacht!
Dann werdet ihr Morgens schauen,
Wie die Sonne hin- und herhüpfet.[5])

Wir sehen also nicht nur, dass die Inder die Sonne sich als eine goldene Schaukel vorstellen und am Sonnwendfest im Bilde einer Schaukel verehren, sondern auch, dass bei verschiedenen indogermanischen Völkern, auch bei den Letten, der Glaube lebt, dass die Sonne — namentlich zu Ostern oder zu Johannis — sich auf und ab bewege, springe, hüpfe oder tanze, respective spiele; und es liegt auf der Hand, dass die Vorstellung, die Sonne schaukle sich, sie schaukle auf und nieder, sich fast damit deckt, so dass nach meiner Meinung nichts der Annahme im Wege steht, der Ruf oder Refrain »*lîgo, lîgo*« bei den Letten bedeute ursprünglich nichts anderes als »schaukle, schaukle« — also genau gerade dasjenige, was das Verbum *lîgôt* thatsächlich bezeichnet.

Ich habe bei einiger Umschau bald gefunden, dass mehrere Forscher schon vor mir dieser Ansicht ziemlich nahe gekommen sind. Bischof Ulmann sagt in seinem lettisch-deutschen Wörterbuch (Riga 1872) unter »*lihgo*«, »der Freudenausruf beim Johannisfest«, es wäre wahrscheinlich verwandt mit »*lihgoht*«, dem Verbum, welches nach ihm bedeuten soll: »hin und her schwanken, sich hüpfend, schaukelnd bewegen, Johannislieder singen, Johannisfest feiern, frohlocken, jauchzen«. Es ist indessen kaum wahrscheinlich, dass Ulmann gerade die erste Bedeutung »schaukeln« bei diesem Verbum im Auge

[1]) Graj, słońce, graj, tutaj są twoje słonczęta. Die Übersetzung im Text hat mir Herr Hofrath Jagić freundlichst geboten. Der Imperativ graj ist dabei gemäß dem jetzt giltigen Sprachgebrauch durch »spiele« übersetzt; indessen hält Herr Hofrath Jagić es für sehr möglich, dass in diesem Falle, in einer vermuthlich sehr alten Formel, die ältere Bedeutung des Verbums »tanzen, hüpfen« anzusetzen wäre. Wir dürften dann auch hier übersetzen: »Tanze, Sonne, tanze«. Ich halte diese Annahme für um so wahrscheinlicher, als nicht nur die Analogie der erwähnten nahe verwandten Völker dafür spricht, sondern auch das Tanzen der Mädchen mir darauf hinzudeuten scheint. Sie tanzen und fordern die Sonne auf, ebenfalls zu tanzen. Das stimmt gut zusammen. Die Kuchen, wie auch der Tanz um dieselben, haben wohl symbolische, rituelle, respective ursprünglich magisch-cultliche Bedeutung. Dasselbe gilt wohl auch für die Feuer an anderen Orten.

[2]) So berichtet J. Sresnewskij (Объ обож. солнца, Ж. М. Н. Пр. 1846, S. 51) nach A. A. Potebnja „О купальскихъ огняхъ и сродныхъ съ ними представленіяхъ“ (Moskau 1867, S. 4); citiert nach Wolter, a. a. O. 635.

[3]) А. А. Потебня, О мие. знач. 1865, S. 224; citiert nach Wolter, a. a. O. 635.

[4]) *Rej* bedeutet hier »tanze«, »von *rejiti*, sich tummeln, hüpfen, durchaus entsprechend lettischem *rûtôrôt* (Wolter, a. a. O. 635). Die Übersetzung im Text verdanke ich Herrn Hofrath Jagić.

[5]) Vgl. A. Bielenstein, Johannisfest der Letten. Baltische Monatsschrift, XXIII (1874), 16 (citiert nach Wolter, a. a. O. 631).

gehabt hat; eher wohl die weiterhin angeführten Bedeutungen. A. A. Potebnja[1]) bringt den Refrain *lîgo* direct mit dem Verbum *lîgôt,* качатсья, пѣть купальскія пѣсни (das ist: sich schaukeln, Johannislieder singen), litthauisch *lingôt* качаться (das ist: sich schaukeln) zusammen, ohne jedoch, wie es scheint, die Sache genauer zu begründen. Eine eingehende, gelehrte und scharfsinnige Abhandlung hat endlich Ed. Wolter dem »*lîgo*« gewidmet (Was ist »*lîgo*«? im VII. Bande des Archivs für slavische Philologie von V. Jagić, S. 629—639). Einiges von dem, was ich vorhin angeführt, verdanke ich diesem Aufsatze. Auch Wolter bringt *lîgô* mit dem Verbum *lîgôt* zusammen, allein ich kann ihm gerade darin nicht beistimmen, was er insbesondere nachzuweisen sich bemüht, dass nämlich hier »die Bedeutung im Sinne eines Farben- und Lichtspieles angesetzt werden« müsse (a. a. O. 629), so dass also *lîgô* etwa durch »schimmere, leuchte, flimmere« wiederzugeben wäre. Den Beweis dafür scheint er mir nicht erbracht zu haben. Und auf jeden Fall liegt es nach meiner obigen Auseinandersetzung näher, ja unabweisbar nahe, auch in »*lîgô*« das Verbum »*lîgôt*« in der gewöhnlichen, sicher feststehenden, jedermann bekannten Bedeutung »schaukeln« anzunehmen, da gerade diese Bedeutung hier durchaus passt und durch einleuchtende Analogien gestützt wird, während »schimmere, leuchte, flimmere« oder dergleichen bei der Sonne fast banal erscheint. Allerdings zeigt Wolter in überzeugender Weise, dass auch besondere Farbenspiele an der Johannissonne hier und da bei Russen und Letten beobachtet, respective geglaubt werden. Aber nicht minder fest, ja noch häufiger bezeugt ist der Glaube an ein Auf- und Ab-Sichbewegen, ein Tanzen, Hüpfen und Springen und — bei den Indern jedenfalls — auch ein Schaukeln der Sonne, und dies letztere ist und bleibt nach der gewöhnlichen Bedeutung von *lîgôt* die nächstliegende Annahme. Glaubten die Letten, wie wir sicher wissen, dass die Sonne am Johannismorgen hüpfe und springe, dann konnten sie ihr wohl auch zurufen: »schaukle, schaukle!« Denn, wie wir schon sahen, liegen diese beiden Vorstellungen sich sehr nahe.

Dies wird durch folgende Betrachtung noch mehr bekräftigt. Wolter liefert in seinem Aufsatz den wertvollen Nachweis, dass bei den katholischen Letten im Gouvernement Witebsk, im sogenannten Polnisch-Livland, in einer Reihe von Johannisliedern statt des Refrains *lîgo* oder *leigo* (wie es bei den sogenannten polnischen Letten lautet), sich der Refrain *rûtô* (schriftlettisch *rôtô*) finde. Das Verbum *rûtôt* ist, wie Wolter bemerkt (a. a. O. 631), dasselbe, was schriftlettisches *rôtât* oder reflexiv *rôtatiẹs.* Es ist dasselbe Verbum, welches Bielenstein in dem oben angeführten Verschen aus Lennewarden durch »hin und her hüpfet« übersetzt. Diese Bedeutung, die jedenfalls die nächstliegende ist, festhaltend, möchte ich also in einigem Gegensatz zu Wolter sagen: Wenn in gewissen Gegenden *rûtô* als Refrain für *lîgo* (respective *leigo*) gebraucht wird, ja wenn eine Lettin zu Wolter sagen konnte, es sei gleichgiltig, ob man *leigo* oder *rûtô* sänge, dann sehen wir da eben aufs deutlichste das Hüpfen und Springen der Sonne als ihrem Schaukeln gleichbedeutend, gleichwertig behandelt.

Zum Schlusse seines schönen Aufsatzes (S. 638) weist Wolter noch darauf hin, dass bei den Letten *lîgawa, lîgawiņa* die Braut, die junge Frau bedeute und bezweifelt, ob dieses Wort, wie Ulmann will, mit dem Verbum »*lîgt*« übereinkommen, eins werden, sich vereinbaren, zusammengehöre, weil *lîgt* in der Sprache der Hochzeitslieder durchaus nicht vorkomme. Dieser Zweifel ist gewiss sehr berechtigt, und ebenso ist es eine feine Bemerkung, wenn Wolter hinzufügt: »Ich glaube, die Frage kann nur bei eingehender

[1]) A. A. Potebnja in seinem Aufsatz Объясненія малорусскихъ и сродныхъ пѣсенъ im Filologičeskij Věstnik, 1882, S. 226 in der Anmerkung (citiert nach Ed. Wolter im Archiv für slavische Philologie. VII, S. 629).

Berücksichtigung der auf Liebe und Hochzeit bezüglichen Lieder und poetischen Bilder entschieden werden.« Er beschränkt sich auf einige Andeutungen, ohne die Sache schon zu entscheiden.

Hier kann nun die vergleichende Mythologie und Sittenkunde mit einem vielleicht nicht zu verachtenden Hinweise dienen. Denn sie gerade weiß etwas über die Lieder und poetischen Bilder bei der lettischen Hochzeit zu sagen.

In dem nach Ausweis der vergleichenden Sittenkunde höchst alterthümlichen Hochzeitsritual der Inder spielt das große *Sûryâ*-Lied die Hauptrolle. Das Lied von der Hochzeit der *Sûryâ,* der Sonnentochter, respective einer weiblich gedachten Sonnengottheit, mit *Soma,* dem Mondgott (ursprünglich wohl mit den beiden *Açvinen,* respective auch *Pûshan).* Diese himmlische Hochzeit wird ganz augenfällig als das Prototyp der irdischen Hochzeit angesehen und behandelt. Die indische Braut spielt bei der Hochzeit gewissermaßen die Rolle der *Sûryâ.* Die durch Mannhardts schöne Abhandlung so bekannt gewordenen, höchst alterthümlichen lettischen Sonnenlieder haben ein durchaus entsprechendes Sujet. Sie singen von der Hochzeit der Sonnentochter, der *Saules meita,* und auch hier ist offenbar die himmlische Hochzeit als Prototyp der irdischen angesehen, denn auch die lettischen Sonnenlieder werden bis in die neuere Zeit hinein gerade bei den Hochzeiten gesungen. Sie bildeten wohl einen wesentlichen Theil der lettischen Hochzeitsfeier in vorchristlicher Zeit. Die lettische Braut spielte bei der Hochzeit demnach ebenfalls die Rolle der Sonnentochter oder einer weiblich gedachten Sonnengottheit, ganz ähnlich wie die Braut bei den Indern. Dass auch der ἱερὸς γάμος der Hera und des Zeus nach meiner Auffassung dieser griechischen Göttin als einer alten Sonnengöttin ganz analoge Bedeutung hatte, kann ich hier nur andeuten. Eben dieser ἱερὸς γάμος ist bei den Griechen das himmlische Prototyp der irdischen Hochzeit, und aus keinem anderen Grunde erscheint Hera im griechischen Cult vorherrschend in dem Charakter der Braut und jungen Ehefrau. Ich übergehe die dürftigen und zweifelhaften Analogien bei Germanen und Römern. Gerade bei den Letten liegen nächst den Indern die Verhältnisse am klarsten. Wenn nun aber die lettische Braut und junge Ehefrau die Rolle der Sonnentochter, respective einer weiblich gedachten Sonnengottheit spielte — was zweifellos feststeht — wenn ferner, wie wir vorhin gesehen haben, die Sonne als Schaukel gedacht und das Verbum *lîgôt* »schaukeln«, respective der Ruf »*lîgo*« der Sonne galt und dem größten Sonnenfeste recht eigentlich seinen Charakter gab, ist es dann nicht auch ganz natürlich und begreiflich, dass die Braut und junge Frau bei den Letten einen Namen trug, der mit *lîgôt, lîgo* zusammenhieng, respective davon abgeleitet war? Vielleicht ist uns gar in *lîgawa, lîgawiña* eine alte Bezeichnung der Sonne oder der Sonnentochter als der Schaukel, der Schaukelnden oder der Schaukeltochter erhalten. Ich darf nicht mehr als diese Hindeutung geben, da ich auf dem Gebiete der lettischen Sprachforschung kein Recht habe, mitzureden. Wohl aber glaube ich das Recht, ja die Pflicht zu haben, die Kenner der lettisch-litthauischen Sprach- und Culturwelt darauf hinzuweisen, wie merkwürdig die Bezeichnung der lettischen Braut und jungen Frau als *lîgawa, lîgawiña* unter den vorhin gewonnenen Voraussetzungen erscheint. Es ist, als fiele aus fernster Vorzeit ein verklärender Sonnenstrahl, ein Strahl der alten goldenen Sonnenschaukel, die das Lettenvolk, ohne es zu wissen, bis auf den heutigen Tag noch verehrend mit seinem »*lîgo, lîgo*« feiert, auf die Gestalt der lettischen Braut und jungen Ehefrau.[1])

[1]) Vielleicht beruht in letzter Instanz sogar die Sitte der Brautkrone, die die Braut beim Hochzeitsfest gar mancher indogermanischer Völker trägt, auf der alten Vorstellung, dass sie bei dieser großen Feier die Sonne oder die Sonnentochter, Sonnenjungfrau repräsentiert. Dass speciell die Letten sich die Sonne, respective die Sonnentochter als eine Krone tragend dachten, geht aus dem folgenden, sehr alterthümlich aus-

Ob der Glaube, dass die Sonne zur Zeit der Sonnenwende (respective Sommersonnenwende) oder auch zu Ostern, am Frühlingsanfang, hüpfe, springe, tanze oder schaukle, sich auch noch bei anderen als den indogermanischen Völkern findet, weiß ich nicht zu sagen. A priori wäre das durchaus möglich. Vorläufig aber kann ich diese Vorstellung nur als eine indogermanische feststellen.

Der tanzenden oder springenden Sonne habe ich schon vorhin im Vorübergehen die tanzende Morgenröthe verglichen. Der Zusammenhang ist indessen wohl ein tieferer, als der einer bloßen Analogie, und bedarf darum einer Beleuchtung, wenn dieselbe hier auch nur flüchtig geboten werden kann.

Sonne und Morgenröthe stehen sich so nah wie nur möglich, da die Morgenröthe ja nichts ist, als eine Begleiterscheinung der aufgehenden Sonne. Und so erklärt es sich sehr natürlich, dass in manchen mythologischen Gebilden beide Vorstellungen ineinander schwimmen (z. B. in der indischen *Sûryâ*, der himmlischen Braut der Letten u. dgl. m.). Alfred Hillebrandt hat uns nun in seiner Vedischen Mythologie, II, 26 flg. gezeigt, dass die Lieder an *Ushas*, die indische Göttin der Morgenröthe, im Ritual ihren Platz speciell am Jahresanfang haben, beim *Prâtaranuvâka* des *Agnishṭoma*-Opfers, das mit großer Feierlichkeit nach mehreren Texten im Frühjahr stattfindet. Es ist eine Frühlingsfeier, die zugleich den Beginn eines neuen Jahres bedeutet. Die Göttin *Ushas* wird nicht tagtäglich, sondern nur an diesem bestimmten Zeitpunkt mit Liedern und Opfern gefeiert. Sie erscheint demnach als die Morgenröthe, respective die aufgehende Sonne des im Frühling anbrechenden neuen Jahres.[1])

Wenn nun *Ushas* in den vedischen Liedern als eine Tänzerin[2]) erscheint, als ein lieblich schönes, seine Reize enthüllendes, tanzendes Weib, dann drängt sich uns unmittel-

---

sehenden lettischen Sonnenliede hervor (Mannhardt 34), in welchem übrigens Sonnentochter und Sonne wie ein und dieselbe Person behandelt werden:

Die Sonnentochter watete im Meere,
Man sah nur noch das Krönchen;
Rudert das Boot, ihr Gottessöhne,
Rettet der Sonne Leben.

In der Variante (35) hat sich der rettende Gottessohn zu Christus umgewandelt:

Sonnentochter sank ins Meer,
Nur die Krone sah man blinken,
Auf dem Berg stand Gottes Sohn,
Schwang ein golden Kreuz in Händen.

[1]) In den an *Ushas* gerichteten Liedern findet sich allerdings kein Anhaltspunkt für diese Annahme, da in denselben einfach die herrliche Erscheinung der Morgenröthe als solche gefeiert wird ohne besonderen Zeitbezug. Der Charaker des indischen Jahres ist ihr auch nicht günstig, da hier nicht, wie in nördlichen Breiten, der Gegensatz einer dunklen, kalten und einer hellen, warmen Jahreshälfte vorliegt. Aber die Thatsache, dass im Opferritual die Verehrung der *Ushas* nur bei Frühlingsanfang stattfindet, redet eine vernehmliche Sprache, und Hillebrandt hat daher durchaus ein Recht dazu, die kühne Vermuthung aufzustellen, dass sich hier in der indischen Mythologie, respective im indischen Cultus die Erinnerung an eine vergangene Zeit und eine frühere Heimat erhalten haben dürfte (vgl. Hillebrandt, a. a. O. 7, 38, 39 u. a.; dazu meine Besprechung WZKM, XIII, 287, 288). Diese Erinnerung scheint auch fortzuleben in der Vorstellung, dass die Geister, die Manen, das Licht gefunden und die *Ushas* erzeugt haben sollen (RV 7, 76, 4). Dies bedeutet wohl, dass das neue Licht aus der dunklen Zeit des Jahres emporsteigt (Hillebrandt, a. a. O. 31). Die Manen haben ja wohl schon in der indogermanischen Urzeit in der dunklen Jahreshälfte die Zeit ihrer Verehrung gehabt. Es folgte derselben die lichte Jahreshälfte, deren Eintritt vermuthlich durch eine Feier des neu aufsteigenden Lichtes (Sonne oder Morgenröthe) bezeichnet war. Und als Nachklang dieser urzeitlichen Feier darf aller Wahrscheinlichkeit nach die *Ushas*-Feier der Inder zu Beginn des Frühlings angesehen werden.

[2]) In dem *Ushas*-Liede RV 1, 92 heißt es von der Göttin V. 4: »Sie schmückt sich wie eine Tänzerin« (nṛtûr iva). RV 10, 29, 2 wird in einem Indra-Liede gesprochen vom Tanz (nṛtí) der *Ushas*: »Beim

bar die Erinnerung daran auf, dass die Sonne nach der Vorstellung germanischer Völker zu Ostern (respective im April), also am Frühlingsanfang, dem alten Jahresanfang, einen Freudentanz aufführt, respective Freudensprünge thut. Und wir werden diese zu Ostern tanzende Sonne der Germanen umsoweniger von der beim Frühlingsfest der Inder gefeierten Tänzerin *Ushas* trennen wollen, als auch in England wie in Deutschland ein alter Name bedeutsam für diesen Zusammenhang Zeugnis ablegt.

Schon Beda, der bekannte Kirchenlehrer und Historiker († 738) berichtet bekanntlich, dass die alten Angeln den April *Eosturmonath* nannten, nach einer Göttin *Eostre,* der zu Ehren sie in diesem Monate Feste feierten.[1]) Nach ihr hätten sie später das Osterfest benannt. Da nun auch die Deutschen ganz in Übereinstimmung mit den Angelsachsen den April Ostermonat (alt *ôstarmânoth,* schon bei Eginhard) und das christliche Fest Ostern (alt *ôstarâ*) nennen, also mit Namen, die den angelsächsischen nächstverwandt sind, hat schon Jakob Grimm mit Recht auf eine altdeutsche Göttin geschlossen, welche der angelsächsischen Göttin *Eostre,* die uns Beda bezeugt, genau entsprechen würde, und deren Namen etwa *Ostara* gelautet haben dürfte. Er sagt von derselben (Deutsche Mythologie, vierte Ausgabe, S. 241): »*Ostara, Eástre* mag also Gottheit des strahlenden Morgens, des aufsteigenden Lichtes gewesen sein, eine freudige, heilbringende Erscheinung, deren Begriff für das Auferstehungsfest des christlichen Gottes verwandt werden konnte.«

Übelangebrachte Zweifelsucht und Hyperkritik der späteren Zeit haben Bedas Zeugnis und Jakob Grimms Vermuthung zu entkräften gesucht, aber das erstere verdient in seiner ruhigen Bestimmtheit durchaus Glauben und Jakob Grimms Vermuthung ist eine wohlbegründete, die dem großen Schöpfer der deutschen Alterthumskunde nur Ehre macht. Das wird auch von F. Kluge in seinem »Etymologischen Wörterbuch der deutschen Sprache« s. v. Ostern, und von E. Mogk in seiner »Germanischen Mythologie« (zweite Auflage, S. 145) anerkannt.[2]) Das tritt jetzt durch die Vergleichung noch deutlicher hervor als früher. Die altgermanische Göttin *Ostara-Eostre* ist, wie man schon lange erkannt hat, augenscheinlich in ihrem Namen mit der indischen *Ushas,* noch genauer mit einer anderen Bezeichnung derselben, *usrâ,* »die röthliche«, nahe verwandt. Beide Namen kommen von der Wurzel *vas, ush* »aufleuchten«, die ebenso deutlich den Namen der Morgenröthe bei Griechen und Römern, *Eos* und *Aurora,* zugrunde liegt.

Die altgermanische Grundform des Namens dürfte nach F. Kluge und E. Mogk a. a. O. *Austrô* gelautet haben. Diese Göttin *Austrô, Ostara-Eostre* ist aber ebenso ihrem Wesen nach mit *Ushas,* der röthlichen *(usrâ),* verwandt. Denn sie kann ja nichts anderes bedeutet haben, als die am Frühlingsanfang neu aufgehende Sonne, respective die erste Morgenröthe des neuen Frühlings und damit des neuen Jahres. Wenn nun aber bis in

---

Tanze dieser und der folgenden Morgenröthe« (prá te asyâ' ushásaḥ prâ'parasyâ nṛtâ'u syâma nṛtamasya nṛṇâ'm).

[1]) Beda, De temporum ratione, c. 13: »Eosturmonath, qui nunc pascalis mensis interpretatur, quondam a dea illorum, quae Eostre vocabatur, et cui in illo festa celebrabant, nomen habuit, a cujus nomine nunc paschale tempus cognominant, consueto antiquae observationis vocabulo gaudia novae solemnitatis vocantes.«

[2]) Mit Recht hält E. Mogk in seiner »Germanischen Mythologie« (zweite Auflage, 1898) an dieser altgermanischen Göttin fest. Er sagt a. a. O. 145, über diesen Punkt: »Eine altgermanische Frühlingsgöttin, deren Existenz vielfach angezweifelt wird (Weinhold, Die deutschen Monatsnamen 52; Mannhardt BK. 505), ist aller Wahrscheinlichkeit nach die *Austrô* gewesen, die wir nur dialectisch als *Eostre* aus dem Angelsächsischen kennen (Beda, De temporum ratione, c. XV), und nach der der Ostermonat (ahd. *Ôstarmânoth,* ags. *Éosturmónath*) genannt sein soll. Ihr Name deckt sich mit dem indischen *usrâ* »Morgenröthe«, dem lateinischen *aurora* (Kluge, Etymologisches Wörterbuch, unter Ostern). Sie müsste also von Haus aus eine Göttin der Morgenröthe gewesen sein, die auf germanischem Boden zur Göttin des im Frühling wiederkehrenden Tagesgestirns geworden ist.«

die neuere Zeit hinein in Deutschland und England sich der Glaube erhalten hat, dass die Sonne am Ostermorgen beim Aufgehen tanze oder springe, dann wird es jetzt wohl nicht mehr zu kühn sein, wenn wir annehmen, dass dieser augenscheinlich tief eingewurzelte Glaube ursprünglich sich auf die Göttin *Austrô, Ostara-Eostre* bezog, die ja nichts anderes war, als die aufleuchtende Sonne des Frühlingsanfangs. Und dies Tanzen und Springen der aufleuchtenden Sonne hätte seine deutliche Parallele in dem Bilde der indischen *Ushas,* der Tänzerin, die beim Frühlingsfeste gefeiert wird.

Dass auch die griechische *Eos* als Tänzerin gedacht ist, haben wir schon gesehen. Ihre χοροί oder Tanzplätze — dort, wo die Sonne aufgeht — bezeugen das deutlich. Od. 12, 1—4:

Αὐτὰρ ἐπεὶ ποταμοῖο λίπεν ῥόον Ὠκεανοῖο
νηῦς, ἀπὸ δ' ἵκετο κῦμα θαλάσσης εὐρυπόροιο,
νῆσόν τ' Αἰαίην, ὅθι τ' Ἠοῦς ἠριγενείης
οἰκία καὶ χοροὶ ἐισι, καὶ ἀντολαὶ Ἠελίοιο.

Wir wissen leider nichts näheres von dieser Vorstellung bei den Griechen, vermuthen aber lässt sich mit großer Wahrscheinlichkeit nach der zwischen Indern und Germanen waltenden Übereinstimmung, dass das Tanzen der *Eos* auch hier ursprünglich eine analoge Bedeutung gehabt habe.

Blicken wir zurück und überschauen wir das durch unsere Betrachtung Gewonnene.

Wir gewahren bei vielen indogermanischen Völkern, bei Indern und Letten, Germanen und Slaven — in schwachem Rudiment auch bei den Griechen — den tiefeingewurzelten Glauben, dass die aufgehende Sonne (respective auch die Morgenröthe), insbesondere zu gewissen Zeiten des Jahres, Frühlingsanfang oder Sommersonnenwende, hüpfe, springe, tanze, sich schaukle, oder auf und nieder sich bewegend »spiele«.[1]) Wir sehen, dass solche wunderbare Freudenäußerungen der Sonne von vielen indogermanischen Völkern andächtig im Freien erwartet, mit jubelndem Gesang begrüßt und gefeiert werden. Da haben wir ein Stück primitiver Religion, altindogermanischer Naturverehrung vor uns! Vom Sonnendienst, von den Sonnwendfesten, von Sonnenmythen und Sonnenliedern der Indogermanen ließe sich noch gar manches erzählen. Für den Augenblick müssen wir uns an dieser Betrachtung genügen lassen, zu der uns der *Lîgo*-Sang der Letten die Anregung geboten hat.

[1]) Vgl. die Discussionsbemerkungen von Dr. Hein in den Sitzungsberichten, XXXI, [127].

Das Bauernhaus am Millstätter See in Kärnten.

Von **J. R. Bünker** in Ödenburg.

A. Einleitung.

Schon wiederholt zog ich in diesen »Mittheilungen« das Haus meiner oberkärntnerischen Heimat zu Vergleichen heran und in meiner Arbeit »Das siebenbürgisch-sächsische Bauernhaus« in Bd. XXIX dieser »Mittheilungen« (S. 191—231) wies ich eindringlich auf die Nothwendigkeit der Erforschung dieser alpinen Hausform hin. Auf meine Anregung hin schickte der Ausschuss der Anthropologischen Gesellschaft während der Sommerferien des Jahres 1900 mich selbst zum Studium des heimatlichen Hauses aus und gab mir zur Erreichung eines möglichst umfangreichen Materiales den akademischen Maler Robert C. Lischka aus Wien an die Seite. Dadurch, dass mir durch die Zuordnung des Herrn Lischka der für mich schwierigere und zeitraubendere Theil der Arbeit, der in der Anfertigung der zur Illustration nothwendigen Bilder besteht, zum großen Theil abgenommen wurde, war es mir möglich geworden, eine bedeutend größere Anzahl von Häusern in den Bereich meines Studiums zu ziehen. Diesem Umstande war es auch zu verdanken, dass ich so viel Zeit erübrigen konnte, um auch einige Dorffluren jener Gegend zur Bearbeitung zu bringen, aus denen ich die zu beschreibenden Häuser zum Theile wählte. Es sei darum dem Ausschusse der Gesellschaft auch an dieser Stelle dafür, dass er mir in Herrn Lischka einen so sachkundigen Mitarbeiter an die Seite gab, sowie für die mir zur Durchführung der Arbeit, von welcher in vorliegender Abhandlung die Rede sein wird, gewährten Subvention mein bester Dank ausgesprochen.

Ich hatte mir für die in Kärnten durchzuführenden Studien von vorneherein mein Programm festgestellt. Es bestand aus zwei Theilen: 1. in der Besprechung einer oder mehrerer geeigneter Fluren in der unmittelbaren Nähe des Millstätter Sees und in der Beschreibung des Bauernhauses derselben Gegend, 2. in der Erforschung primitiverer Bauten, die mir die Wege zum Entwickelungsgange des Bauernhauses zeigen sollten. Dem ersten Theil der Arbeit sollte der Monat Juli, dem zweiten Theile der Monat August gewidmet werden.

Für den zweiten Theil der Arbeit bot mir mein Freund, akademischer Maler Herr Franz Storno jun., in ganz selbstloser Weise die Mithilfe seines Sohnes, der Schüler der Wiener Akademie der bildenden Künste und ein tüchtiger Zeichner ist, an. Ich fühle mich gedrungen, hier auch Herrn Robert C. Lischka und Herrn Franz Storno für ihre treue Mithilfe, für die Unverdrossenheit und Ausdauer, mit welcher sie mich oft auf den beschwerlichsten Wegen in die höchsten Regionen der heimischen Berge begleiteten, meinen innigsten Dank auszusprechen.[1]) Herzlichen Dank sage ich dann noch all jenen. die mich in meiner Arbeit unterstützten und zu fördern suchten, so vor allem all den

[1]) Von den diese Arbeit zierenden Text-Illustrationen hat Herr Lischka die mit einem Sternchen versehenen gezeichnet, Herrn Storno verdanke ich die mit zwei Sternchen bezeichneten Abbildungen.

Eine Abbildung ist der Arbeit Prof. Dr. Meringers, Das volksthümliche Haus in Bosnien und der Hercegovina, Wissenschaftliche Mittheilungen aus Bosnien und der Hercegovina, VII (1900), 247—290, (diese Arbeit

freundlichen Bauern, deren Häuser ich besuchte und beschrieb, und die mir in verständnisvoller Weise oft wertvolle Aufklärungen gaben, besonders auch meinem ehemaligen Schulgenossen, dem Landmanne Mathias Ortner, vulgo Tripp in Kötzing, der mir sogar noch auf brieflichem Wege Daten zu meiner Arbeit lieferte, und schließlich auch noch meinem Bruder, Senior Karl Bünker in Trebesing, der mir besonders im Lieserthale ein tüchtiger Berather in Sachen des Bauernhauses und des Lebens in demselben, ein treuer Begleiter auf meinen Wegen in die Bauernhäuser und Holzknechtwohnungen und ein ortskundiger Führer auf den Alpenfahrten zu den hochgelegenen Senn- und Ochsenhalterhütten war.

Zum Zwecke meiner Forschung wählte ich deshalb die Gegend am Millstätter See, weil ich sie meine alte Heimat im engsten Sinne des Wortes nenne, weil ich dort jeden Stein und Steg, jedes Fleckchen Feld, jede Hütte, jedes Haus und in den Häusern wohl auch noch einen großen Theil der Bewohner aus meiner Jugendzeit her kenne. Es ist klar, dass mir diese Umstände stark über die Schwierigkeiten, denen der Hausforscher sonst häufig in fremden Orten begegnet, hinaushalfen. Man begrüßte mich überall als guten alten Bekannten, dem Thür und Thor und auch die Wege zu den geheimsten Fächern des Herzens und Gehirnes offen standen, die manchmal gar sonderbares Zeug an Meinung und Glaube enthalten und die sonst dem Einblicke eines Fremden, Fernestehenden sorgsam verwahrt bleiben.

Das Gebiet am Millstätter See, aus dem ich mir den Stoff zu meinen Untersuchungen entnahm, ist die Gegend am unteren, westlichen Ende des Sees, vor allem die Gemeinde Seeboden am nördlichen Seeufer, dann der nördlich von Seeboden und rund 200 *m* höher gelegene, größere geschlossene Ort Treffling mit 55 Häusern und 344 Einwohnern und schließlich das von Seeboden nach Nordosten und ungefähr 150 *m* höher gelegene Dorf Tangern mit 29 Häusern und 184 Einwohnern (Zählung 1890). Durchwandert habe ich auch zu wiederholtenmalen die Dörfer Gößering, Laubendorf, Tschierweg, Gr.-Dombra und Ober-Millstatt, die mit Tangern in gleicher Höhe über dem See auf einer Bergstufe des Tschierweger Nockes liegen. Von weiteren Orten, die ich bei größeren und kleineren Ausflügen flüchtig berührte, soll an zustehender Stelle Erwähnung gethan werden.

Es war meine Absicht, die ganze Flur der Steuergemeinde Seeboden, also aller acht zu ihr gehörenden Ortschaften, zur Besprechung zu bringen, doch fehlte aus der Gemeindemappe, die mir der Bürgermeister zur Verfügung stellte, leider ein Blatt, was zur Folge hatte, dass ich die Beschreibung der Ortschaften Techendorf und Gritschach aufgeben musste.

Da jedoch weder die Dorfanlage, noch die Vertheilung der Liegenschaften sich von denen der anderen Ortschaften wesentlich unterscheiden dürften, wird die Besprechung auch nur der übrigen vier Ortschaften genügen, um von der Anlage der Orte und der Fluren am westlichen Ende des Sees ein genaues Bild zu bieten. Ich will mit der Besprechung derselben meine Arbeit beginnen.

B. Dorffluren am Millstätter See.

Die Ortsgemeinde Seeboden wird aus drei Steuergemeinden gebildet:

aus Seeboden,	bestehend	aus	8	Ortschaften	mit	120	Häusern	und 811 Einwohnern
» Lieseregg,	»	»	7	»	»	43	»	» 295 »
» Treffling,	»	»	6	»	»	107	»	» 675 »
zusammen	aus		21	Ortschaften	mit	270	Häusern	und 1781 Einwohnern.

wird weiter unten wiederholt herangezogen werden) und eine Henning, Das deutsche Haus (daselbst Fig. 58, S. 107) entnommen.

Alle anderen Textfiguren, d. s. sämmtliche Pläne und Grundrisse, sowie die beiden Kartenskizzen wurden von mir selbst angefertigt.

Die acht Ortschaften der Steuergemeinde Seeboden sind:

St. Wolfgang	mit	3	Häusern	und	12	Einwohnern
Seebach	»	6	»	»	92	»
Seebrücke	»	11	»	»	35	»
Wirlsdorf	»	30	»	»	162	»
Reich	»	12	»	»	103	»
Kraut	»	14	»	»	112	»
Techendorf	»	23	»	»	169	»
Gritschach	»	21	»	»	126	»
zusammen		120	Häuser	mit	811	Einwohnern.[1])

Die Zahl der Häuser ist besonders in den an der nach Millstatt führenden Bezirksstraße liegenden Ortschaften Wirlsdorf, Techendorf und Gritschach in letzterer Zeit infolge des regen Fremdenverkehrs unverhältnismäßig angewachsen. Dies ergibt sich in Bezug auf Wirlsdorf aus einem Vergleich der vorstehenden Zusammenstellung mit der weiter unten folgenden Tabelle II.

Aus den ersten Zeilen einer dem »Grundparzellen-Protokoll der Gemeinde Seeboden« beigefügten definitiven Grenzbeschreibung der Gemeinde Seeboden entnehme ich: »Das Gebiet der Gemeinde Seeboden hat in der Ausdehnung von Osten nach Westen 1933 Klafter und in jener von Norden nach Süden 1174 Klafter.«

Es wird östlich von den Gemeinden Millstatt und Treffling, nördlich von den Gemeinden Treffling und Lieseregg, westlich von Lieseregg und Lieserhofen und südlich vom Millstätter See begrenzt.

Nach dem »Protokoll der Grundparzellen der Gemeinde Seeboden« (Laibach, den 12. März 1839) und nach dem »Protokoll der Bauparzellen der Gemeinde Seeboden« (vom selben Datum) umfasst die Steuergemeinde Seeboden im ganzen:

1515	Grundparzellen	im Ausmaße	von	1636	Joch	649 □°
und 98	Bauparzellen	»	»	8	»	1115 □°
das sind 1613	Parzellen	im Ausmaße	von . .	1645	Joch	164 □°

Aus dem oben angeführten Grunde kann ich nur die Fluren der Ortschaften Seebach, Wirlsdorf, Reich und Kraut besprechen. Das Bild derselben ist in der Karte (Abb. 1) wiedergegeben. Die Karte habe ich nach dem »Kataster-Plan der Gemeinde Seeboden in Kärnten, Bezirk Millstatt« vom Jahre 1827 angefertigt.

Außer den Liegenschaften, die in der Karte enthalten sind, gehören zu den vier Ortschaften noch Wald und Wiesentheile und spärliches Ackerland in dem südlich vom See gelegenen *Seebodner Berg* im Ausmaße von 204 Joch 169 □°. Ich ließ diese zum weitaus größten Theil aus Waldland bestehende Partie aus der Karte weg, weil ich sie als eine erst spät erfolgte Auftheilung aus Gemeingut (Gemeindewald, Almende) halte, worauf die sehr regelmäßigen, von geradlinigen Grenzen eingeschlossenen Parzellen hinweisen. In Wegfall geblieben sind aus der Karte auch die zur ganzen Steuergemeinde gehörenden zwei Seeparzellen, wovon die eine im Ausmaße von 335 Joch 1527 □° der Herrschaft Sommereck (Graf Lodron in Gmünd), die andere in der Größe von 51 Joch 1577 □° der Herrschaft Spital (Fürst Porzia) angehört.

Dadurch, dass ich diese Parzellen nicht aufnahm, ließ sich die Karte in größerem Maßstabe reproducieren, wodurch sie an Deutlichkeit gewann.

[1]) Die Einwohnerzahlen sind nach der Volkszählung vom Jahre 1900 angegeben. Herr Dr. Leo Bouchal hatte die Güte, mir die Daten von der statistischen Centralcommission in Wien zu ermitteln.

Die Karte gibt also, da der neuere Zuwachs aus Gemeingut in Wegfall gekommen, das alte Bild der Fluren der vier Ortschaften.

In die Liegenschaften, welche die Karte enthält, theilen sich die vier Ortschaften dem Ausmaße nach, wie folgt:

auf Seebach	entfallen	32	Joch	1163 □°
» Wirlsdorf	»	98	»	1493 »
» Reich	»	89	»	741 »
» Kraut	»	163	»	924 »
	zusammen	385	Joch	721 □°

Hiezu kommen noch:

an Dorfplätzen und Wegen	8	Joch	1023 □°
die Hälfte des Seebaches .	2	»	417 »
die Hälfte des Lieserflusses	1	»	517 »
zusammen	397	Joch	1078 □°

Die Karte umfasst sonach ein Gebiet von 397 Joch 1078 □°. Dasselbe ist keineswegs eben, sondern es steigt, wie dies ein von A—B gedachter Schnitt, der auf Taf. I links unten schematisch dargestellt ist, zeigt, vom Süden nach Norden terrassenförmig an. Eigentliche Riede *(Gewanne)* bestehen nicht. Die Namen, welche in die Karte eingetragen sind und als Riednamen gedeutet werden können, sind Bezeichnungen, die den einzelnen Terrassen des Terrains und den zwischen denselben steil ansteigenden Stufen beigelegt wurden. Die unterste Terrasse, die aus dem circa 570 *m* über dem Meere gelegenen Bette des Seebaches sanft ansteigt, ist das *Untere Feld.* Aus diesem erhebt sich die circa 60 *m* hohe erste Stufe, die den Namen *Leiten* führt. Aus der *Unteren Dobra* erhebt sich die zweite, etwa 30 *m* hohe Stufe, die zur *Oberen Dobra* ansteigt und keinen Namen trägt. Von der Oberen Dobra baut sich die dritte, die circa 80 *m* hohe, höchste Stufe auf, die in einer Höhe von 740 *m* über dem Meere in das flache *Kötzinger Feld* ausläuft. Der westliche Theil dieser Stufe heißt *Raut.*[1]) Nördlich von Kraut liegt eine gegen Südosten abfallende Leite (Abhang), die den Namen *Weigat,* d. i. wohl nichts anderes als »Weingarten« führt. Der zwischen *Weigat* und *Raut* liegende Theil der ganzen Stufe heißt *Dull.* Diese Namen und der Name *Dobra* dürften wohl aus der Zeit stammen, als die Gegend noch durch Slaven bewohnt war. Das Kötzinger Feld hat seinen Namen von der unfern nördlich gelegenen kleinen Ortschaft Kötzing. Vom Kötzinger Feld gehört nur der südlichste Rand zu den Ortschaften Seebodens, der übrige größte Theil fällt den Ortschaften Kötzing, Unterhaus und Pirk zu.

Die Grenzen zwischen den einzelnen Ortschaften und zwischen jenen Territorien, die eigene Flurnamen führen, sind in der Karte durch kleine liegende Kreuzchen angedeutet. Die Wälder sind durch die übliche Signatur hervorgehoben, die Äcker sind weiß gelassen, Wiesen und Weiden sind gestrichelt und ganz kleine Weidestreifen, die als *Anewenden* an Äckern entlang laufen und sie oft rundherum einfassen, sind durch W gekennzeichnet.

Die vier Ortschaften theilen sich in das von der Karte umfasste Gebiet in der Hauptsache so, dass dem Orte Wirlsdorf jener Theil, der südlich der von Seebach nach Techendorf von Westen nach Osten führenden Bezirksstraße liegt, dann die *Leiten* und der südliche Theil der *Unteren Dobra* zufällt. Die Parzellen, welche zu dieser Ortschaft gehören, sind mit kleinen lateinischen Buchstaben bezeichnet.

[1]) Wohl als *Roud* (Rodung) zu deuten. Unweit westlich davon liegt ein zu Lieseregg gehörendes Bauernhaus, das den Hausnamen *Rauter* (Rouder = Roder) führt.

Zur Ortschaft Reich gehören die das Dorf umgebenden Gründe und die größere, nördliche Hälfte der *Unteren Dobra*. Die zu Reich gehörenden Parzellen sind durch arabische Ziffern gekennzeichnet.

Abb. 1. Flurkarte eines Theiles der Gemeinde Seeboden.

Den Besitz der Ortschaft Kraut bilden die das Dorf einschließenden Liegenschaften, die ganze nördliche Hälfte des durch die Karte umschlossenen Gebietes, enthaltend die *Obere Dobra, Raut, Dull* und *Weigat*. Die zu Kraut gehörenden Parzellen haben als Kartenzeichen große lateinische Buchstaben.

Die Ortschaft Seebach ist gebildet aus einem arrondierten Besitz, der zur Zeit der Katasteraufnahme einem einzigen Bauern gehörte. Die diesen Besitz bildenden Parzellen

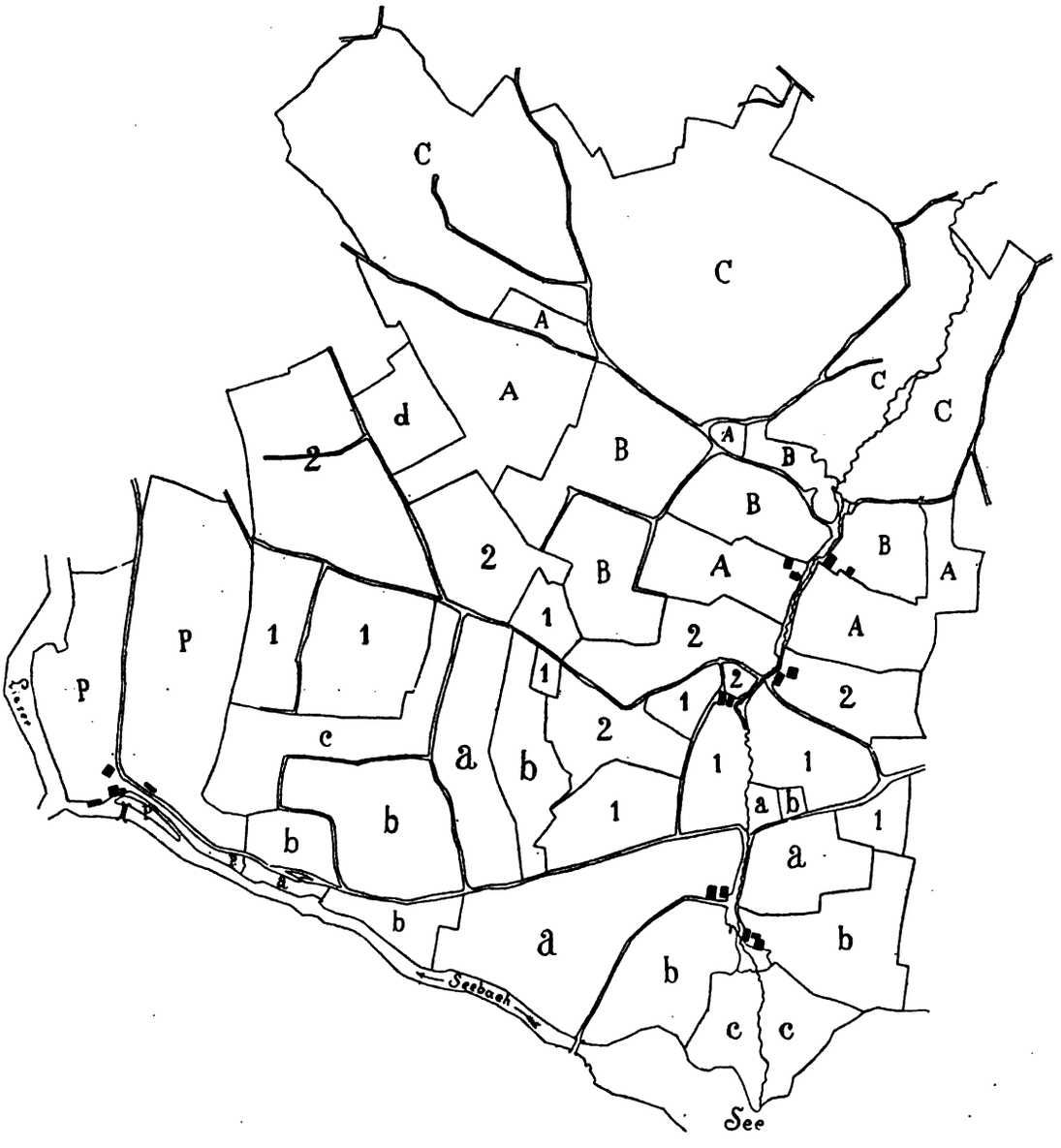


Abb. 2. Reconstruction der ursprünglichen Gütercomplexe von Abb. 1.

sind mit P, dem Anfangsbuchstaben des Familiennamens des damaligen Besitzers Johann Pesentheiner, bezeichnet.

Nach den im Gemeindeamte zu Seeboden erliegenden Bau- und Grundparzellen-Protokollen vom Jahre 1839 habe ich die Besitzungen der einzelnen vier Ortschaften in je einer Tabelle zusammengestellt.

Tabelle I. **Seebach.**

L. Z.[1]	K.-Z.[1]	H.-Nr.[1]	Namen des Besitzers	Charakter des Gutes	Hufenzahl	Ehemalige Grundherrschaft	B.-A.[1]	Gärten	Äcker	Wiesen	Weiden	Wälder	Öde	Zusammen	P.-Z.[1]
1	P	2-4	Johann Pesentheiner, vlg. Seebacher	Bauerngut	1¼	Sommeregg	757	281	14·870	5·119	3·1250	8·536	550	32·1163[3]	29
2	h_2	1	Jakob Pucher, vlg. Mirtbauer in Wirlsdorf	Keusche	(¼)[2]	Sommeregg	81	—	—	—	—	—	—	81	1
—	—	—					838	281	14·870	5·119	3·1250	8·536	550	32·1244	30

[1]) Abkürzungen auch für die folgenden Tabellen:
L. Z. = laufende Zahl, B.-A. = Bau-Areal,
K.-Z. = Karten-Zeichen, P.-Z. = Parzellen-Zahl.
H.-Nr. = Haus-Nummer,

[2]) In Tab. II unter L.-Z. 8 verrechnet.

[3]) Die in den Rubriken 8—15 eingetragenen Zahlen geben die Ausmaße der Liegenschaften in österreichischen Katastraljochen und Quadratklaftern an.

Tabelle I weist den Besitz des Seebacher Gutes aus. Es umfasst 32 Joch 1163 □°, die Zahl der Huben (Hufen) dieses Gutes ist 1¼. [1]) Die Größe der Hufe dieses Gutes lässt sich also auf rund 26 Joch feststellen. In derselben Tabelle ist noch eine Keusche ausgewiesen, zu der Grund im Ausmaße einer Viertelhufe gehört. Der Besitzer der Keusche und des zu derselben gehörenden Grundes war im Jahre 1839 der Bauer Jakob Bucher, vulgo Mirtbauer in Wirlsdorf. Die Grundstücke der Keusche sind im Grundparzellen-Protokoll zu Wirlsdorf gerechnet, weshalb sie in der Tabelle II in den Besitz des Bauern, dem sie damals eigen waren, aufgenommen worden sind. Ehedem dürfte diese Viertelhufe wohl zum Seebacher Gute gehört haben. Dieses Keuschenbesitzthum sieht sich nämlich in der Karte wie eine Abtrennung aus dem Seebacher Gute an. Denkt man sich den Keuschenbesitz mit dem Seebacher Gute zu einer und einer halben Hufe vereinigt, so ergäben beide zusammen ein Ganzes von circa 40 Joch.

Über die Tabellen II, III und IV bemerke ich im allgemeinen, dass jede derselben in zwei Theile getheilt ist. Der erste Theil weist von jedem Besitzer jenen alten Besitzstand auf, der in der Karte wiedergegeben ist, und der zweite Theil enthält jene Liegenschaften, die aus der Auftheilung des *Seebodner Berg* zu den alten Besitzungen hinzugewachsen sind.

Die Tabelle II zählt nach dem Stande vom Jahre 1839 für Wirlsdorf 13 Besitzer und 18 Häuser auf. Wo bei einem Besitzer zwei oder drei Häuser ausgewiesen sind, ist das zweite gewöhnlich eine Keusche und das dritte eine Badstube. Die Badstube wird im Herbste zum Dörren des Flachses gebraucht, sonst aber dient sie wie die Keusche als Ausnehmerwohnung oder wird wie jene an ärmere Leute (Gäste, Gästinnen) vermietet. Eine Badstube ist auch das unter dem Kartenzeichen (K.-Z.) n gelegene Häuschen, das Eigenthum der Gemeinde, des dreizehnten Besitzers, ist. Das dritte, beim Bauern, vulgo Mirtbauer eingetragene Haus Nr. 18 ist eine Schmiede. Ein Besitzer, der zwölfte, ist »unbehaust«, d. h. er besitzt kein Haus.

[1]) Die Vermittelung der in den Rubriken 5, 6 und 7 enthaltenen Daten über den Charakter, die Hufenzahl und die ehemalige Zugehörigkeit der einzelnen Besitzthümer verdanke ich der freundlichen Zuvorkommenheit meines gewesenen Schulgenossen, des Landmannes Mathias Ortner, vulgo Tripp in Kötzing, der sie mir aus dem Grundbuchsamte in Millstatt besorgte.

Tabelle II.

Wirlsdorf.

L.Z.	K.-Z.	H.-Nr.	Namen des Besitzers	Charakter des Gutes	Hufenzahl	Ehemalige Grundherrschaft	Ausmaße der Liegenschaften, die in der Kartenskizze enthalten sind: B.-A.	Gärten	Äcker	Wiesen	Weiden	Wälder	Öde	Zusammen	P.-Z.	Liegenschaften im »Seebodner Berg«, die in der Karte nicht enthalten sind: Äcker	Wiesen	Weiden	Wälder	Zusammen	P.-Z.	Gesammtausmaß des Anwesens	Gesammtzahl der Parzellen
1	a	1 u. 2	Andreas Feichter, vlg. Valteweber	Bauerngut und Keusche	1	Sommeregg	0·248	1·302	5·1492	1·951	0·79	0·536	—	9·408	16	0·925	0·767	0·382	11·1056	12·1530	16	22·338	32
2	b	3	Kaspar Winkler, vlg. Kugler	Lehen	1	»	0·220	0·690	6·1269	1·641	0·586	0·956	—	9·1162	19	0·472	2·633	0·927	8·1253	12·85	14	21·1247	33
3	c	4 u. 5	Josef Preiml, vlg. Presser	Bauerngut	2	»	0·421	0·1302	14·571	4·771	0·449	—	—	20·314	28	0·469	3·219	0·287	22·563	25·1538	17	46·252	45
4	d	7	Josef Dietrich, vlg. Job	Bauerngut	1	»	0·202	0·582	8·1473	2·1306	0·931	0·583	—	13·277	31	0·141	1·840	0·468	14·100	15·1549	22	29·226	53
5	e	8	Josef Prunner, vlg. Fischer	Lehen	1/4	»	0·75	0·639	2·828	0·720	0·383	—	—	3·1045	11	0·335	1·180	0·389	5·988	7·292	18	10·1337	29
6	f	9	Josef Dietrich, Meutekeusche	Keusche	1/4	»	0·33	0·110	0·1399	—	—	—	—	0·1542	3	—	—	—	3·1106	3·1106	5	4·1048	8
7	g	10	Jakob Brunner, vlg. Job-Kristian	Realität	1/2	»	0·147	0·317	4·844	1·69	0·169	0·591	—	6·537	18	0·584	1·271	0·345	5·1136	7·736	17	13·1273	35
8	h	14, 15 u. 18	Jakob Pucher, vlg. Mirtbauer	Bauerngut und Keusche	2 1/4	»	0·324	0·516	13·429	5·408	1·271	—	—	20·348	29	1·49	1·763	2·316	23·1054	28·582	10	48·930	39
9	i	16 u. 17	Johann Eder, vlg. Oberländer	Lehen	1	Sachsenburg und Sommeregg	0·188	0·824	5·540	1·1503	0·237	0·387	—	8·479	21	0·231	1·672	—	11·170	12·1072	15	20·1552	36
10	k	13	Josef Ertl, vlg. Brucker	Keusche	—	Sommeregg	0·42	0·112	—	—	—	—	—	0·154	2	0·300	1·1453	0·402	—	2·555	16	2·709	8
11	l	11 u. 12	Josef Prunner, vlg. Peterle	Lehen	1/2	»	0·135	0·51	2·803	2·555	0·536	—	—	5·480	15	0·445	0·834	—	5·1485	6·1164	12	12·44	27
12	m	—	Peter Pucher, vlg. Fischer	—	—	»	—	—	1·305	—	0·452	—	—	1·757	4	—	—	—	—	—	—	1·757	4
13	n	6	Gemeinde Wirlsdorf	—	—	»	0·25	—	—	—	0·365	—	—	0·390	2	—	—	—	—	—	—	0·390	2
—	—	—			9 3/4		1·460	4·645	66·353	21·524	3·1258	1·1453	—	98·1493	199	3·751	15·232	4·316	112·911	135·610	152	234·503	351

2*

Tabelle III.

Reich.

Ausmaß der Liegenschaften, die in der Kartenskizze enthalten sind																Liegenschaften im »Seebodner Berg«, die in der Karte nicht enthalten sind						Gesammtausmaß des Anwesens	Gesammtzahl der Parzellen
L. Z.	K.-Z.	H.-Nr.	Namen des Besitzers	Charakter des Gutes	Hufenzahl	Ehemalige Grundherrschaft	B.-A.	Gärten	Äcker	Wiesen	Weiden	Wälder	Öde	Zusammen	P.-Z.	Äcker	Wiesen	Weiden	Wälder	Zusammen	P.-Z.		
1	1	3 u. 4	Georg Meixner, vlg. Winkler	Hube	1	Millstatt	0·260	—	9·52	3·939	0·486	—	—	13·137	22	—	—	—	5·190	5·190	4	18·327	26
2	2	5	Josef Pucher, vlg. Laßnig	Hube	2	Pfarrhof Spital	0·273	0·649	15·676	3·1306	0 1504	–	—	20·1208	35	—	—	—	8·1279	8·1279	6	29 887	41
3	3	6	Franz Laßnig, vlg. Weber-Haus	Keusche	—	Pfarrhof Spital	0·45	—	—	—	—	—	—	0·45	1	—	—	—	—	—	—	0·45	1
4	4	7	Franz Schicho, Bierwirt	Keusche	—	Kirche Lieseregg	0·54	—	—	—	—	—	—	0·54	1	—	—	—	—	—	—	0·54	1
5	5	8	Peter Koller, vlg. Thumer	Lehen	1/4	Sommer-egg	0·114	—	5·1457	1·1455	0·575	—	—	8·401	16	—	—	—	1·927	1·927	2	9·1328	18
6	6	2 u. 3	Peter Unterschwinger	Hube	1	Sommer-egg und Millstatt	0·269	0·41	8·415	4·719	0 290	—	—	13·134	18	—	—	—	3·764	3·764	3	16·898	21
7	7	1	Josef Sommeregger, vlg. Zechner	Hube	2	Staats-herrschaft Sachsen-burg	0·388	0·48	16·1007	5·1001	1 899	—	—	24·143	33	—	—	—	9·814	9·814	5	33·957	38
8	8	—	Josef Prummer	—	—	Sachsen-burg	—	—	1·525	0·256	0·168	—	—	1·949	3	—	—	—	—	—	—	1·949	3
9	9	—	Gemeinde Reich	—	—	—	—	—	—	—	2·209	—	—	2·209	4	—	—	—	—	—	—	2·209	4
10	II		Herrschaft Sommer-egg des Grafen Lodron in Gmünd	—	—	—	—	—	0·380	—	—	—	—	0·380	1	—	—	—	—	—	—	0·380	1
11	III	Freimde	Pfarre Lieseregg	—	—	—	—	—	0·1383	0·1274	0·298	—	—	1·1355	3	—	—	—	—	—	—	1·1355	3
12	IV		Johann Guggen-bichler in Gritschach	—	—	—	—	—	—	0·765	—	—	—	0·765	1	—	—	—	—	—	—	0·765	1
13	V		Joh. Koch; vlg. Paule-wirt in Techendorf	—	—	—	—	—	0·861	0·203	—	—	—	0·1064	2	—	—	—	—	—	—	0·1064	2
14	VI		Johann Seebacher in Techendorf	—	—	—	—	—	1·1155	—	—	—	—	1·1155	1	—	—	—	—	—	—	1·1155	1
15	VII		Jakob Kasmann-huber in Techendorf	—	—	—	—	—	1·536	—	0·206	—	—	1·742	4	—	—	—	—	—	—	1·742	4
—	—	—	—	—	6 1/4	—	0·1403	0·738	61·447	20·1548	5·1435	—	—	89·741	145	—	—	—	28·774	28 774	20	117·1515	165

Den übrigen elf Besitzthümern sind viererlei Namen beigelegt. Es sind unterschieden: 4 Güter, 4 Lehen, 2 Keuschen und 1 Realität. Die Realität des vulgo Job-Kristian ist jedenfalls als eine in jüngster Zeit erfolgte Abtrennung vom Job-Gute anzusehen.

Für die Ortschaft Wirlsdorf sind im ganzen $9^3/_4$ Hufen ausgewiesen. Eine Hufe umfasst, wenn man das Gesammtausmaß in Betracht zieht, circa 20 Joch, wenn man aber den alten Stand ins Auge fasst, gerade die Hälfte, nämlich nur 10 Joch.

Die ganze Ortschaft Wirlsdorf gehörte seinerzeit der Herrschaft Sommeregg an, nur beim Oberländer-Lehen theilte sich die Staatsherrschaft Sachsenburg mit der Herrschaft Sommeregg in den Besitz.

Die Tabelle III verzeichnet für Reich acht Häuser und 15 Besitzer. Von diesen 15 Besitzern sind außer der Gemeinde (K.-Z. 9) acht Ortsansäßige und sechs Fremde (K.-Z. II bis VII).

Die Ortsansäßigen besitzen zusammen $6^1/_4$ Hufen. Die Viertelhube gehört einem Lehen, die sechs Hufen vier Bauerngütern, hier *Huben* genannt, an. Zwei Keuschler haben als Liegenschaften nur ihre Hausstellen, ein Besitzer ist unbehaust.

Das Viertellehen umfasst im alten Bestande acht Joch, diesem gegenüber variieren die Huben zwischen 10 und 13 Joch. Im Gesammtausmaße vom Jahre 1839 hat das Viertellehen fast zehn Joch, während die Vollhufen der Bauernhuben von nur $14^1/_2$ bis ungefähr 18 Joch schwanken.

Die Besitzer Reichs waren früher fünf verschiedenen Grundherrschaften zinspflichtig.

Für Kraut zählt die Tabelle IV 14 Besitzer und 11 Häuser auf. Einen Besitzer bildet die Gemeinde. Von den übrigen 13 Besitzern ist einer fremd und einer einbehaust. Unter den elf behausten Besitzern waren neun Hubenbesitzer, ein Lehenbesitzer und zwei Keuschler. Die beiden Keuschler haben im alten Besitzstand nur wenige Joch Grund. Von den übrigen neun behausten Besitzern hat einer zwei Hufen, sechs je einer nur eine Hufe und zwei, darunter der Lehenbesitzer, nur je eine halbe Hufe.

Die halbe Hufe des Lehens umfasst im alten Besitzstand rund acht Joch. Dieser halben Hufe stehen die anderen halben Hufen mit circa 12 Joch gegenüber. Für das zweihufengroße Besitzthum sind nur rund 20 Joch ausgewiesen, während die anderen ganzen Hufen zwischen 14 bis fast 20 Joch schwanken.

Eigenthümlich ist es, dass im Gesammtausmaße die Doppelhufe 24 Joch 1432 □° umfasst, während eine einfache Hufe von 24 Joch 108 □° ihr fast gleich kommt und eine andere einfache Hufe von 34 Joch 146 □° die Doppelhufe an Größe bedeutend überragt.

Die Bauern von Kraut hatten früher fünf Grundherrschaften zu zinsen.

Die große Zahl der Gutsherrschaften, die sich in früherer Zeit in die Zinsungen der Bauern theilten, dann die große Verschiedenheit im Ausmaße der einzelnen Hufen — die Größe schwankt im alten Besitzstand, wie festgestellt wurde, von zehn Joch (in Wirlsdorf) bis 26 Joch (das Seebacher Gut und Oberschwinger Gut in Kraut) — ferner die durchschnittliche Kleinheit der Anwesen (wieder den alten Besitzstand in Betracht gezogen) und schließlich das häufige Vorkommen von halben und Viertel-Huben (besonders in Wirlsdorf) lassen darauf schließen, dass in den drei Ortschaften Wirlsdorf, Reich und Kraut — Seebach kommt als geschlossenes Gut hier nicht in Betracht — die alten, bei Gründung der Orte geschaffenen Güter durch Theilung oder Vererbung und Verkauf einzelner Theile schon sehr stark zersplittert worden sein müssen.

Da zur Zeit der Gründung der Orte der Seebodner Berg nach den oben angeführten Gründen in der Form von Waldland eine *Almende* oder vielleicht ein Theil einer gemeinen Mark gewesen sein wird, die Gründer also hauptsächlich mit den Liegenschaften, welche

Tabelle IV.

Kraut.

Ausmaß der Liegenschaften, die in der Kartenskizze enthalten sind															Liegenschaften im »Seebodner Berg«, die in der Karte nicht enthalten sind						Gesammtausmaß des Anwesens	Gesammtzahl der Parzellen
L. Z.	K.-Z.	H.-Nr.	Namen des Besitzers	Charakter des Gutes	Hufenzahl	Ehemalige Grundherrschaft	B.-A.	Gärten	Äcker	Wiesen	Weiden	Wälder	Öde	Zusammen	P.-Z.	Äcker	Wiesen	Weiden	Wälder	Zusammen	P.-Z.		
1	A	7	Urban Fercher, vlg. Rumpler	Keusche	—	Sommeregg	0·61	0·342	0·840	—	0·115	0·737	—	1·495	7	—	—	—	3·1254	—	—	1·495	7
2	B	6	Franz Leitsberger, vlg. Pechknolle	Keusche	-	Sommeregg	0·123	0·196	2·666	—	1·320	0·718	—	4·423	12	—	—	0·324	4·1541	3·1578	6	8·401	18
3	C	5	Georg Feichter, vlg. Stonig	Hube	2	Pfarrhof Spital	0·440	0·1322	14·732	3·1532	0·665	—	—	19·1491	25	—	—	—	5·883	4·1541	3	24·1432	28
4	D	9	Peter Geyersberger, vlg. Korb	Hube	1	Sommeregg und Sachsenburg	0·276	0·918	9 203	2·993	1·1040	4·163	—	18·393	34	—	—	0·432	2·907	5·1315	4	24·108	38
5	E	10	Johann Glanzer, vlg. Koller	Hube	1	Spachische Gült in Spital	0·206	—	7·999	1·1176	0·533	8·15	—	17·1329	19	—	—	—	3·671	2·907	1	20·636	20
6	F	4	Josef Steiner, vlg. Englmayer	Hube	1	Pfarrhof Lieseregg	0·175	0·232	6·1411	4·464	0·778	2·285	—	14·145	21	—	—	—	3·337	3·671	3	17·816	24
7	G	11	Jakob Unterschwinger, vlg. Wagner	Hube	1	Sommeregg	0·185	0·211	2·223	2·541	5·1471	3·1309	—	14·740	23	—	—	—	3·849	3·337	1	17·1077	24
8	H	13	Johann Kasmannhuber, vlg. Ackerer	Hube	½	Sommeregg	0·190	0·268	5·913	1·579	1·1343	3·439	—	12·532	29	—	—	0·432	7·364	3·1281	5	16·213	34
9	I	14	Georg Winkler, vlg. Oberschwinger	Hube	1	Sommeregg	0·362	0·498	10·977	3·663	1·519	10·1563	—	26·1382	35	—	—	—	0·1202	7·364	6	34·146	41
10	K	2	Peter Unterlercher, vlg. Feichter	Lehen	½	Pfarrhof Liesoregg, Pfarrhof Spital und Sachsenburg	0·106	—	3·515	0·1148	0·627	4·122	—	8·918	15	—	—	0·431	4·358	1·33	3	9·951	18
11	L	1	Josef Feichter, vlg. Herzog	Hube	1	Sommeregg	0·243	—	7·1154	2·1393	0·413	7 998	—	18·1001	24	—	—	—	—	4 358	3	22·1359	27
12	M	—	Michael Ortner	—	—	—	—	—	2·1	0·1564	0·110	—	—	3·75	7	—	—	—	—	—	—	3·75	7
13	N	—	Gemeinde Kraut	—	—	—	—	—	—	0·795	0·113	—	0·23	0·931	3	—	—	—	—	—	—	0·931	3
14	II	—	Herrschaft Sommeregg des Grafen Lodron in Gmünd	—	—	—	—	—	2·1058	—	0·1211	—	—	3·669	2	—	—	—	—	—	—	3·669	2
—	—	—	—	—	9	—	1·767	2·787	75·92	24·1248	14·1258	44·1549	0·23	163·924	256	—	—	1·19	39·326	40·385	35	203·1309	291

die Karte umfasst, ihr Auskommen finden mussten, ist es erklärlich, dass damals das Ausmaß einer Hufe ein bedeutend größeres, die Zahl der Bauern aber eine viel geringere sein musste, als heute.

Die Analyse der Karte hat ein interessantes Resultat zutage gefördert, und ich glaube nicht, dass es ein trügerisches ist. Leider kann ich mich auf keinerlei urkundliches Material stützen, da über die Orte, was mir Herr Landesarchivar August von Jaksch in Klagenfurt bestätigte, bis jetzt so gut wie nichts publiciert ist, und anderseits mich das Durchsehen der alten Urbare in Spital, Gmünd und Klagenfurt, woselbst das Urbar von Millstatt aus dem Jahre 1520 erliegt, zu sehr von meiner Hauptaufgabe, dem Studium des Hauses, abgelenkt haben würde.

Ich nahm die Karten-Analyse in der Weise vor, dass ich jedem Besitzer der drei Orte ein Kartenzeichen gab, so denen von Wirlsdorf die kleinen lateinischen Buchstaben von a—n, denen von Reich die Ziffern von 1— 9 und denen von Kraut die großen lateinischen Buchstaben von A—N. Hiezu kommen dann in den römischen Ziffern von II bis VII die Kartenzeichen der fremden Besitzer. Jede der in der Karte enthaltenen 630 Parzellen bekam dann das ihr zustehende Kartenzeichen. So erhielt die Karte das Bild, das sie auf Abb. 1 zeigt.

Ich dachte von Anfang an daran, dass mir die Größe des allein und geschlossen liegenden Seebacher Gutes mit seinen fast 32 Catastral-Jochen den Maßstab auch für die Größe der ursprünglichen Güter der Orte Wirlsdorf, Reich und Kraut bieten werde. Danach hätten sich für Wirlsdorf und Reich je drei, für Kraut aber fünf annähernd gleiche Bauerngüter von der Größe des Seebacher Gutes ergeben. Dieser Gedanke erwies sich jedoch für unrichtig.

Aus einem eingehenden Studium der bereits mit dem Kartenzeichen versehenen Karte ergab sich bald, dass einzelne Kartenzeichen stets beisammen, das heißt auf benachbarten Parzellen auftraten, während wieder andere auf anderen Theilen der Karte in geschlossener Weise sich zeigten. Dieses immer gleichmäßige Wiederkehren derselben Kartenzeichen in abgerundeten Gruppen ließ bald ihre Zusammengehörigkeit erkennen, und die Abtrennung der einzelnen Gruppen von einander ließ sich unschwer durchführen.

So lassen sich in Bezug auf die Flur von Wirlsdorf jene Parzellen, welche die K.-Z. a, b, h, i und k aufweisen, als zusammengehörig betrachten. Sie kommen stets geschlossen vor. Ihnen stehen jene Parzellen gegenüber, die die K.-Z. c, d, e, f, g und l zeigen. Beide Buchstabenpartien bilden in der Wirlsdorfer Flur mehrere Gruppen. Sie sind auf der Abb. 2 in große Blöcke zusammengefasst. Die aus den Parzellengruppen der ersten Buchstabenpartie gebildeten Blöcke sind in der Abb. 2 durch den Buchstaben a, die aus den Parzellengruppen der zweiten Buchstabenpartie construierten Blöcke durch den Buchstaben b gekennzeichnet.

Der Besitz i ließ sich unschwer als eine Abtrennung von h, der Besitz k als Abtrennung von l erkennen.

Auf der anderen Seite lässt sich sowohl e, als auch l als Abtrennung von c und f (Hausstelle und Garten) als Abtrennung von d ansprechen, so dass wir es auf beiden Seiten schon nur mehr mit drei Gütern zu thun haben. Das fortwährende Beisammenliegen der drei Güter auf der einen und der anderen drei Güter auf der anderen Seite lässt zuversichtlich auf das Entstehen dieser 2×3 Güter aus zwei ursprünglichen schließen. Das Dorf Wirlsdorf dürfte sonach aus einem Weiler entstanden sein, der ursprünglich nur zwei Güter umfasste, von denen jedes nach meiner Berechnung circa 40 Joch groß gewesen sein dürfte. Die Größe eines jeden der beiden Güter käme der

ursprünglichen Größe des Seebacher Gutes ungefähr gleich, wenn man sich dasselbe um die zu der in Seebach liegenden Keusche gehörenden Liegenschaften vergrößert denkt. von denen ich oben gesagt habe, dass sie sich wie eine Abtrennung vom Seebacher Gute ansehen lassen.

Die Größe der beiden ursprünglichen Güter, welche ich zusammen auf etwa 80 Joch berechnet habe, erreicht jedoch das Ausmaß des alten Bestandes der Flur von Wirlsdorf, welcher in der Tabelle I zu 98 Joch 1493 □° angegeben ist, nicht. Es erklärt sich dies auf folgende Weise:

Jenes Stück der Flur, das in Form einer Halbinsel in den See hineinragt und in der Abb. 2 mit c bezeichnet ist, dürfte erst in späterer Zeit in Cultur genommen worden sein. Es weisen darauf hin die geradlinigen Grenzen der Parzellen, dann der Umstand. dass dieses Stück zum Theile auch heute noch stark sumpfig ist, und schließlich der weitere Umstand, dass in diesem Stück fast alle Besitzer einerseits zu fast gleichen Theilen betheiligt sind, anderseits ein Beisammenliegen der Parzellen nach den Buchstabengruppen nicht constatiert werden kann. Ein zweites, in der Abb. 2 ebenfalls mit c bezeichnetes, an den Wald des Seebacher Gutes grenzendes Flurstück scheint Gemeingut. wahrscheinlich Wald, gewesen und erst in späterer Zeit aufgetheilt worden zu sein. Auch hier ist eine starke Vermengung der Buchstaben beider Gruppen festzustellen. Wird sonst eine Gruppe durch das Auftreten einzelner Buchstaben aus der anderen Gruppe gestört. so ist anzunehmen, dass die Parzellen, welche die fremden Buchstaben zeigen, in neuerer Zeit durch Verkauf aus dem alten Besitzstand ausgeschieden worden sein dürften.

Das zwischen Liegenschaften der Ortschaften Reich und Kraut eingekeilte und in der Abb. 2 mit d bezeichnete Stück, das armen Besitzern aus Wirlsdorf angehört, ist entweder eine Abtrennung aus A oder wahrscheinlicher noch neues Rodland.

Das Ausmaß der eben jetzt besprochenen und in der Abb. 2 durch c, c und d gekennzeichneten Flurtheile ergänzt die 80 Joche der beiden ursprünglichen Bauerngüter auf das Ausmaß der Wirlsdorfer Flur von 98 Joch 1493 □°.

Die in der Abb. 2 durchgeführte Reconstruction der beiden Güter ergibt für jedes derselben nur wenige, aber große Parzellen von unregelmäßiger Blockform. Die Unregelmäßigkeit ist dadurch bedingt, dass sich die Parzellen dem Terrain anschmiegen. Ich halte dafür, dass die beiden Ansiedler vorerst in der günstigsten Lage am Bache zwei möglichst gleichgroße Parzellen aussteckten und dann durch das Los entschieden, welchem die eine und welchem die andere als Besitz zufallen soll. In gleicher Weise dürften dann außerhalb dieser Parzellen weitere zwei und zwei Parzellen von gleicher Größe in gleicher Lage angelegt und durch Verlosung dem einen und dem anderen der Ansiedler zugefallen sein.

Wie in Wirlsdorf, so ließ sich auch in Reich und Kraut die Entstehung der jetzt bestehenden Bauerngüter aus zwei ursprünglichen Gütern nachweisen.

Für Reich ergab das Zusammenziehen jener gruppenweise beisammenliegenden Parzellen, welche die K.-Z. 1, 2 und 6 tragen, die Liegenschaften des einen, in der Abb. 2 mit 1 bezeichneten, das Zusammenziehen der Parzellen, welche die K.-Z. 3, 4, 5, 7 und 8 aufweisen, die Liegenschaften des in der Abb. 2 mit 2 bezeichneten zweiten Gutes. Das Gut 1 weist einen Umfang von 46 Joch 1576 □° auf, während das Gut 2 nur 33 Joch 1592 □° umfasst. Ob dem Gute 2 die Liegenschaften der fremden Besitzer zuzurechnen sind, wodurch es eine Größe von 42 Joch 762 □° erhalten würde, oder ob auch hier als ursprüngliche Größe für jedes Gut etwa 40 Joch anzunehmen und der Rest von etwa neun Joch als Gemeingut anzusehen wären, muss dahingestellt bleiben. Es liegen weder für das eine, noch für das andere Anhaltspunkte vor.

Die Flur des Dorfes Kraut unterscheidet sich von den Fluren der Orte Wirlsdorf und Reich darin, dass sie noch bedeutende Waldbestände aufweist. Es ist anzunehmen, dass die ganze nördliche Hälfte, etwa 80 Joch, bis in die neueste Zeit Waldland war. Darauf deuten die geradlinigen Grenzen der Parzellen in dem noch heute fast ganz mit Wald bedeckten *Dull,* dann der Name *Raut,* dessen eigenartig geformte, zwischen Waldparzellen liegende Acker-, Wiesen- und Weideparzellen ja jetzt noch ganz den Charakter von Rodungen aus Waldland an sich tragen. Dieses Waldland wird wahrscheinlich bis vor nicht allzulanger Zeit Gemeingut der Bauern von Kraut gewesen sein.

Jene Parzellen nun, welche außerhalb dieser in der Abb. 2 mit C bezeichneten Waldregion liegen und zusammen rund 80 Joch betragen, sind nun nach Buchstabengruppen wieder in zwei gleich große Theile geschieden, von denen der eine, in der Abb. 2 mit A bezeichnete Theil sich aus den Liegenschaften mit den K.-Z. A, B, C und D, der andere, mit B bezeichnete, sich aus den Parzellen mit dem K.-Z. E, F, G, H, I, K, L, M und N zusammensetzen, und von denen jeder etwa 40 Joch umfasst.

Was von Wirlsdorf gesagt wurde, gilt demnach auch von Reich und Kraut. Jeder der drei Orte scheint aus einem Weiler, von denen jeder nur zwei Güter oder Huben umfasst hat, entstanden zu sein, und jede dieser sechs Huben dürfte ursprünglich die Größe von 40 Joch gehabt haben.

In der Nähe des Dorfes Treffling besteht unter dem Namen Trasischk heute noch eine kleine Ortschaft, die nur aus zwei Besitzthümern besteht (ein drittes, der *Bergwunder,* ist streng genommen nicht dazu zu nehmen, da es weit ab von ihnen isoliert im *Berg* [Wald] liegt). Das eine Besitzthum, die Bernhardhube des Johann Trasischker, besteht aus 40 Joch 1376 □° und das andere, die Jank-Hube des Franz Gauglhofer, umfasst, wie weiter unten ausgewiesen werden wird, 56 Joch 595 □°. Die letztere dürfte erst in jüngster Zeit durch Zukauf vergrößert worden sein. Beide Huben zusammen geben heute noch ein Bild davon, wie die Weiler, aus denen die Ortschaften Wirlsdorf, Reich und Kraut entstanden sind, ausgesehen haben werden.

C. Die Dorfform.

Ist die aus der Untersuchung der Flurkarten sich ergebende Annahme, dass die besprochenen Orte aus Weilern entstanden sind, richtig, so lassen sich, auf dieser Annahme fußend und das gegenwärtige Bild der Fluren und die Ausgestaltung der Dörfer von heute ins Auge fassend, Schlüsse ziehen auf den Wirtschaftsbetrieb der ältesten Zeit, und davon lassen sich dann wieder Folgerungen ableiten auf die ersten dort angelegten Höfe und schließlich auch auf die Art und Weise des Ausbaues der Weiler zu den heute bestehenden Dörfern.

Vergleicht man die besprochenen Fluren der drei Dörfer am See mit anderen Flurenarten, so fällt hiebei ein scharfer Unterschied insbesondere in Bezug auf die Verhältnisse in unmittelbarer Nähe des Dorfes auf. Es bildet nämlich eine Eigenart der Gewanndörfer sowohl, als auch der Waldhufendörfer, dass sich an das im Dorfe stehende Haus zumeist nur ein verhältnismäßig kleiner Obstgarten anschließt. Alle Obstgärten zusammen bilden dann mit dem Dorfe selbst den Dorfbering oder das Dorfried, welches häufig, wie z. B. bei den Siebenbürger Sachsen, durch einen unübersteigbaren Zaun vor feindlichen Angriffen bis in die Jetztzeit geschützt war. Bei den Waldhufenanlagen schließt sich in der Regel unmittelbar an den Obstgarten in gleicher Breite das Ackerland des Besitzers in einem langen Streifen an, bei Gewanndörfern umschließen, ebenfalls unmittelbar, die am besten gelegenen und am sorgfältigsten gepflegten Ackergewanne das

Dorfried. Wiesen zur Futtergewinnung liegen häufig sowohl bei Gewannfluren, als auch bei Waldhufenanlagen weit vom Dorf entfernt an Bachläufen oder in Niederungen, die des feuchten Bodens wegen nicht zum Anbau geeignet sind, und für die Viehweiden werden gewöhnlich ebenfalls weit entfernte Gründe, die eben der großen Entfernung oder des schlechten Bodens wegen zum Anbau ungeeignet sind, ausersehen. Es sind dies Anlagen, die durch das Vorherrschen des Ackerbaues über die Viehzucht bedingt sind.

Das Bild, das uns die Fluren am Millstätter See bieten, ist nun ein ganz anderes. Die Häuser sind auch von Obstgärten umgeben. Sie werden sorgfältig gedüngt, jedoch nicht des Obstertrages, sondern des Grünfutters wegen, das aus ihnen genommen wird. An die Obstgärten schließen sich nicht Ackerfelder, sondern Wiesengründe von zumeist bedeutendem Umfang an. Sie nehmen die besten Gründe der Flur ein und werden, um reichlichen Grasertrag zu erzielen, ebenfalls fleißig gedüngt und im Sommer sorgfältig bewässert. Dass diese in der nächsten Nähe des Dorfes liegenden Wiesengründe oder *Änger,* wie man sie nennt, schon dem ältesten Bestande der Orte entstammen dürften, geht schon aus der zwar auf das allerprimitivste eingerichteten, aber für alle Dorfbewohner benützbaren Anlage zur Bewässerung und der alterthümlichen Einrichtung des Bewässerungsmodus, der in der Art alter Rechte in eine gewisse Form und Norm gekleidet ist, hervor.

Die Ackergründe liegen erst außerhalb der *Änger,* viele derselben sehr weit entfernt und sehr häufig in den schlechtesten, sehr steilen und steinigen Bodenlagen *(Leiten).* Obwohl das Klima und die Bodenverhältnisse besonders im Seethale den Weizen und den Kukuruz ebensogut reifen lassen, als im gottgesegneten Lavantthale, dem »Paradiese Kärntens«, ist aus der Anlage der Fluren am See zu erkennen, dass hier die Viehzucht an Wichtigkeit den Ackerbau stets übertroffen haben muss.

Die Viehzucht bedingt bekanntlich größere Räume zur Unterbringung eines größeren Viehstandes und zur Bergung des Winterfutters. Die vollkommene Trennung der großen Wirtschaftsräume von den Wohnräumen, die Errichtung eines eigenen »Futterhauses« neben dem »Feuerhause«[1]) wird sich in den Orten am See schon frühzeitig als Nothwendigkeit erwiesen haben. Vielleicht geht die Anlage eines vom Wohnhause vollständig getrennten Wirtschaftsgebäudes dieser, wie sich zeigen wird, für die Seegegend und ihre weitere Umgebung bei größeren Anwesen allenthalben üblichen Gehöftanlage sogar in die Zeit der Gründung der Weiler zurück. Die Möglichkeit, ein eigenes Wirtschaftsgebäude neben dem Wohnhaus zu errichten und zwischen beide einen geräumigen Hof zu legen, war wohl zur Zeit der frei liegenden Weiler am besten vorhanden. Was man nämlich heute das Dorfried nennen kann, bildet keine kleine Fläche, und sie war zur Zeit der Gründung der Weiler Eigenthum nur zweier Besitzer. Jeder derselben konnte auf dem ihm zugefallenen großen Plan sein Haus ohne jegliche Beschränkung errichten, wo es ihm beliebte. Sind mittlerweile aus den Weilern zwar Dörfer geworden, so ist es gleichwohl dort sogar heute noch möglich, dass sich ein Zuziehender, wenn er sich innerhalb des Dorfes ein Gehöfte errichten will, mit einer gewissen Ungebundenheit bewegen kann. Derselben Ungebundenheit erfreuten sich die Errichter der ältesten Gehöfte, welche die Weiler allmählich zu Dörfern ausbauten, natürlich in noch größerem Maße als ein heute Zuziehender, und diese Ungebundenheit in der freien Bewegung ist jedenfalls auch die

[1]) Die Bezeichnungen Feuerhaus für Wohnhaus und Futterhaus für Stall und Scheunengebäude brachte Bancalari bereits in »Die Hausforschung und ihre Ergebnisse in den Ostalpen«, S. 13. Ich hielt die Bezeichnungen für eine glückliche, weil bezeichnende Erfindungen seines Geistes, und war darum nicht wenig überrascht, als mir der Bauer Johann Frankhofer, H.-Nr. 11, in Gritschach sagte, dass im Gmündthal (Liserthal) das Wohnhaus *Feuerhaus* und der Stadel *Futterhaus* heiße.

Ursache der Unregelmäßigkeit, in der die einzelnen Gehöfte der Dörfer zu einander liegen, sie ist die Ursache der Unregelmäßigkeit und Planlosigkeit der Anlage eines jeden der Dörfer selbst. Maßgebend bei der Errichtung eines neuen Gehöftes scheint der Wasserlauf gewesen zu sein. Alle Gehöfte drängen sich an denselben heran. Das Vieh konnte leicht zur Tränke geführt werden, und bei Feuersgefahr war das Wasser nahe zur Hand. Ob aber das Gehöfte zur Rechten oder zur Linken des Baches, ob es mit seiner Front vor oder hinter die des Nachbarhofes zu liegen kam, das muss nie ausschlaggebend gewesen sein. Jeder baute, wenn er nicht etwa durch die Terrainverhältnisse beeinflusst war, ganz nach seinem Geschmacke, der eine an die Straße, der andere zog sich von derselben zurück, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, dass das Bild des Dorfes ein regelmäßiges werde.

In planmäßig angelegten Dörfern, insbesondere in solchen, die auf Waldhufen und Gewannfluren entstanden sind, ist eine solch freie Bewegung von Anfang an ausgeschlossen. Jedem Siedler wurde in dem Dorfried seine Hausstelle angewiesen und darauf hatte er nach bestimmten Gesetzen zu bauen. Waren die Hausstellen solcher Dörfer in ihrer frühesten Zeit hinlänglich breit, so sind sie mit der Zeit durch Theilung in schmale Streifen zerfallen, die nach und nach auf die Form neu zu errichtender Häuser einen argen Zwang ausübten und schon seit langem der freien Ausbildung einer entwickelten Hausform Schranken gesetzt haben, was augenscheinlich an den Bauernhäusern der Colonistendörfer, z. B. des östlichen Niederösterreich und des deutschen Westungarn, beobachtet werden kann.

Dass in der Gegend des Sees die Möglichkeit der freien Entfaltung der Gehöfte, bedingt durch die Eigenartigkeit der Fluranlage, bis zum heutigen Tag ungeschmälert vorhanden war, hat jedenfalls viel zur Entwickelung des Hauses zu solch hoher Stufe beigetragen, wie wir sie in der Umgebung des Sees und nach den Versicherungen Ortskundiger im ganzen deutschen Oberkärnten antreffen.

Bevor ich zur Schilderung des Hauses aus der Gegend des Millstätter Sees übergehe, will ich noch die ortsüblichen Gehöftformen einer kurzen Besprechung unterziehen.

D. Die Hofstätte.

Es wurde schon oben angedeutet, dass das Charakteristische in der Anlage der Gehöfte in der vollkommenen Trennung der Wirtschaftsräume von den Wohnräumen besteht. Bei Bauernhöfen, wenn sie auch zu den kleineren gerechnet werden, steht das Wohnhaus fast immer vom Wirtschaftshause, vom Stadel, getrennt. Oft, besonders bei größeren Huben, besteht das Gehöfte nicht nur aus diesen beiden Bauten, sondern es umlagern das Wohnhaus mehrere Gebäude, die theils als Wohn-, theils als Wirtschaftshäuser dienen. Fast in jedem Dorfe stehen jedoch auch ein oder mehrere kleine Häuser, welche nicht zu den Bauernhäusern gerechnet werden. Es gehört zu ihnen entweder gar kein Grund, nur ein Gärtchen, oder oft wohl auch Ackerland, im Ausmaße aber von nur wenigen Jochen. Das sind die Keuschen; ihre Besitzer werden Keuschler genannt. Solche Keuschen vereinigen zumeist Wohn- und Wirtschaftsräume unter einem Dach. Das Gebäude, welches sie umschließt, ist dann gewöhnlich das einzige, welches sich auf der Hofstätte erhebt. Es tritt zu ihm manchmal noch ein Holzschupfen, gebildet aus einem auf vier Holzsäulen ruhenden Satteldach, und der außer dem Hause angebrachte Abort.

Den Plan der Hofstätte einer solchen Keusche, der Rumpler-Keusche, H.-Nr. 7 in Kraut, bietet die Abb. 3. Der Besitzstand, welcher zu dieser Keusche gehört, ist in der Tabelle IV unter der L. Z. 1 eingetragen. Unter H liegt das Wohn- und Wirtschafts-

gebäude, unter Sch der Schupfen, unter A der Abort und unter G ein Gemüse- und Blumengarten. An diesen und an die Hofstätte schließt sich unmittelbar ein Obstgarten an. Das Haus liegt mit der Hauptfront parallel zum Dorfweg und wendet die Giebelseite des Wohntractes nach Süden. Gleichlaufend mit dem Weg eilt der Wirlsdorfer Bach dem See zu.

Abb. 4 zeigt den Riss der Hofstätte eines kleinen Bauernhauses, *Pacher,* H.-Nr. 7 in Gritschach. Die Hofstätte, in deren Hintergrund W.-H., das Wohnhaus, liegt, reicht an die

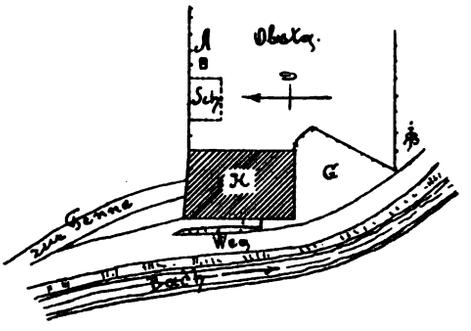


Abb. 3. Plan der Hofstätte der Rumpler-Keusche in Kraut, H.-Nr. 7.[1])

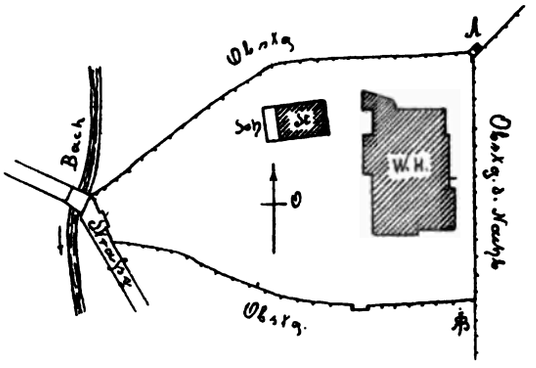


Abb. 4. Plan der Hofstätte des Pacher-Hauses in Gritschach, H.-Nr. 7.

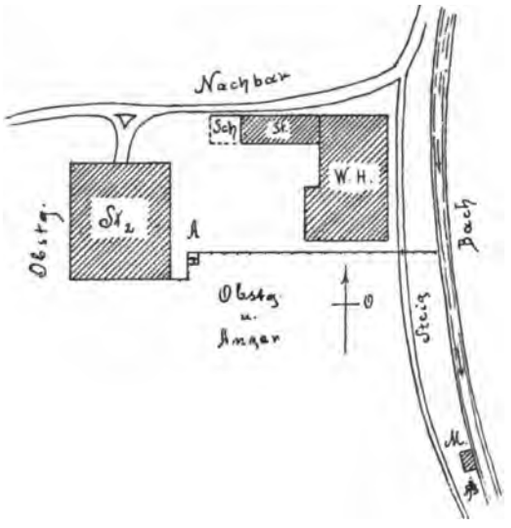


Abb. 5. Plan der Hofstätte des Winkler-Hauses in Reich, H.-Nr. 4.

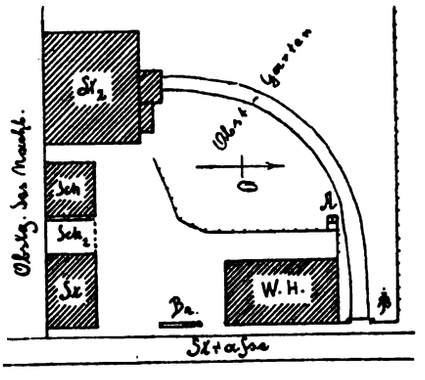


Abb. 6. Plan der Hofstätte des Sank-Hauses in Gritschach, H.-Nr. 4.

von Seeboden nach Millstatt führende Bezirksstraße heran. Das Haus vereinigt wie eine Keusche Wohn- und Wirtschaftsräume in sich, doch erhebt sich im rechten Winkel zur Längenachse des Hauses noch ein zweites Gebäude St, der Stadel, an den sich ein Schupfen Sch anschließt. A = Abort.

Abb. 5 gibt den Plan der Hofstätte eines mittelgroßen Bauernanwesens, *Winkler,* H.-Nr. 4 in Reich. Der Besitzstand, der zu dem Hause gehört, findet sich in der Tabelle III unter L. Z. 1 ausgewiesen. W.-H. ist das Wohnhaus. Seine Hauptfront ist nach Osten die Giebelseite, in der sich die Fenster der Wohnräume befinden, nach Süden gerichtet.

[1]) Diese Pläne sind sämmtlich im Maßstabe 1 : 1000 gezeichnet.

Vor der Hauptfront des Hauses führt ein Fußsteig nach Wirlsdorf, neben diesem fließt der Wirlsdorfer Bach nach Süden. An der Nordseite des Hauses führt der Dorfweg vorbei. Parallel zum Wohnhause liegt der Stadel St_2. Rechtwinkelig an das Wohnhaus schließt sich ein Stall St an, der die Schweine beherbergt. Sch ist ein Schupfen, der mit diesem Stalle unter einem Dache liegt. Bei A steht der Abort, und unter M liegt eine kleine Hausmühle. Die Lage der beiden Hauptgebäude, des Wohnhauses und des großen Stadels, ist diejenige, welche in der Gegend am häufigsten angetroffen wird. Wo es die Bodenverhältnisse nur erlauben, werden Wohnhaus und Stadel stets parallel gestellt.

Unter Abb. 6 ist die Hofstätte des *Sank*-Hauses, Nr. 4 in Gritschach, im Grundrisse gegeben. Die beiden Hauptgebäude W.-H., das Wohnhaus, und St_2, der Stadel, liegen hier der Regel entgegen nicht parallel, sondern im rechten Winkel zu einander. Zwischen beiden liegt der Stall St mit einem Wagenschupfen Sch_2, in dessen Dachraum die Schlitten untergebracht sind. An diesen Schupfen gliedert sich noch ein zweiter, Sch, für das Holz an. Unter A steht ein Abort und bei Br ein laufender Brunnen. Die Hauptfront des Wohngebäudes ist nach Osten und der nach Millstatt führenden Straße zugewendet. Die Giebelseite kehrt sich nach Süden.

Abb. 7 zeigt den Grundriss der Hofstätte der schon erwähnten 56 Joch 595 □° umfassenden *Jank*-Hube (H.-Nr. 2) in Trasischk bei Treffling. W.-H. ist das Wohnhaus, das seine Hauptfront nach Süden und die Giebelseite nach Osten wendet. St_2 ist ein Stadel, der rechtwinkelig zum Wohnhaus liegt. Zwischen beiden steht wie beim vorstehend besprochenen Gehöfte ein Stall (St_1). Dort finden die Schafe und die Schweine Unterkunft. Diesen Stall will der Bauer niederreißen lassen, damit er aus der Stube freien Ausblick über seine in dieser Richtung sich ausbreitenden Felder genießen kann. Statt diesem dem Untergange geweihten Stall befindet sich ein bedeutend größerer unter St_3 bereits im Bau.

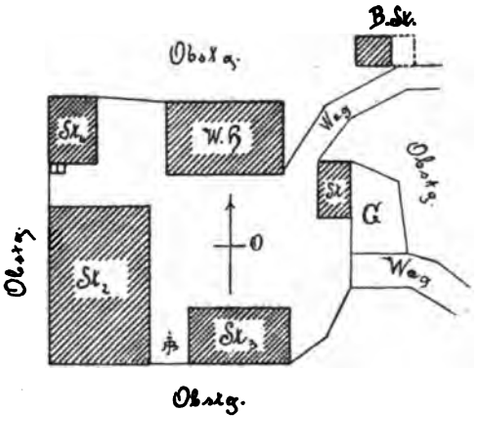


Abb. 7. Plan der Hofstätte der Jank-Hube in Trasischk, H.-Nr. 2.

Vom Wohnhause nach Südosten liegt ein kleines Gebäude St. Auf ein solches sind wir in dem besprochenen Hofstätten noch nicht gestoßen. Es ist ein kleines Wohnhaus, das den Namen *Stübl* führt, jetzt Eigenthum des Bruders vom Bauern ist, sonst aber als Auszüglerwohnung zu dienen bestimmt war. Hinter diesem Häuschen liegt bei G ein Blumen- und Gemüsegärtchen. In nordöstlicher Richtung vom Wohnhaus liegt bei B. St. eine Badstube oder Brechelstube, welche, wenn sie im Herbste nicht ihrem eigentlichen Zweck, dem Dörren und Brecheln des Flachses dient, als Wagenschupfen benützt wird.

Noch weitläufiger als das Gehöfte der *Jank*-Hube ist das Gehöfte der nicht weniger als 118 Joch 100 □° umfassenden *Hofer*-Hube, H.-Nr. 4, in Treffling. Abb. 8 bietet den Grundriss desselben. W.-H. ist wieder das Wohnhaus, dessen Hauptfront nach Osten und dessen Giebelseite nach Süden gerichtet ist. Parallel zum Wohnhause, doch dem Dorfwege näher gelegen als dieses, liegt der Stadel St. Zwischen beiden ist bei Sch ein Schweinestall angebracht. Auf der anderen Seite des Wohnhauses, zu diesem wieder parallel gelegt, steht unter P. S. ein Pferdestall mit einem Stübel unter demselben Dach. An dieses Gebäude ist nach Norden ein Kasten (K), ein Getreidespeicher, angebaut. Dahinter liegt bei A der alte, an das Wohnhaus angebaute, bei A_2 der neue Abort. An der Rückseite

des Pferdestalles liegt bei G ein Gemüsegarten und dann noch weiterhin ein zweiter Stadel St_2, der dem ersten an Größe kaum nachsteht. Im Obstgarten ist bei B eine Bienenhütte aufgestellt. Dieses Gehöfte ist eines der größten der Gegend, es findet aber selbst

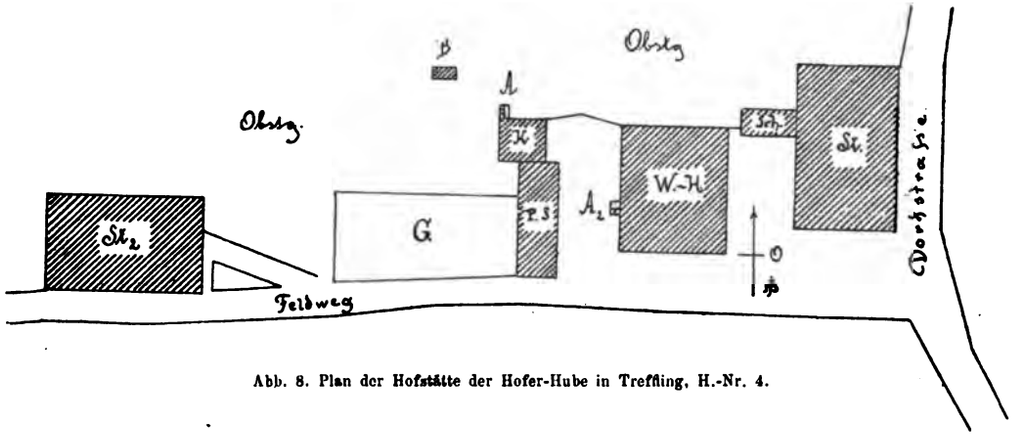


Abb. 8. Plan der Hofstätte der Hofer-Hube in Treffling, H.-Nr. 4.

in Treffling noch zwei seinesgleichen und in jedem der umliegenden Orte mindestens eines. Übertroffen an Größe und Zahl der Gebäude werden solche Gehöfte wie das des Hofer in Treffling in den Dörfern nur von alten Gasthöfen, zu denen gewöhnlich ein größerer Besitz an Liegenschaften gehört.

E. Das Haus.

1. Die Rumpler-Keusche in Kraut.

Auf die Beschreibung des Hauses selbst jetzt übergehend, beginne ich mit der Beschreibung von Häusern einfachster Ausgestaltung und wähle hiezu als erstes die in

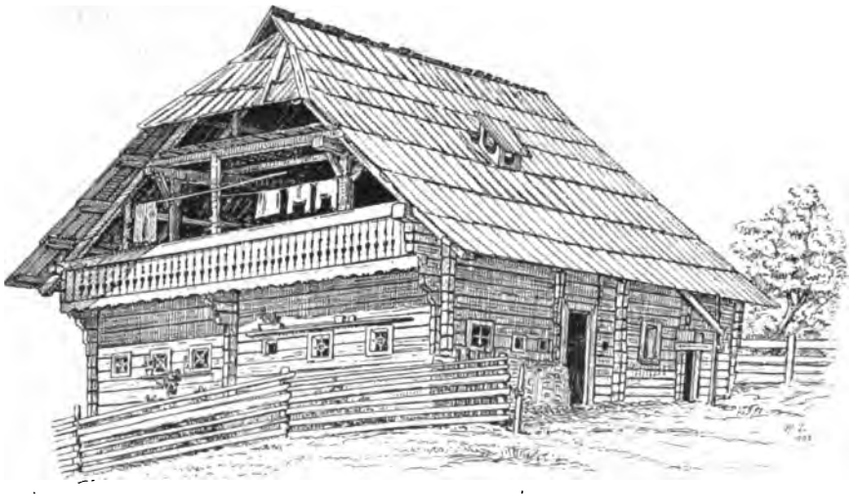


*Abb. 9. Süd- und Ostseite der Rumpler-Keusche in Kraut.

Kraut unter Nr. 7 liegende Rumpler-Keusche, die Wohn- und Wirtschaftsräume unter einem Dache vereinigt und deren Hofstätte ich oben bereits unter Abb. 3 gebracht habe. Der jetzige Besitzer der Keusche, Josef Fercher, führt noch denselben Familiennamen, den nach dem Grundbuche vom Jahre 1839 der damalige Besitzer dieses Hauses trug.

Abb. 9 bildet die Süd- und Ostseite, Abb. 10 die West- und Nordseite dieses Hauses ab. Abb. 11 gibt den Plan des Erdgeschosses und Abb. 12 den Riss des Dachraumes.

Die südliche Hälfte des Hauses ruht auf einer Untermauerung aus Stein. Diese Untermauerung, welche den Keller einschließt, gibt dem Hause. wenn es von Süden besehen wird, den Charakter eines Hochparterre-Hauses. Die rechte Hälfte der Zeichnung in Abb. 10 lässt dies erkennen. Das ganze Haus ist sonst mit Ausnahme jener Mittelwand, an welche die beiden Feuerstellen stoßen, aus Holz erbaut. Das durch das Alter dunkelbraun gewordene und sammtartig glänzende Holzwerk hebt sich vom weiß getünchten Unterbau und dem das Haus umgebenden Grün der Obstbäume und des Gartens prächtig ab. Die Balken, aus denen das Haus gezimmert ist, wurden aus Fichtenstämmen vierkantig behauen, sind durchwegs 12 *cm* stark und durchschnittlich doppelt so hoch und liegen mit ihren schmäleren Seiten aufeinander. Die Balken sind an ihren Enden ver-

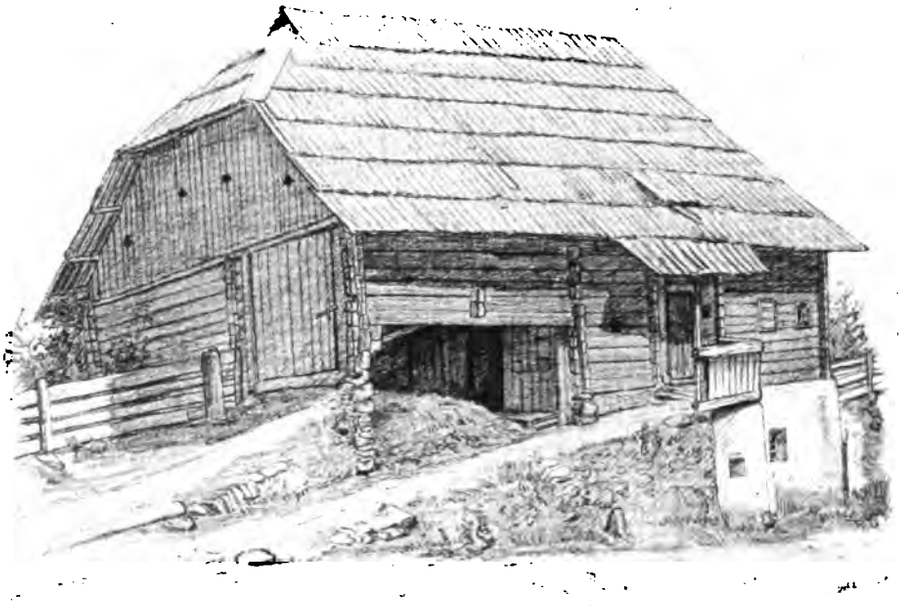


Abb. 10 West- und Nordseite der Rumpler-Keusche in Kraut.

kämmt und lassen ihre Köpfe an den Kanten des Hauses etwa 15 *cm* weit vorstehen. Das Dach des Hauses ist ein Steildach von mäßiger Steilheit. Der Winkel, welchen die beiden Dachflächen am Firste bilden, beträgt 90°. Das Steildach ähnlicher Form ist für alle bäuerlichen Bauten der Seegegend charakteristisch. Abweichungen vom 90gradigen Winkel am First nach auf- oder abwärts kommen wohl vor, sie sind aber stets nur sehr gering.

Seiner Form nach ist das Dach der Rumpler-Keusche ein Satteldach mit Abwalmungen an den beiden Giebeln. Die Abwalmung *(Tschopf)* nimmt beiderseits etwa ein Drittel der Dachhöhe ein. Da das Dach auf verhältnismäßig breiter Grundfläche ruht und deshalb auch bei seiner geringen Steilheit eine bedeutende Höhe erreicht, sind die Dachsparren von nicht unbedeutender Länge. Damit sie in ihrer halben Länge aufruhen können, sind dort Pfetten angebracht, die durch Ständer *(Stualsäuln)* getragen werden. Die Pfetten sind mit den Ständern durch Bänder verbunden. In der Höhe der Pfetten reichen Bindehölzer auch von einer Stuhlsäule zur anderen; sie heißen *Seabänder* und bilden mit den Säulen den Stuhl. Auf diese Bänder werden durch den ganzen Dachraum

Bretter gelegt, so dass durch diese Bretterlage der Dachraum horizontal in zwei Theile getheilt wird. Der untere Theil heißt bei ebenerdigen Häusern der *Amauf* (Obenauf), bei zweigeschossigen Häusern aber der *hohe Boden,* und der obere Theil des Dachraumes wird der *Pranta'* genannt. Das Band des ersten Stuhles wird in seiner Mitte gewöhnlich durch eine profilierte Holzsäule gestützt. Sie ist, wie überhaupt das ganze Gefüge der Balken des Dachstuhles in der Abb. 9 deutlich zu erkennen. An langen Stangen wird im vordersten Theile des Dachraumes, wie dies aus demselben Bilde zu erkennen ist, die Wäsche getrocknet. Diese Stangen *(Gwåndstångan)* können an senkrecht stehenden Achsen, die auch zumeist profiliert sind, und von denen eine ebenfalls im Bilde ersichtlich ist, nach außen gedreht werden, so dass die Wäsche in die Sonne zu hängen kommt.

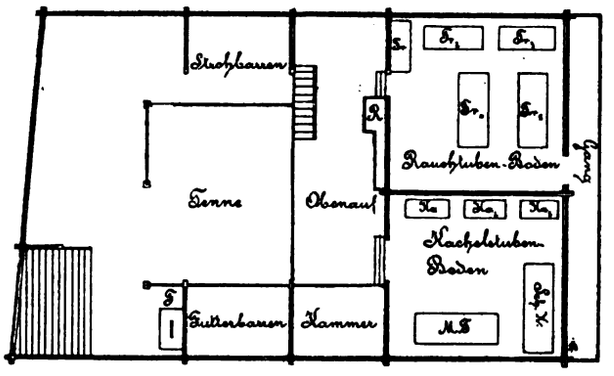


Abb. 11. Grundriss des Erdgeschosses der Rumpler-Keusche[1]).

Das Dach der Rumpler-Keusche besteht, wie fast alle Dächer der Gegend, aus Brettern, die in der Regel 18—26 *cm* breit und 1·33 *m* lang sind und *Tåchlad'n* (Dachläden) genannt werden. Mit Vorliebe werden die Dachläden aus Lärchenholz hergestellt, man macht sie aber auch aus Fichtenholz. Früher wurden sie gekloben, jetzt werden sie in der Sägemühle geschnitten. Sie sind mittelst Holznägeln an den Latten befestigt. Das Dach ladet besonders an der Giebelseite des Hauses weit aus, am weitesten an der südlichen Giebelseite, weil es hier den balkonartigen Gang *(Gång),* der 80 *cm* aus der Hauswand vorspringt, und der von den hier weit vorragenden Balkenköpfen der Langwände des Hauses getragen wird (vgl. die Fig. 1 in Abb. 13), zu schützen hat. Eine Vorladung des Daches ist, wie es die Abb. 10 zeigt, auch an der Westseite des Hauses zu ersehen. Sie beschirmt als ein aus dem Dache vorspringendes Pultdach das kleine *Gang'l,* das der Eingangsthüre vorgelegt ist. Über dieser Vorladung ist im Dache eine Luke angebracht, welche dadurch gebildet ist, dass die über ihm liegenden Dachbretter aus der Dachfläche emporgehoben sind. Während der südliche Giebel offen ist, ist der nördliche durch senkrecht stehende Bretter verschalt. In dieser Bretterwand befinden sich kleeblattförmige Ausschnitte, welche die Stelle von Fenstern vertreten. Solche Ausschnitte, die an Häusern und Städeln unter großer Mannigfaltigkeit in ihrer Form, wie dies aus Abb. 14 und späteren zu ersehen ist, auftreten, werden, wenn sie klein sind, *Gugga',* wenn sie groß sind, *Lea"fenstа'* [2]) genannt. So mannigfaltig wie diese Ausschnitte, sind auch jene, welche die Brü-

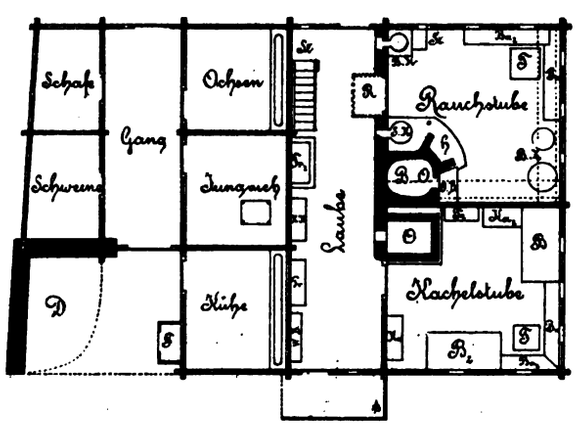


Abb. 12. Grundriss des Dachraumes der Rumpler-Keusche.

[1]) Die Grundrisse sind sämmtlich im Maßstabe 1 : 200 wiedergegeben.

[2]) Wie dieser Ausdruck zu deuten, vermochte ich nicht zu ergründen.

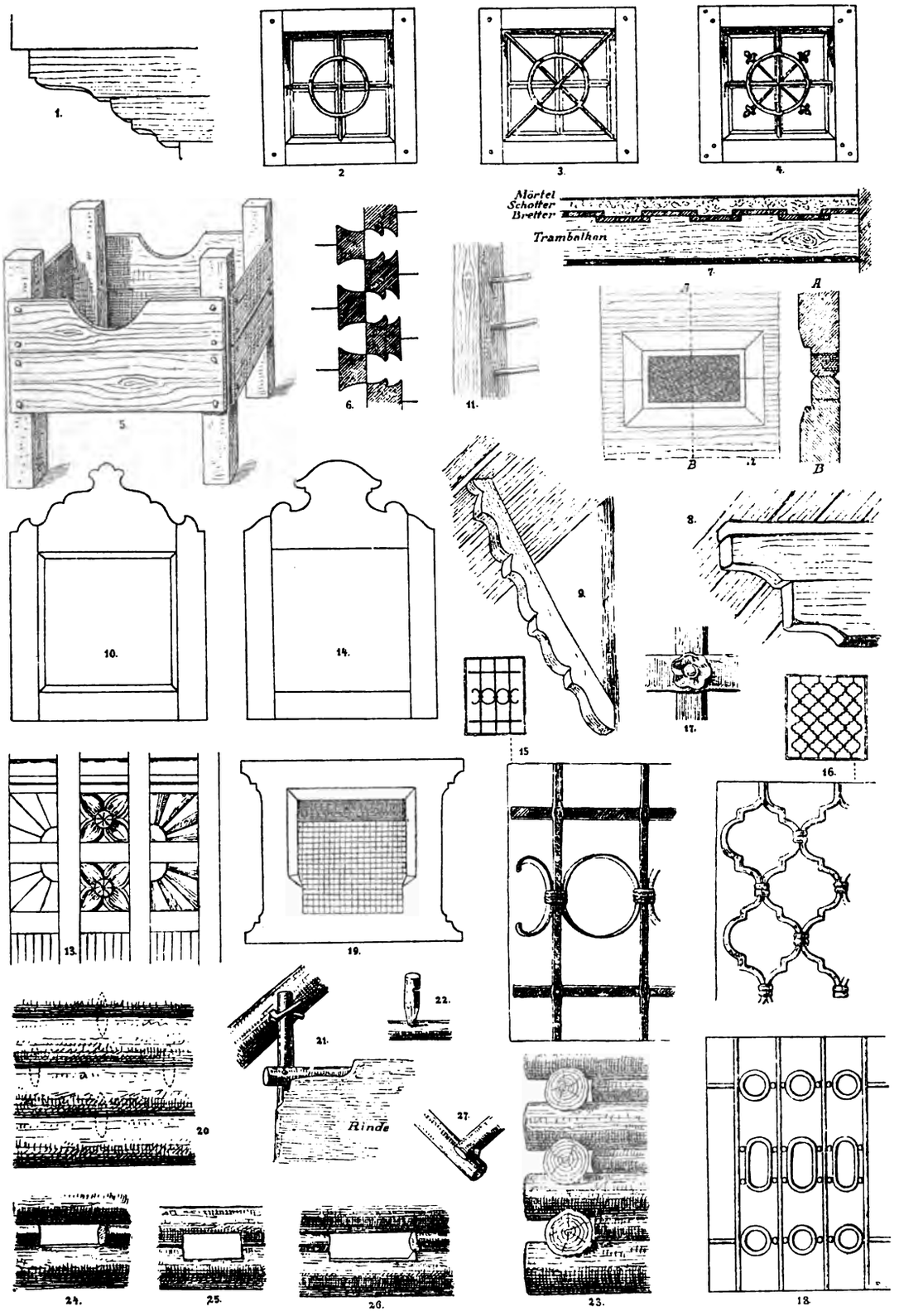


*Abb. 13. Constructive Details.

stungen der Gänge an den Häusern zieren. Die Ausschnitte des Ganges an der Rumpler-Keusche sind auf Abb. 14 in Fig. 1 skizziert.

So einfach das Äußere der Rumpler-Keusche auch ist, macht sie doch auf den Beschauer, besonders wenn er sie vom Südwesten ins Auge fasst, einen äußerst günstigen

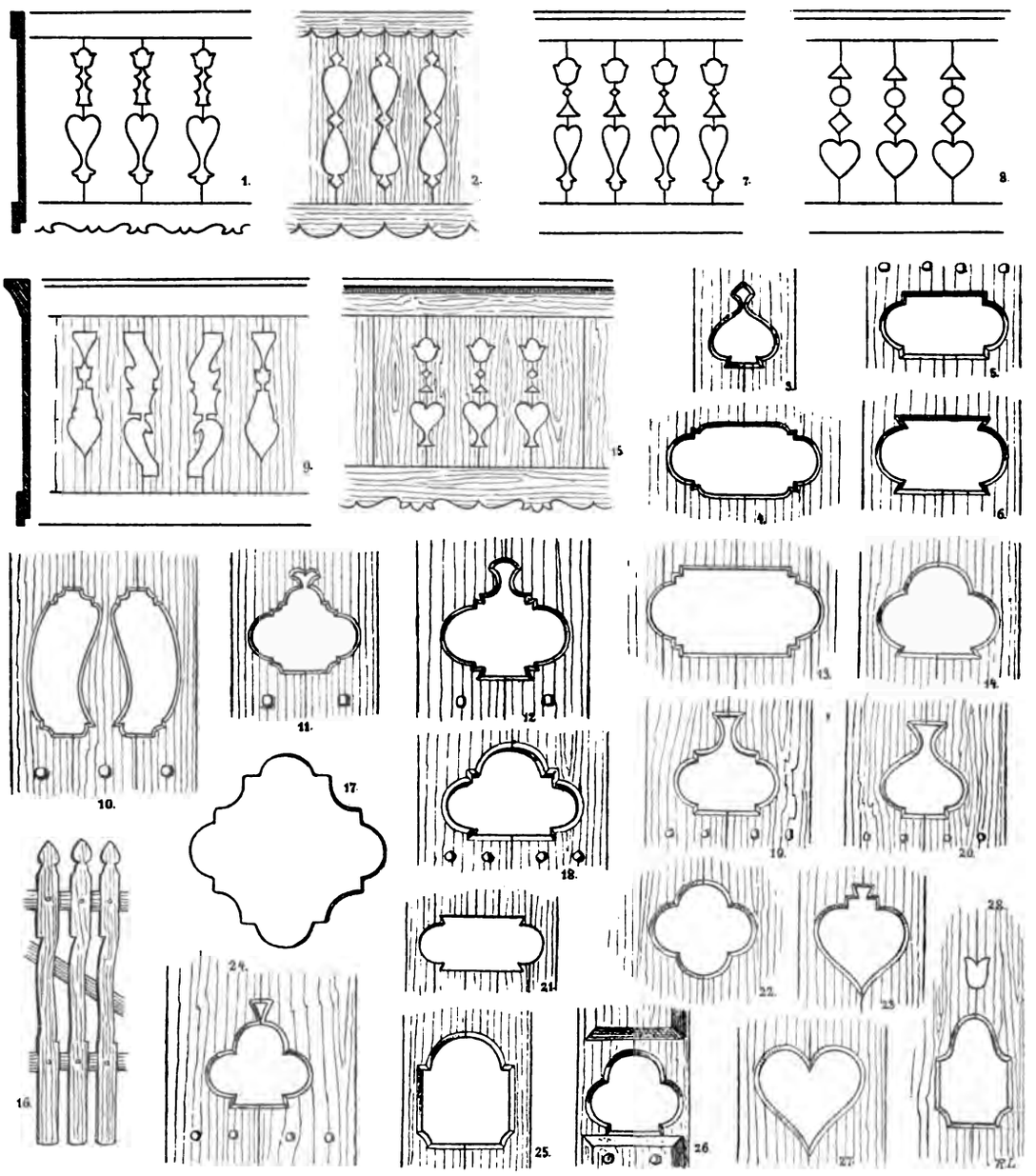


*Abb. 14. Ausschnitte in Bretterwänden und Gangbrüstungen.

Eindruck. Das »malerisch Schöne« kann ihr ebensowenig abgesprochen werden, wie den meisten jener oberkärntnerischen Bauernhäuser, die zum Theil oder aber wie die Rumpler-Keusche fast ganz aus Holz ausgeführt sind. Viel trägt zur Schönheit des Hauses der Gang bei. Solche Gänge weisen fast alle Bauernhäuser der Gegend auf. Sie bilden eine Zierde des Hauses. Freundlich muthen auch die in Töpfen gezogenen Blumen an, die man

entweder in den Fenstern der Häuser, oder aber, wie beim *Rumpler,* auf Brettstellagen über und unter den Fenstern anbringt. Unter den Blumen ist die feuerrothe, sogenannte Wiener Nelke *(Weana' Nag'l)* der Liebling der Kärntner. Sie fehlt in keinem Hause und erblüht aus mächtigen Stöcken, die gewöhnlich über die Brüstung des Ganges herabhängen und das Bild des Hauses durch das Grün der Blätter und das brennende Roth ihrer Blüten nur noch anziehender machen, als es für sich selbst schon ist.

Ich komme jetzt zur Beschreibung des Innern der Rumpler-Keusche. Betritt man das Haus vom überdachten *Gang'l* aus, so gelangt man in die *Lab'm* (Laube). Sie ist gedielt und hat eine Decke, gebildet aus einer einfachen Bretterlage. Die Laube geht, wie aus dem Plan Abb. 11 zu ersehen, durch das ganze Haus, ist von beiden Seiten des Hauses durch Thüren zu betreten und theilt das Haus in zwei Theile. Fassen wir zuerst die Wohnräume, wozu auch die Laube gehört, ins Auge. Sowohl neben der vorderen, als auch neben der rückwärtigen Eingangsthüre ist je ein kleines Fensterchen angebracht. Das neben der vorderen Thür ist 30 *cm* breit und 24 *cm* hoch, das neben der rückseitigen Thür gar nur 27 *cm* breit und 14 *cm* hoch. Keines der beiden Fensterchen ist mit einer Glasscheibe versehen; sie werden von innen durch hölzerne Schubbrettchen geöffnet und geschlossen. In der Laube steht bei W.-B. eine Wasserbank, bei Tr. eine Truhe, bei K.-K. ein Küchenkasten, unter Tr_2 stehen zwei Truhen übereinander, und bei St. führt eine hölzerne Stiege zum Dachboden hinauf. Unter ihr gelangt man über eine zweite Stiege in den Keller. Bei R. hängt ein hölzerner Rauchfang von der Decke über die Thür herab, durch welche man die Rauchstube betritt. Der Rauchfang verengt sich nach oben in einen einfachen aus Brettern gebildeten Schlot, der über dem Dache endet. Das Ende des Schlotes ist in Abb. 9 zu sehen. Die Form des Rauchfanges, welche aus einem anderen Hause, dem Hofer-Hause in Treffling, weiter unten abgebildet ist, und auch die Form des Schlotes ist charakteristisch für die ganze Gegend.

Die Rauchstube ist wie fast in allen Bauernhäusern der größte Raum des Hauses. Sie ist gedielt und hat eine Decke, die aus einer doppelten Bretterlage gebildet ist, welche von mehreren Balken, die selbst wieder durch einen mächtigen Unterzugbalken getragen werden, emporgehalten wird. Licht erhält die Rauchstube durch sechs Fenster, wovon drei in der östlichen und drei in der südöstlichen Wand angebracht sind. Aus der Ansicht des Hauses (Abb. 9) lässt sich erkennen, dass die Fenster von ungleicher Größe sind. Das der Ecke zunächst liegende Fenster in der Giebelseite ist 43 *cm* breit und ebenso hoch, das zweite ist 41 *cm* breit und 46 *cm* hoch, das dritte aber nur 29 *cm* breit und 30 *cm* hoch. Diesem letzten Fensterchen kommt das mittlere Fenster in der östlichen Wand fast gleich. Es ist 29 *cm* breit und 29 *cm* hoch. Dieses letzte Ausmaß ist in der Regel das Ausmaß der Fenster alter Häuser. Es ist also als sicher anzunehmen, dass die anderen Fenster dieser Rauchstube ehemals auch nicht größer waren und erst im Laufe der Zeit vergrößert worden sind. Während die ursprünglichen kleinen Fenster kein Gitter aufweisen, sind die vergrößerten Fenster mit eisernen Gittern versehen. Die Art der Vergitterung der Fenster der Rauchstube ist durch die Fig. 2 in Abb. 13 erläutert, während Fig. 3 derselben Abbildung das Gitter in den Fenstern der angrenzenden Stube zeigt Solche Gitter kommen häufig vor. Eine ähnliche, aber zierlichere Form, wie sie in Abb 13, Fig. 4 abgebildet ist, kommt auch, aber seltener vor. Ich fand sie in Gr.-Dombra, oberhalb Millstatt, und in Lieserhofen.

Wie immer in der Kärntner Rauchstube, so steht auch in der Rauchstube der Rumpler-Keusche der Tisch (T) in jener Ecke, die von den beiden Wänden gebildet wird, welche die Fenster enthalten. Der Tisch wird von zwei stabilen Bänken (Ba und Ba_2) umfasst. Sie sind hier kürzer als gewöhnlich. In der innersten Ecke der Stube steht der Herd H

und in Verbindung mit ihm der Backofen (B.-O.) und ein *Saufutterkessel* (S.-K.). Der Herd dieser Rauchstube ist jenem, der in Abb. 28 abgebildet ist, vollkommen gleich. Ich gehe auf die Besprechung dieses für die ganze Gegend typischen Herdes weiter unten, gelegentlich der Beschreibung des Hauses, aus dem der abgebildete Herd stammt, ein. In der Ecke links vom Eingang in die Stube ist ein zweiter Kessel, der *Brennkessel* zum Brennen des Obstbrantweines, eingemauert. Davor ist bei St eine gemauerte Stufe angebracht, worauf das *Kialfass'l* (Kühlfass) gestellt wird. In der schräg gegenüber liegenden vierten Ecke stehen unter B.-Z. zwei *Pas-Zuba'*, zwei große Fässer, in denen das Obst zur Beize, das ist zur Gährung eingelegt wird. Die beiden Kessel werden von der Laube aus geheizt. Der Rauch strömt durch die Heizlöcher hinaus und wird vor denselben durch Kamine aufgefangen, die den Rauch dann durch schräg in der Mauer nach aufwärts führende Schlote in den hölzernen Rauchfang abgeben. Der Rauch, der sich beim Heizen des Backofens entwickelt, entweicht frei in die Rauchstube. Der Rauch vom Herdfeuer, das offen auf der Herdoberfläche brennt, steigt ebenfalls frei empor. Der über dem Herd angebrachte massige *Kog'l* (Feuerhut) schlägt die aufsteigenden *Gān* (Funken) zurück und lässt den Rauch in die Stube entweichen. Von hier soll dann der Rauch durch ein Loch, welches oberhalb der Thür angebracht und durch einen Schuber zu schließen ist, entweichen. Da die Fenster, wenn der Rauch auch noch so arg ist, nie geöffnet werden, weil der Kärntner Bauer vor Zugluft genau so wie vor kaltem Wasser einen heillosen Respect hat und infolge dessen in der Stube nie Zugluft herrscht, findet der Rauch den Weg durch das Rauchloch nur schwer. Im Sommer bleibt darum die Thür der Rauchstube fast immer offen. Bis zur Höhe des oberen Thürrandes ist darum die Luft leidlich rauchfrei und rein, so dass man sich, wenn man sich etwas gebeugt hält — die Rauchstubenthür ist nämlich in der Regel nur 1·6—1·7 *m* hoch — ganz gut in der Rauchstube bewegen kann, ohne vom Rauch, der nur den oberen Theil des Raumes erfüllt, geplagt zu werden. Am Tische sitzend, dort zeichnend und schreibend, habe ich nie vom Rauche zu leiden gehabt. Die Decke der Rauchstube und die Wände derselben von oben herab bis zur Thürhöhe sind mit einer glänzend schwarzen Rußschichte bedeckt. Von der Decke hängen dort, wo im Plane die punktierten Linien eingezeichnet sind, Traggerüste bis zu Manneshöhe herab, von denen jedes aus zwei armdicken, vierkantig behauenen Stangen besteht. Es sind dies die *As'n*, auf welche Scheiterholz und Späne zum Trocknen gelegt werden.

Der dritte unter den Wohnräumen ist die an die Rauchstube anstoßende *Kachelstube*. Ihren Namen hat sie vom Kachelofen, der hier gewöhnlich zu finden ist oder in früherer Zeit zu finden war. Heute steht in den Kachelstuben häufig ein aus Ziegeln aufgemauerter Ofen, so auch in der Rumpler-Keusche. Der Ofen dieses Hauses ist in Abb. 15 abgebildet. Seine Form erinnert an die in der Gegend vorkommenden Kachelöfen. Der Ofen ist mit einem Geländer umgeben, an dem Wäsche und Kleider getrocknet werden können. Über dem Ofen ist eine Bretterbühne angebracht, die der *Ofen-Überboden* genannt wird. Darauf schläft man im Winter gerne, weil es über dem Ofen stets am wärmsten ist. Der Ofen wird von der Laube aus geheizt. Der Rauch wird durch einen Schlauch, der sich im Dachraum mit dem vom Rauchfang ausgehenden Schlot vereinigt, abgeleitet. Die Stube hat einen Bretterboden, die Decke ist so wie die der Rauchstube. Die Kachelstube erhält Licht durch vier Fenster. Ein fünftes Fenster, und zwar vom Tischwinkel aus gezählt, das zweite in der westlichen Wand ist jetzt, wie aus der Ansicht Abb. 10 zu ersehen, mit Brettern verschlagen. Die Fenster sind beträchtlich größer als die der Rauchstube, sie messen 45 *cm* in der Breite und 55 *cm* in der Höhe. Die Kachelstube ist recht ärmlich und nicht vollkommen typisch eingerichtet. Der Tisch T und die Bänke Ba und Ba_2

nehmen wohl ihren angestammten Platz ein, nicht so auch die Betten B und B_2. Bei K und K_2 stehen zwei Kästen, unter Tr eine Truhe.

Die Wirtschaftsräume, von denen ich jetzt sprechen will, haben in neuester Zeit durch die Verwandlung des Ochsenstalles in ein Stübel eine Umgestaltung erlitten. Das Stübchen wird jetzt von der unverheirateten Tochter des Besitzers bewohnt. Es hat ein großes Fenster, das im Bilde Abb. 9 rechts von der Laubenthür zu erkennen ist. Von der Laube aus führt neben der Stiege eine Thür in dieses Stübchen. In den Plan habe ich nun nicht das Stübchen, sondern den Ochsenstall, so ausgestattet, wie er mir geschildert wurde, eingezeichnet, um den Grundriss des Hauses in seiner ursprünglichen Ausgestaltung bieten zu können. Die Thüre, welche jetzt, wie gerade gesagt, von der Laube aus in diesen Raum führt, wurde erst zur Zeit der Umgestaltung dort angebracht. Früher bestand keine directe Verbindung zwischen den Wohn- und Wirtschaftsräumen, die letzteren konnten aber von beiden Langseiten des Hauses durch Thore betreten werden.

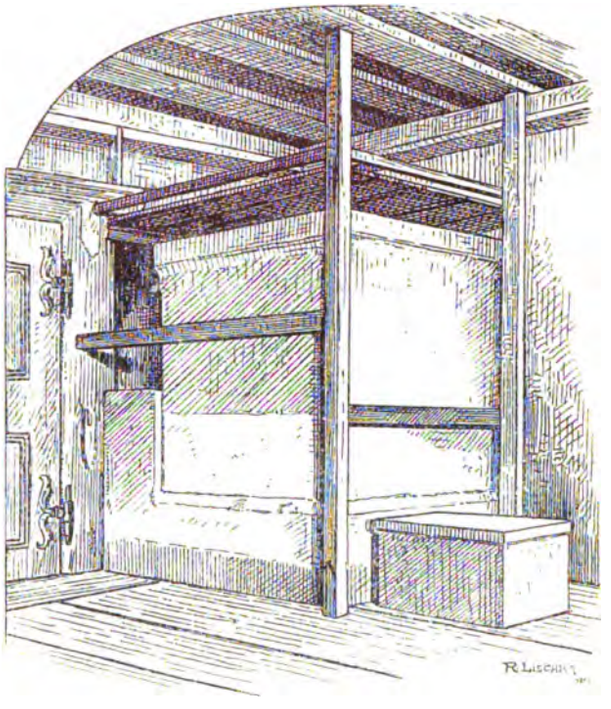


Abb. 15. Ofen in der Kachelstube der Rumpler-Keusche.

Bei der Besichtigung jenes Theiles des Planes, der die Lage der Wirtschaftsräume verdeutlicht, fällt vor allem auf, dass dort, analog wie beim Wohntract, ein Raum durch das ganze Haus führt. Dieser Raum ist nicht nur durchgängig, sondern auch durchfahrbar. Der Raum wurde mir in diesem Hause *Durchgang* genannt. In größeren Stallgebäuden ist er bedeutend geräumiger und wird dann *Hof* genannt. Es ist eigenthümlich, dass dieselbe Bezeichnung auch dem ganzen Wirtschaftsgebäude, wenn es frei und vom Hause getrennt steht, beigelegt wird. *Stadel* und *Hof* in dem zuletzt erklärten Sinne sind also für Oberkärnten Synonyma. Eigenartig ist auch der einer Vorhalle gleichkommende, nach vorne offene Raum, in dem bei D der Dünger liegt und in dem bei F ein Futterkasten angebracht ist, durch den vom Obergeschoss des Wirtschaftstractes das Futter herabgeworfen werden kann. Rechts von diesem Vorraum liegt der Kuhstall, in dem zwei Kühe stehen. Vom Durchgang rechts und links sind vier weitere Ställe untergebracht, deren Zweck die Einzeichnungen im Plan (Abb. 11) erklären. Während im Ochsen- und im Kuhstalle feststehende Barren angebracht sind, steht im Jungviehstalle ein übertragbarer Barren. Einen solchen bildet die Fig. 5 in Abb. 13 ab.[1])

[1]) In der Gegend von Vorau sah ich ganz gleiche Barren, sie sind dort aber schon viel seltener geworden als in Oberkärnten. Von diesen Barren berichtete mir mein Bruder Senior Karl Bünker aus Trebesing noch Folgendes: »Die transportablen Barren heißen *Dum-a-dum-Pâa'n*, weil das Vieh nicht daran angehängt wird, sondern sich um dieselben rundherum *(dum-a-dum)* bewegen kann. Die stabilen Barren heißen zum Unterschiede davon *Anhängbarren*, weil das Vieh mit Ketten daran angebunden wird. In alten Städeln

Der Dachraum der Rumpler-Keusche, welcher gewissermaßen einen Halb- oder Kniestock bildet, da die Holzwände des Hauses über die Stubendecken bis zur Höhe des oberen Gangrandes emporgeführt sind, kann entweder durch die von der Laube hinaufführende Stiege oder durch das in der Nordseite des Hauses angebrachte Stadel- oder *Tennthor* betreten werden. Er ist wie das Erdgeschoss in drei Haupttheile getheilt. In der Mitte liegt über der Laube der Obenauf, von dem in seinem vordersten Theil durch einen Bretterverschlag eine Kammer, der *Kâst'n* (Kasten) abgetrennt ist, worin die Keuschlerin den Speck, das *Geselchte* (geräuchertes Schweinefleisch), Schmalz, Mehl und andere Nahrungsmittel aufbewahrt. Über dem Obenauf vereinigen sich bei R die beiden Rauchschlote. Rechts und links vom Obenauf liegen die beiden anderen Haupttheile des Dachraumes: rechts der *Rauchstuben-* und *Kachelstubenboden,* links die geräumige Tenne mit ihren Nebenräumen, deren Bestimmung aus den Einzeichnungen ersehen werden kann. Während die beiden Stubenböden vom Obenauf nur durch die den Kniestock bildende, etwa meterhohe Balkenwand geschieden ist, sind die Wirtschaftsräume des Dachraumes vom Obenauf durch einen Bretterverschlag getrennt. Durch Bretterwände, die gut 2 *m* hoch sind, ist auch die Tenne von den Nebenräumen abgesondert. Der Raum links vom Strohbarren wird hauptsächlich zur Zeit der Ernte benützt. Hier wird das Getreide eingelagert, bis es zum Dreschen kommt. Nach dem Dreschen wird der größte Theil des Strohes auf den *Pranta'* gebracht. In den Strohbarren legt man immer nur so viel Stroh ein, als man zum Futter nothwendig hat. Bei F ist die Einwurfsöffnung zum Futterkasten. Sie ist mit einem Bretterdeckel, der eine Habe zum Anfassen hat, geschlossen. Die Tennbrücke ist aus starken Pfosten hergestellt. Sie hat eine Steigung von 85 *cm.*

Die Laube und die Ställe sind niedriger als die beiden Stuben, weshalb der Obenauf und die Tenne auch niedriger liegen, als die beiden Stubenböden. Die Differenz beträgt 85 *cm.* Vom Obenauf führen darum auch einige Stufen zu den Stubenböden empor. Auf den beiden Stubenböden stehen Truhen (Tr—Tr_5), Kleiderkästen (Ka—Ka_3), in denen die Bewohner des Hauses ihre Habseligkeiten verwahren, dann unter M.-T. eine Mehltruhe. Sie sowohl als auch der noch größere Schüttkasten (Sch.-K.), der zur Aufnahme des ausgedroschenen Getreides dient, sind in Fächer getheilt. Außerdem fand ich auf dem Stubenboden noch Spinnräder, Webstuhltheile, einen Schleifstock, Körbe, Sägen, Hacken und anderes Werkzeug. Von den Stubenböden zieht sich der 80 *cm* breite Gang hin. Man kann ihn durch einen Ausschnitt in der Holzwand vom Rauchstubenboden aus betreten.

2. Das Mauerbauer-Haus in Radl.

Das sehr interessante Haus, das ich jetzt beschreiben will, steht nicht in der Seegegend, sondern im Lieserthal, und zwar in dem vor dem Städtchen Gmünd gelegenen Dorfe Radl unter der Nr. 31. Ich habe es aufgenommen, weil ich dafürhalte, dass seine Ausgestaltung viel zur Erklärung des Entwickelungsganges beiträgt, den das oberkärtnerische Haus aus seinen primitivsten Anfängen bis zu entwickelteren und bis zu den entwickeltsten Formen genommen hat.

Das Mauerbauer-Haus hat mit dem vorgehend besprochenem Hause, der Rumpler-Keusche, das gemeinsame Merkmal, dass beide die Wohn- und Wirtschaftsräume unter ein

---

kommen heute noch vielfach nur transportable Barren vor. Der ganze Stadel ist dort in *Kammern* getheilt, von welcher jede mit einer eigenen Eingangsthür versehen ist. In jeder Kammer befindet sich ein solcher Barren für zwei Stück Kühe, Kalben oder Ochsen. Man erspart dabei die vielen Ketten und beugt der Gefahr des *Verhängens* vor. Wegen der Raumverschwendung, die dadurch nothwendig herbeigeführt wird, und wegen des großen Holzbedarfes kommt man mehr und mehr von dieser Einrichtung ab und führt Anhängebarren ein.« (Vgl. hiezu die weiter unten folgenden zwei Stadelpläne und deren Beschreibung.)

Dach vereinigen. Es unterscheidet sich jedoch von der Rumpler-Keusche schon im Äußeren dadurch, dass es, wie Abb. 16 zeigt, seinen Eingang in der Giebelseite hat. Häuser, die ihren Eingang in einer ihrer Giebelseiten aufweisen, kommen, wie sich herausstellen wird, wenngleich in starker Minderzahl, auch in der Gegend des Millstätter Sees vor. Das ist also nicht der Beweggrund gewesen, der mich zur Aufnahme dieses Hauses nöthigte, er liegt in der Anordnung der Wohnräume, die zwar eben so einfach ist wie die Anordnung der Wohnräume in der Rumpler-Keusche, sich aber wesentlich von derselben unterscheidet.

Bevor ich auf die Besprechung derselben eingehe, mag noch einiges über das Haus im großen und ganzen und besonders in Bezug auf sein Äußeres gesagt werden.

Das Haus hat, wie sein Bild ersehen lässt, einen gemauerten Unterbau. Derselbe besteht aus Stein und schließt einen Keller ein, der von außen durch eine sehr niedere Thür betreten werden kann. Da durch die Untermauerung der Eingang in die Wohnräume hoch zu liegen kommt, führt eine Stiege, die aus Steinen gemauert und mit einer Brüstung versehen ist, zur Hausthüre hinauf. Auf dem Vorplätzchen ist eine Bank angebracht. Beim Abschlusse des Erdgeschosses, das hier wie bei der Rumpler-Keusche einem Hochparterre gleichkommt, ist an der Stirnseite des Hauses wieder ein Gang angebracht. Die Ausschnitte, die die Brüstung des Ganges schmücken, zeigt die Fig. 2 in Abb. 14. Das Erdgeschoss schließt mit dem unteren Rande des Ganges ab. Wie sich aber aus dem Bilde des Hauses erkennen lässt, ragt das Zimmerwerk des Hauses stark empor. Wir haben es hier also mit einem stark in die Höhe getriebenen Kniestock zu thun, der, wie sich zeigen wird, sogar das Anbringen einer, wenn auch sehr niederen Stube im Dachraume ermöglichte, ohne dass dabei dem Hause der Charakter eines einstöckigen Hauses im landläufigen Sinne des Wortes gegeben worden ist. Der vordere Giebel ist, soweit er nicht Zimmerung zeigt, mit Brettern verschalt. Die Verschalung lässt jedoch den obersten Theil des Giebels, der durch das ausladende Dach des Schopfes hinlänglich vor Regen geschützt ist, frei. An der Rückseite des Hauses ist am Dache kein Schopf angebracht. Das große Thor, das in der Langseite des Hauses zu sehen ist, führt in den Stall.

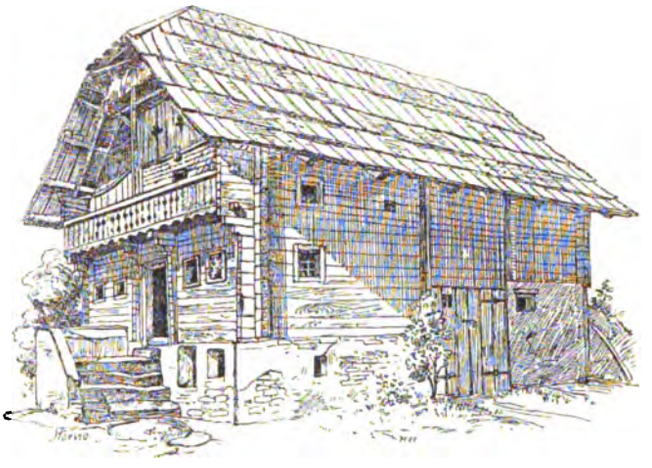


**Abb. 16. Mauerbauer-Haus in Radl.

Abb. 17 gibt den Grundriss des Mauerbauer-Hauses. Durch die Thür in der Giebelseite des Hauses tritt man in die *Lab'm* (sie heißt auch im Lieserthale so). Sie ist wie die Laube in der Rumpler-Keusche gedielt und besitzt eine einfache Bretterdecke. Licht erhält sie durch das Fensterchen neben der Thür, das 29 *cm* breit und 14 *cm* hoch und nicht zu schließen ist. Die Laube geht durch den ganzen Wohntract. Gegenüber der Eingangsthür befindet sich eine zweite Thür, die die Wohnräume mit den Stallräumen verbindet. Die Laube ist also wieder durchgängig. Aus der Laube führt auch hier wieder eine Stiege, die durch eine Fallthüre zu schließen ist, zu den oberen Räumen empor. und auch hier fällt uns ein Rauchfang auf, der in gleicher Weise wie der in der Rumpler-Keusche construiert ist.

Unter dem Rauchfang öffnet sich die Thür zur Rauchstube (hier *Rāchstub'm)*, die eine Höhe von 2·8 *m* aufweist. Sie hat eine Doppeldecke, die oben gepflastert ist. In der Nähe des Herdes besteht der Fußboden aus einem Pflaster, hergestellt aus großen Steinplatten. Der übrige Theil ist gedielt. Die Rauchstube erhält Licht durch fünf Fenster. Zwei davon finden sich in der östlichen Wand, sie messen 42 *cm* in der Breite und 48 *cm* in der Höhe. Von den Fenstern in der südlichen Wand ist das mittlere kleiner, es misst 25 *cm* im Geviert. Die anderen beiden entsprechen in Bezug auf ihre Größe denen in der östlichen Wand. Das mittlere Fenster in der südlichen Wand ist nicht nur kleiner als die beiden benachbarten, es liegt auch nicht in gleicher Höhe mit jenen, sondern ist 20 *cm* hoch über dem oberen Rand derselben angebracht. Ich werde noch mehrere Fälle, dass Fenster in ein und derselben Wand ungleich hoch angebracht sind, nachweisen können. Der Herd H ist seiner Form nach typisch. Seine Oberfläche bilden Steinplatten, die in der Mitte eine Grube, die Aschengrube, frei lassen. An den Herd schließt sich der Backofen (B.-O.) an. Von ihm münden zwei Zuglöcher unter den Kogel. Geheizt wird er von der Küche aus, während der angegliederte Saufutterkessel sein Heizloch in der Laube hat. Von diesem Heizloch entweicht der Rauch frei in die Laube. Im übrigen ist diese Rauchstube herkömmlicher ausgestattet als die in der Rumpler-Keusche. Der Tisch steht an seinem gewohnten Platz. Die Bank Ba an der Südwand der Rauchstube läuft ganz durch, die an der Ostseite (Ba_2) lässt nur einem Küchenkasten K.-K.) Platz. An der Westseite bildet eine Hühnersteige c, die in der Kärntner Rauchstube nur höchst selten fehlt, die Fortsetzung der Bank Ba. Bei a steht die *Kesselreid'n,* von der später die Rede sein wird, bei b ein Hackstock zum Spalten der Holzscheite und zum Klieben der Späne, über c hängt ein *Pfannhåba'* (vgl. die weiter unten folgende Abbildung desselben) und eine *Hef'nstöll'n* (Stellage für Töpfe), über d ist eine Schüsselrem an der Wand angebracht, unten steht auf der Bank ein Wasserschaff, und über der Thür ist wieder ein längliches Rauchloch mit einem Schuber zu erblicken. Die punktierten Linien im Plane deuten die von der Decke hängenden *Holzas'n* an.

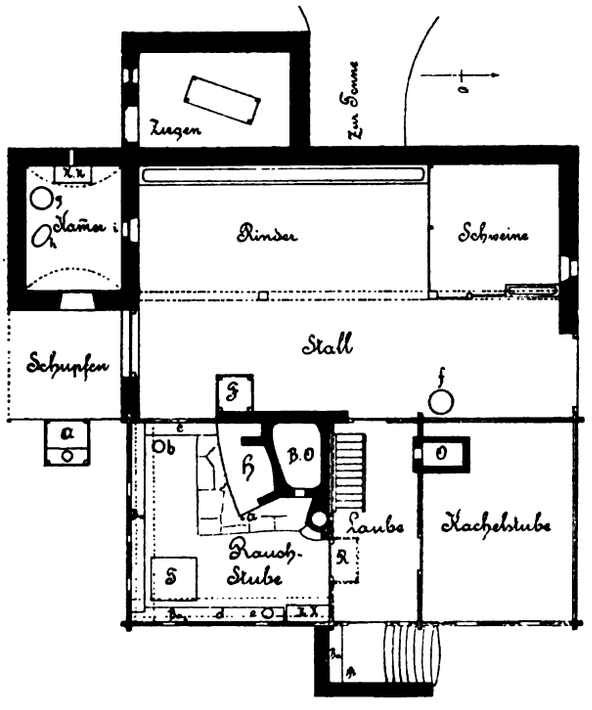


Abb. 17. Grundriss des Mauerbauer-Hauses.

Der andere heizbare Wohnraum ist nun in diesem Hause nicht wie in der Rumpler-Keusche auf derselben Seite der Laube der Rauchstube angegliedert, sondern er liegt der Rauchstube gegenüber auf der anderen Seite der Laube, so dass diese als trennendes Element zwischen die beiden heizbaren Räume gelegt ist. Darin besteht der Unterschied in der Anordnung der Wohnräume in beiden Häusern.

In der Kachelstube deutet O den Ofen an, der wie der in der Rumpler-Keusche gemauert und von außen zu heizen ist. Ich konnte den Raum leider nicht betreten, da die darin in Aftermiete lebende Frau durch längere Zeit abwesend war. Durch die Fenster

konnte ich zwar ersehen, dass die Einrichtung der Kachelstube der typischen Einrichtung anderer Kachelstuben nicht vollständig gleich war, es schien mir deshalb auch nicht gerathen, die Möbel nur nach dem Augenschein einzutragen, um so weniger, als ich Gelegenheit finden werde, noch mehrere, und zwar typisch eingerichtete Kachelstuben eingehend zu beschreiben.

Die zu ebener Erde gelegenen Stallräume charakterisiert wieder ein quer durch das ganze Haus gehender und durchfahrbarer, hier auffallend breiter Gang. Im Gange steht bei F ein Futterkasten und bei f ein Fass, über dessen Zwecke ich keine Auskunft erhalten konnte. Die Ställe liegen hier nicht zu beiden Seiten des Ganges, sondern sind einseitig angebracht. Sie sind nicht gedielt und durch eine $1^1/_2\,m$ hohe Bretterwand abgetheilt. Ihre Bestimmung erklären die Einzeichnungen. Hinter dem Hause ist erst in neuerer Zeit ein Ziegenstall angebaut worden. Darüber befindet sich ein Heuschupfen. Links vom Rinderstall liegt eine gewölbte Kammer, ebenfalls ein neuer Zubau, was ja das Fenster bei i, das jetzt zwecklos geworden und mit Heu verstopft wurde, beweist. Ich sah in der Kammer bei K.-K. einen Küchenkasten, bei g ein Waschfass, bei h ein Kühlfass und sonst noch Joche, Eisenreifen und altes Eisen. Das Pultdach, das sich über die Kammer legt, setzt sich über die Einfahrt zum Stalle fort und bildet hier einen Schupfen. Unter A steht der Abort.

Im Dachraume des Hauses befindet sich über der Laube der Obenauf. Von diesem aus führt eine Thür auf den balkonartigen Gang. Nach rechts leitet vom Obenauf eine Thür in eine so niedrige Stube, dass man darin nur zur Noth aufrecht gehen kann. Sie ist durch eine Bretterwand in zwei Theile geschieden, hat einen Ofen und dürfte den Knechten und Mägden als Schlafkammer gedient haben. Jetzt ist sie leer. Die Stube macht mit ihrer Umgebung den Eindruck, als ob sie nur zum Nothbehelf in den Dachraum eingeschachtelt worden wäre, der ganze Dachraum aber kommt mir vor wie ein deshalb übermäßig emporgetriebener Kniestock, um der Tenne und den übrigen Wirtschaftsräumen so viel Platz zu schaffen, dass sie all die Getreide- und Futtervorräthe, die das Anwesen zu liefern imstande ist, aufnehmen können. Die Tenne ist wieder in der Mitte über den Ställen angeordnet und nimmt ungefähr zwei Viertel des über denselben liegenden Raumes ein. Rechts und links ist sie durch Bretterwände eingefasst. Vor ihr liegt ein Gang, der dem ebenerdigen Gang im Stall entspricht. Rechts von der Tenne, das dritte Viertel der Breite des Hauses einnehmend, befindet sich der Heubarren, der bis an die Stube stößt und sich über die Decke der niederen Stube bis an die vordere Giebelwand des Hauses weiter erstreckt. Das vierte Viertel, links von der Tenne, nimmt der Strohbarren ein. Er dehnt sich über den Gang und neben dem Obenauf über die Rauchstube bis an die Giebelwand aus. Vom Obenauf ist er durch eine Bretterwand geschieden. Die obere Hälfte des Dachraumes nimmt wieder der *Pranta'* ein und bietet wieder Raum für Stroh und Getreide.

* * *

Fassen wir nun die Grundrisse der beiden besprochenen Häuser noch einmal ins Auge und greifen wir hiebei die Wohnräume für sich allein heraus, so zeigt es sich auf den ersten Blick, dass es ganz zweifellos oberdeutsche Häuser sind. Beide enthalten einen Herdraum und einen Ofenraum als die charakteristischen Gelasse des oberdeutschen Hauses primitivster Ausgestaltung. Der schematische Grundriss eines solchen oberdeutschen Hauses einfachster Form ist durch die Abb. 18 wiedergegeben.

Zu diesen beiden Räumen tritt sowohl in der Rumpler-Keusche, als auch im Mauerbauer-Hause noch ein Raum, die Laube, hinzu. Sie ist für das oberkärntner deutsche

Bauernhaus ein integrierender Bestandtheil, weil sie in keinem typischen Hause fehlt. Ich biete schematische Risse von der Anordnung der Wohnräume auch dieser beiden Häuser. Das Schema der Anordnung der Wohnräume in der Rumpler-Keusche gibt die Abb. 19 und das Schema der Ausgestaltung der Wohnräume des Mauerbauer-Hauses die Abb. 20. L bedeutet in beiden Schemen die Laube, R.-St. die Rauchstube, K.-St. die Kachelstube, H den Herd und O den Ofen. Beide Figuren bieten Schemen dreizelliger Häuser. Prof. Dr. Rudolf Meringer nennt das Schema des zweizelligen einfachsten Hauses (Abb. 18) das »Schema des Küchenstuben-Hauses«, das Schema Abb. 19 »Schema des dreizelligen Hauses mit vorgelegter Laube (Flur)« und legt einem solchen Hause die

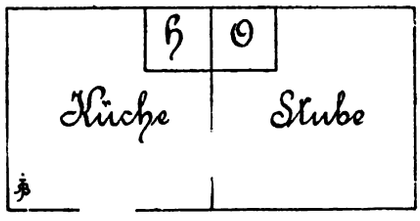


Abb. 18. Grundriss eines oberdeutschen Hauses einfachster Form.

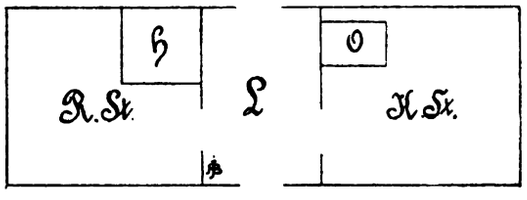


Abb. 20. Schema eines »Mittelflurhauses«.

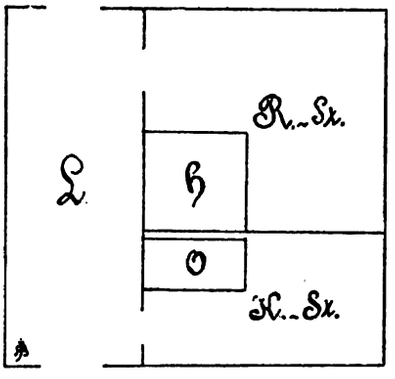


Abb. 19. Schema eines »Seitenflurhauses«.

Bezeichnung »Seitenflurhaus« bei. Das Schema Abb. 20 bezeichnet er als »Schema des dreizelligen Hauses mit mittlerem Flur (Vorhaus)« und gibt ihm den Namen »Mittelflurhaus«.[1])

Ich hielt es hauptsächlich deshalb für nothwendig, von den Wohnräumen der bis jetzt besprochenen Häuser schematische Risse zu geben, weil, wie sich ergeben wird, der Ausgestaltung der Wohnräume all der Bauernhäuser, die ich im nachfolgenden aus Oberkärnten zur Besprechung bringen will, entweder das Schema des einen oder des anderen der beiden Häuser zugrunde liegt oder zum Ausgangspunkte in der Entwickelung gedient hat.

Nachdem ich dies vorausgeschickt, gehe ich zur Besprechung der weiteren aufgenommenen Häuser über.

3. Das Pacher-Haus in Gritschach.

Den Plan der Hofstätte dieses Hauses habe ich oben unter Abb. 4 gebracht. Die Ansicht des Hauses und des daneben liegenden Stadels bietet die Abb. 21. Obwohl dieses Haus die Wohnräume und einen Theil der Wirtschaftsräume noch unter einem Dache vereinigt, ist es doch keine Keusche mehr, sondern ein Bauernhaus. In seinem ganzen Äußeren verräth es, dass es eines der ältesten Häuser der ganzen Gegend sein muss. Leider fand sich nirgends eine Jahrzahl, die auf das Alter des Hauses hätte schließen

[1]) Vgl. S. 250 seiner bereits oben citierten neuesten Arbeit, über »Das volksthümliche Haus in Bosnien und der Hercegovina«, die auch im Separatabdruck (in Commission bei Karl Gerolds Sohn, Wien) erschienen ist.

lassen. Das Fehlen von Jahreszahlen, die auf die Erbauung der Häuser hinweisen könnten, ist für die ganze Gegend charakteristisch, ein Umstand, der vom Hausforscher zu beklagen ist. Nur in seltenen Fällen deuten Jahrzahlen das Jahr der Erbauung oder Erneuerung eines Hauses an.

Das Pacher-Haus ist zum größten Theil aus Holz erbaut. Aus Mauerwerk sind hier wieder nur, wie sich aus dem Plan Abb. 22 ergibt, die Theile jener Mittelwände, an welche die Feuerstellen anliegen, ferner ein neuer Zubau zu den Stallräumen und schließlich eine Kammer, die früher ebenfalls Holzwände hatte, die aber in der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts abgetragen und durch Steinmauern ersetzt wurden, weil der Vater des jetzigen Besitzers, Johann Stampfer, wie mir dieser erzählte, all der Habseligkeiten, darunter über 100 fl. Bargeld, die in der Kammer verwahrt waren, durch nächtliche Besucher beraubt wurde und sich durch die Aufführung einer gemauerten Kammer vor der Wiederholung solch unangenehmer Erfahrungen sichern wollte. In der östlichen Mauer der Kammer sind denn nun auch die beiden dort angebrachten Fenster stark vergittert, während das in der Südmauer hoch angebrachte runde Loch, das mehr als Luft-, denn

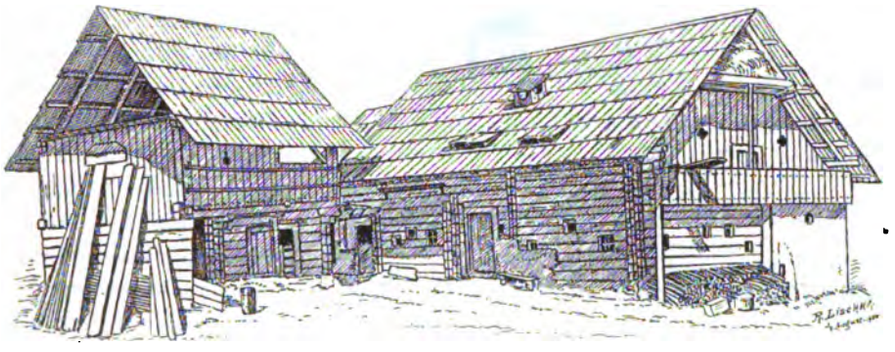


*Abb. 21. Pacher-Haus in Gritschach.

als Lichtloch dient, seiner Kleinheit wegen das Eindringen unmöglich macht. Aus der Ansicht des Hauses lässt sich ersehen, dass die Fenster, und zwar bei der Stube wieder in zwei Reihen von verschiedener Höhe angebracht sind. Dieser Umstand und auch die Kleinheit der Fenster gaben dem Hause ein recht alterthümliches Gepräge. Es wird noch erhöht durch den ungezierten, nämlich durch keinerlei Ausschnitte verschönten Gang und das einfache Satteldach ohne Abwalmung, das an Bauernhäusern nur mehr höchst selten anzutreffen ist. Der Giebel ist bis auf sein oberstes Drittel, das dem *Pranta'* angehört, verschalt. In der Verschalung ist eine Thür sichtbar, die auf den Gang führt. Zu beiden Seiten derselben gewahrt man Ausschnitte in der Form eines Vierpasses (vgl. den Ausschnitt Abb. 14, Fig. 22). Das aus dem Dache emporragende Ende des hölzernen Rauchschlotes ist dem der Rumpler-Keusche gleich. Auch die Dachluken, es sind hier deren zwei angebracht, gleichen der der Rumpler-Keusche. Rechts vor der Hausthür ist eine Bank angebracht. Über der Hausthür sind zwei Holztafeln befestigt, von denen die eine den Hausnamen und die Hausnummer, die andere den etwas entstellten Wortlaut eines Bibelspruches des Ev. Math. enthält:

»Du solst den Herrn deinen Gott
lieben, von ganzen deinen Herzen,
und von ganzer Seele, und
von deinen ganzen gemüt. Ma. XXII C. V. 37.«

Die Pläne Abb. 22 und 23 erläutern die innere Eintheilung des Pacher-Hauses. Abb. 22 bietet den Grundriss des Erdgeschosses und Abb. 23 den Grundriss des Dachraumes. Durch die 1·14 *m* breite und 1·73 *m* hohe Hausthür betritt man die Laube. Sie durchquert das ganze Haus. Früher wird sie auch an der Rückseite eine Thür gehabt haben, die aber infolge des Diebstahles, von dem die Rede war, cassiert worden sein dürfte. An ihrer Stelle befindet sich ein Fenster, durch das Licht in einen Verschlag dringt, der als Keller dient. Damit die Luft darin aber auch im Sommer kühl bleibe, wurde der Boden hier $^1/_2$ *m* tief herausgehoben und mit einem Pflaster aus Bachsteinen (Katzenkopf-Pflaster) versehen. Im Winter werden hier die *Flötzpia'n*, im Sommer die Milch untergebracht. Die Milch wird in hölzernen Milchreinen *(Milchstötz)* auf den Tisch T und die Bänke Ba und Ba_2 gestellt. In der Ecke, wo die beiden Bänke zusammenstoßen, steht eine hölzerne Dose mit Schmalz *(Schmâlztes'n)*. In den Keller führen zwei steinerne Stufen hinab. In der Laube, die gedielt ist und eine einfache Bretterdecke hat, begegnen wir wieder einer Stiege, die zum Dachboden hinaufführt. Außerdem steht dort ein Hackblock H.-B., eine Bottich Bo zum Zerstoßen des zum Brennen bestimmten Obstes und ein *Pāz-Fâss* F. Über H.-B., Bo. und F. hängen *Zānen* (Körbe), Sägen, Sensen, das Hackmesser und Sicheln, letztere in einer Sichelrem. Die Sichelrem ist ein Brett, das 10—20 längliche schmale Schlitze aufweist, durch die die Klingen der Sicheln, um die Sicheln aufzuhängen gesteckt werden. Innerhalb vom Eingange steht unter St. ein *Stual*, d. i. eine vierfüßige Bank ohne Lehne. Über R hängt der Rauchfang von der Decke, der den Rauch vom Brennkessel B.-K. unvermittelt, den Rauch vom Saufutterkessel S.-K. durch einen in der Mauer schräg nach aufwärts führenden Schlot und von der Rauchstube durch das über der Thür angebrachte Rauchloch oder durch die offene Thür aufnimmt.

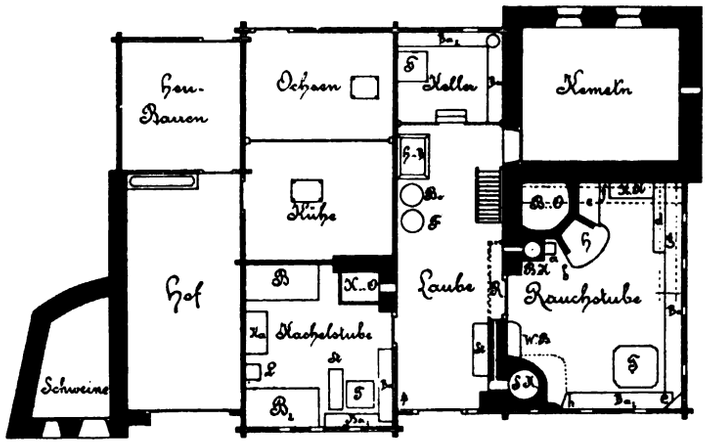


Abb. 22. Grundriss des Erdgeschosses des Pacher-Hauses.

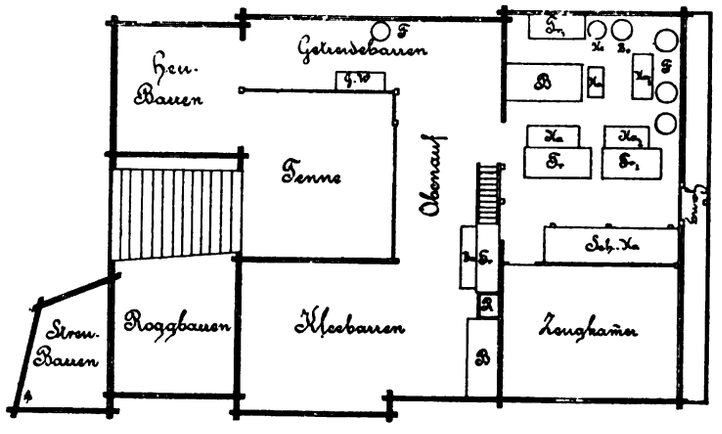


Abb. 23. Grundriss des Dachraumes des Pacher-Hauses.

Die Rauchstube hat das gewohnte Aussehen. Sie ist bis auf eine kleine Ecke in der Umgebung des Saufutterkessels, die ein Katzenkopf-Pflaster aufweist, gedielt. Die Doppeldecke wird durch drei starke Trambalken emporgehalten. Der 65 *cm* hohe Herd H zeigt die gewöhnliche Form. Hinter ihm steht wieder der Backofen B.-O. angebracht. Bei a ist

der Sockel für das Kühlfass, und bei b steht die Kesselreide, c ist das Ofenbankel, von dem noch die Rede sein wird. Unter K.-K. steht ein Küchenkasten. T deutet den Tisch an, dessen Ecken zierlich abgenommen sind. Ba und Ba_2 sind die Bänke. Ba ist bei d durch ein angeschlossenes Brett verbreitert, damit dort Armen (Bettlern und Anlegern) ein Lager zurechtgemacht werden kann. Bei e steht im Tischwinkel auf der Bank ein Eckschränkchen von dreieckiger Basis *(Stub'malma'le; Alma'le* dim. von *Ålma'*, gebildet wahrscheinlich aus dem lateinischen *armarium*). Über f und g hängen die *As'n* von der Decke. W.-B. ist eine Wasserbank. Darüber stehen Töpfe auf zwei nebeneinander angebrachten Tragbrettern *(Hef'nstöll'n)*. Über h hängt ein Schüsselkorb. Von den sieben Fenstern der Rauchstube ist keines dem anderen gleich. Ihre Ausmaße sind, vom Fenster, das auf den Saufutterkessel Licht wirft, ausgehend, die folgenden (die erste Zahl bezeichnet stets die Breite, die zweite die Höhe): 23 : 21 *cm*, 37 : 37 *cm*, 34 : 36 *cm*, 29 : 29, 27 : 31 *cm*, 33 : 33 *cm* und 24 : 26 *cm*.

Schräg gegenüber der Rauchstubenthür öffnet sich die Thür zum zweiten Wohngemach, zur Kachelstube. Sie ist gedielt und hat eine doppelte Bretterdecke. Hier führt die Kachelstube ihren Namen mit Recht, denn sie wird noch durch einen Kachelofen (K.-O.) erwärmt. Er hat flache, dunkelbraune Kacheln. Die Form des Ofens ist der des gemauerten in der Rumpler-Keusche (vgl. die Abb. 15) gleich. Die Bühne über dem Ofen fehlt hier. Der Rauch, der dem Ofen entströmt, entweicht frei in die Laube. In der Ecke links vor der Thür steht der Tisch T mit den feststehenden Bänken Ba und Ba_2. Neben dem Tisch steht noch eine übertragbare Bank St, ein »Stuhl«. Ka bezeichnet einen Kasten, L einen Lehnstuhl, B und B_2 die Betten.

An die Rauchstube stößt die gemauerte Kammer an, von der schon Erwähnung gethan wurde. Der alte Pacher nannte mir den Raum *Speis'kammer,* sonst wird er im kärntnerischen Hause, in dem er unter den größeren nie fehlt, *Kemet'n* genannt. Die *Kemet'n* des Pacher-Hauses enthält außer Nahrungsmitteln, wie Mehl, Schmalz und Fleisch, auch Truhen, Kästen, Kleider, Schuhe u. a. Hier sah ich auch noch zwei alte Hüte mit mächtigen Krämpen aus dem Anfange des XIX. Jahrhunderts an der Wand hängen. Die Hüte sahen ganz so wie die der alten Tiroler Recken im »Letzten Aufgebot« Deffregers aus. Der alte Pacher benützt sie noch, wenn er im Herbst seine Kühe bei Regenwetter in den Anger auf die Halt treibt und hält sie hoch in Ehren, denn sie *schermen* besser als der beste Regenschirm.

Obwohl die Ställe in diesem Hause unmittelbar an die Kachelstube sich anschließen und sozusagen in den Wohntract hineinragen, sind sie vom Wohntracte aus doch nicht zu betreten. Das *Hofthor* befindet sich in der westlichen Frontseite des Hauses. Es ist 1·95 *m* breit und 1·82 *m* hoch. Man gelangt durch dasselbe vorerst in den *Hof*. In denselben kann mit kleinen Wagen eingefahren werden. Auch ist im Hintergrunde des Hofes ein Barren für überzähliges Vieh angebracht. Vom *Hof* aus kann man den dahinter liegenden Heubarren, der vom Dachraum aus in das Erdgeschoss durchgeht, und den Kuhstall betreten. Der Ochsenstall hat seinen Eingang in der Ostseite des Hauses.

Der Dachraum des Hauses ist in fast ganz gleicher Weise eingetheilt wie jener in der Rumpler-Keusche. Die Tenne nimmt annähernd die Mitte des ganzen Dachraumes ein. Sie reicht bis an den Obenauf. Dort steigt bei R der Rauchschlot zum Dach empor. Daneben steht eine Truhe Tr. und davor eine Bank Ba., auf der anderen Seite ein Bett B, in dem der Knecht schlief, so lange sich der Bauer noch einen hielt. Der Raum über der Rauchstube und der *Kemet'n* ist durch eine Bretterwand in zwei ungleiche Theile getheilt. Der kleinere schließt eine Zeugkammer ein, während im größeren allerlei Hausgeräth untergebracht ist. Sch.-Ka. bezeichnet einen Schüttkasten, Tr-Tr_3 sind Truhen,

bei K-K_3 stehen Kästen, bei F drei Fässer, unter Bo eine Bottich und unter Ke der Brennkessel. Der Bauer brennt seit Jahren keinen Schnaps mehr, da sich das Brennen desselben wegen der hohen dafür zu entrichtenden Steuern nicht lohnt. B ist das Bett der Magd, davor steht ihr Koffer Ko. Obwohl dieser Raum als Decke nur das Dach über sich hat, gegen den Obenauf gar nicht und gegen den Gang nur durch eine Bretterwand abgeschlossen ist, in der kalten Jahreszeit hier also oft grimmige Kälte herrscht, schläft die Magd auch im Winter hier. Ebenso hat der Knecht auch im Winter im Obenauf geschlafen. In größeren Bauernhäusern schlafen die Dienstboten, wie sich zeigen wird, wohl gewöhnlich in Stuben. Die Stube der Knechte ist fast immer unheizbar, während die Stube der Mägde zumeist einen Ofen aufweist. Sind Dienstboten gezwungen, in solch kalten Räumen zu schlafen wie im Pacher-Hause, so legen sie sich im Winter vollständig angekleidet zu Bette. Sie versäumen dabei nicht, eine Schlafmütze tief über die Ohren und ins Gesicht zu ziehen und ihre Hände in Fäustlinge zu stecken, denn es kommt oft vor, dass sie morgens unter einer dünnen Schneedecke erwachen, die der Wind durch die Fugen des Daches über das Bett geweht hat. Ein Knecht hatte — wurde mir von der »Winklerin« in Reich erzählt — als er bei einem Bauern im Millstätter Berg im Dienste stand, eine so luftige Schlafstätte, dass er abends, wenn er sich ins Bett begab, im Winter immer einige Holzstücke auf seine beiden *Gulter* (Bettdecken) legen musste, damit sie ihm der Sturm bis zum Morgen nicht vom Bette blasen konnte.

Wie in den beiden besprochenen Häusern, so ist auch hier die Tenne von den Barren eingeschlossen. Der Pacher hat deren fünf: einen Heu-, einen Getreide- *(Trād-)*, einen Klee-, einen Roggen- und einen Streubarren. Der letztgenannte liegt außerhalb des Hauses über dem zugebauten Schweinestall und ist durch ein Pultdach geschützt. Im Getreidebarren steht bei G.-W. eine Getreidewinde und bei F ein Fass.

Die Wohnräume dieses Hauses sind nach dem Schema der Wohnräume im Mauerbauer-Haus angeordnet (vgl. die Abb. 20), es tritt aber hier in der *Kemet'n*, die als eine Angliederung zum Kochraume, zur Rauchstube, aufzufassen ist, zu den drei Räumen noch ein vierter Raum hinzu. Wir haben es hier also schon mit einem vierzelligen Hause zu thun.

Der kleine Stadel, der in Abb. 21 links zu sehen ist, ist einstöckig. Ebenerdig befindet sich in demselben ein Kuhstall, ein Schafstall und ein Holzschupfen. Im vorderen Theil des Obergeschosses, dort wo die große offene Luke zu sehen ist, liegt eine Werkstatt und dahinter der Heustadel. In das Obergeschoss kommt man über eine Stiege, die an der Ostseite des Stadels angebracht ist.

4. Die Rader-Keusche in Tangern.

Das Haus, dessen Ansicht ich in Abb. 24 bringe, ist wieder eine Keusche. Sie trägt die Nr. 4 und ist Eigenthum des Peter Weger.

Das Haus steht wieder in enger Verbindung mit dem Wirtschaftsgebäude. Sie sind aneinandergebaut, liegen aber nicht, wie dies bei den bisher besprochenen Häusern der Fall ist, unter einem Dach. Mit Ausnahme der nordöstlichen Ecke ist das ganze Haus aus Holz gebaut. Die jetzt gemauerte Ecke des Hauses wird früher wohl auch aus Holz gebaut gewesen sein, das Holzwerk mag aber vor der Zeit durch Feuchtigkeit, die die hinter dem Hause steil ansteigende Berglehne der Wand zugeführt haben muss, zugrunde gegangen und dann durch Mauerwerk ersetzt worden sein. Das Haus steht schon über 200 Jahre. Auf einem Dachsparren findet sich als seltenes Verzeichnis eine Jahreszahl, 1683, eingeschnitten.

Die Hauptfront dieses Hauses unterscheidet sich wesentlich kaum von der Hauptfront des Wohntractes im Pacher-Hause. Auffallen mag hier, dass der Eingang außer der Hausthür noch ein zweites, jedoch nur halb so hohes Thürchen hat, das sich nach außen öffnet. Es verwehrt dem Geflügel, den Schweinen und anderen Thieren den Zutritt, wenn die Hausthür offen steht und dem Rauch Abzug gewährt. Die Fenster rechts vom Hauseingang sind wieder ungleich groß. Zwei davon sind jedenfalls erst vergrößert worden. Unmittelbar neben der Hausthür ist ein kleines Fensterchen angebracht. Durch dasselbe fällt Licht in die Laube. Es hat kein Glas, sondern wird durch einen hölzernen Schuber geschlossen. Dasselbe ist von dem ersten, links vom Eingang angebrachten Fenster zu sagen. Es gehört aber nicht mehr der Laube, sondern schon der Rauchstube an. Zu beiden Seiten der Hausthür sind Sitzbänke angebracht. Aus der Hauptfront des Hauses ragen drei Balkenenden weiter hervor als die Köpfe der anderen Balken. Man kann auf sie Stangen oder Bretter legen, um darauf Wäsche oder Feldfrüchte zu trocknen. Die west-

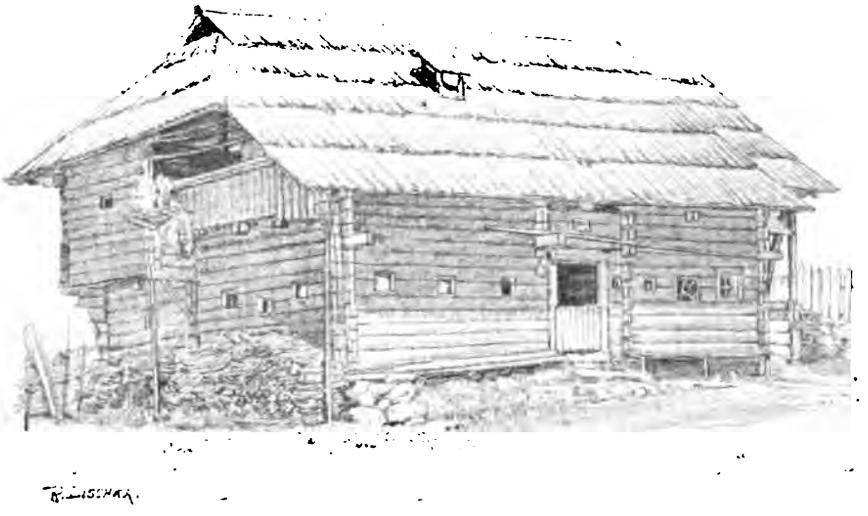


*Abb. 24. Rader-Keusche in Tangern.

liche Giebelseite hat ein ungewohntes Aussehen. Es wird dadurch hervorgerufen, dass aus der linken und oberen Hälfte des Hauses ein Raum in der Breite des Ganges wie ein Erker hervorragt und gleichzeitig den Gang verkürzt. Die Holzbalken, welche die Wände dieses Raumes bilden, sind an ihren Ecken nicht verkämmt, sondern verzinkt. Die Verzinkung ist eine äußerst künstliche. Abb. 13, Fig. 6 zeigt sie. Meringer hat die gleiche Art der Verzinkung aus Mürzzuschlag (vgl. Abb. 60, S. 139, Bd. XXIII dieser »Mittheilungen«) und ich selbst aus der Gegend von Vorau (vgl. Abb. 157 und 158, S. 187, Bd. XXVII dieser »Mittheilungen«) nachgewiesen. An der Gangbrüstung, die keine Ausschnitte aufweist, ist unten ein Traggerüst befestigt, auf dem in Töpfen Blumen stehen, unter denen der herabhängende Nelkenstock nicht fehlt. Die in der Giebelseite in ungleicher Höhe angebrachten Fenster fallen eben so ins Auge, wie jene beim Pacher-Hause oder jene der Rauchstube im Mauerbauer-Hause. Des vorspringenden Raumes wegen musste das Dach eine unsymmetrische Gestalt annehmen. Im übrigen bietet das Äußere des Hauses nichts Bemerkenswertes.

Abb. 25 bringt den Grundriss des Hauses. Der Stadel, welcher nur etwas mehr als die halbe Tiefe des Hauses einnimmt, gleicht sehr dem freistehenden Stadel beim Pacher-

Hause. Die Räume, die er umschließt, sind in den Plan nicht aufgenommen, da sie nichts Neues bieten.

Die Laube ist gedielt. Sie liegt wieder in der Mitte des Hauses, ist aber nicht durchgängig, wohl deshalb, weil das Erdreich knapp hinter dem Hause steil ansteigt. In der Rückwand des Hauses ist ein Fenster angebracht. Dort führt eine Stiege zum Dachraum empor und unter ihr eine zweite in den Keller hinab. In der Laube befinden sich sonst nur noch bei H.-B. ein Hackblock, bei A ein *Ålma'* (Kasten mit Fächern), bei Ka ein Kleiderkasten und bei W.-B. eine Wasserbank. Über R hängt der Rauchfang, der auch von der Feuerstelle des Saufutterkessels den Rauch auffängt.

Die Rauchstube ist gedielt. Ihr Aussehen gleicht dem der bisher besprochenen. T deutet den Tisch an. Ba, Ba_2 und Ba_3 die Bänke. Unter Ba_3 ist eine Hühnersteige angebracht. B.-O. ist der Backofen, H der Herd und daneben O.-B. das Ofenbankel. Neben dem Saufutterkessel steht unter a das *Kåsp'lfåss.* Unter *Kåsp'l* versteht man das Spülicht, in das allerlei Speisereste kommen. Das *Kåsp'l* wird den Schweinen gegeben.

Hinter der Rauchstube ist wie im Pacher-Hause eine *Kemet'n,* hier *'s Kamma'le* genannt, angeordnet. Sie ist, wie ja auch aus der Ansicht des Hauses (Abb. 24) entnommen werden kann, viel niederer als die Rauchstube. Man kann darin nur zur Noth aufrecht gehen. T bezeichnet den Tisch, K.-K. einen Küchenkasten *(Speis'kast'l),* Tr und Tr_2 sind zwei Truhen, St ein *Stuhl.* Bei b ist in der Diele ein Loch, durch das im Herbst Rüben und Kartoffel in den darunter liegenden Keller geworfen werden. Die *Kemet'n* hat zwei Fenster.

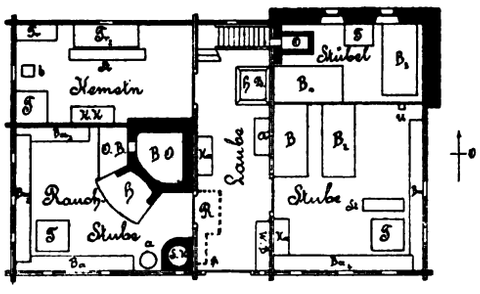


Abb. 25. Grundriss des Erdgeschosses der Rader-Keusche.

Der rechts von der Laube gelegene Theil des Hauses war ehedem ein Raum, jetzt ist er durch eine Bretterwand in zwei Theile geschieden. Der vordere Theil, obwohl darin kein Ofen steht, führt noch den Namen des ehemals ungetheilten Raumes und heißt Kachelstube. Dahinter liegt das abgetrennte *hintare Stib'l,* in dem sich der gemauerte Ofen O befindet. Außer einem Tisch T sind dort nur zwei Betten B_3 und B_4 untergebracht. In der Kachelstube stehen ebenfalls zwei Betten B und B_2, dann der Tisch T, daneben ein *Stuhl* St., neben der Thür ein Kasten Ka, und über U hängt eine Uhr. Den beiden Wänden entlang, in denen sich die Fenster befinden, laufen die Bänke Ba und Ba_2.

Der 17jährige Sohn des Hauses, ein äußerst aufgeweckter und anstelliger Bursche, ertheilte mir über alles im Hause Aufschluss. So erzählte er mir denn auch treuherzig, dass er mit seinem Vater in einem Bett, und zwar in dem unter B_3 schlafe. Im Bette B_4 schlafe die Mutter mit der 21jährigen Tochter, das Bett B_2 gehöre dem Großvater und das Bett B der Großmutter. Diese nähme ihren 6jährigen Enkel in der Nacht zu sich.

Im Dachraume ist jener erkerartig vorspringende Raum ein *Speckkasten.* Er muthet an wie ein schüchterner Versuch zur Entwickelung eines Obergeschosses. Als solcher Versuch zum Ausbau eines oberen Stockwerkes kann dem Speckkasten die in dem Dachraum des Mauerbauer-Hauses eingeschaltete Stube an die Seite gestellt werden. Der übrige Theil des Dachraumes in der Rader-Keusche ist ungetheilt. Über der Rauchstube und über der Laube sind, wie sonst in den Häusern, allerlei Hausgeräthe, als alte Kästen, Truhen, Spinnräder, Webegeräthe, Fässer, Körbe u. dgl., untergebracht.

Wie das Pacher-Haus so folgt auch die Rader-Keusche in der Anordnung der Wohnräume dem Schema Abb. 20.

5. Das Sank-Haus in Gritschach.

Es soll nun die Beschreibung eines solchen Bauernhauses einfachster Ausgestaltung folgen, das nicht mehr mit den Wirtschaftsgebäuden verbunden, sondern von ihnen gesondert und vollkommen frei steht. Es ist dasselbe Haus, dessen Hofstätte im Plane Abb. 6 gegeben wurde. Das Wohnhaus, *Sank*, H.-Nr. 4 in Gritschach, stellt die Abb. 26 dar. Der Besitzer des Hauses und des dazugehörigen Anwesens ist Johann Kasmannhuber, der ehemalige Eigenthümer der Gaugler-Hube in Techendorf. Die gewesene Besitzerin wohnt als Ausnehmerin mit ihrer Tochter auch jetzt noch im Hause.

Das Haus steht auf steinernen Grundmauern und ist ganz aus Holz erbaut. Die Stärke der Balken, aus denen es gefügt ist, beträgt 13 *cm*. Die Construction des Dachstuhles gleicht ganz der des Dachstuhles der Rumpler-Keusche. Die Brüstung des Balkones

*Abb. 26. Sank-Haus in Gritschach.

wurde erst im Laufe des vorigen Jahres erneuert. Sie hat keine Ausschnitte. Dass die Fensteröffnungen außen mit Rahmen, gebildet aus schmalen Brettchen, eingefasst sind, lässt darauf schließen, dass sie vergrößert wurden. Die Vergrößerung der Fenster muss aber sehr sorgfältig durchgeführt worden sein, da die Fenster gleicher Größe genau gleiche Ausmaße besitzen. So sind die im Bilde links zu sehenden zwei großen Fenster beide im Lichten genau 55 *cm* breit und 69 *cm* hoch. Ebenso groß sind die beiden anderen derselben Stube angehörenden Fenster in der Westseite des Hauses. Ein fünftes, ebenfalls dieser Stube angehörendes Fenster, das aber heute vermacht ist, gibt uns die ursprüngliche Größe durch das Verhältnis von 31 : 31 *cm* an. Alle anderen in der Abb. 22 zu sehenden Fenster, mit Ausnahme des neben dem Hausthor angebrachten kleinen, nicht mit Glas versehenen Schubfensterchens, das nur 27 *cm* breit und 23 *cm* hoch ist, messen gleichförmig 45 *cm* in der Breite und 51 *cm* in der Höhe. Das Hausthor ist 1·54 *m* breit und 1·86 *m* hoch. Während die Eingangsthüren der bisher beschriebenen Häuser aus einfach glatt gehobelten Brettern bestanden, ist dieses Thor in Felder gegliedert, die durch Füllungen zierlich ausgekleidet sind. Über das Äußere des Hauses habe ich weiter nichts Belangreiches zu sagen.

Da in diesem Hause der in der Gegend am Millstätter See sehr häufig vorkommende Typus eines ebenerdigen alleinstehenden Hauses vertreten ist, soll sein Inneres eingehend besprochen werden.

Die Abb. 27 gibt den Grundriss dieses Hauses. Durch das Hausthor gelangt man auch hier wieder in die Laube. Sie ist 2·26 *m* hoch und viel breiter als die Lauben der bisher behandelten Häuser. Sie nimmt schon dadurch den Charakter der Lauben größerer Bauernhäuser an. Ihr Niveau liegt um 20 *cm* tiefer als das der vor dem Hause vorbeiführenden Straße, weshalb vom Thore zwei Stufen in die Laube hinabführen. Den Fußboden der Laube bildet ein Katzenkopf-Pflaster. Ihre Decke, die aus einer einfachen Bretterlage besteht, tragen fünf Trame, die auf 19 *cm* 17 *cm* hoch sind. In der rückwärtigen Holzwand der Laube ist wieder ein Schubfensterchen (27 *cm* breit, 21 *cm* hoch) angebracht. Daneben befindet sich das zweite Laubenthor, das ebenso breit, aber um 7 *cm* höher (1·93 *m*) als das vordere ist. Durch das rückwärtige Thor kann mit Wagen eingefahren werden. Die ganze Laube ist geweißt, nur die Decke ist von einer schwarzen Rußschichte überzogen. In der Laube sehen wir, wie sonst gewöhnlich, die hölzerne Bodenstiege, dann bei R den Rauchfang und bei H.-B. den Hackblock (1·38 *m* : 80 *cm*). Unter K.-K. und K.-K_2 stehen zwei Küchenkästen. Bei F.-T. ist eine die Kellerstiege überdeckende Fallthüre, die *Kella'-Föll,* angebracht. Der Keller liegt unter der Rauchstube und der Kachelstube. Als neu auftretenden Ausrüstungsstücken der Laube begegnen wir hier, wie in fast allen größeren Bauernhäusern, einem Tisch (1·2 : 0·9 *m*) und zwei ihn umfangenden *Stühlen.* Diese Gegenstände verleihen der Laube den Charakter des Wohnlichen. Hier werden denn auch im Sommer die Mahlzeiten eingenommen und Arbeiten verrichtet, die im Winter in der Rauchstube vollzogen werden. Die Laube ist der Ort, wo im Herbste bei Spanlicht die Kukuruzkolben *ausgefiedert,* die Rüben ihrer Blätter entledigt und andere ähnliche Arbeiten vorgenommen werden, wozu gerne Kinder, Knechte und Mägde aus der Nachbarschaft helfend beispringen. In der Laube hängen dann noch oberhalb a Rechen und oberhalb b Sensen und Hacken an hölzernen Nägeln.

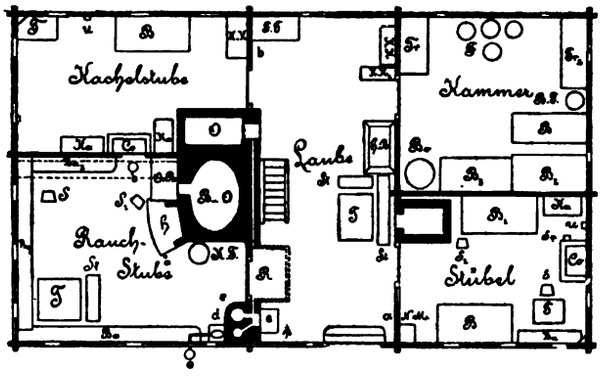


Abb. 27. Grundriss des Sank-Hauses.

Die Thür, welche unter dem Rauchfang in die Rauchstube führt, ist 90 *cm* breit. Über ihr ist wieder ein Rauchloch zu sehen. Es ist 44 *cm* breit, 30 *cm* hoch und mit einem Schuber zu schließen. Die Rauchstube ist 2·5 *m* hoch, also um 24 *cm* höher als die Laube. Die Decke derselben besteht aus einer doppelten Bretterlage und wird durch drei Trame (*Trampam* = Trambäume) gestützt. Von oben wurde die Decke, damit sie die Wärme besser halte, mit einer Schichte Schotter beschüttet und dann mit einer Mörtelschichte überzogen, die ein festes Pflaster bildet. Der Fußboden der Rauchstube ist gedielt. Der Herd aus dieser Rauchstube ist in Abb. 28 dargestellt. Der 58 *cm* hohe Herdkörper ist aus Steinen aufgemauert. In demselben ist eine Nische, das *Åsch'nloch,* zur Aufnahme der Asche ausgespart. Der vordere Rand der Herdoberfläche ist mit einem aus Mauerziegeln bestehenden Pflaster belegt. Der rückwärtige Theil ist gebildet aus einem Steinplattenpflaster. In der Mitte der Herdoberfläche befindet sich die *Åsch'ngruabm.* In diese wird nach dem Kochen die Glut gegeben und glimmt hier, mit Asche überdeckt,

von einer Mahlzeit zur anderen und auch die Nacht hindurch bis zum Morgen ruhig fort. Im rückwärtigen Theil des Hauses erhebt sich der wuchtige *Kog'l* und neigt sich über die Herdoberfläche vor. Seine Wände sind aus Steinen aufgemauert. Das Dach desselben besteht aber aus armdicken Stangen, die mit Stroh umwickelt, mit Lehm stark verschmiert und dann eng aneinander gereiht worden sind. Das auf diese Weise gebildete Dach

*Abb. 28. Herd in der Rauchstube des Sank-Hauses.

wird dann von außen und innen nochmals mit Lehm verschmiert, geglättet und schließlich mit Kalkmilch geweißt. Der Kalkanstrich wird vor den drei hohen Feiertagen und vor dem Kirchtag (zu Jakobi, das ist am 25. Juli) erneuert. Ein fast nie fehlendes Ausrüstungsstück des Herdes bildet im oberkärntnerischen Bauernhause die *Kess'lreid'n*. Es ist die im Bilde (Abb. 28) zu sehende Vorrichtung, an der der Kessel hängt. Ihr Standpunkt ist im Plane Abb. 27 mit a bezeichnet. Die wagrechte eiserne Schiene, die den Kessel trägt, ist an einem senkrecht stehenden Holzstamme befestigt und wird von einer Eisenstange, die ebenfalls am Holzstamme festgemacht ist, emporgehalten. Der Holzstamm bildet die Achse, um

die sich der ganze Apparat drehen lässt. Der Kessel kann also, wenn er über dem Herd im Wege ist, in die Ecke rechts vom Kogel gedreht werden. Auf der Schiene selbst, an der der Kessel hängt, und die in ihrer vorderen Hälfte gezähnt ist, lässt sich der Kessel weiter nach vorwärts oder rückwärts verschieben. Hinter dem Herd befindet sich der große Backofen. Seine Lage zum Herd kann aus der Abb. 27 ersehen werden. Die Feuerungsöffnung befindet sich links vom Herd. Aus dem Backofen münden zwei Zuglöcher unter den Kogel. Sie können durch runde Steine geschlossen werden und sind im Bilde in Abb. 28 im Hintergrunde des Kogels sichtbar. Vor der Heizöffnung des Backofens ist das schon oft erwähnte *Ofenbankel* auch hier wieder angebracht. Es liegt auf der Herdoberfläche und einer Leiste, die an der Stubenwand befestigt ist, auf. Die Ofenbank dient dazu, Kochgeschirre dort abzustellen, der Ofenschaufel beim Einschießen der Laibe als Unterlage zu dienen, dann, sagte mir die alte *Sankin*, legen sich im Winter auch die *Hirw'riger* (Herberger), das sind Bettler und wandernde Handwerksburschen, die in den Bauernhäusern Nachtlager suchen, das ihnen fast nie versagt wird, mit Vorliebe auf die Ofenbank, weil sie die Füße dann in die Nähe der wärmenden Glut legen können. Unter der Ofenbank befindet sich eine 37 *cm* tiefe *Of'ngruab'm*, in welche die Glut und die Asche nach dem Heizen des Backofens mit der Krücke herausgezogen wird. Hinter der Kesselreide steht am Backofen das Kaspelfass K.-F., der Saufutterkessel, in diesem Hause mir auch *Sechtkessel* genannt, und der Brennkessel liegen in dieser Rauchstube bei c zusammen. Sie werden beide von der Laube aus geheizt. Der Rauch wird hier wie in der Rumpler-Keusche durch einen gemauerten kaminartigen Mantel aufgefangen und dann in den Rauchfang abgeleitet. Vor der Heize dieser Kessel ist eine 45 *cm* tiefe Grube, die *Of'ngruab'm* c angebracht, in welche die Bäuerin hinabsteigt, wenn sie einen der Kessel, deren Feuerstellen sehr tief liegen, heizen will. Vor den Kesseln steht in der Rauchstube bei d der gemauerte Sockel, auf dem beim Brantweinbrennen das Kühlfass, ein länglichrunder Bottich, gestellt wird. Das Kühlfass wird fortwährend mit frischem Wasser gespeist, das aus dem *Tåda'månn* (todter Mann, das ist die senkrecht stehende Brunnensäule, ein doppelt durchbohrter Baumstamm, durch welchen das Wasser zu- und abfließen kann), der bei e vor dem Hause steht, zugeleitet wird. Das abfließende Wasser wird durch eine zweite Röhre durch die Hauswand in die Brunnensäule zurück- und von dieser abgeleitet. In der Rauchstube finden wir dann noch bei b einen Hackstock, bei S und S_2 zwei Sessel, unter St einen *Stuhl* vor dem Tische T und bei Ba, Ba_2 und Ba_3 die stabilen Bänke. Unter letzterer befindet sich die Hühnersteige, darunter ein Schüsselkorb und über diesen die *Holz-As'n*, die sich über den Backofen hin bis zur Stubenwand erstreckt. Hinter dem Hackstock gewahren wir eine Thür, die jedoch jetzt verstellt und nicht mehr im Gebrauch ist.

Durch sie konnte man aus der Rauchstube direct in die anstoßende Kachelstube kommen. Jetzt betritt man sie von der Laube aus. Die Kachelstube ist jenes Gemach, welches die in der Ansicht des Hauses zu sehenden großen Fenster aufweist. Die Kachelstube ist nur so hoch wie die Laube, also um 24 *cm* niederer als die Rauchstube. Die Decke der Stube bildet auch hier wieder eine doppelte Bretterlage, die von einem die Länge der Stube durchziehenden Unterzugbalken, der auf 30 *cm* 31 *cm* hoch ist, getragen wird. Von oben ist sie wie die Rauchstube mit einem Pflaster belegt. Die Construction der Decke verdeutlicht die Abb. 13, Fig. 7. Der Fußboden ist gedielt. Die ganze Stube, auch die Decke, ist geweißt. Der gemauerte Ofen O stößt an den Backofen der Rauchstube an. Der Rauch wird aus dem Ofen durch einen gemauerten Schlauch nach dem Rauchfang abgeführt. Die Möbel, welche diese Stube enthält, sind willkürlich angeordnet. Die Abkürzungen, durch welche die Möbel bezeichnet sind, erkläre ich folgender-

maßen: T = Tisch, U = Uhr, B = Bett, K.-K. = Küchenkasten, Ka = Kasten, Co = Commode mit Glaskästchen als Aufsatz, Ko = Koffer. In der Ecke über dem Tisch ist ein Hausaltar angebracht. Derselbe besteht aus einem einfachen Eckbrettchen, das mit einem Spitzenbehang versehen ist. In der Mitte des Brettchens steht ein Crucifix. Rechts davon hängt an der Wand in Rahmen und unter Glas »Josef mit dem Jesukinde« und links vom Kreuze »Maria mit dem Jesukinde« (es sind Ölfarbendrucke).

Das Haus enthält jedoch noch zwei Gelasse, die jetzt auch als Wohnräume benützt werden. Ob dies immer so war, konnte bei dem gewiss schon hohen Alter des Hauses sich nicht ermitteln lassen, es ist aber, wenn die Ausgestaltung anderer, noch zu besprechender Häuser zum Vergleich herangezogen wird, als bestimmt anzunehmen, dass diese beiden Räumen ehemals anderen Zwecken gedient haben dürften.

Der Rauchstube gegenüber liegt ein *Stüb'l*. Es hat eine gleiche Decke, gleichen Fußboden, gleichen Ofen wie die Kachelstube und ist wie diese ganz geweißt. Über der Heize zu diesem Ofen ist ein Zugloch angebracht, das wie die Zuglöcher des Backofens durch einen Stein geschlossen werden kann. Der Rauch wird durch einen hölzernen Schlot quadratischen Durchschnittes aufgenommen, der Schlot führt erst senkrecht an der Laubenwand empor, dann bricht er sich rechtwinkelig, führt an der Laubendecke entlang zum Rauchfang hinüber und mündet schließlich in diesen. Die Anordnung der Möbel ist wieder eine der Regel zuwiderlaufende. T = Tisch, Ba = Bank, S und S_2 = Sessel, B und B_2 = Betten, Ka = Kasten, Co = Commode mit Glaskasten-Aufsatz, U = Uhr, Sp = Spucknapf, N.-M. = Nähmaschine. In der Ecke über dem Tisch ist auch hier ein mit Spitzen behängter Hausaltar angebracht. Er trägt auch da wieder ein Crucifix. Rechts davon hängt an der Wand ein Jesusbild, links ein Marienbild (Ölfarbendrucke). In diesem Stübel wohnt die gewesene Bäuerin mit ihrer Tochter in der Ausnahme.

Der fünfte und letzte Raum, den dieses Haus aufweist, wurde mir *Kammer* genannt. Sie liegt neben dem Stübel, ist so hoch wie dieses, und die Laube hat eine einfache Bretterdecke und einen Fußboden aus gestampftem Lehm. Die Einzeichnungen bedeuten: B und B_2 = Betten, Tr und Tr_2 = Truhen, F = Fässer, B.-F. = Brennfass und Bo = Bottich. In der Kammer schlafen die beiden weiblichen Dienstboten des Bauern. Dass dieser Raum früher gewiss nicht als Wohnraum benützt wurde, geht daraus hervor, dass die vier Fenster derselben nicht mit Glas, sondern nur mit Holzschubern versehen sind. Solche Fenster finden sich in anderen Häusern nur in *Kemet'n*. Es ist wahrscheinlich, dass dieser Raum früher auch als *Kemet'n* gedient haben wird. Es ist ferner möglich, dass das Stübel wohl immer als Ausnehmerwohnung verwendet wurde, wenn aber keine Ausnehmer im Hause zu versorgen waren, so wird es jedenfalls wirtschaftlichen Zwecken, vielleicht als Milch- oder Speckkammer gebraucht worden sein.

Das Haus ist, wie aus der Beschreibung und aus dem Plane ersehen werden kann, ein fünfzelliges. Ursprünglich werden nach dem Gesagten nur die Laube, die Kachelstube und die Rauchstube als Wohnräume gedient haben. Fasst man ihr Zusammenliegen ins Auge, so erkennt man, dass sie nach dem aus dem Wohnräumen der Rumpler-Keusche abgeleiteten Schema angeordnet sind.

Im Dachraume des Hauses ist der Theil über der Rauchstube und der Kachelstube ungetheilt. Der Rauchstubenboden aber ist um einen Viertelmeter höher gelegen als der Kachelstubenboden. Es stehen dort Schüttkästen, Kleiderschränke, Truhen und Kisten, ferner eine Hobelbank und ein *Rafstual* (Reifstuhl, sonst auch Heinzelbank genannt). Dann liegen da Späne in einem großen Stoß beisammen. Auch hängen hier Kleider und Wäsche zum Trocknen und Bettwäsche, die zum Lüften in den Dachraum gebracht wurde. Im Obenauf steht ebenfalls ein Schüttkasten, dann eine Mehltruhe, eine Kleidertruhe, eine

Bank, Spinnräder und ein Bett. In diesem schläft, auch im Winter, der Knecht. Der Dachraum über dem Stübel und der Kammer ist durch Bretterwände in drei Theile getheilt, von denen jeder durch eine Thür von Obenauf aus zugänglich ist. Während der linksseitig angebrachte Raum keine Decke, also nur das Dach über sich hat, sind der mittlere Raum, ein *Kåst'n* (Speisekammer), und das rechtsseitig liegende *Kämmale* gedeckt.

Im Kämmerlein, das den Schlafraum des Sohnes der alten Bäuerin bildet, stehen ein Bett, eine Truhe, zwei Kästen und ein Koffer.

In der Speisekammer ist ein Schüttkasten aufgestellt. Von der Decke hängt eine Brotrem, geselchtes Fleisch und Speck. Auf dem Boden stehen Ölkrüge und anderes. Auch im ungedeckten, dritten Raum steht ein Schüttkasten, außerdem sah ich dort noch Bänke, Spinnräder und Haspel.

Zu diesem Hause gehören, wie aus der Planskizze Abb. 6 ersehen werden kann, noch ein Stall mit angebautem Schupfen und ein großer Stadel. Der Stall ist, wie der

Abb. 29. Stadel des Sank-Hauses.

beim Pacher-Hause stehende und in Abb. 21 abgebildete Stall, einstöckig und diesem ganz ähnlich. Im Erdgeschoss sind zwei Ställe, einer für Schafe, der andere für Schweine angebracht. Das Obergeschoss ist ein Heubarren.

Der große Stadel, der 15 *m* in der Länge und $12^3/_4$ *m* in der Breite misst, ist ein Stadel neuerer Form. Er wurde erst im Jahre 1891 an Stelle des baufällig gewordenen alten Stadels erbaut. Sein Bild gibt die Abb. 29. Es zeigt die Hauptfront und die Rückseite des Stadels, die übrigens der Vorderseite fast vollkommen gleich ist. Das Erdgeschoss des Stadels ist aus steinernen Mauern aufgeführt, die die respectable Stärke von 80 *cm* aufweisen. Das Obergeschoss und die Giebel des mächtigen Satteldaches sind mit Brettern verschalt, in denen sich Luken von der Form der Abb. 14, Fig. 4 befinden. An der Langseite führte eine Tennenbrücke über eine gemauerte und gewölbte Kammer zum Obergeschoss hinauf. Die Größe des zweiflügeligen Tennenthores ermöglicht es, dass die geladenen Erntewagen direct in die Tenne einfahren können. Neben der Tennenbrücke ist ein Schupfen angebracht, in welcher eine Stiege den Aufstieg aus dem Erdgeschoss in das Obergeschoss ermöglicht.

Abb. 30, der Grundriss des Erdgeschosses vom Stadel, zeigt, dass der neue Stadel in der Hauptsache dieselbe Eintheilung aufweist, wie sie in den alten Stadeln dem Her-

kommen nach üblich ist. Der Grundriss zeigt zwei Thore in gegenüberliegenden Ständen. Von einem zum anderen führt ein breiter Gang, der die Mitte des Stadels einnimmt und das ganze Erdgeschoss in zwei Theile theilt. Die Thore sind so groß (2 : 2·75 *m*), dass selbst große Wägen durchfahren können. Bei den alten Stadeln führt der Gang jedoch immer nicht der Länge nach durch das Erdgeschoss, sondern von einer Langwand zur anderen. Es ist bemerkenswert, dass sonach die Eintheilung der alten Städel in der Hauptsache ganz der Eintheilung des Wohnhauses entspricht.

Den Gang flankieren beiderseits die genannten Säulen von fast quadratischem Durchschnitt (60 : 65 *m*). Sie helfen das Obergeschoss tragen. Vom Gange links befinden

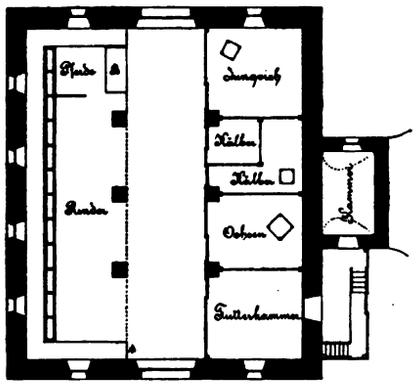


Abb. 30. Grundriss des Erdgeschosses des Sank-Stadels.

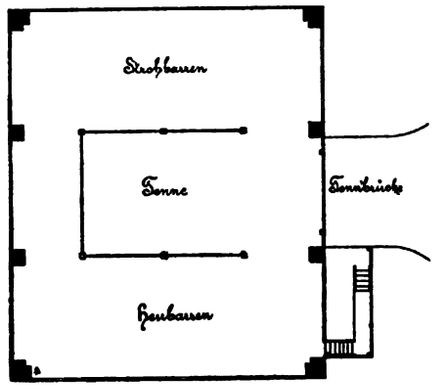


Abb. 31. Grundriss des Obergeschosses des Sank-Stadels.

sich die Stände für 10 Kühe und 2 Pferde. Die Stände sind nicht abgetheilt. Unter B steht beim Pferdestand das Bett des Rossknechtes. Der Theil rechts vom Gang ist durch Bretterwände in mehrere Verschläge *(Kammern)* getheilt, deren Bestimmung durch die Einzeichnungen erklärt wird. Diese Verschläge tragen vollkommen den Charakter der Ställe in alten Städeln an sich.

Die Abb. 31 bringt den Grundriss des Obergeschosses des Stadels. Die Einzeichnungen erklären den Riss zur Genüge. Man ersieht, dass das Obergeschoss dieses Stadels genau in derselben Weise eingetheilt ist, wie die Obergeschosse der bis jetzt besprochenen Stadelräume, freilich können sich die letzteren in Bezug auf die Ausmaße mit dem Tennenraum des in Rede stehenden Stadels nicht messen. Der große Dachraum dieses Hauses ist in seiner halben Höhe wieder horizontal getheilt. Er bietet Raum genug, all das Futter und die Früchte des Feldes unterzubringen.

6. Das Gasperle-Haus in Treffling.

Das Haus, dessen Bild die Abb. 32 bringt, ist einstöckig. Dabei vertritt es den Typus des übrigens seltener vorkommenden einstöckigen Hauses einfachster Ausgestaltung. Es zeigt mehrere bemerkenswerte Eigenthümlichkeiten, auf die ich an zustehender Stelle besonders aufmerksam machen werde. Das Gasperle-Haus hat die Nummer 43, wurde im Jahre 1787 erbaut und ist heute im Besitze der Maria Hofer, geb. Burgstaller.

Eine Eigenthümlichkeit des Hauses besteht schon darin, dass es, wenn es von Süden ins Auge gefasst wird, den Eindruck hervorruft, als ob man ein stattliches zweistöckiges Haus vor sich hätte. Zweistöckige Häuser, das sind solche, die außer dem Erdgeschosse

zwei Stockwerke haben, kommen in Oberkärnten meines Wissens unter den Bauernhäusern nicht vor. Das Gasperle-Haus sieht aber deshalb wie ein zweistöckiges aus, weil, wie aus der Abb. 32 ersehen werden kann, seine Kellerräume, die gemauert sind, hoch aus dem Erdreich hervorragen. Dieser Umstand liegt wieder in der großen Abschüssigkeit des Terrains begründet, auf dem das Haus erbaut wurde. Wie die Kellerräume, so ist auch die nordwestliche Ecke des Hauses gemauert. Das Material bilden, wie bei den gemauerten Theilen aller Bauernhäuser Bruchsteine. Sie kommen viel billiger zu stehen, als Ziegel, weil sie in der nächsten Nähe jedes zu erbauenden Hauses gefunden, während Ziegeleien wegen Mangel an gutem Lehm nur wenige und oft weit entfernt angetroffen werden können. Alle über den Kellerräumen liegenden Theile des Hauses sind durch beide Geschosse gezimmert, während das Obergeschoss der nördlichen Hälfte des Hauses nur aus einem Verschlag, gebildet aus Brettern, besteht. Dieses Vorkommnis ist, wie sich

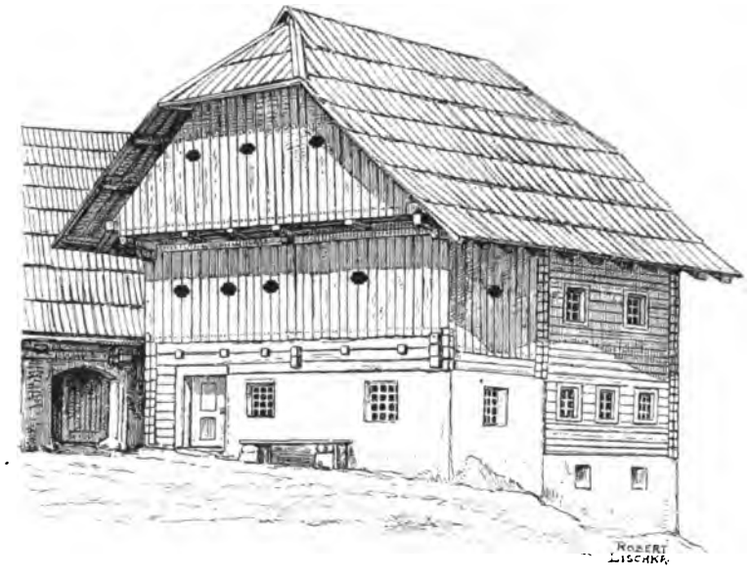


Abb. 32. Gasperle-Haus in Treffling.

bei anderen Häusern zeigen wird, durchaus kein seltenes. Mit Brettern verschalt ist auch der nördliche Giebel. Die Ausschnitte, die wir hier sehen, haben die Form der Fig. 5 in Abb. 14, während die Ausschnitte in den Bretterwänden des Obergeschosses wie Abb. 14, Fig. 6, aussehen. Als zweite Eigenthümlichkeit an diesem Hause muss hervorgehoben werden, dass an der Nordseite der Dachraum vorladet, so dass die Giebelwand über die Bretterwand des Obergeschosses etwa 1 *m* weit vorragt. Der südliche Giebel ist offen und durch einen Gang geziert. Die Zahl und die Größe der Fenster der einzelnen Gemächer ist sehr verschieden. Es soll davon bei den einzelnen Räumen die Rede sein, darauf weise ich aber jetzt schon hin, wie ganz eigenartig es aussieht, dass, wie es das Bild Abb. 32 zeigt, das Erdgeschoss des gezimmerten Theiles drei Fenster besitzt, während das Obergeschoss genau darüber deren nur zwei ersehen lässt. Diesen eigenartigen Unterschied zwischen Parterre und erstem Stock weisen alle übereinander liegenden Räume dieses Hauses auf. Es kann dies als die dritte Eigenthümlichkeit des Hauses angesehen werden. Ähnliche Fälle kommen nicht häufig vor.

Das Dach zeigt die gewohnte Form.

Unter Abb. 33 bringe ich den Grundriss vom Erdgeschoss und unter Abb. 34 den Grundriss vom Obergeschoss dieses Hauses.

Wie im perspectivischen Bilde des Hauses (Abb. 32) zu sehen ist, befindet sich der Eingang bei diesem Hause in einer Giebelseite. Diese Eigenart, die in der Gegend des Millstätter Sees nicht allzu häufig zu sehen ist, hat das Gasperle-Haus mit dem schon besprochenen Mauerbauer-Haus in Radl gemein. Durch die Eingangsthüre kommt man in die Laube. Sie ist gedielt und hat eine einfache Bretterdecke, die von drei Tramen, deren Köpfe aus der Giebelwand hervorragen (siehe Abb. 32), getragen wird. Die Laube hat zwei Fenster, ein kleines (27 : 27 *cm*), nur mit einem Schuber versehenes Fenster in der Holzwand, und ein großes (65 : 76 *cm*) in der gemauerten Giebelwand. In der Laube treffen wir wieder die zum Obenauf führende Stiege, dann den Hackblock H.-B., eine Krautbottich K.-B., den Rauchfang R und zwei Kamine a und c, die den Rauch zweier in der Rauchstube gelegener Feuerstätten aufnehmen und in den Rauchfang ableiten.

An die Laube in gleicher Breite anschließend, ist hier eine *Speisekammer* angeordnet die von der Laube aus ihren Eingang hat. Zwei große vergitterte Fenster (74 : 80 *cm*)

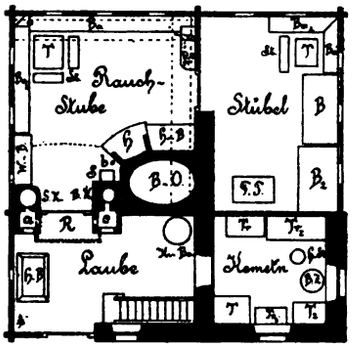


Abb. 33. Grundriss des Erdgeschosses des Gasperle-Hauses.

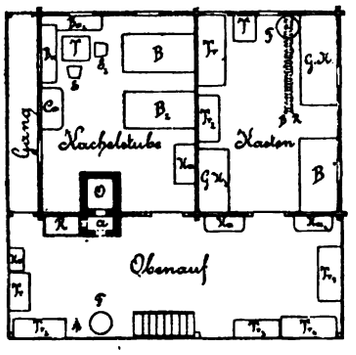


Abb. 34. Grundriss des Obergeschosses des Gasperle-Hauses.

führen ihr Licht zu. In dieser Kammer, die wie die Laube gedielt ist und einen einfachen Bretterboden mit zwei Tramen aufweist, bezeichnen T und T_2 Tische, Tr-Tr_3 Truhen, B.-Z. einen Beizzuber und H.-St. einen Hackstock.

Die Rauchstube hat von der Thür bis zur punktierten Linie ein Katzenkopfpflaster. Der übrige Theil des Fußbodens ist gedielt. Die Doppeldecke stützen drei Trambalken. Die Rauchstube ist ausgestattet wie die bisher beschriebenen. Es fehlen in ihr auch die *Holz-As'n* nicht, die durch die an den Wänden hinlaufenden punktierten Linien angedeutet sind. Die Einzeichnungen erkläre ich folgendermaßen: H = Herd, b = Kesselreiden, B.-O. = Backofen, H.-B. = Herdbankel, S.-K. = Saufutterkessel, B.-K. = Brennkessel, S = Sockel für das Kühlfass, W.-B. = Wasserbank, darüber hängt eine Schüsselrem an der Wand, T = Tisch, Ba und Ba_2 = Bänke, St. = *Stühle,* H.-St. = Hühnersteige, d = Eckbrett. Man darf angesichts des Eckbrettchens nicht etwa an einen hier vielleicht angebracht gewesenen Hausaltar denken. Hausaltäre findet man in Rauchstuben nie, ebensowenig Bilder oder anderen Wandschmuck, denn dergleichen Dinge würden ja durch den Rauch, der hier herrscht, in kurzer Zeit ganz verrußt werden. Von den sechs Fenstern der Rauchstube ist jenes in der Nähe des Saufutterkessels kleiner als die anderen fünf. Es misst 27 *cm* in der Breite und 30 *cm* in der Höhe; die anderen sind alle 48 *cm* breit und 55 *cm* hoch, sie dürften aber ursprünglich ebenso klein gewesen sein, wie das sechste.

Der vierte Raum, den uns der Plan Abb. 33 zeigt, ist ein *Stüb'l.* Es ist gedielt und hat, wie die Rauchstube, eine Doppeldecke. Sie wird von einem Unterzugbalken gehalten. Die fünf Fenster der Stube sind alle gleich groß (58 : 69 *cm*). Die Einzeichnungen bedeuten: T = Tisch, St = *Stuhl,* Ba und Ba_2 = Bänke, B und B_2 = Betten, F.-T. = Fallthüre, unter der sich die Kellerstiege befindet. Das Stübel ist das Schlafgemach der Mägde. Es fehlt hier ein Ofen. Wahrscheinlich war auch nie einer in dem Raume vorhanden, denn dort, wo der Platz des Ofens wäre, verhindert die Fallthüre das Aufstellen eines solchen.

Betrachten wir den Grundriss des Erdgeschosses dieses Hauses für sich allein, so wird uns in demselben dadurch, dass er nur eine der beiden charakteristischen Feuerstellen des oberdeutschen Hauses aufweist, die vierte und zugleich die wichtigste Eigenheit dieses Hauses gezeigt. Wir haben im Erdgeschoss wohl den nach uralter Sitte ausgestatteten Herdraum, nicht aber auch einen Ofenraum, sondern an seiner Stelle nur ein unheizbares Stübel.

Über die Stiege in der Laube kommt man im Obergeschoss in einen Raum, der über der Laube und der Speisekammer das ganze Haus von einer Langwand zur anderen durchquert (Abb. 34). Dieser Raum im Obergeschoss entspricht in zweigeschossigen Häusern mit durchgehender Laube stets der Laube im Erdgeschoss. Er ist sozusagen die Laube des Obergeschosses. Es wird ihm aber nicht diese Bezeichnung beigelegt, sondern man nennt ihn den Obenauf genau so wie denselben Raum im Dachraume ebenerdiger Häuser. Der ganze Dachraum zweigeschossiger Häuser wird der *hohe Boden* genannt.[1])

Im Obenauf dieses Hauses, der, wie die Laube, stets eine einfache Bretterdecke hat, leitet über der Stiege, die von der Laube heraufführt, eine zweite Stiege zum hohen Boden hinauf. Bei R kommt der hölzerne Rauchschlot vom Rauchfang herauf und führt dann weiter zum hohen Boden und durch denselben und das Dach ins Freie. Neben dem Rauchschlot ist bei a ein gemauerter Kamin aufgeführt, der den Rauch aus dem vor ihm stehenden Ofen aufnimmt und in den Schlot abgibt. An den Wänden des Obenauf stehen unter Ka und Ka_2 zwei Kästen, unter Tr — Tr_5 fünf Truhen, bei F ein Fass und bei Ko ein Koffer.

Das Gelass, in dem der Ofen steht, ist die Kachelstube. Sie befindet sich in diesem Hause also nicht, wie gewöhnlich, neben der Rauchstube, sondern im Obergeschoss. Die Kachelstube hat nicht dieselbe Breite, wie die unter ihr liegende Rauchstube. Sie ist um die Breite des Ganges, welcher an ihrer linken Seite entlang läuft, schmäler als jener. Es ist dies eine sechste Eigenthümlichkeit dieses Hauses, der man an anderen Bauernhäusern nicht oft begegnet. Während die unter der Kachelstube liegende Rauchstube in jeder ihrer beiden Außenwände drei Fenster aufweist, hat die Kachelstube in den entsprechenden Wänden deren nur zwei. Die Fenster der Kachelstube sind jedoch bedeutend größer als die der Rauchstube. Sie messen 63 *cm* in der Breite und 71 *cm* in der Höhe. Die Anordnung der in der Kachelstube aufgestellten Möbel kann als typisch gelten. T = Tisch, Ba und Ba_2 = Bänke, S und S_2 = Sessel, B und B_2 = Betten, Co = Commode, Ka = Kasten. Ein Altar fehlt hier wie in den Kachelstuben aller Häuser, deren Bewohner evangelisch sind.

Neben der Kachelstube liegt eine Kammer *(Kåst'n).* Sie ist nicht geweißt und dient als Vorrathsraum, außerdem dem Knecht als Schlafgemach. Die kürzere Außenwand dieser Kammer hat nur ein Fenster, die entsprechende Wand des darunter liegenden Stübels

[1]) Gasthäuser sind sonst wie die einstöckigen Bauernhäuser mit durchgehender Laube ausgestattet, nur sind sie gewöhnlich von unten bis oben gemauert und haben in der Regel eine bedeutend größere Laube als jene. Infolge dessen ist der Raum über der Laube auch größer als in den Bauernhäusern. Er wird gewöhnlich auch zum Tanzen benützt und heißt *Saal.*

besitzt deren zwei. Dass das Stübel in der längeren Außenwand drei Fenster zeigt, während die derselben entsprechende Wand der Kammer nur zwei hat, wurde schon oben erwähnt. Auch die Größe der Fenster der übereinander liegenden Räume stimmt nicht überein. Unten haben wir das Verhältnis von 58 : 69 *cm* festgestellt, die oberen Fenster dagegen messen 56 : 59 *cm*. B = Bett, G.-K. und G.-K_2 = Getreidekästen, Tr und Tr_2 = Truhen, T = Tisch, F = Fass, B.-R. = Brotrem, die von der Decke hängt.

Der hohe Boden ist nicht in Verschläge getheilt, wie wir dies bei den Bodenräumen der besprochenen Häuser überall gefunden haben. Das Haus hat Räume genug, es war also hier nicht nothwendig, im Dachraum Verschläge zu errichten, die entweder als Getreidekammern, Speckkasten oder dergleichen hätten dienen müssen. Dagegen ist der Dachraum wie immer in Pfettenhöhe horizontal getheilt. Der obere Theil heißt auch in Treffling *Pranta'*.

Vergleichen wir nun schließlich die beiden Pläne miteinander, so gewahren wir, dass wir im Plane des Obergeschosses einen Grundriss vor uns haben, der dem Schema, das wir aus der Rumpler-Keusche abgeleitet haben, vollkommen entspricht (siehe Abb. 19). Im Grundriss des Erdgeschosses tritt uns dagegen Neues entgegen. Das Schema, das diesem Grundriss entspricht, gibt die Abb. 35.[1]) Meringer nennt ein solches Haus, in dem der Flur (die Laube) eine Ecke des Hauses einnimmt, ein »Eckflurhaus«. In vielen Fällen wird der Flur des Eckflurhauses als Abtrennung von der Küche anzusehen sein. Hier ist dies nicht der Fall. Ein Vergleich mit dem Grundriss des Obergeschosses lässt dies auf den ersten Blick erkennen. Darauf, dass im kärntnerischen zweigeschossigen Hause der Obenauf stets der darunter liegenden Laube entspricht, habe ich schon hingewiesen. Im Gasperle-Haus zeigt der Obenauf seine gewohnte Form: er durchzieht das Haus von einer Langwand zu anderen. Im Erdgeschoss entsprechen ihm zwei Räume: die Laube (der Eckflur) und die daneben angebrachte Kammer. Es ist nun hier mit voller Bestimmtheit anzunehmen, dass die Laube im Erdgeschoss bei der Erbauung des Hauses genau so wie der Obenauf angelegt wurde, dass sie also wie der über ihr liegende Raum durch das ganze Haus gieng. Dass die Kammer erst später von der Laube abgetrennt wurde, beweist das Material, aus dem die Laube erbaut ist, und es beweisen es auch die übermäßig großen Fenster, die in ähnlicher Größe aus der Zeit der Erbauung (1787) an Bauernhäusern Oberkärntens wohl nie nachgewiesen werden können. Der Eckflur dieses Hauses ist also nicht als Abtrennung von der Küche, sondern als Rest der alten durchgehenden Laube anzusehen und ich nehme als sicher an, dass, wo man in deutschen Gegenden Oberkärntens auf Eckflurhäuser von der Art des Gasperle-Hauses stößt, man in Hinsicht auf den Eckflur stets an eine verkümmerte durchgehende Laube und nicht an dessen Entstehung durch Abtrennung von der Küche (Rauchstube) zu denken hat.

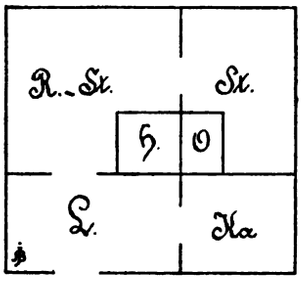


Abb. 35. Schema eines »Eckflurhauses«.

Die ursprüngliche Ausgestaltung des Gasperle-Hauses im Auge behaltend, ergibt sich, dass die Wohnräume im Erdgeschosse — vom Fehlen des Ofens im Stübel abgesehen — nach dem aus der Rumpler-Keusche abgeleiteten Schema (Abb. 19) angeordnet waren.

7. Das Winkler-Haus in Reich.

Der Plan der Hofstätte, auf welcher das Winkler-Haus steht, findet sich oben besprochen und unter Abb. 5 abgebildet. Das Bild des Hauses zeigt die Abb. 36. Der Besitzer des

[1]) Vgl. das Schema Abb. 3, S. 248 der o. a. Arbeit Meringers.

Hauses, Jakob Meixner, hat es vor einem Jahre sammt dem dazugehörigen Anwesen von seinem Vater Franz, der jetzt mit seiner Frau in der Ausnahme lebt, übernommen.

*Abb. 36. Winkler-Haus in Reich.

Schon aus der Ansicht des Hauses kann man erkennen, dass man es hier mit einem einstöckigen Mittelflurhaus zu thun hat. Das große Hausthor (1·78 : 2·2 *m*) liegt nämlich in der Mitte der Langwand. Während das ganze Obergeschoss aus Holz ist, ist im Erdgeschoss nur noch eine Ecke gezimmert. Sie schließt die Rauchstube ein. Früher war der Theil des Hauses, der sich nach links der Rauchstube anschließt, auch gezimmert, der Großvater des jetzigen Besitzers ließ jedoch die gezimmerte Stube abtragen und an ihrer Stelle eine gemauerte errichten. Die ganze nach Süden gerichtete Giebelseite und der Grundriss des Hauses erhielten infolge des Umbaues dadurch ein befremdendes Aussehen, dass die umgemodelten Theile eine größere Breite erhielten. Sowohl das Dach als auch die Grundrisse sind dadurch unregelmäßig geworden. Bemerkenswert an diesem Hause ist das, dass die Wände des Obergeschosses außer jenen Wänden, die der gezimmerten Stube und einer gezimmerten Kammer angehören, durchaus nur aus Bretterverschalung bestehen.

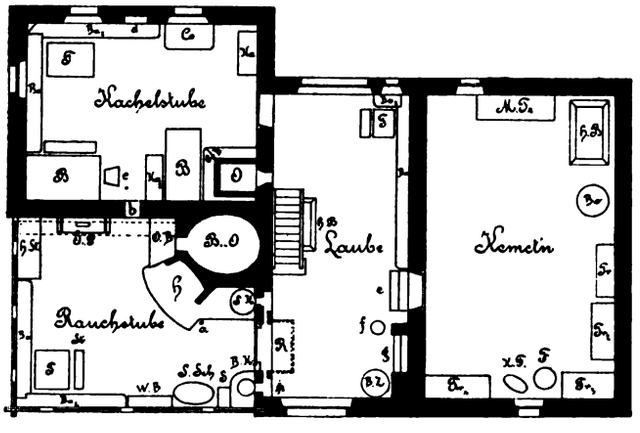


Abb. 37. Grundriss des Erdgeschosses des Winkler-Hauses.

Bei der Besprechung der Grundrisse dieses Hauses, die ich unter Abb. 37 und 38 bringe, und auch bei all den anderen, die ihnen noch nachfolgen werden, kann ich mich jetzt wohl schon kürzer fassen, da, wie sich aus der Beschreibung der bisher herangezogenen

Häuser gezeigt hat, eine Rauchstube der anderen, eine Kachelstube der zweiten, überhaupt ein Raum in einem Hause dem ihm entsprechenden Raume des anderen Hauses in Bezug auf Construction und Ausstattung zumeist ganz ähnlich ist. Ich werde mich daher im Nachfolgenden hauptsächlich auf das Hervorheben von abweichenden Vorkommnissen und im Erklären der eingezeichneten Abkürzungen nur auf die Deutung neuauftretender beschränken können.

Abb. 37, der Grundriss des Erdgeschosses im Winkler-Hause, zeigt eine Anordnung der Wohnräume (Rauchstube, Kachelstube und Laube) nach dem Schema Abb. 19. Der vierte Raum ist eine Vorrathskammer, die den Namen *Kemet'n* führt. Sie hat ein Katzenkopf-Pflaster als Fußboden. Ebenso zeigt auch die dem Herde zugekehrte Hälfte der Rauchstube bis zur punktierten Linie ein solches Pflaster. Die Fenster der Rauchstube scheinen seit ihrem Bestehen unverändert geblieben zu sein, sie messen 36 *cm* im Geviert. Von den Einzeichnungen in der Rauchstube erkläre ich nur: a = Kesselreiden, Ö.-P. = Ölpresse, S.-Sch. = Sechtschaff auf Schragen und b = fensterartiger, verschalter und mit einem Thürchen versehener Durchschlag in der Mauer, durch den die Speisen vom Herd in die Kachelstube hinüber gereicht werden können.

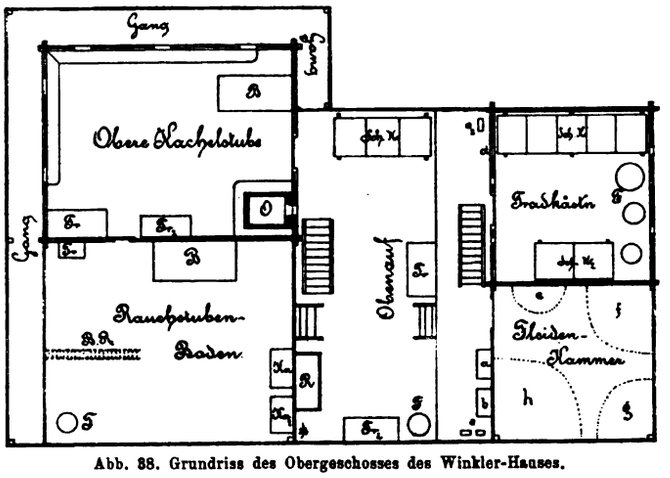


Abb. 38. Grundriss des Obergeschosses des Winkler-Hauses.

Die Fenster der Kachelstube sind auffallend groß (77 : 102 *cm*) und mit Gittern versehen. Die sorgsame Bäuerin hatte sie dicht mit Blumen besetzt. Im Tischwinkel ist hier wieder ein Altar angebracht, der mit einem Streifen rothen Tuches behangen ist. Auf dem Eckbrett steht ein Kreuz. Das eine der in diesem Raume befindlichen Betten ist *zweispännig;* es ist 1·16 *m* breit, während das andere nur 0·96 *m* in der Breite misst. c = Nachtstuhl, d = *Maueralma'le.*

Über der Kachelstube liegt, wie aus dem Grundriss Abb. 38 zu erkennen, der schon erwähnte neuere gezimmerte Raum, die *obere Kachelstube,* das Schlafgemach der Mägde. Diese Stube ist nicht geweißt. Der Rauch des Ofens entweicht frei in den Obenauf. Über dem Heizloche ist nur eine von der Mauer wagrecht abstehende Blechtafel befestigt, welche die Funken niederschlägt.

Über der Rauchstube liegt der *Rauchstubenboden.* Es ist dies ein Bretterverschlag, der wie der Obenauf keine andere Decke als das Dach über sich hat. Der Rauchstubenboden liegt um 71 *cm* höher als der Obenauf, weil die Rauchstube höher emporgetrieben ist als die untere Kachelstube. Die obere Kachelstube liegt mit dem Obenauf gleich hoch. Vom Obenauf führen drei Stufen zum Rauchstubenboden empor, wo auf einer Brotrem (B.-R.) das Brot aufbewahrt wird.

Auch die Decke der *Kemet'n* kommt höher zu liegen als die Decke der Laube. Der Unterschied in der Höhe beträgt 64 *cm.* Es sind darum auch auf dieser Seite ein paar Stufen angebracht. Sie führen auf einen Vorplatz, von dem man die beiden über der *Kemet'n* angeordneten Räume, den Getreidekasten und die Fleidenkammer betreten kann. Auf diesem stufenförmigen Vorplatz steht auch die Stiege, die zum hohen Boden hinauf-

führt. Ferner stehen dort bei a eine Truhe, in der sich Spulen befinden, bei b ein Haspel, bei c und c_2 alte Grabkreuze, die aus dem Friedhofe in Lieseregg heimgenommen wurden und neuer Verwertung warten. Über d hängen eine große Holzsäge, drei Hacken und drei Paar Steigeisen, die beim *Tax'nschnat'n* (Hacken der zur Streu dienenden Fichtenäste = *Tax'n*) an die Beine geschnallt und zum Erklettern der Bäume verwendet werden.

Der gezimmerte Getreidekasten *(Trad-Kåst'n)* ist mit einer Decke versehen, die Fleidenkammer hat keine Decke. Während der nach oben ebenfalls offene Rauchstubenboden einen gedielten Fußboden hat, hat die Fleidenkammer nur einen Fußboden, der aus der über der Schotterlage liegenden Mörtelschichte gebildet ist. In Haufen geschichtet lagen in der Fleidenkammer bei e die *Håba'fleid'n* (Fleiden vom Hafer), bei f die *Gea'schtgrat'n* (Grannen der Gerste), bei g *Pollfleid'n (Håa'poll'n* = Samenkapseln des Flachses *[Håa'])*, und bei h Kartoffel. Die *Ea'pia'n* (Erdbirnen [Kartoffel], der alte Pacher sagte *Flötzpia'n)*, erklärte mir die Winklerin, seien im Winter im Keller und nur im Sommer in der Fleidenkammer, damit sie nicht so stark keimen, sonst lägen an dieser Stelle die *Wazfleid'n* (Fleiden vom Weizen) und die *Rogg'fleid'n* (Fleiden vom Roggen).[1])

Auf den Decken der oberen Kachelstube und des Getreidekastens finden sich allerlei altes *Gerümpel*, Leuchtspäne, Werg u. dgl. Der Dachraum ist hier horizontal nicht getheilt.

Aus dem Grundrisse Abb. 38 ersieht man, dass der Gang dieses Hauses zwischen dem Erd- und Obergeschoss nicht nur an der Giebelseite entlang läuft, sondern dass er sich noch an der westlichen und nördlichen Wand der oberen Kachelstube fortsetzt. Hier ist er vom Obenauf durch eine Thür zu betreten. An der Giebelseite wird der Gang nicht nur durch die vorragenden Balkenenden an drei Stellen getragen, wie es die Fig. 8 in Abb. 13 zeigt, er ist außerdem noch durch zwei profilierte Hölzer, die schräg von den Hauswänden abstoßen, gestützt (siehe Abb. 13, Fig. 9). Bemerkenswert sind auch die Ausschnitte, die diesen Gang zieren. In dem Theil des Ganges, der sich von der Giebelseite des Hauses hinzieht, sehen wir Ausschnitte in drei von einander getrennten Gruppen. Das sich sechsmal wiederholende Muster der mittleren Gruppe zeigt die Fig. 7 in Abb. 14, das Muster, das sich in den Gruppen zu beiden Seiten dreimal wiederholt, ist in Fig. 8 derselben Abb. und schließlich das Muster der Ausschnitte in der westlichen Seite des Ganges ist in Fig. 9 der Abb. 14 gegeben. Ausschnitte (Luken) finden wir außerdem in der Bretterverschalung des Obergeschosses. Sie vertreten die Stelle von Fenstern. Der Ausschnitt Fig. 10 in Abb. 14 befindet sich über dem Thore, die Luken Fig. 11 und 12 daselbst sind rechts und links davon angebracht und der Ausschnitt Fig. 13 derselben Abb. wiederholt sich zweimal in der Verschalung der Giebelseite.

---

[1]) Was beim *Trādåbwind'n* (beim Reinigen des Getreides durch die Getreidewinde) wegfliegt, heißt man *Fleiden*. Statt *Fleiden* sagt man auch *Stāb*, besonders bei der Gerste spricht man fast stets von *Gea'schtstāb* und nicht von *Gea'schtfleid'n*. *Gea'schtgrāt* sind die Grannen der Gerste. Man mischt die *Fleiden* der verschiedenen Getreidearten nicht zusammen, weil sie gesondert abgewunden und auch gesondert zubereitet werden. Während die Hafer-, Roggen- und Weizenfleiden nur mit heißem Wasser *åbg'wackt* (geweicht) werden, müssen die Gerstenfleiden und -grannen mit besonders heißem Wasser *åbg'sott'n* (gebrüht) werden. Man bedient sich dazu glühend gemachter Steine oder Schlacken. Weizen-, Roggen- und Haferfleiden können auch gemischt werden. Gerstenfleiden oder -grannen lassen sich jedoch nicht mit anderen Fleiden mengen, da sie viel spröder sind. Abgebrühte Fleiden dienen, mit Mehl und Salz überschüttet, als Futter für Milchkühe, mit Gerstenmehl gemengt als Futter für *Facken* (Schweine). Zu abgebrühten Grannen gibt man $^1/_2$ *Mass'l* Gerstenmehl und $^1/_2$ *Mass'l* Hafer oder auch Kartoffel. Dieses Gemenge dient zum Mästen von Rindern. *Pollfleid'n* werden mit Haferfleiden gemengt, abgebrüht und mit Mehl überschüttet. Diese Mischung wird trächtigen Kühen und Schweinen *(Sauen)* gegeben, »weil's schmierig ist und schmierig macht« (Senior Karl Bünker).

Zierlich, wenn auch einfach ist die Umkleidung der Fenster der oberen Kachelstube (Abb. 13, Fig. 10).

Aus der Beschreibung des Obergeschosses hat sich ergeben, dass dasselbe recht eigenartig ausgestattet ist. Wenn man sich in diesen Kammern und Verschlägen bewegt, gewinnt man den Eindruck, als ob der Erbauer des Hauses nicht recht gewusst haben müsste, was er mit dem ungeheuer großen Raum zwischen den Decken der Räume des Erdgeschosses und dem überaus hoch empor getriebenen Dach anfangen soll. Die obere Kachelstube wurde in den Raum erst eingeschachtelt, als die untere Kachelstube erneuert wurde. So ist dann früher nur der *Kasten* gezimmert gewesen oder am Ende auch dieser nicht. Dabei sind die Räume, abgesehen von der oberen Kachelstube und dem Getreidekasten, nur ganz spärlich ausgenützt und dienen nur nebensächlichen Dingen, die ganz gut auch anderswo, z. B. in der fast leeren *Kemet'n*, untergebracht hätten werden können.

*Abb. 39. Stall des Winkler-Hauses.

Es hat den Anschein, als ob der erste Stock nur aufgelegt worden sei, um dem Hause ein stattlicheres Aussehen zu verleihen. Warum soll der kärntner Bauer von seinem einstöckigen Hause nicht ebenso stolz auf das neben seinem Hause liegende ebenerdige Haus herabblicken, wie der heanzische Bauer aus seinem ganz geschlossenen auf den halbgeschlossenen Hof seines Nachbarn sieht? [1])

Aus der kleinen Planskizze der Hofstätte des Winkler-Hauses, Abb. 5, ist zu erkennen, dass an das Wohnhaus im rechten Winkel ein Stall angebaut ist. Abb. 39 bildet ihn ab. Er unterscheidet sich von dem beim Pacher-Hause hauptsächlich dadurch, dass er kein Obergeschoss hat. Der Stall ist gezimmert. Die Balken sind weniger sorgfältig behauen als beim Wohnhause und die Fugen mit Moos verstopft. Links unter demselben Dach an den Stall angefügt befindet sich ein Holzschupfen. Auf diesen folgt nach rechts ein Schafstall, dann ein Schweinestall, hierauf ein Futtergang und schließlich ein zweiter Schweinestall.

[1]) Vgl. meine Arbeit: »Das Bauernhaus in der Heanzerei (Westungarn)«, Bd. XXV dieser Mittheilungen, S. 105 und 106.

Die Abb. 5 weist außerdem noch einen großen Stadel auf, der parallel zum Wohngebäude liegt. In Abb. 40 ist von diesem Stadel die Giebelseite, in der sich die Auffahrt zur Tenne befindet, abgebildet. Das Aussehen der Langseiten des Stadels kann man sich vergegenwärtigen, wenn man sich ein sehr hohes Dach denkt, unter dessen

*Abb. 40. Stadel des Winkler-Hauses.

Rand die Ställe ganz in derselben Weise angeordnet sind wie beim Stallgebäude in Abb. 39. Dieser Stadel kann als typischer alter Stadel angesehen werden. Er bildet sonach ein Gegenstück zum neuen Stadel beim Sank-Hause (vgl. Abb. 29—31). Um die Einrichtung eines Stadels alter Construction zur Anschauung zu bringen, habe ich die Grundrisse des

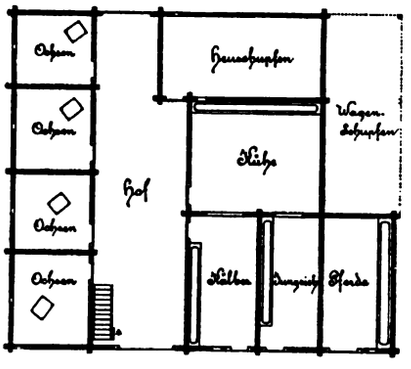


Abb. 41. Grundriss des Erdgeschosses des Winkler-Stadels.

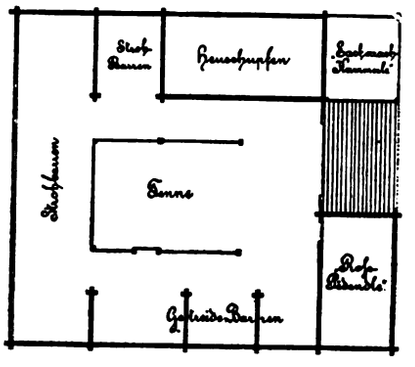


Abb. 42. Grundriss des Obergeschosses des Winkler-Stadels.

Winkler-Stadels angefertigt. Abb. 41 ist der des Erdgeschosses, Abb. 42 der des Obergeschosses.

Durch den Stadel führt auch hier wieder, wie die Laube durch das Wohnhaus, ein breiter Gang, der *Hof* (Abb. 41). In diesem leitet eine Stiege zum Obergeschoss empor. Zur linken Seite des Ganges sind die Ochsenställe, zur Rechten der Kuhstall, Kälberstall Jungviehstall, Pferdestall und der Heuschupfen angeordnet. Zwischen dem Kuhstall und den Ställen für die Kälber und das Jungvieh sind in den aus Balken (Blockverband) ge-

bildeten Scheidewänden, wahrscheinlich deshalb, dass durch dieselben die Luft durchziehen kann, große Ausschnitte angebracht. Die beiden zuletzt genannten Ställe und der Rosstall können von außen betreten werden. Der Heuschupfen geht ins Obergeschoss durch. Zu bemerken ist, dass keiner der Räume gedielt oder gepflastert ist.

Nach Abb. 42 nimmt im Obergeschoss wieder die Tenne die Mitte ein. Rundherum ordnen sich, wie im neuen Stadel beim Sank-Hause, die Barren an. Rechts und links von der *Tennbrücke* sind Verschläge angebracht: das *Rosspëd'nle* (dim. von Rossboden), auf dem Klee untergebracht wird, und das *Eacharach-Kāma'le (Eacha'* = Ähren; *-ach* ist eine dem kärntnerischen Dialecte eigene Collectivendung; *Eacharach* bedeutet somit eine Menge Ähren wie *Buabach* oder *Kindarach* eine Anzahl Buben oder Kinder), die Kammer für die ausgedroschenen Ähren. Unter dieser Kammer und der Tennbrücke ist ein Wagenschupfen angebracht. Der Dachraum ist durch eine Bretterlage in halber Höhe horizontal getheilt. Auf den *Stådlpranta'* kommt mit Ausnahme des Roggens alles Getreide, bevor es ausgedroschen wird. Der Roggen wird gleich nach dem Einführen ausgedroschen. Man erspart sich daher die Mühe des Hinauf- und Herunterschaffens. Die Getreidegarben, die auf den *Pranta'* kommen, werden mittels einer Gabel gleich aus dem Wagen hinaufgeworfen. Stiege führt keine zum *Pranta'* hinauf. Man klettert einfach über Sprossen, die, wie die Abb. 13, Fig. 11, veranschaulicht, in einer der Holzsäulen stecken, zum *Pranta'* empor. Zu bemerken habe ich noch, dass die Fenster der Ochsenställe nicht mit Glas versehen sind. Im Winter werden sie aber mit Brettchen verschlossen. Die Abb. 13, Fig. 12, versinnlicht die Construction der Fenster. Das Verschlussbrett passt genau in die durch die Buchstaben a, b, c und d gekennzeichneten Fugen. In der Brettverschalung zu beiden Seiten des Tennthores befinden sich zierliche Luken, deren Form die Abb. 14, Fig. 14, zeigt.

8. Das Hofer-Haus in Treffling.

Die Hofstätte des Hauses, das ich jetzt besprechen will, wurde oben unter Abb. 8 im Plane gezeigt und kurz besprochen. Das Anwesen ist eines der größten in Treffling und befindet sich jetzt im Besitze der Witwe Katharina Schwaiger, einer noch jungen Frau.

Die Liegenschaften, welche zur Hofer-Hube gehören, bestehen in folgendem:

Bauareal	—	Joch	378□°
Gärten	—	»	516 »
Äcker	22	»	376 »
Wiesen	28	»	402 »
Weiden	13	»	1483 »
Wälder	31	»	1213 »
Alpen	21	»	586 »
Zusammen .	118	Joch	100□° [1]).

Der Größe des Anwesens entspricht nicht nur die Größe der Hofstätte, sondern auch die Größe des Hauses. Es ist das größte aller Häuser, die ich aufgenommen habe. Seine Länge beträgt 17 *m*, die Breite 14 *m*. Im Erdgeschosse ist, so wie beim Winkler-Hause nur mehr die Rauchstube aus Holz erbaut, alles andere ist Mauerwerk. Dieses Haus hat mit dem Winkler-Haus auch noch das gemein, dass das Obergeschoss, das hier wie dort ganz

[1]) Der Besitzbogen, der die Liegenschaften der Hofer-Hube nachweist, wurde mir von Mathias Ortner vulgo Tripp in Kötzing eingeschickt.

aus Holz besteht, nicht vollkommen ausgebaut ist. Schon aus der Ansicht des Hauses, welche in der Abb. 43 gegeben ist, lässt sich erkennen, dass der rückwärtige Theil des Obergeschosses nicht aus Zimmerwerk besteht, sondern Bretterverschalung aufweist. Trotzdem aber zeigt, wie sich ergeben wird, das Obergeschoss dieses Hauses eine bedeutend höhere Stufe der Entwickelung als das des Winkler-Hauses.

Das Mauerwerk besteht ausschließlich aus Stein. Auf einem niederen Unterbau aus Stein ruht auch das Balkengefüge der Rauchstube. An diesem Hause erblicken wir zwei Gänge. Der eine ist wie beim Winkler-Hause am Abschlusse des Erdgeschosses in der Giebelseite angebracht und setzt sich so wie dort an einer Langwand des Hauses, hier in der Hauptfront desselben, bis über das Thor fort. Der zweite Gang ist am Abschlusse des Obergeschosses in der Giebelwand zu sehen. Die beiden Gänge, deren Brüstungen mit schönen Ausschnitten versehen sind, zieren das Haus ungemein. Eigenartig sind die an diesem Hause sehr weit vorspringenden Dachrinnen. Sie bestehen aus ausgehöhlten halbrunden Baumstämmchen und werden durch krummgewachsene Hölzer, die an den

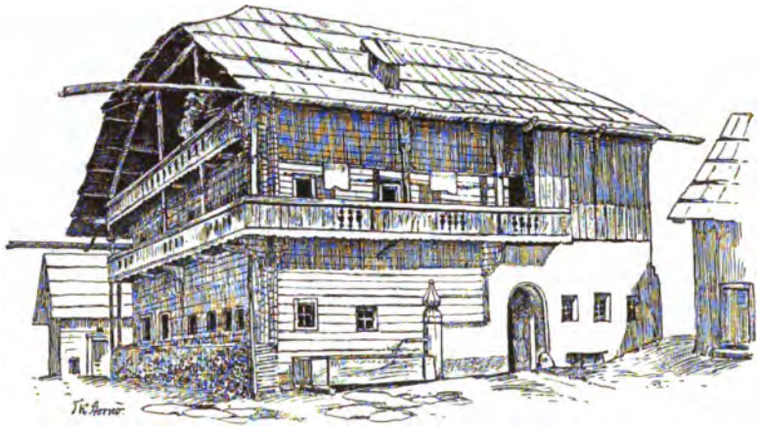


**Abb. 43. Hofer-Haus in Treffling.

Dachsparren befestigt sind, gehalten. Die Rinnen leiten das Regenwasser über den vor dem Hause vorbeiführenden Feldweg hinweg in einen unterhalb desselben gelegenen Obstgarten ab. Der über dem zweiten Gang gelegene Giebel ist offen, während der rückwärtige Giebel durch eine Bretterverschalung geschlossen ist.

Durch das große, oben durch einen Rundbogen abgeschlossene Thor, das ungefähr in der Mitte des Hauses angebracht ist und eine Breite von 1·7 *m* hat, gelangt man, wie sich aus dem Grundrisse des Erdgeschosses, Abb. 44, ergibt, in die Laube. Sie geht durch das ganze Haus, ist durchfahrbar und wird von zwei Fenstern erhellt. Die einfache Bretterdecke der Laube wird durch sechs Trambalken getragen. Der Fußboden ist gedielt. Über der Thür, die links vom Eingang in die Rauchstube führt, ist, wie dies gewöhnlich der Fall ist, der hölzerne Rauchfang angebracht, der hier auffallend tief über die Thür herabhängt. Über der Thür ist wieder ein Rauchloch angebracht, das durch einen Schuber geschlossen werden kann. Außerdem kann hier der Rauch aus der Rauchstube auch durch einen großen quadratischen Ausschnitt in der Thür entweichen, der mittels eines an Scharnieren drehbaren Thürchens geschlossen werden kann. So wie fast immer werden auch in diesem Hause die beiden in der Rauchstube angebrachten Kessel (Brennkessel und Saufutterkessel) von der Laube aus geheizt. Über den Heizöffnungen sind Zuglöcher und über diesen kleinere Rauchfänge befestigt, die durch hölzerne Schlote

den Rauch in den großen Rauchfang ableiten. Ich bin in der angenehmen Lage diese originelle Einrichtung, die schon aus einzelnen Häusern besprochen wurde, aus diesem Hause in der Abb. 45 veranschaulichen zu können. In dieser Laube ist unter R_2 (siehe den Riss Abb. 44) noch ein zweiter Rauchfang angebracht. Er nimmt den Rauch vom Kachelofen der Kachelstube auf und führt ihn durch das Haus und das Dach hinaus ins Freie. Es ragen daher aus dem Dache dieses Hauses zwei Schornsteine empor, der eine aus der vorderen, der andere aus der rückseitigen Dachfläche. Aus der Laube führt eine Stiege zum Obenauf. Sie steht auf einem gepflasterten und mit Brettern eingefassten Stiegenabsatz (St.-A.), auf den man durch eine vorgelegte Stufe hinauftritt. Vom Stiegenabsatz aus betritt man auch die *Kemet'n*, welche etwas höher liegt als die Laube, da sie unterkellert ist. Die Kellerstiege führt bei a unter der Stiege, die zum Obenauf leitet, nach unten. Ba und Ba_2 = übertragbare *Stühle*. Eine dritte Bank ist bei Ba_3 angebracht. Sie wurde durch eine in die Mauer eindringende nischenartige Aussparung, die oben durch einen Bogen abgeschlossen wird, erzielt. Die Basis dieser Aussparung ist mit einem Brett belegt. Dies bildet die Bank. Über dieser Bank ist eine Schüsselrem an der Wand befestigt. Vor der Bank steht eine Ölpresse (Ö.-P.), die zur Gewinnung von Lein- und Kürbisöl dient. Das Leinöl spielt im oberkärntnerischen Hause eine große Rolle, denn alle Mehlspeisen, die anderswo »aus dem Schmalz herausgebacken werden«, werden hier in Leinöl gebacken, so die Karpfen, *Rauk'n, Blatt'ln* oder *Auszügler* und die *Hås'nea'lan* (dim. von Hasenohren), die anderwärts *Polsterzipf* genannt werden.

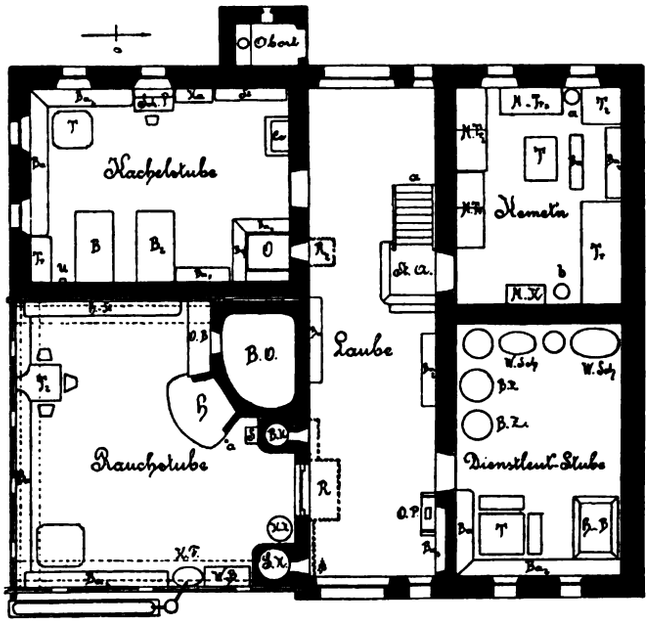


Abb. 44. Grundriss des Erdgeschosses des Hofer-Hauses.

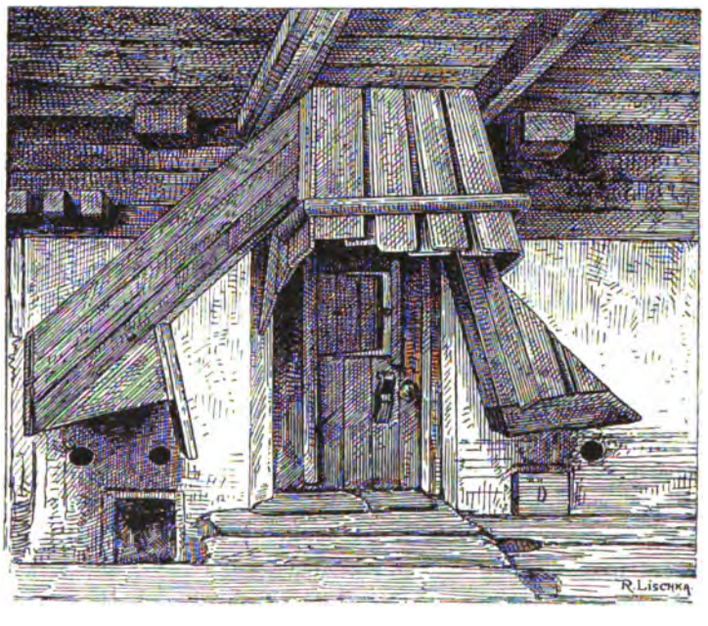


*Abb. 45. Rauchfänge in der Laube des Hofer-Hauses.

Wie das Haus das größte ist, das ich aufnahm, so ist auch die Rauchstube dieses Hauses die größte, die mir unterkam. Sie misst 7·8 *m* in der Länge und 7·45 *m* in der Breite, ist also fast quadratisch. Die Höhe beträgt 2·69 *m*. Die Decke bildet eine doppelte Bretterlage, die von vier Tramen getragen wird. Der Fußboden ist gedielt. Die Rauchstube besitzt 7 Fenster, von denen 3 in der Hauptfront und 4 in der Giebelseite des Hauses liegen. Jedes derselben ist 45 *cm* breit und 48 *cm* hoch. Sie scheinen schon vergrößert worden zu sein. Backofen und Herd sind hier auch sehr groß. Der Herd ragt fast in die Mitte der Stube hinein. Sein Kogel wird durch eine Kette, die an der Decke befestigt ist, gehalten. Die Höhe des Herdes ist beträchtlich, sie beträgt 75 *cm*. Die Oberfläche ist mit Steinplatten belegt. Im Herdkörper ist wie beim Herd im Sank-Hause eine Aschengrube ausgespart. Unter der Ofenbank (O.-B.) befindet sich eine Feuergrube. Bei a steht die Kesselreide. K.-Z. = Kaspelzuber. K.-F. = Kühlfass, welches, wenn es nicht zum Brennen gebraucht wird, hier steht, wo durch eine Röhre von dem vor dem Hause stehenden Brunnen Wasser hereingeleitet werden kann. T_2 = aufklappbarer Tisch.

Die neben der Rauchstube angebrachte Kachelstube, welche heute gemauert ist, dürfte ehedem auch gezimmert gewesen sein. Darauf lässt der Umstand schließen, dass die Kachelstube von der Rauchstube zwei Wände trennen, eine hölzerne, die als die alte, und eine gemauerte, die entschieden als eine neuere Wand angesehen werden kann. Die Außenmauern der Kachelstube haben eine Stärke von 60 *cm*. Die Mauer, welche sich an die Holzwand der Rauchstube lehnt, ist nur 30 *cm*, die vierte dagegen 52 *cm* dick. In den Außenmauern sind je zwei Fenster (65 : 79 *cm*) angebracht. Sie sind vergittert. Das Gitter zeigt die Fig. 18 in Abb. 13. Die Höhe der Kachelstube ist so groß wie die der Rauchstube (2·69 *m*). Die Decke ist stuccaturt, der Fußboden gedielt, die Wände sind bemalt. Der Kachelofen (O) besteht aus flachen Kacheln. Er ist mit Bänken (Ba_3 und B_1) umgeben und von einem Geländer eingefasst. Ba und Ba_2 sind stabile Bänke, die mit Lehnen versehen sind. Die Lehnen zeigen Gitterwerk aus Holzstäben. Solche Bänke haben, wenn sie in gemauerten Stuben stehen, stets Lehnen, die Bänke in den gezimmerten Stuben weisen dagegen nie Lehnen auf. Ba_3 = *Stuhl,* darüber hängt eine Schüsselrem; B, B_2 = Betten; Sch.-P. = Schreibpult, davor ein Sessel. St. = Stellage, die mit einem Vorhang verhängt ist.

Gegenüber der Rauchstube liegt ein gedielter, geweißter, mit einer einfachen Decke gedeckter Raum. Früher diente derselbe, wie mir die Bäuerin sagte, als *Menscherkammer,* d. h. als Kammer für die Mägde. Hier sind auch der große Hackblock (H.-B.), die Waschschäffer (W.-Sch.) und die Beizzuber (B.-Z.) aufgestellt. Der Raum ist sehr kühl, darum *zerlexnen* (undicht werden) die Holzgeschirre nicht leicht. Dass der Raum sehr kühl ist, mag auch die Ursache von der Verlegung der Mägdekammer in das Obergeschoss gewesen sein. Ich zweifle, dass der Raum überhaupt ursprünglich als Mägdekammer angelegt worden ist. Ich traf nämlich nirgends eine solche in einstöckigen Häusern im Parterre an. Die Stube dürfte früher Wirtschaftszwecken gedient haben, so dass ein Wohnraum ursprünglich rechts von der Laube nicht existiert haben wird. War es so, so sind die Wohnräume im Erdgeschoss auch dieses Hauses bei seiner Erbauung nach dem Schema Abb. 19 angelegt worden.

So wie die Dienstbotenstube ist auch die *Kemet'n* geweißt, hat eine einfache Bretterdecke, aber statt einem Bretterfußboden ein Ziegelpflaster. In der *Kemet'n*, die als Vorrathsraum und Speisekammer dient, fand ich drei große Mehltruhen (M.-Tr. und $M.-Tr_3$). Jede derselben war in zwei Fächer getheilt, die die verschiedenen Mehlsorten enthalten. In der großen Truhe Tr. befanden sich, ebenfalls in gesonderten Fächern das Schütt-

mehl[1]) und der Prein[2]). Auf dem Tische T standen in Schüsseln, Pfannen, Casserollen und Töpfen die Überbleibsel der letzten Mahlzeiten. Auf dem Tische T_2 stand Milch in blechernen Reinen. Milch war auch in dem unter M.-K. stehenden Milchkastel untergebracht. Auf den Bänken Ba und Ba_2 standen saure Käse, *Kaserle* (Holzkübelchen zum Formen der Käse) und Schmalzdosen. Eine große Schmalzdose stand auch unter b auf dem Boden und bei a der Hackstock zum Zerhacken von Fleisch. Von der Decke hieng in etwas mehr als Manneshöhe eine große Bretterbühne. Auf ihr und auf Stellagen, die an den Wänden angebracht sind, liegt eine Menge Geschirr zu außerordentlichem Gebrauch: große Pfannen zum Speckauslassen, blecherne Kannen, Heber aus Blech, Reibeisen, Schnellwagen u. v. a. In einer Unzahl von allen möglichen Dingen ist in der *Kemet'n* für alles vorgesorgt. Der Reichthum an Geräthen, die man in einer *Kemet'n* findet, ist der beste Maßstab für die Wohlhabenheit eines Bauern. Man merkt es dieser *Kemet'n* an, dass die Hofer-Hube in guten Händen ist. Ein jedes Ding war an seinem Orte und alles blank und rein. Die Ordnung und Reinlichkeit, die in diesem Hause, leider nicht in allen kärntner Bauernhäusern, die ich besuchte, auf Schritt und Tritt fand, muthete förmlich an.

An der Rückseite des Hauses ist neben dem Thor ein Abort angebaut. Er ist neu. Der alte steht auch heute noch, und zwar unter A hinter dem Kasten K (siehe die Planskizze Abb. 8).

Die Abb. 46 bringt den Grundriss des Obergeschosses. Der Obenauf hält die Mitte. Tr-Tr_4 = Truhen. Bei T_3 stehen zwei Truhen übereinander. R_3 ist ein Bretterverschlag, der wie eine kleine Kammer durch eine Thür betreten werden kann. Von dort aus werden die beiden daranstehenden Öfen geheizt. Der Rauch strömt aus den beiden Öfen in diesen Bretterverschlag, der ihn dann an den von unten kommenden Schlot R_2 abgibt.

Die Wohnräume des Obergeschosses liegen links vom Obenauf über der Rauchstube und der Kachelstube. Sie sind gezimmert. Über der Kachelstube liegt die *obere Kachelstube*. Sie ist gedielt und hat eine doppelte Bretterdecke, die geweißt ist. Die Wände sind stuccaturt und bemalt. Hier wohnte der junge Bauer mit seinem Weibe, als der *alte Hofer* noch lebte und die untere Kachelstube inne hatte. Jetzt dient sie als Aufbewahrungsort für die besseren Kleider, für die Wäsche und die noch unaufgearbeitete Leinwand, die hier in erstaunlicher Menge auf den Bänken in großen Rollen aufgestapelt liegt. Tische und Bänke bestehen aus weichem Holz und sind braun gestrichen. Auf dem Tisch T ist in einem weißen Kranz mit weißer Farbe der Name Jesu: J. H. S. gemalt. Es ist gerade keine Seltenheit, dass man dieses Monogramm, das sonst ausschließlich nur von Katholiken gebraucht wird, in protestantischen Häusern Kärntens findet. Die Kästen sind poliert und aus Kirschbaumholz mit Füllungen aus Eschenholz gearbeitet. K.-B. = Kinderbett. Der Ofen, ein Kachelofen, ist mit Bänken umgeben.

Die beiden Räume, die sich an diese Kachelstube anschließen und den Platz über der Rauchstube einnehmen, bildeten früher ein Ganzes. Es wurde durch eine Bretterwand in zwei Theile geschieden. Die größere Hälfte, in der sich der Kachelofen befindet, ist die *Weibenleut'-Stube*, auch das *mittere Stüb'l* genannt. Über a und b sind Stellagen an-

[1]) Fichten- und Wachholdernadeln, im Backofen gedörrt, werden mit Hafer gemengt und das Gemenge wird zu Mehl gemahlen. Dieses Mehl ist das Schüttmehl. Die Getreidewinde hat zwei Abläufe, durch den vorderen kommt das schwere Getreide, durch den rückwärtigen die leichteren Abfälle, das *Hintarach* genannt. Das *Hintarach* von Hafer und Gerste wird ebenfalls zu Schüttmehl gemahlen. Das Schüttmehl wird mit Salz gemengt und dem Vieh gegeben. Auch überschüttet man damit das *Wackach* (abgebrühte Fleiden oder *Bluamach* [abgebrühte Klee- oder Heublumen]). (Senior Karl Bünker.)

[2]) Hirseprein = *Klanprein*, in Milch oder Wasser zu Brei gesotten und mit heißem Schmalz übergossen *(abgeschmalzt)*, dient als Abendessen. (Karl Bünker.)

gebracht, auf denen die Mägde Kleiderstücke, ihre Schuhe und das Nähzeug haben. Bei c hängt ein Eckkästchen *(Alma'le)* an der Wand.

Die *Mannenleut'-Stube* ist unheizbar. Die Fenster aller drei Wohnräume entsprechen in ihrer Größe den Fenstern der Rauchstube (45 : 48 *cm*).

Die Wände des Obenauf und die Außenwände des ganzen vom Obenauf nach rechts liegenden Theiles des Obergeschosses sind aus Brettern hergestellt. Es findet sich hier nirgends Zimmerwerk. Der Theil rechts vom Obenauf ist durch zwei Wände, die ebenfalls nur aus Brettern bestehen, in drei Theile geschieden. Der mittlere davon ist gegen den Obenauf zu offen. Mit einer Bretterdecke ist jedoch jeder der drei Theile versehen. Trotz der recht primitiven Ausgestaltung dieses Theiles des Obergeschosses macht das Haus in keinem seiner Theile wie das Winkler-Haus auf den Beschauer den Eindruck des Unvollendeten, des Unausgebauten. Darin liegt der bedeutende Unterschied zwischen beiden Häusern. Das Hofer-Haus steht im Hinblick auf seine weitergehende Entwickelung hoch über dem Winkler-Hause.

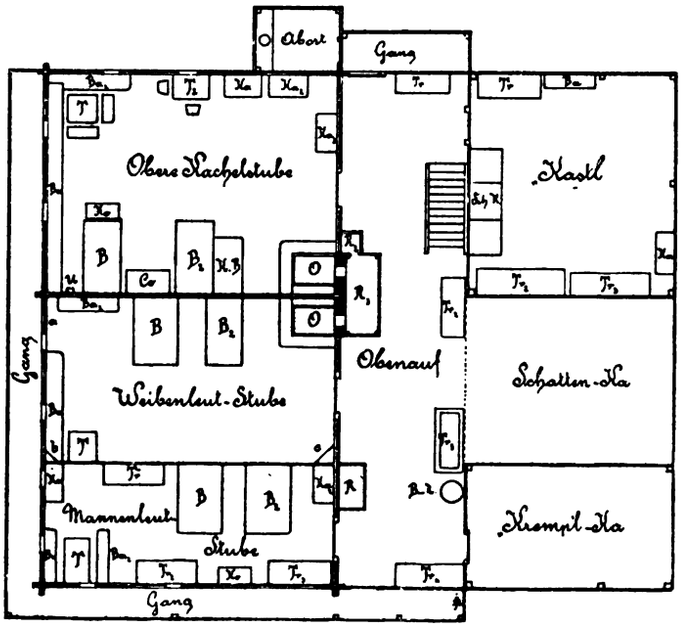


Abb. 46. Grundriss des Obergeschosses des Hofer-Hauses.

Der mittlere, gegen den Obenauf zu offene Raum dient als *Schät'n-Kâma'*, d. h. es werden dort die bei der Bearbeitung von Bau- oder Werkholz abfallenden Scharten (Holzspäne) und Hobelspäne *(How'lschät'n)* aufgestapelt.

Links von der Scharten-kammer liegt die Getreide-kammer, das *Kast'l.* Im Kasten steht ein Schüttkasten (Sch.-K.), große Truhen (Tr-Tr_3), ein Kasten und eine Bank. In den Truhen befindet sich Flachs und Wolle in großer Menge. In einer Ecke steht eine Anzahl Spinnräder, ein Rührkübel und Schusterstühle, welch letztere hervorgeholt werden, wenn die Schuster *auf die Stör* kommen. An den Wänden hängen Reitern, an Stangen Leder, viele Ketten, Stricke, Steigeisen, Werkzeug und drei Laternen. In einer Sichelrem stecken 14 Sicheln. Auch hier begegnet uns also derselbe Reichthum an Geräthen wie in der *Kemet'n.*

In der *Kremp'l-Kâma'*, d. i. die Gerümpelkammer, lag eine Menge alten Eisens auf dem Boden, auch standen darin alte Möbel, unbrauchbar gewordene Geräthe und gebrochenes Werkzeug.

Auch auf dem hohen Boden, der sich ungetheilt vom Gang bis zur rückseitigen Giebelwand erstreckt, sind Geräthe und Werkzeug in großer Zahl untergebracht. Im vorderen Theil, der über den Dienstbotenstuben und der oberen Kachelstube liegt, fand ich eine reich mit Werkzeug ausgestattete *Werkstatt* und daneben 6 Schlitten. Im zweiten Theil, der über dem Obenauf liegt, standen nicht weniger als 17 Spinnräder und 3 Haspeln. Im dritten Theil zählte ich 6 Drischeln, 4 Sensen, 11 Reitern und 8 leere Bienenstöcke.

Hier waren auch *Graupen* (Renthierflechte), Kukuruzfedern (Deckfedern des Kukuruzkolbens) und Spreu in großen Haufen aufgeschichtet.

Eines Gebäudes, das auf der Hofstätte des Hofer-Hauses steht und in die Planskizze Abb. 8 unter K eingetragen ist, muss ich noch mit einigen Worten gedenken. Es ist dies der *Kasten*. Solche Kästen kommen nur auf den größten Gehöften vor. Sie sind fast immer gemauert und zeigen zumeist ein und dieselbe Form. In früherer Zeit scheinen sie gezimmert gewesen zu sein. Ich fand nämlich beim *Zlattinger* in der Zlatting, oberhalb Trebesing gelegen und zur Ortsgemeinde Trebesing gehörend, einen gezimmerten Kasten. Er muss schon sehr alt, mindestens 200 Jahre alt sein, denn er zeigt noch dieselbe sorgfältige Verzinkung im Balkengefüge, die die Rader-Keusche in Tangern an einer Stelle des Hauses aufweist (vgl. Abb. 13, Fig. 6). Abb. 47 zeigt nun den Kasten beim Hofer-Hause im Bilde. Es ist ein kleines einstöckiges Gebäude von fast quadratischem Grundriss. Während das Erdgeschoss eine Balkendecke hat, ist das Obergeschoss gewölbt. Zum

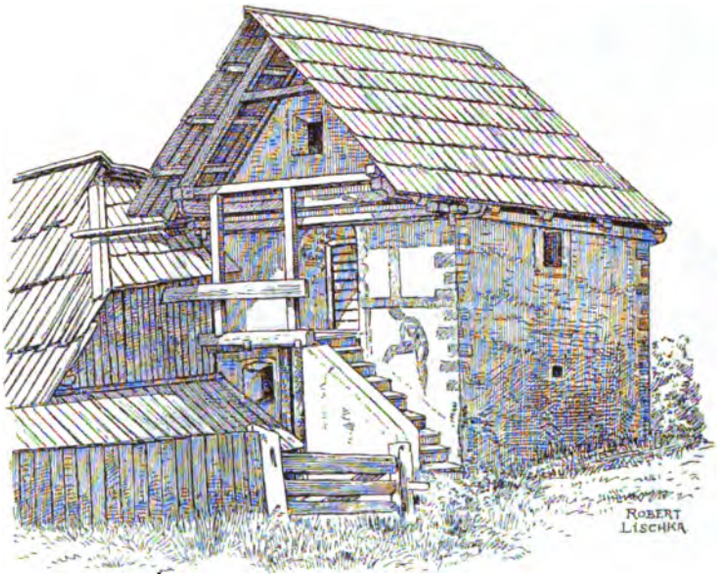


*Abb. 47. Kasten beim Hofer-Haus.

Obergeschoss führt außen eine Stiege hinauf, die Thüre des Erdgeschosses ist neben der Stiege angebracht. Die Stiege ist durch das weit vorladende Dach geschützt. Das Erdgeschoss dient als Keller, hauptsächlich für Most und Schnaps. Das Obergeschoss ist eine Getreidekammer. Der Kasten ist das am feuersichersten gebaute Gebäude der Hofstätte.

Dieser Kasten ist auch deshalb noch interessant, weil er einen eigenartigen Schmuck, bestehend aus decorativer Malerei, aufweist. Neben der Stiege ist eine männliche Gestalt in vorgebeugter Haltung an die Wand gemalt. Leider ist sie schon stark verwaschen. Wie einer der Söhne der Hoferin erzählte, soll es das Bild des Großvaters darstellen, der ein außerordentlich großer und starker Mann gewesen sein soll. Man weiß z. B. heute noch von ihm zu sagen, dass er Säcke mit fünf Viertel Weizen (circa 90 *kg* schwer) über die Stiege in den Kasten hinauf trug und dabei stets zwei Stufen auf einmal nahm. Der eigenartige Schmuck des Kastens besteht jedoch nicht in dem Bilde des alten Hofer, er ist an der Thüreinrahmung und in den Wandungen der Thür angebracht. Leider hat auch diese Malerei schon gelitten, zum Theil ist sie aber noch gut erhalten. Alle Malerei ist eintönig in grauer Farbe durchgeführt. Rechts vom Thüreingang ist an der Wand die

Silhoutte einer weiblichen Gestalt noch gut zu erkennen. Herr Lischka hat sie getreu copiert, die Fig. 12 in Abb. 48 gibt sie wieder. Sie erinnert lebhaft an eine Karyatide. Links vom Eingang ist dieselbe Figur in Spuren noch zu erkennen. In der Wandung der

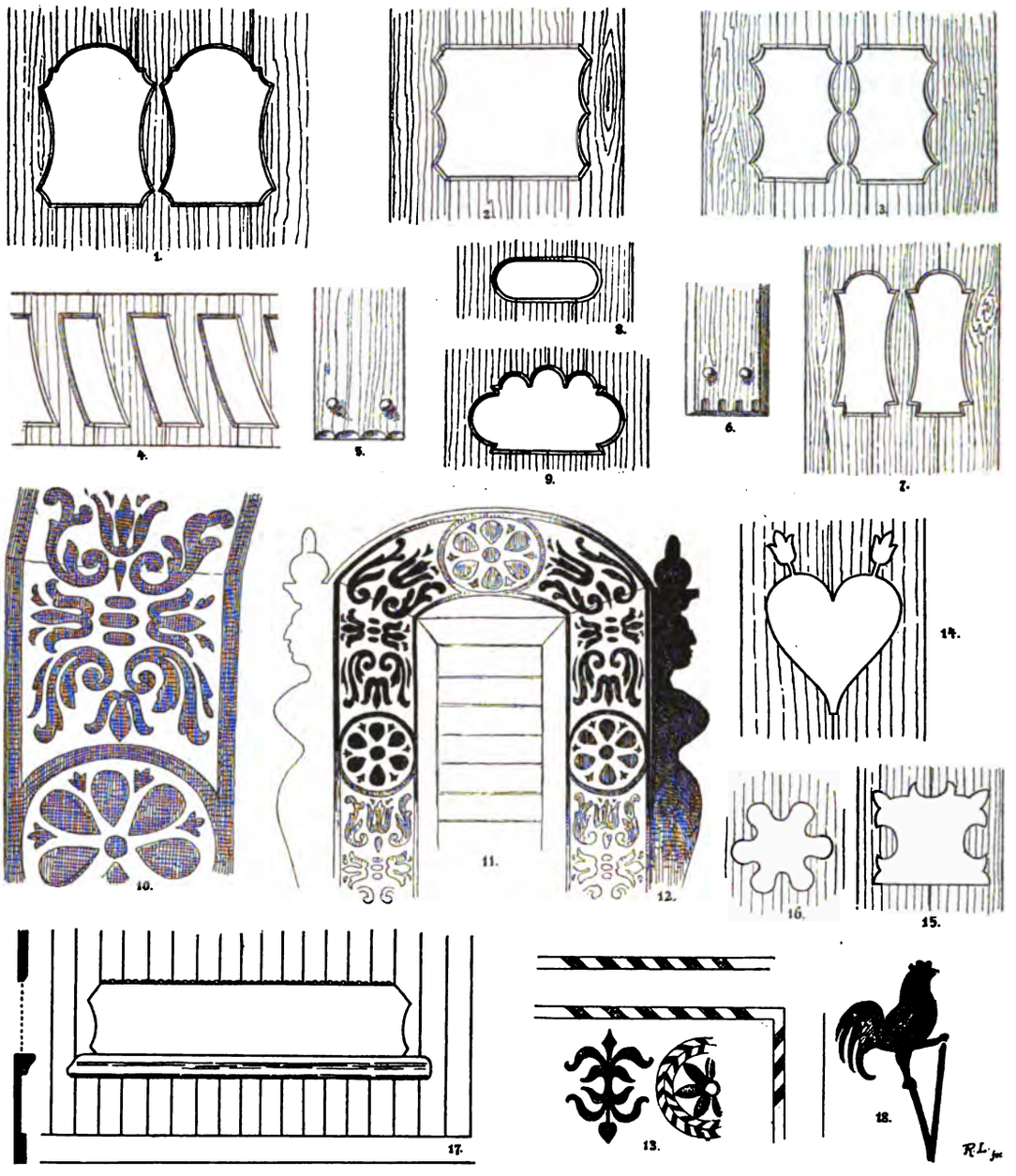


*Abb. 48. Brettausschnitte, Decorations-Malerei u. A.

Thür ist ein wesentlicher Theil des dort angebrachten Ornamentes noch gut, der größere Theil aber weniger gut erhalten. Das am besten erhaltene Stück hat Herr Lischka in Fig. 10, Abb. 48, copiert. Nach diesen Resten hat dann Herr Lischka eine Reconstruction der interessanten Malerei vorgenommen. In Fig. 11, Abb. 48, ist sie zu sehen.

Auf mich hat die Malerei den Eindruck gemacht, als ob man es mit der Nachahmung eines alten Musters von Sgraffito-Arbeit zu thun hätte. Zu dieser Annahme herechtigt mich nicht nur das eintönige Grau der Malerei, sondern auch der Umstand, dass das Decorieren von Wänden in der Technik des Sgraffito bekannt gewesen und ausgeübt worden ist. An dem wenigstens schon 200 Jahre alten Hause Nr. 11 in Kraut *(Wagner)* habe ich noch einen kleinen Rest von Sgraffito-Decoration gefunden. Die Fig. 13, Abb. 48, bietet eine Copie derselben.

Unter Fig. 14—16 derselben Abb. sind einige außergewöhnliche Brettausschnitte gegeben, die am großen Stadel, der zum Hofer-Hause gehört, angebracht sind.

9. Das Bartelbauer-Haus in Treffling.

Das Bartelbauer-Haus, dessen Bild die Abb. 49 bringt, unterscheidet sich vom Winkler-Hause und auch vom Hofer-Hause hauptsächlich dadurch, dass dessen südlicher Tract, der der eigentliche Wohntract ist, noch ganz aus Zimmerwerk besteht und dass dessen Obergeschoss vollkommen ausgebaut ist. Der Gang befindet sich hier nicht am Abschlusse des Erdgeschosses, sondern am Abschlusse des Obergeschosses. Die ihn zierenden Aus-

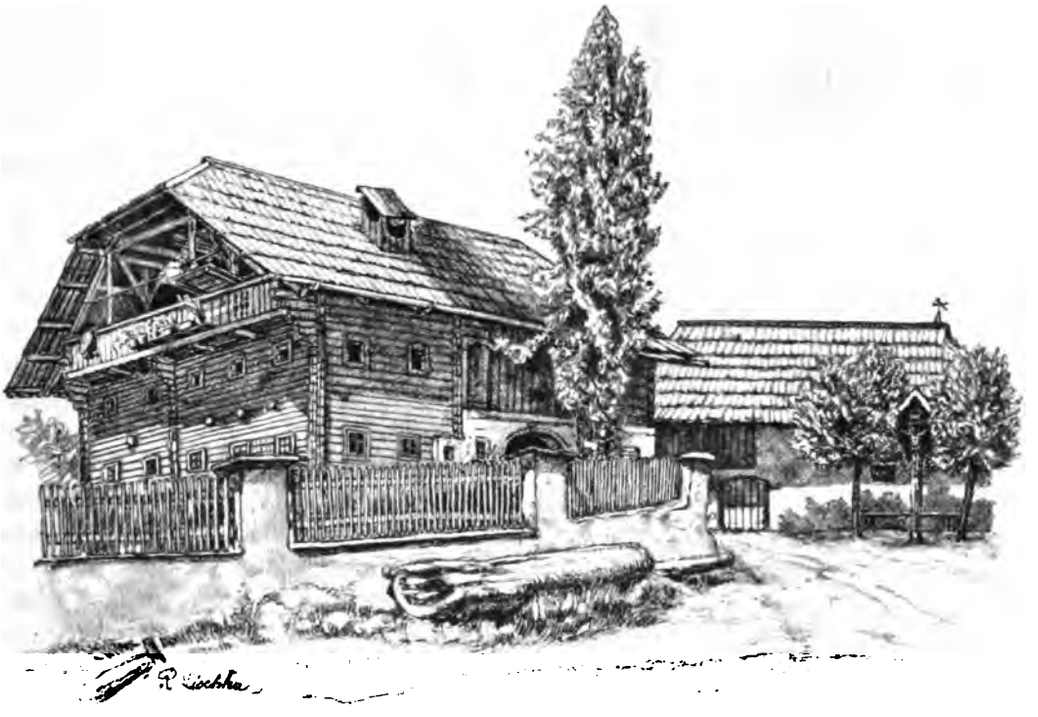


*Abb. 49. Bartelbauer-Haus in Treffling.

schnitte finden sich in Abb. 14, Fig. 15, abgebildet. Am unteren Rande der Brüstung des Ganges ist wie beim Winkler-Hause ein Tragbrett befestigt, auf dem in Töpfen und Kistchen Blumen stehen. Blumen stehen auch auf einem zweiten Traggestell, das über den oberen Rand der Brüstung hervorragt. Dieses Gestell ist drehbar, so dass es, wenn die Blumen begossen oder Blüten abgenommen werden sollen, in den Dachraum hineingedreht werden kann. Das hinter einem Gärtchen liegende, vollkommen frei stehende Haus macht durch seine Größe und das Massige in seinen Formen auf dem Beschauer einen imposanten Eindruck.

In Abb. 50 ist der Grundriss seines Erdgeschosses und in Abb. 51 der Grundriss des Obergeschosses zu sehen. Das vordere Thor hat vor sich einen kleinen Gatter *(Gāta'le)*, der das Federvieh abhält, wenn das Thor selbst offen ist. Die Abb. 14, Fig 16, zeigt einige der zierlich geformten Stäbe, aus denen der Gatter besteht.

Die Laube ist breit, gedielt und durchfahrbar. Sie hat eine einfache Bretterdecke, die von fünf Tramen gestützt wird. Wir erblicken darin einen Tisch, umgeben von *Stühlen*. Er nimmt jedenfalls deshalb nicht seinen angestammten Platz in einer der Ecken ein, weil dieselben nicht frei sind. In einer der Ecken führt die Stiege zum Obenauf. Unter dieser Stiege leitet eine zweite zum Keller hinab. Unterkellert sind in diesem Hause die Laube, die Rauchstube und die neben ihr liegende Kachelstube.

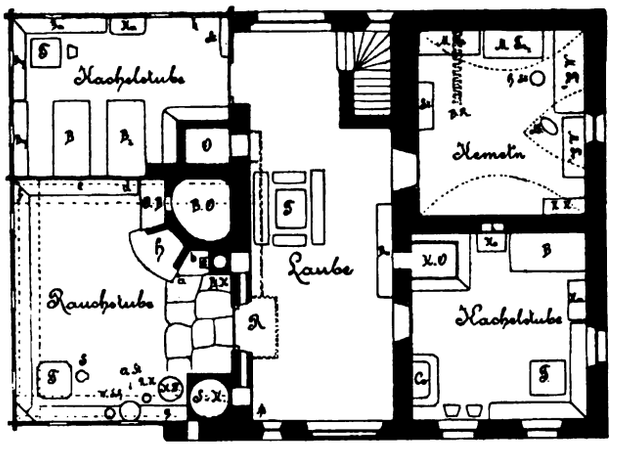


Abb. 50. Grundriss des Erdgeschosses des Bartelbauer-Hauses.

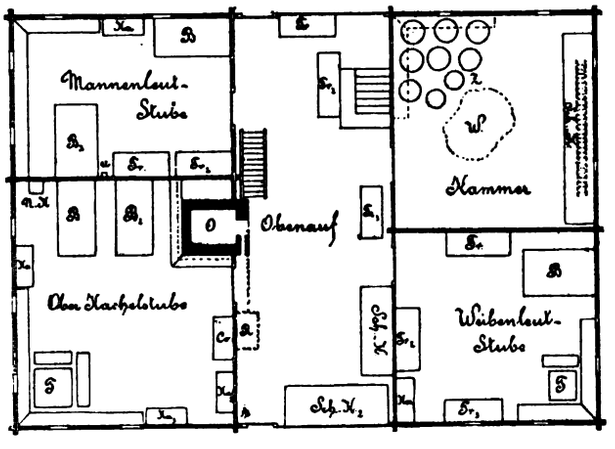


Abb. 51. Grundriss des Obergeschosses des Bartelbauer-Hauses.

Die Rauchstube weist beim Eingang ein Steinplattenpflaster auf, sonst ist sie gedielt. Hier finden wir über allen drei Bänken Holz-Asen. Im Tischwinkel steht auf den Bänken ein *Alma'le*. Von den Einzeichnungen erkläre ich: a = Kesselreide, b = Ort, wo die Bruthenne brütet, c = *Kalfass'l-Maija'le* (Mäuerchen für das Kühlfass). Über d hängt eine *Pfand'lrem* (Rem für Pfannen), unter e ist eine Hühnersteige, darüber eine *Hef'nplätt'nrem* (Rem für Hafendeckel), über f ist eine *Schüss'lpretl'lrem* befestigt (ein Schüsselbrett wird weiter unten abgebildet werden, es wird auch *Pfännhåba'* genannt), über g hängt ein Schüsselkorb oder eine Schüsselrem. W.-Sch. = Wasserschaff, A.-St. = *Åbwåschstotz* (ein niederes, kaum 20 *cm* hohes, schaffartiges Gefäß von 70—80 *cm* Durchmesser zum Abwaschen des Geschirres), R.-K. = Rührkübel (Butterfass), K.-F. = Kaspelfass.

Neben der Rauchstube liegt eine Kachelstube. Sie wird die *gezimmerte Kachelstube* oder kurzweg *in Våta' sei Stub'm* geheißen. Hier wohnt nämlich der Bauer, der Besitzer des Hauses und der Bartelbauer-Hube, Johann Unterlercher. Der gemauerte Ofen ist von einer Ofenbank eingefasst. St. = Stellage. Über h hängt ein Schüsselkorb an der Wand.

Gegenüber der Rauchstube liegt auf der rechten Seite der Laube eine zweite Kachelstube, die zum Unterschied von der ersten die *gemauerte Kachelstube* heißt. Sie ist gedielt, die Decke stuccaturt, und die Wände sind bemalt. Der Ofen, welcher von einer Ofenbank umgeben ist, ist ein Kachelofen. Co, die Commode mit einem Glaskasten als Aufsatz sind Möbelstücke modernen Geschmackes aus Zirbenholz (Holz der Zirbelkiefer), i = Mauer-

alma'le. Die Stube dient als Gaststube. *Wenn z'Åb'nds eamp* (jemand) *af Hia'wig kimmpt, ndcha' schläft a' då,* so sagte mir die junge Bäuerin, die verheiratete Tochter des Bauern. Die Stube ist also in der Regel nicht bewohnt. Wie die Dienstleut'stube im Hofer-Hause, so dürfte auch dieser Raum früher als Wirtschaftsraum gebraucht worden sein. Es ist darum auch bei diesem Hause anzunehmen, dass die ursprünglichen Wohnräume im Erdgeschosse nach dem Schema Abb. 19 angeordnet waren.

Neben der gemauerten Kachelstube ist die *Kemet'n.* Sie ist gewölbt. Die Mauer, an die sich außen die Stiege anlehnt, ist auffallend stark. Sie misst 78 *cm.* Es kommt in den Bauernhäusern der Gegend nicht selten vor, dass eine Innenmauer stärker als eine Außenmauer ist. Der Grund zu dieser eigenthümlichen Erscheinung blieb mir unerfindlich. In der *Kemet'n* befindet sich ein *Stuhl* St., auf den die Milch gestellt wird. B.-R. = Brotrem H.-St. Hackstock, S.-F. = Salzfass, M.-Tr.—M.-Tr_4 = Mehltruhen. In der ersten befindet sich Schüttmehl, in der zweiten und dritten Kochmehl und in der vierten *Plent'nmehl* (Kukuruzmehl; *Plent'n* stammt vom italienischen Polenta) und *Tålg'n*[1]).

Das Obergeschoss ist ganz aus Holz gezimmert, nur die Außenwände der Laube bestehen aus Brettern. Es kommt dies auch bei anderen Häusern häufig vor. In diesen Verschalungen sind hier wie auch in anderen Häusern zumeist beiderseits Thüren angebracht. Durch diese Thüren werden Bretter, Latten und Werkholz, Dinge, die man oft in großen Vorräthen auf den Dachböden antrifft, dann auch Möbel und andere Gegenstände bequemer als über die Stiege in den Obenauf gebracht. Diese Thüren haben auch noch einen anderen Zweck. Die im Obergeschoss schlafenden männlichen Bewohner pissen einfach, wenn sie in der Nacht das Bedürfnis ankommt, durch diese Thüre hinab. Ist ein Gang in der Nähe, so wird diese Erleichterung gern auch dort vorgenommen. Die Bretter der Gangbrüstung und oft auch das Holzwerk unter dem Gang erhalten durch die ofte Befeuchtung mit Urin eine wachsgelbe Farbe. Diese hellen Flächen in dem sonst dunkelbraunen Holz kann sich einer, der nicht eingeboren und mit den Sitten und Gebräuchen der Leute nicht vertraut ist, kaum erklären. In Altersberg, einem hochgelegenen Ort des Lieserthales, sah ich an einem Hause an der Stelle, an der sich gewöhnlich die Obenaufthür angebracht findet, einen Rinnstein aus der Mauer hervorragen. Er hat den Zweck, den Urin so abzuleiten, dass das Mauerwerk durch denselben nicht berührt wird. Die hier besprochene Unsitte, die nicht das beste Licht auf den Sinn für Reinlichkeit wirft, wird durch den Umstand gefördert worden sein, dass die Aborte stets außer dem Hause und oft ziemlich weit entfernt von denselben aufgestellt sind.

Das Obergeschoss des Bartelbauer-Hauses weist genau dieselbe Eintheilung wie das Erdgeschoss auf. Hier sind alle Räume, auch die Laube mit Decken versehen, das Obergeschoss ist also vollkommen ausgebaut. Die obere Kachelstube hat eine doppelte Bretterdecke, alle anderen Räume, die durchwegs unheizbar sind, haben einfache Decken. Der Ofen in der oberen Kachelstube ist gemauert und mit Bänken umgeben. Die punktierten

---

[1]) Es gibt zweierlei *Tålg'n: Pia'ntålg'n* und *Gåmpa'tålg'n. Pia'ntålg'n* wird aus gedörrten Holzbirnen bereitet. Man zerstampft sie und mahlt sie dann zu Mehl. Diese *Tålg'n* dient zu Nudelfülle *(gefüllte Nudeln)* oder man überstreut damit *Nocken*, die entweder mittags oder auch abends gegessen werden. *Pia'ntålg'n* mit Brantwein zu einem Brei gerührt, gibt eine beliebte Jause. — Hafer, Gerste und Kukuruz, zu gleichen Theilen gemischt, werden stark gesotten, dann im Backofen gedörrt und schließlich in der Mühle gemahlen. Das auf diese Weise gewonnene Mehl heißt man die *Gåmpa'tålg'n.* Manche Bauern bereiten die *Gåmpa'tålg'n* aus Gerste allein. *Gåmpa'tålg'n* in süßer Milch verrührt *(untergegampert)*, gibt den *süßen Gamper*, in saurer Milch verührt, den *sauren Gamper.* Ersterer wird zum Frühstück, letzterer zum Nachtmahl genommen. *Tålg'n* kann auch wie Polenta zubereitet werden. Man richtet ihn dann in einer Schüssel an, macht in dessen Mitte eine Mulde *(Tumpf)* und gießt in dieses heiße Schmalz. Das ist die *Schmålztålg'n.* Sie wird mit Milch zum Frühstück gegeben. (Senior Karl Bünker.)

Linien beim Ofen deuten ein Ofengeländer an, das an der Decke befestigt ist, also von der Decke herabhängt. In dieser Stube schläft der junge Bauer mit seiner Frau. N.-K. = Nachtkästchen.

Die Mannenleut'stube ist die Stube der Knechte, die Weibenleut'stube die Stube der Mägde; man nennt sie sonst auch die *Menscherkammer.*

In der Kammer liegt bei W ein Haufen Wolle, bei Z stehen Zuber. Die punktierten Linien daselbst deuten Stellagen an, auf denen in Töpfen Wagenschmiere steht. Über dem großen Schüttkasten Sch.-K. hängt eine Brotrem.

Der hohe Boden ist ungetheilt. Dort befinden sich Schüttkästen und Truhen, dann Reitern, Spinnräder, Haspeln, Drischel, Joche und Jöchel, Hauen, Hacken und Bohrer in großer Zahl. Hauen zählte ich zwölf, Hacken zehn und große Bohrer sechs. Ferner sah ich hier Eggen, Pferdegeschirr, Webstuhltheile, alte Bettstellen, dann Bettzeug und Kleider, auf Stangen hängend. Vorne beim Gang steht eine Hobelbank und ein Reifstock mit viel Werkzeug und einem großen Vorrath von Brettern und Stangenholz. Daneben lagen Graupen aufgeschichtet.

In Bezug auf die Hofstätte, auf der das besprochene Haus steht, mag noch erwähnt werden, dass sich auf derselben noch zwei Gehäude erheben, und zwar ein großer Stadel, der parallel zum Hause liegt und mit diesem den geräumigen Hof einschließt, dann ein kleiner Stadel, der im Bilde des Hauses, in Abb. 49 zu sehen ist. Beide Städel haben im Erdgeschosse Viehställe und im Obergeschosse Getreide- und Futterräume.

Herr Lischka hat sich die Mühe gemacht, alle an den drei Gebäuden dieser Hofstätte vorkommenden Brettausschnitte und Bretterverzierungen zu zeichnen. Sie bilden, fünfzehn an der Zahl, unter den Fig. 18—28 der Abb. 14 und Fig. 1—4 der Abb. 48, eine kleine Musterkarte der verschiedensten Formen. Die Endstücke von Brettern, welche Bretterverschalungen angehören, zeigen, wie der Zimmermann daran denkt, selbst beim Kleinsten, Unscheinbarsten durch einige gut angebrachte Einkerbungen dem Gegenstand Schmuck zu verleihen.

10. Das Jank-Haus in Trasischk.

Die Hofstätte des Hauses Nr. 2 in Trasischk ist im Plane Abb. 7 gegeben. Das Wohnhaus findet sich in Abb. 52 abgebildet. Sein Besitzer ist Franz Gaugelhofer, vulgo *Jank.* Das Anwesen ist eines jener beiden Bauerngüter, die den Weiler Trasischk bilden. Es umfasst an

Bauareal	—	Joch	434□°	in	7	Parcellen
Gärten	2	»	793	»	»	5	»
Äckern	13	»	183	»	»	17	»
Wiesen	14	»	366	»	»	9	»
Weiden	3	»	268	»	»	10	»
Wäldern	22	»	1540	»	»	16	»
unproduct. Grund . .	—	»	211	»	»	2	»
zusammen . .	56	Joch	595□°	in	66	Parcellen.	

In der Hauptsache besteht die Hube aus arrondierten Gründen, die sich in der unmittelbaren Nähe des Hauses ausbreiten. Fernab liegen einzelne Wälder und die so genannten Bergwiesen (Waldwiesen). Zur Hube gehört auch das Recht der Alpenbenützung, wovon jedoch in dem Grundbesitzbogen, aus dem ich mir das Ausmaß der Liegenschaften zusammenschrieb, nicht Erwähnung gethan wird.

Die Hube ernährt an Thieren: 6 Kühe, 3 Paar Ochsen, 8—10 Stück Jungvieh, 1 Pferd, 1 Füllen, 3 große Schweine, und zwar 2 Zuchtschweine und 1 *Bären* (Eber), 6—10 *Frischlinge* (junge Schweine), 20 Schafe und 2 Ziegen.

Das Haus unterscheidet sich in Bezug auf das Material, aus dem es erbaut ist, vom Bartelbauer-Hause dadurch, dass es schon bedeutend weniger Holzwerk aufweist als jenes. Die ganze linke Hälfte des Hauses, also dessen Erdgeschoss und Obergeschoss sind aus Stein erbaut, zudem noch die *Kemet'n*, welche sich von rückwärts an die Rauchstube anlegt. Im Erdgeschosse besteht also nur mehr die Rauchstube allein aus Zimmerwerk. In dieser Hinsicht hat dieses Haus Ähnlichkeit mit dem Winkler-Hause und dem Hofer-Hause. Was dieses Haus besonders ziert, sind die beiden Gänge, deren einer am Abschlusse des Erdgeschosses vor der Hälfte der Hauptfront und der Hälfte der Giebelseite angebracht ist. Der andere befindet sich am Abschlusse des Obergeschosses in der Giebelseite. Die Brüstung des oberen Ganges besteht aus Brettern ohne Ausschnitte, die Brüstung des unteren Ganges dagegen ist durch ein Stabgitter gebildet. Zur Zierde gereicht dem Hause auch das den First überragende Glockendach, unter dem eine *Essglocke* hängt. Auf meinen Ausflügen, die sich auf mehrere Stunden nach jeder Richtung hin erstreckten, fand ich ein Haus mit einer Essglocke nur noch einmal, und zwar in dem wegen seiner romantischen Schönheit und seinen Wasserfällen weithin bekannten Maltathal. Das Haus liegt einsam am rechten Ufer der Malta, in der Nähe der Gössfälle. Auffallend für den Beschauer des Jank-Hauses ist der Umstand, dass aus dem Dache zwei Rauchschlote emporragen. Man ist nämlich gewohnt, am Bauernhause Oberkärntens stets nur einen Rauchschlot zu sehen, und der ist nach alter Gewohnheit immer hölzern. Der zweite, gemauerte Schornstein dieses Hauses ist denn auch neueren Datums. Der alte ist der kleine hölzerne in der Mitte des Daches.

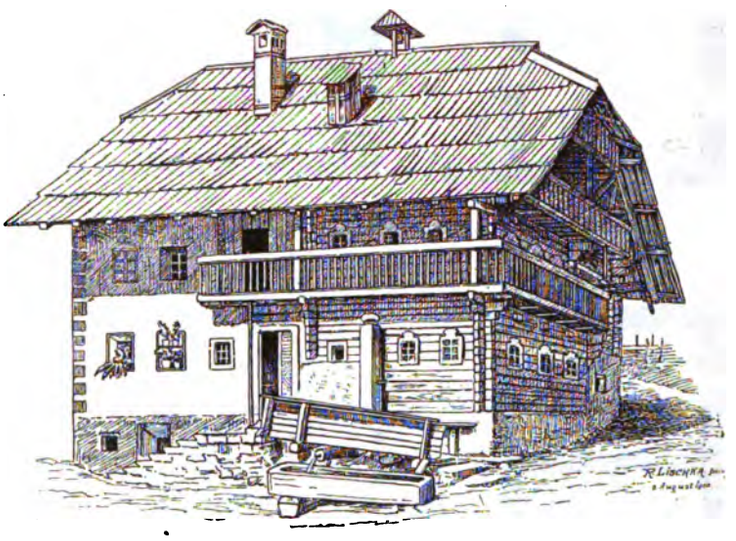


*Abb. 52. Jank-Haus in Trasischk.

Zum Hauseingang, der hoch liegt, weil die linke Hälfte des Hauses unterkellert ist (man bemerkt die Kellerthür im Bilde Abb. 52 links unten), führt von links eine steinerne Stiege, von rechts eine kurze, mit einem Geländer versehene Brücke hinan. Unter der Brücke ragt ein aus einem durchbohrten Baumstamm gebildetes Brunnenrohr hervor, aus dem sich das Wasser in den Trog ergießt. Eine Abzweigung der Wasserleitung bildet der *Tåda'mann*, der sich zwischen dem ersten und zweiten Fenster der Rauchstube erhebt und aus dem Wasser in die Rauchstube geleitet wird. Die Eingangsthür ist senkrecht in zwei Hälften getheilt, wovon die schmälere Hälfte, die ein Drittel der ganzen Breite der Thür einnimmt, gewöhnlich geschlossen bleibt, wohl deshalb, weil durch das Öffnen der ganzen Thür der innerhalb derselben angebrachte Rauchfang leicht Schaden erleiden kann. Die Thür weist reiche Gliederung und Kerbschnitzerei auf. Abb. 13.

Fig. 13, zeigt einen Theil der Thür. Hier sei auch hingewiesen auf die zierliche Umrahmung der Fenster (41 : 54 *cm*) in den gezimmerten Theilen des Hauses. Abb. 13, Fig. 14, gibt die Form einer solchen Umrahmung wieder.

Besehen wir uns nun Abb. 53, den Grundriss des Erdgeschosses in diesem Hause, so erblicken wir in der Mitte des Hauses wieder die Laube. Sie geht durch das ganze Haus, ist aber nicht durchgängig gemacht worden, offenbar deshalb, weil hinter dem Hause das Erdreich steil ansteigt. Die Laube wird durch zwei Fenster erhellt, wovon das eine neben der Eingangsthür, das andere in der Rückwand angebracht ist. Die Laube ist sonst gedielt, nur ganz im Hintergrunde zeigt sie bis zur punktierten Linie ein Katzenkopfpflaster. Dort steht ein Hackblock. Am Tisch links vom Eingang wird im Sommer gegessen.

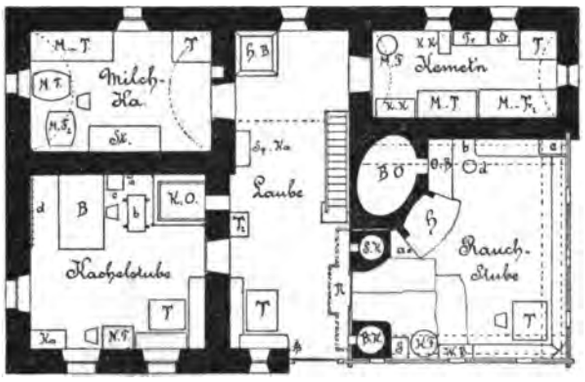


Abb. 53. Grundriss des Erdgeschosses des Jank-Hauses.

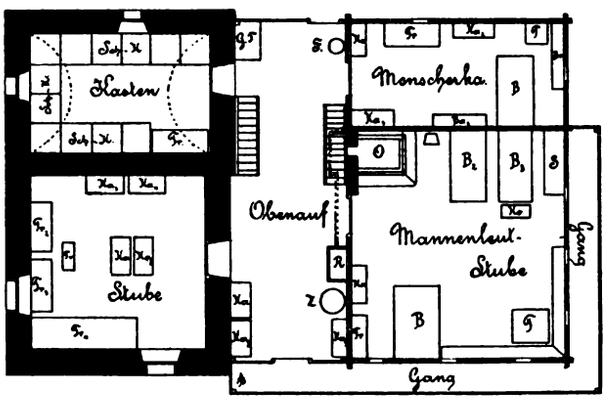


Abb. 54. Grundriss des Obergeschosses des Jank-Hauses.

Innerhalb der Rauchstubenthür liegen riesige Steinplatten, den anderen Theil des Fußbodens bilden Bretter. Die Ausstattung der Rauchstube gleicht der der bereits beschriebenen. Bei a steht die Kesselreiden, über b hängt eine *Höf'nstöll'n* an der Wand, bei c steht ein *Alma'le* auf der Bank, im Tischwinkel ebenfalls. Unter der einen Bank ist bei H-St. die Hühnersteige angebracht, bei d steht ein Hackstock. An drei Wänden entlang laufen nahe der Decke die Holz-*As'n*. Die punktierten Linien deuten sie an. Darauf befindet sich ein großer Vorrath von gespaltenen Leuchtspänen und geklobenen Scheitern aus Fichten- und Föhrenholz. In Bezug auf den Saufutterkessel habe ich durch die mittheilsame Bäuerin erst in diesem Hause — es war eines der letzten, die ich aufnahm — erfahren, dass er verschiedenen Zwecken dient. Es wird in ihm nicht nur das Futter für die Schweine gekocht, sondern er dient als Sechtelkessel auch zum Ausbrühen der Wäsche und schließlich auch noch zum Kochen der großen Wassernudeln, der Lieblingsspeise der Kärntner.

Hinter der Rauchstube liegt die *Kemet'n*. Sie ist gemauert, gewölbt und hat ein Mörtelpflaster. St. = Stellage, M.-F. = Mehlfass.

Gegenüber der Rauchstube ist das Wohngemach des Bauern und seiner Frau. Wir sehen dort im Grundriss nur ein Bett eingezeichnet. Es ist das Ehebett. a = Uhr, b = Wiege, c = Nachtkästchen, d = Kleiderrechen, N.-T. = Nähtischchen der Bäuerin. Der Kachelofen ist mit einem Geländer umgeben, an dem im Winter die Kinderwäsche getrocknet wird. Die großen Fenster der Stube (76 : 98 *cm*) sind dicht mit Blumen besetzt.

An die Stube schließt sich eine gemauerte und gewölbte Milchkammer an. Den Fußboden bildet ein Steinplattenpflaster. Auf dem Tisch T liegen die *Milchspan*. Es sind dies 2 *cm* breite, 1 *cm* dicke und 30 *cm* lange Holzleisten (Späne). Zwei derselben werden parallel auf eine Milchrein, die gewöhnlich noch aus Holz ist — in neuerer Zeit werden auch solche aus Thon und aus Blech angefertigt — gelegt. Dann stellt man darauf wieder eine Rein, gibt auf diese ebenfalls zwei Späne und kann so einen ganzen Stoß von Reinen aufbauen. Auf einer tischähnlichen Bretterbühne, dem Milchtisch M.-T., sah ich in zwei solchen Stößen 18 volle Milchreinen stehen. Über M.-T. hängt die Brotrem von der Decke. St. = Stellage, darauf stehen die leeren Milchreinen. Unter der Stellage stehen die Schmalzdosen. Über der Thür hängen die aus Kupfer geschmiedeten Schafglocken.

Das Obergeschoss, dessen Grundriss in Abb. 54 gegeben ist, zeigt die gleiche Eintheilung wie das Erdgeschoss. Über der Laube liegt wie immer der Obenauf. Er hat wie die Laube eine einfache Bretterdecke. Die Vorder- und Rückwand bilden Bretterwände. In beiden sind Thüren angebracht. Die Thür in der vorderen Bretterwand führt auf den 80 *cm* breiten Gang.

Der große Raum über der Rauchstube ist die Stube der Knechte, der dahinter liegende kleinere Raum die Stube der Mägde. Ich erwähnte schon oben, dass die Stube der Knechte gewöhnlich nicht heizbar ist, während die Stube der Mägde meistens einen Ofen aufweist. Dass die Sache sich in diesem Hause gerade umgekehrt verhält, hat einen besonderen Grund. Im Winter jedoch schläft die *Dirn* mit den Knechten in der heizbaren Stube.

Gegenüber der Stube der Knechte ist ein Raum, der vorläufig als Kammer dient, wo in Truhen und Kasten die besten Kleider, und was sonst wertvoll ist, verwahrt wird.

Neben diesem Raum liegt der *Kasten* für das Getreide. Er ist vollkommen feuersicher, denn er ist gewölbt. Es war hier das einzigemal, dass mir im Obergeschosse ein gewölbter Raum in einem Bauernhaus der Gegend unterkam. Außer einer einzigen Truhe nehmen die Wände ringsherum die Schüttkästen ein.

Der Dachboden ist nur horizontal getheilt. In der oberen Hälfte, dem Branter, liegen ein Vorrath von hölzernen Dachnägeln, Werg und Graupen, im unteren Theil, dem hohen Boden, liegt nach vorne hinaus eine Werkstätte. Der Bauer ist mit Werkzeug versehen wie ein Wagner oder Zimmermann. Er versteht es aber auch, dasselbe mustergiltig zu handhaben und verfertigt sich alles, was in Haus und Hof aus Holz zu machen ist, selbst. Sonst ist im Dachboden noch untergebracht, was man auch anderwärts gewöhnlich findet: Getreidekästen, Truhen, Spinn- und Webegeräthe etc.

Die Wohngemächer des Erdgeschosses folgen in ihrer Anordnung dem Schema Abb. 20.

11. Das Hatz-Haus in Tangern.

Das Haus, welches die Nr. 19 trägt, ist Eigenthum des Bauern Elias Unterlercher. Fällt das oben beschriebene Hofer-Haus durch seine Größe auf, so imponiert das Hatz-Haus, das übrigens nur unbedeutend kleiner ist als das Hofer-Haus, durch das Schlichte und Kraftvolle im Bau (Abb. 55). Die nach abwärts stärker werdenden und ausladenden Mauern der Giebelseite, das kräftige Balkenwerk des Obergeschosses mit den nur spärlich angebrachten Fenstern, dann das mächtige Dach, das sich breit über das Gebäude legt, geben dem ganzen Hause das Ansehen eines kleinen Bollwerkes. Es fehlt diesem Bau der das oberkärntnerische Haus so hervorragend zierende balkonartige Gang. Der fast vollkommen offene Giebel gewährt Einblick in das Innere des Dachbodens.

In Abb. 56 bringe ich den Grundriss des Erdgeschosses aus diesem Hause. Wie schon die Ansicht erkennen lässt, ist bei diesem Hause im Erdgeschosse nichts mehr aus Holz erbaut. Die Mitte des Hauses nimmt auch hier die Laube ein. Sie ist sehr breit, doch nicht hoch (2·57 *m*). Die einfache Bretterdecke wird durch fünf Trame getragen. Der Fußboden ist gedielt. Die Laube ist durchgängig. Man kann in dieselbe mit Wägen hineinfahren, doch ist sie nicht durchfahrbar, da an der Rückseite des Hauses zur Thür daselbst eine Stiege hinaufführt, weil das Terrain des Hofes niederer liegt als der Dorfweg vor dem Hause. Die Stiege, die in der Laube zum Obenauf hinaufführt, ist mit Brettern verschalt. Unter ihr leitet eine zweite Stiege zum Keller hinab, der sich unter der *Kemet'n* und unter dem vor ihr liegenden Theile der Laube ausbreitet. Der Theil des Kellers, der unter der *Kemet'n* liegt, ist höher als die andere Hälfte, die sich unter die Laube erstreckt, deshalb liegt der Fußboden der *Kemet'n* auch um 80 *cm* höher als der

*Abb. 55. Hatz-Haus in Tangern, H.-Nr. 19.

der Laube. Man muss zur *Kemet'n*-Thür über zwei Stufen und den Absatz in der Stiege hinaufschreiten.

Die Rauchstube wird durch vier Fenster erhellt. Sie sind 68 *cm* breit und 85 *cm* hoch und mit Gittern versehen. Die Form der Gitter zeigt die Fig. 15 der Abb. 13. Die Rauchstube zeigt sonst wohl noch ihr altes Gepräge, doch fehlt in ihr das Charakteristischeste, der große Kogel über dem Herd, der sonst diesem Raum im kärntnerischen Bauernhause das Gepräge des Althergebrachten, Originellen und Malerischen verleiht. Auch die sonst übliche Bretterdecke, getragen von Trambalken, ist hier durch eine stuccaturte Decke ersetzt. Das Fehlen derselben fällt jedoch nicht so stark ins Auge als das Fehlen des Kogels. Die Decke ist mit einer glänzend schwarzen Rußschichte bedeckt. Der große Herd, er ist 2·78 *m* lang und 2·14 *m* breit, tritt nicht mehr gegen die Mitte der Stube vor, sondern er ist in die Ecke des Raumes verlegt. Er hat den Backofen auch nicht mehr hinter sich, sondern schließt ihn in sich ein. Infolge dessen musste er auch höher gebaut werden als die Herde gewöhnlicher Form. Er ist 87 *cm* hoch. Damit die

Bäuerin sich beim Kochen nicht allzu sehr strecken muss, ist ihr vor der Feuerstelle eine Stufe aus Holz, St., hingelegt worden. Die Feuerstelle besteht aus einer quadratischen Steinplatte, die Oberfläche des Herdes aus einem Pflaster aus Mauerziegeln. Ein hängender Kessel fehlt hier. Auf der Rückseite des Herdes ist ein 32 *cm* hohes Mäuerchen aufgesetzt worden, das mit einem Brett bedeckt ist. Es ist das Ofenbankel in neuerer Form. Darauf setzen sich die *Schuler* (Schulkinder) gerne, wenn sie im Winter nach einstündigem Wege aus der Schule heim kommen, um ihre erstarrten Finger zu erwärmen und die beinhart gefrorenen Schuhe aufthauen zu lassen. Vor der Backofenheize ist eine Feuergrube (F.-G.) angebracht. Sie dient nicht nur dazu, Asche und Glut aus dem Ofen aufzunehmen, sondern die Bäuerin steigt, wenn die Glut und Asche daraus entfernt ist, in dieselbe hinein, um die Laibe bequem einschießen und, wenn sie gebacken sind, herausnehmen zu können. Der Ofen fasst 23 große Laibe. Bei Ho. liegt Holz, außerdem in großer Menge zum Austrocknen auf den drei *As'n*. Bänke laufen an drei Wänden entlang. Sie haben hölzerne Lehnen, die am Mauerwerk befestigt sind. Bei H.-St. fehlt auch hier die Hühnersteige nicht. Sie setzt sich unter H.-St$_2$ fort. Über a ist eine Schüsselrem angebracht, bei b hängt eine Kochlöffelrem und bei c eine Platten-(Hafendeckel-)Rem. Die ganze Rauchstube ist gedielt, nur ein kleines, vor den beiden Kesseln liegendes Stück, das im Plan durch punktierte Linien eingeschlossen ist, ist mit runden Steinen gepflastert. Das Rauchloch, das sich über der Thüre befindet, nimmt die ganze Breite der Thür ein und ist durch zwei Brettflügel, die sich an Scharnieren drehen, zu schließen. Der Tisch, der im Winter an seinem gewohnten Platz steht, steht im Sommer in der Laube. Dort wird während der warmen Jahreszeit gegessen.

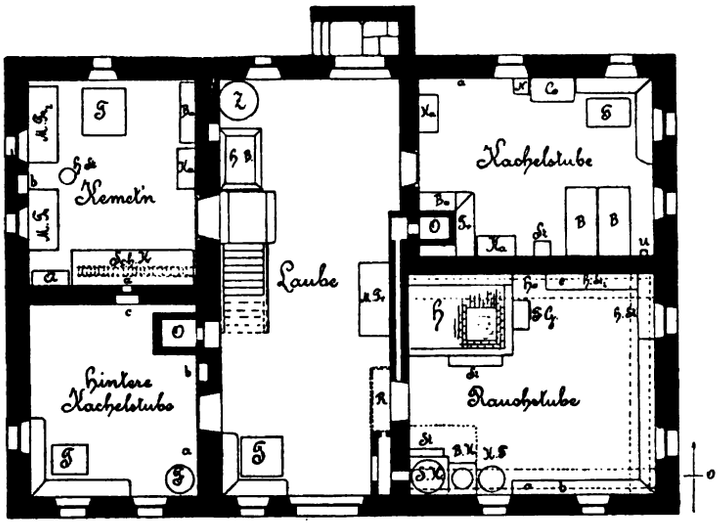


Abb. 56. Grundriss des Erdgeschosses des Hatz-Hauses.

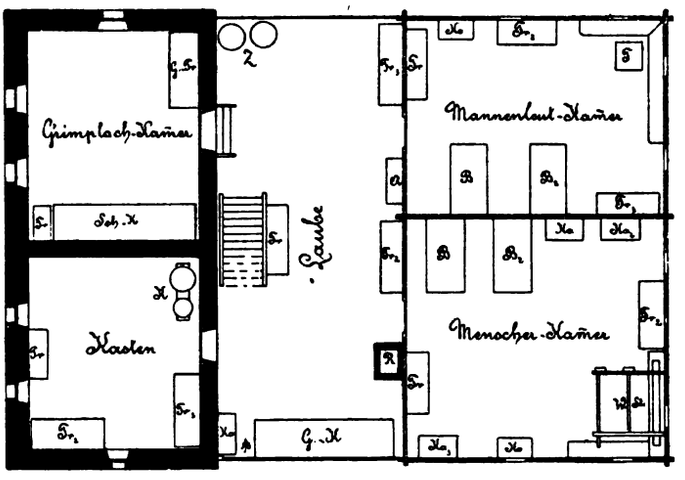


Abb. 57. Grundriss des Obergeschosses des Hatz-Hauses.

Die an die Rauchstube sich anlegende Kachelstube ist wie die Rauchstube gedielt, stuccaturt und geweißt. Jedes der vier Fenster ist 65 *cm* breit und 80 *cm* hoch. Auch diese Fenster sind mit Gittern versehen. Die Form der Gitter ist eine sehr häufig vor-

kommende. Sie wird durch die Fig. 16 in Abb. 13 veranschaulicht. Der gemauerte Ofen der Kachelstube ist von zwei Bänken eingeschlossen. Jene unter Tr. bildet eigentlich den Deckel einer Truhe, in welche die Bäuerin, wie sie sagte, das *schwarze Gewand,* d. i. die schmutzige Wäsche, unterbringt. In der Stube bedeutet N. ein Nachtkästchen, Co. eine Commode, St. einen alten gepolsterten Lehnstuhl und U. eine Uhr. Über a hängt eine Schüsselrem mit feinerem Geschirr. Die Betten, es schlafen darin der Bauer und sein Weib, sind aus Kirschholz, die Füllungen aus Eschenholz.

Auch die hintere Kachelstube ist gedielt und geweißt und hat eine Stuckdecke. Sie ist jetzt nicht bewohnt und dient im Sommer als Milchkammer. Ursprünglich wird sie wohl immer diesem Zweck gedient haben, denn bewohnt wird sie überhaupt nur, wenn das Haus einen Ausztigler hat. Früher hat man die Ausztigler immer in einer Badstube oder in einem eigens zu diesem Zwecke erbauten *Stübel* untergebracht, in neuerer Zeit weist man ihnen einen wohnlicheren Raum im Hause selbst an. Der humaneren Behandlung der arbeitsunfähig gewordenen Eltern wird nicht nur diese, sondern viele andere *hintere Kachelstuben* ihr Entstehen in neuerer Zeit zu verdanken haben. Auf dem Tische der Kachelstube standen 23 Milchreinen in drei Stößen. Sonst fand ich hier noch Spinnräder, Haspel und Wolle. An der Wand hieng bei a eine Tellerrem, bei b war in der Wand eine *Leicht'n,* d. i. ein kleiner Kamin, angebracht, in dem Leuchtspäne zur Erhellung des Raumes verbrannt werden. Solche Leuchten habe ich auch aus der Gegend von Kirchschlag in Niederösterreich und aus der Gegend von Vorau in Steiermark nachgewiesen. In Kärnten habe ich außer dieser Leuchte nur noch eine, und zwar beim Schmied in Treffling gefunden. In der hinteren Kachelstube des Hatz-Hauses befindet sich in der Mauer bei c auch noch ein Mauer*alma'le*

Die *Kemet'n* hat eine einfache Bretterdecke. Unter ihr laufen sechs Trambalken durch. Der Fußboden besteht aus einem Mörtelpflaster. Von den Einzeichnungen erkläre ich nur: A = *Ålma'*, H.-St. = Hackstock. Über dem Schüttkasten hängt eine Brotrem, über den Fenstern fand ich Stellagen angebracht. Darauf sah ich Pfannen, Töpfe, Flaschen für Brantwein und Kaserln untergebracht. Auf dem Tische stand saurer Käse, *Suppenmachet,* eine Art Käse, welchen die Bäuerin selbst bereitet und zum Kochen der Käsesuppe benöthigt. Dann standen auf dem Tisch noch drei Blechdosen mit Schmalz und ein Korb mit Eiern. Von den Trambalken hiengen kupferne Kuhglocken, Stricke, Hänkelkörbe, Pferdegeschirr, Mühlbeutel und Zwiebel in geflochtenen Kränzen herab. Auf den Bänken standen Backmultern und Säcke mit Mehl. Bei a und b befinden sich *Alma'le* in den Wänden.

Im Obergeschoss, dessen Grundriss unter Abb. 57 gegeben ist, ist die Eintheilung der Räume dieselbe wie im Erdgeschoss. Die Außenwände des Obenauf bestehen auch hier wieder nur aus Brettern. Thüren fehlen jedoch hier in diesen Wänden. Dafür finden wir auch hier wieder Ausschnitte in den Brettern. Abb. 48, Fig. 7, zeigt das Bild des *Guggers*, der über dem Eingangsthor angebracht ist. Im Obenauf stehen unter Z zwei Zuber und unter A ein *Ålma'*. Bei R führt der gemauerte Schornstein empor. In der Stube der Mägde, die über der Rauchstube liegt, steht an der Stelle des Tisches ein Webstuhl. Es ist jedoch nicht daran zu denken, dass etwa die Mägde, die hier schlafen, sich auf das Weben verstünden. Das Gespinst, das im Hause angefertigt wird, verarbeitet ein Weber, der für mehrere Tage oder Wochen bestellt werden kann, zu Leinwand verschiedener Art. Er erhält für die Zeit, die er im Hause zubringt, nebst der Entlohnung an Geld, Unterkunft und die Verköstigung. Von den beiden Wohnräumen im Obergeschosse dieses Hauses ist keine heizbar.

Im *Kasten* stehen unter K auf einer Bank Körbe mit gesponnenem Garn. Der Raum über der *Kemet'n* liegt, weil auch die *Kemet'n* höher als die neben ihr angeordneten Räume

zu liegen kommt und höher als jene emporragt, höher als der Obenauf. Es sind darum der Thür zwei Stufen vorgelegt. Der Raum wurde mir von der Bäuerin *G'rimplach-Kåma'* (Gerümpelkammer; man hört sonst auch noch nur *Rimp'lkåma'* und *Rump'lkåma'*) genannt. Es ist dabei aber durchaus nicht ausgesprochen, dass in einer solchen Kammer nur altes Gerümpel vorkommen muss. So fand ich denn auch hier neben den Getreidekästen, die sich in gutem Zustand befinden, Gegenstände, die nichts weniger als den Namen Gerümpel verdienen: Pferdegeschirr, Joche, 8 Stück Kuhglocken verschiedener Größe, Ruckkörbe, Rechen, Sensen, Heugabeln und eine große Anzahl von Zimmermanns- und Schlosserwerkzeug.

Der Dachraum ist ungetheilt. Es stehen dort Getreidekästen, eine Drehbank, Schlitten, eine Anzahl Spinnräder und Waschgeschirre. Hier ist auch Werkholz, besonders Birkenholz, zum Trocknen aufgelegt, dann liegt da auch ein Haufen Türken-(Kukuruz-)Federn, die zum Füllen der Strohsäcke in den Betten verwendet werden.

Die Wohnräume des Erdgeschosses im Hatz-Hause, die angenommene ältere Einrichtung ins Auge gefasst, sind nach dem Schema Abb. 19 angeordnet.

Der Ausschnitt Fig. 8 in Abb. 48 stammt vom Stadel, der Ausschnitt Fig. 9 derselben Abbildung von der Hausmühle des Hatz-Hauses.

12. Das Frankhofer-Haus in Gritschach.

Die Abb. 58 bringt jetzt ein Haus, an dem keine Zimmerung mehr vorkommt. Nur das Dach und die Giebelverschalungen bestehen noch aus Holz, alles andere ist Mauerwerk. Das war aber nicht immer so. Der Bauer, Johann Frankhofer ist sein Name — hier decken sich also Familien- und Hausnamen — sagte mir, dass bis zum Jahre 1854 eine

*Abb. 58. Frankhofer-Haus in Gritschach.

ebenerdige Kammer und das ganze Obergeschoss noch aus Zimmerwerk bestanden. Damals ließ der Vater alles in Stein umbauen. Der Rauchschlot scheint noch bis zum Jahre 1860 aus Holz gewesen zu sein. Der aus dem Dache aufsteigende gemauerte Schornstein weist nämlich neben den Buchstaben F. A. die Jahreszahl 1860 auf. Im Frankhofer-Hause haben wir also eines der in Oberkärnten häufig vorkommenden Bei-

spiele solcher Häuser vor uns, die ehemals ganz oder zum größten Theil aus Holz waren und nach und nach in Steinbauten verwandelt worden sind. Obwohl die gezimmerten Gemächer allenthalben den gemauerten als Wohnräume vorgezogen werden, da sie im Winter besser warm halten, so ist doch das Bestreben, die hölzernen Bauten in gemauerte umzugestalten, ein allgemeines geworden. Der Stein ist doch immer unverwüstlicher als das Holz, auch ist das Holz in den letzten Decennien theurer geworden; was jedoch beim Bauern am meisten für die Errichtung gemauerter Häuser spricht, das ist die Feuersicherheit derselben. So trachtet denn ein jeder, wenn ihm dazu die Mittel in die Hand gegeben sind, die hölzernen Theile seines Hauses in gemauerte zu verwandeln. An malerischer Schönheit verlieren die Häuser durch diese Umgestaltung freilich viel. Das Frankhofer-Haus hat in seinem Äußeren mit dem traulich anmuthenden Holzhause des kärntnerischen Oberlandes nichts mehr gemein als das Dach. Selbst der Gang fehlt ihm an der südlichen Giebelseite. An der Stelle desselben ist in der Bretterverschalung eine große Luke angebracht von der Form, wie sie die Fig. 17, Abb. 48, zeigt. Das Haus hat durch seine Umgestaltung im Äußeren das Aussehen eines recht nüchternen modernen Hauses kärntnerischer Marktflecken oder kleiner Städtchen erhalten. So sehen zumeist auch die großen Gasthäuser der Dörfer Oberkärntens aus.

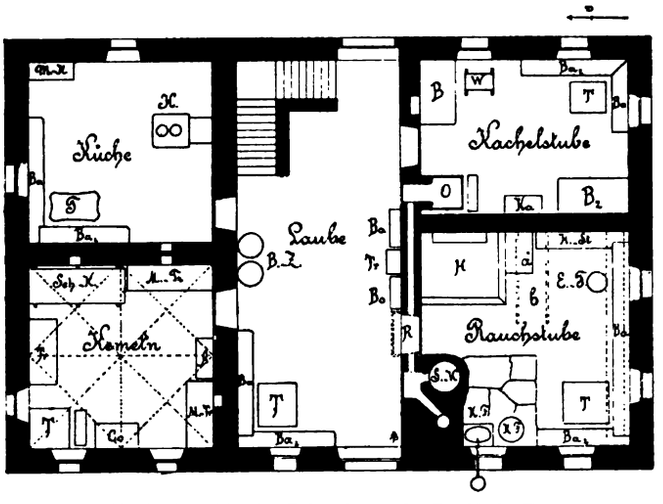


Abb. 59. Grundriss des Erdgeschosses des Frankhofer-Hauses.

Die innere Ausgestaltung des Frankhofer-Hauses, die Vertheilung der Räume, gleicht jedoch noch vollkommen der des hölzernen Bauernhauses, wie dies der Grundriss Abb. 59 auf den ersten Anblick erkennen lässt. Die Laube geht durch die Mitte des Hauses. Sie ist sehr breit und hat sowohl in der vorderen als auch in der rückwärtigen Schmalseite ein großes Thor. Das rückwärtige Thor ist größer (1·51 : 2·07 *m*) als das vordere (1·4 : 1·96 *m*), weil durch dasselbe eingefahren werden kann, was beim vorderen nicht möglich ist, weil sich vor demselben eine Stiege befindet. Sie wird bedingt nicht nur durch die Abschüssigkeit des Terrains, sondern auch durch den Umstand, dass die linke Hälfte des Hauses unterkellert ist, weshalb das Erdgeschoss hoch angelegt werden musste. Neben dem vorderen Thor ist noch ein Fenster angelegt (65 : 85 *cm*). An der Rückseite der Laube fehlt ein Fenster, da dort, wo ein solches hätte angebracht werden können, die Stiege zum Obergeschoss führt. Unter ihr ist die Kellerstiege angebracht. Die Laube ist gedielt und hat eine Stuccaturdecke. Tisch und Bänke sind hier wieder in typischer Weise angeordnet.

Zur rechten Seite der Laube liegen die Wohnräume. Wie aus der Rauchstube des Hatz-Hauses ist auch aus der Rauchstube des Frankhofer-Hauses der alte Herd mit dem Kogel schon verschwunden. Der Herd dieses Hauses ist dem Herde im Hatz-Hause ganz ähnlich. Vielleicht hat die beiden Herde ein und derselbe Maurer gebaut. Der Herd im Frankhofer-Hause ist 2·28 *m* lang, 1·91 *m* breit und 79 *cm* hoch. Er schließt einen Backofen in sich, der 25—26 große Laibe zu fassen vermag. Das Ziegelpflaster der Herd-

oberfläche ist mit Randbrettern eingefasst, die man mir *Herdbänk'* hieß. Auch die Bank im Hintergrunde des Herdes fehlt nicht, auf der sich die Kinder im Winter wärmen. Sie wurde mir in diesem Hause das *Hea'tmai'jale* genannt und ist 1·8 *m* lang, 28 *cm* breit und 20 *cm* hoch. Vor der kürzeren Seite des Herdes ist bei a wieder eine Feuergrube angebracht, die durch einen Deckel zu schließen und 40 *cm* tief ist. Die Decke der Rauchstube besteht aus einer doppelten Bretterlage. Um die Decke vor dem Herdfeuer zu schützen, ist jener Theil derselben, der über dem Herde liegt, Stuccatur und mit dicken Brettern

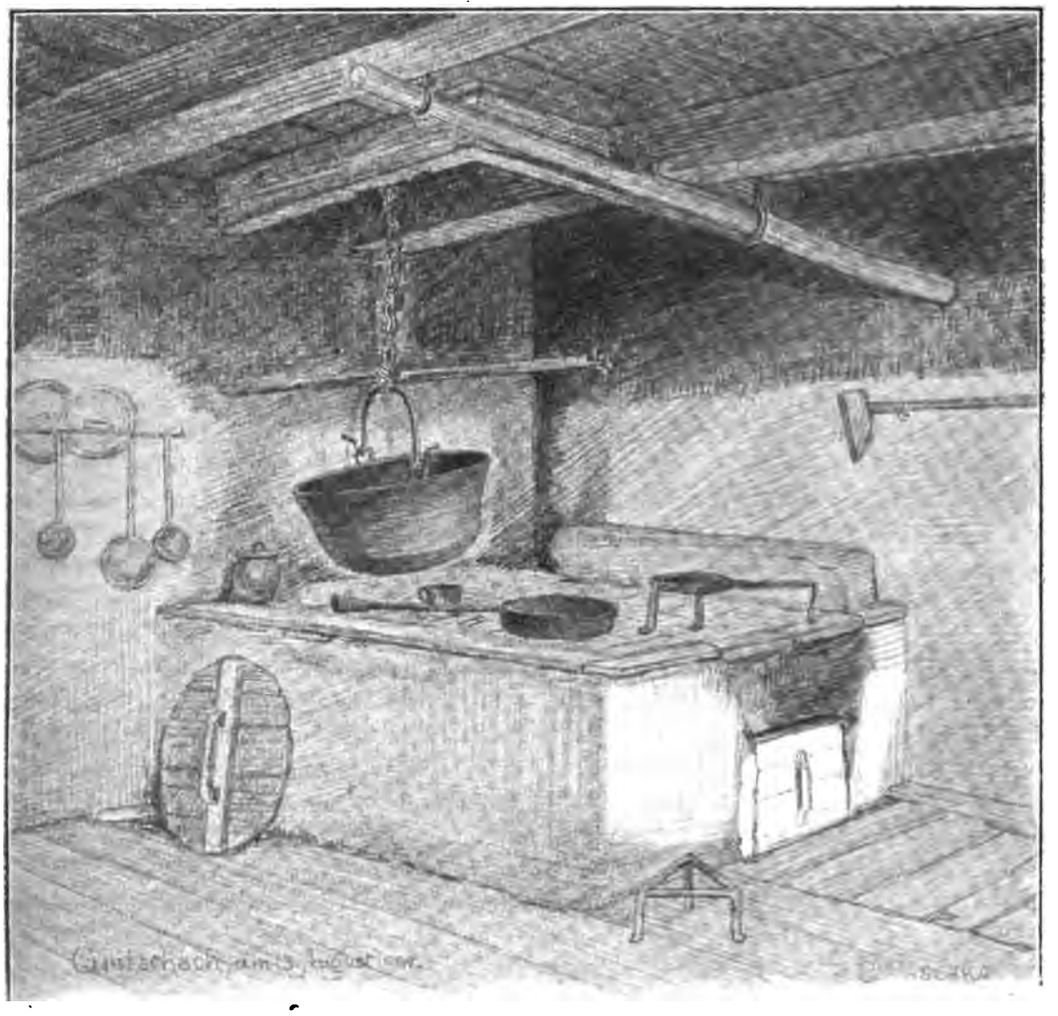


*Abb. 60. Herd in der Rauchstube des Frankhofer-Hauses.

eingefasst, die ebenfalls mit einer dicken Mörtelschichte überzogen sind. In der Abb. 60 ist das Bild dieses Herdes gegeben. Es scheint diese neuere Form des Herdes bei Neu- und Umbauten mehr und mehr Eingang zu finden. Über diesem Herd ist auch ein Kessel angebracht. Er führt den Namen *Hängkessel* und ist nicht wie sonst an einer drehbaren Kesselreiden, sondern an einer Kette befestigt, die, um einen Trambaum geschlungen, von der Decke hängt. Mit dem Kessel ist eine Eisenstange in Verbindung gebracht, die sich wie eine Thür in einer Angel dreht und um welche die Kette, an der der Kessel hängt, gewickelt ist. Der Kessel hängt, wie er im Bilde gezeichnet ist, in seiner natür-

lichen Lage abseits von der Feuerstelle, die rechts vom Kessel liegt. Soll nun der Kessel über die Feuerstelle gebracht werden, so ergreift man die Eisenstange, führt damit den Kessel nach rechts und spreizt dann auf der linken Seite des Kessels einen Holzstab von entsprechender Länge so zwischen den Eisenstab und die Küchenwand, dass der Kessel über der Feuerstelle festgestellt wird. Über b ist die *Fleischselch* angebracht. Sie besteht aus zwei armdicken Stangen, die in eisernen Ringen unter der Decke hängen. Eine von diesen Stangen ist in der Abb. 60 zu sehen. Auf diese beiden Stangen werden dann dünne Holzstäbe, die *Fleischspieß'* gelegt, an denen das zu räuchernde Fleisch hängt. Die *Fleischselch* ist also der einfache Räucherungsapparat der Rauchstube. Rechts vom Herd hängt die Ofenkrücke an der Wand und links daran ist eine Plattenrem, an der auch die Schöpfpfännchen hängen, angebracht. E.-F = Essigfass. *As'n* ist in dieser Rauchstube nur eine zu sehen. Sie hängt über Ba. Die Fenster der Rauchstube sind 74 *cm* breit und 1 *m* hoch, die Thüre ist 1 *m* breit und 1·88 *m* hoch. Die Fenster sind mit Gittern aus eisernen Stäben versehen. Die beiden Kessel, der Saufutterkessel und der Brennkessel, sind neben einander angebracht. Sie sind von außen zu heizen. Der Kesselherd ist 88 *cm* hoch.

Die neben der Rauchstube liegende Kachelstube ist geweißt, hat eine Bretterdecke und einen gedielten Fußboden. Der Ofen ist ein Kachelofen. Der Rauch aus demselben wird in den Rauchfang nach R abgeleitet. Die Betten stehen nicht in gewohnter Weise neben einander. Bett B ist das Bett der Bäuerin, davor steht eine Wiege W. Die Bänke sind übertragbar und mit Lehnen versehen. Die Lehnen zeigen ein Stabgitterwerk. Im Tischwinkel hängt ein Kreuz, rechts daran der Jesuknabe und links vom Kreuz der Johannesknabe (Ölfarbendrucke). Daneben ist ein *Alma'le* angebracht, das durch zwei Glasthüren zu schließen ist. Darin verwahrt die Bäuerin ihr schönstes Geschirr. Die Fenster der Kachelstube sind ebenso groß wie die der Rauchstube (0·74 : 1 *m*). Das Gitter, mit dem sie versehen sind, gleicht dem in den Kachelstubenfenstern des Hatz-Hauses (vgl. Abb. 13, Fig. 16).

Der Rauchstube gegenüber liegt die *Kemet'n*. Es ist ein vollkommen quadratischer Raum. Ihr Boden liegt um 20 *cm* tiefer als der der Laube. Es ist ein Estrichboden *(Estara)*. Er wird hergestellt, wie mir der Bauer erklärte, aus einer Mischung von Kalk, Sand und Lehm. Geradezu bemerkenswert ist die Decke dieses Raumes. Es ist ein gothisches Gewölbe, dessen Rippen mit großer Sorgfalt ausgeführt sind. Betritt man den Raum, so glaubt man fast, in einer Kapelle zu sein. Das Gewölbe und auch die äußere Umrahmung der Fenster, welche in Abb. 13, Fig. 19, abgebildet sind, deuten auf ein hohes Alter dieses Raumes. Die Fenster selbst sind fast quadratisch (58 : 60 *cm*). In den Wänden befinden sich an drei Stellen Nischen *(Alma'le)*, in denen getrocknete Kräuter, Medicinflaschen, Wetzsteine mit den *Kumpfen*, in die sie gesteckt werden, und andere Kleinigkeiten aufbewahrt sind. Am Gewölbe sind zwei wagrecht hängende Stangen angebracht. Daran hängen Handkörbe, Mühlbeutel, Maulkörbe aus Draht für Ochsen, Ochsenketten, Steigeisen, Sägen und Schafglocken. A = *Alma'*.

Neben der *Kemet'n* lag früher die gezimmerte Kammer, die im Jahre 1854 in eine gemauerte umgewandelt wurde. In neuester Zeit, erst vor ein paar Jahren, ist aus der Kammer eine Küche gemacht worden. Es steht in ihr ein neuer schöner Sparherd modernster Form, doch wird er nicht gebraucht. Wie es scheint, kann sich die Bäuerin nicht von ihrer altgewohnten Rauchstube trennen, in der sie alles an der Hand hat: den Backofen eben so, wie die Fleischselch, das Wasser so, wie den trockenen Holzvorrath auf der *As'n*. Der Tisch, den ich hier fand, ist nicht für eine Küche gemacht worden. Es ist ein eingelegter und polierter Tisch mit gedrehten Füßen, wahrscheinlich aus dem Ende des XVIII. Jahrhunderts. M.-K. = Milchkasten. Die Breite der Fenster der Küche beträgt 75 *cm*, die Höhe 1·02 *m*.

Das Obergeschoss zeigt dieselbe Ausgestaltung wie das Erdgeschoss. Der Obenauf wurde mir *Sâal* genannt. Er kommt ja auch der Größe der *Säle* in den Gasthäusern fast gleich. In den beiden Außenwänden des Saales sind je zwei Fenster angebracht. Im Saale stehen Kästen mit den Kleidern der Dienstboten. Auch steht dort ein Bett, in dem die beiden Knechte schlafen. Über der Rauchstube wohnt der Bruder des Bauern mit seiner Familie. Über der Kachelstube ist die *Menscherkammer,* in ihr schlafen die beiden Dirnen. Beide Räume sind heizbar. Über der *Kemet'n* liegt noch eine Stube, die unheizbar ist. Oberhalb der neuen Küche ist ein *Getreidekasten.*

Der Dachboden ist durch eine Bretterwand in zwei Theile geschieden. Die Wand trennt den kleineren Theil über den heizbaren Gemächern des Obergeschosses von dem größeren über den nicht heizbaren Räumen. Im vorderen Theil des Dachbodens, der hier gedielt ist, finden wir wieder eine Werkstatt, ausgestattet mit einer Hobelbank und allerlei Werkzeug. Auch die Spinnräder und Haspel sind hier untergebracht. Hier wird auch das Getreide, wenn es ausgedroschen ist, zum Trocknen aufgeschüttet, dann kommt es in die Schüttkästen. Der rückwärtige Theil des Dachbodens hat einen *esta'nan Pod'n.* Dort liegt neben Truhen und Schüttkästen altes Eisen.

Der ursprünglichen Anordnung der Wohnräume im Erdgeschosse des Frankhofer-Hauses lag das Schema Abb. 19 zugrunde.

13. Das Schmied-Haus in Treffling.

Mit der Besprechung des Frankhofer-Hauses hätte ich die Beschreibung der Bauernhäuser schließen können, denn ich bin in der Schilderung des Frankhofer-Hauses bei der entwickeltsten von den Hausformen aus der Gegend des Millstätter Sees angelangt, doch findet sich in der Gegend, wenn auch nicht gerade häufig, so doch ab und zu noch eine Hausform vor, die nicht übersehen werden darf, wenn das Bild, das ich von den verschiedenen Formen des Bauernhauses bieten will, ein vollkommenes werden soll. Das Haus, von dem ich reden will, zeigt insbesondere dann, wenn man nur seinen Grundriss ins Auge fasst und ihn mit dem des Frankhofer-Hauses vergleicht, eine Ausgestaltung, die der des Frankhofer-Hauses in nichts nachsteht. Vergleicht man wieder sein Äußeres mit dem der größten der besprochenen Holzhäuser, z. B. mit dem des Bartelbauer-Hauses, so steht es auch diesem Hause in seiner imposanten Erscheinung ebenbürtig an der Seite. Trotzdem aber besteht ein großer Unterschied zwischen den beiden zum Vergleich herangezogenen freistehenden Häusern und dem Schmied-Hause, denn das letztere vereinigt trotz des hohen Stadiums in der Entwickelung des Wohnhauses nach dem bekannten Muster der Keuschen und kleinsten Bauernhäuser die Wohnräume und die Wirtschaftsräume unter ein Dach.

Die Abb. 61 bringt die perspectivische Ansicht des Schmied-Hauses. Das Haus hat, wenn man nur den Wohntract desselben in Betracht zieht, in seinem Äußeren am meisten Ähnlichkeit mit dem Bartelbauer-Hause. Wie dieses, weist es in der Giebelseite zwei hölzerne Stockwerke auf. Da es etwas schmäler und um ein Bedeutendes höher ist als das Bartelbauer-Haus, repräsentiert es sich noch besser als dieses. Bei weitem würde es das Bartelbauer-Haus an Schönheit übertreffen, wenn der untere Gang, der beim Baue projectiert war — darauf weisen die sich stufenmäßig überkargenden Balkenköpfe hin, welche an den entsprechenden Stellen aus der Giebelwand und auch aus der im Bilde zu sehenden Langwand hervorragen — ausgeführt worden wäre. Unter den ersten beiden Fenstern der Giebelwand war dort, wo man jetzt in einen dunklen, nach vorne offenen Raum blickt, eine Schmiedewerkstätte. Sie ist in neuerer Zeit in ein eigenes Gebäude verlegt worden. Die Werkstätte an der bezeichneten Stelle anzulegen, war die Veranlassung, dass das

Parterre so hoch gehoben werden musste. Und dass im Hause von jeher ein Schmied gewohnt hat, hat ihm den Hausnamen »Schmied« eingetragen. Ein Schmiedmeister, Josef Presinger, und die Nachkommen seines Vorfahrens im Handwerk, Koch, sind die gemeinschaftlichen Besitzer des Hauses. Dem Hause zur Zierde gereichen die Fensterumrahmungen, deren oberste Theile in den Fig. 1 und 2 der Abb. 62 zu sehen sind. Die Ausschnitte in der Brüstung des Ganges bildet die Fig. 6 derselben Abbildung ab.

Den Grundriss vom Erdgeschoss des Schmied-Hauses zeigt die Abb. 63. Die durchgängige Laube dieses Hauses ist schmal, nur etwas breiter als das Thor, das groß genug ist (1·5 : 2·14 *m*), um mit kleinen Wagen in die Laube einfahren zu können. Die Laube ist nur wenig höher als das Thor, 2·3 *m*. Eben so hoch sind alle übrigen Räume des Erdgeschosses. Die Laube ist gedielt und hat eine einfache Decke. Während die vordere Außenseite der Laube gemauert ist, besteht die rückwärtige Außenwand nicht einmal aus

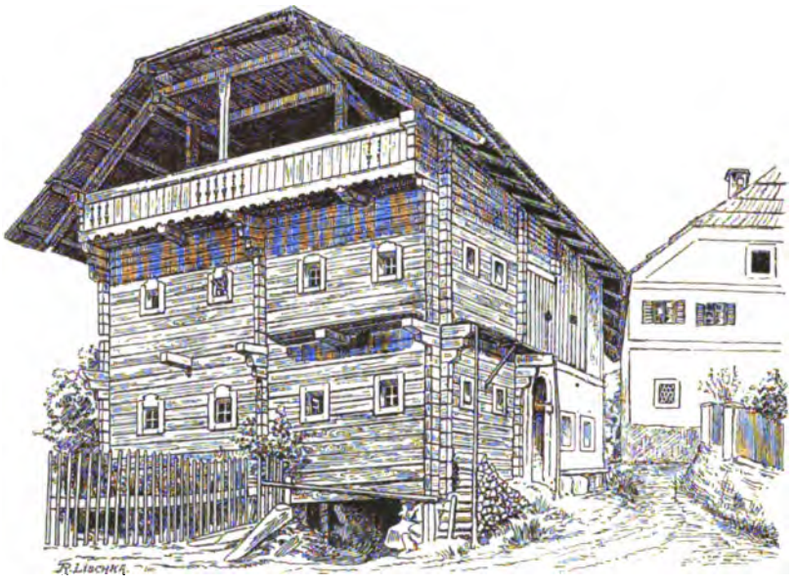


Abb. 61. Schmied-Haus in Treffling.

Zimmerwerk, sondern ist nur durch eine Bretterwand gebildet. Es ist dies kein vereinzeltes Vorkommnis. Ich werde weiter unten noch auf ähnliche Beispiele, die an die häufig vorkommenden bretternen Außenwände der Obenaufe erinnern, verweisen können. Weil die Laube dieses Hauses sehr schmal ist, finden wir darin auch nur ganz wenige Geräthe untergebracht. H.-B. = Hackblock, H.-St. = Hackstock. Im Hintergrunde der Laube führt eine Stiege vom Obenauf.

Was dieses Haus von allen anderen bisher besprochenen Häusern unterscheidet, ist das, dass wir darin keine Rauchstube finden. Die Dienstleut'stube ist das Gemach, welches hier die Rauchstube vertritt. Sie erinnert in ihrer Ausstattung lebhaft an die ortsübliche Einrichtung der Rauchstube. An zwei Wänden begegnen wir den langen stabilen Bänken, im Winkel, den sie bilden, dem Tisch mit den an ihm stehenden zwei *Stühlen*. In der gegenüberliegenden Ecke steht nun hier an der Stelle des Backofens und des Herdes ein gemauerter Ofen, den eine Ofenbank umgibt. Auf der breiteren Seite der Bank steht links von c ein kleiner Sparherd. Der Raum kann also wie die Rauchstube als ein Kochraum angesehen werden, obwohl der Sparherd gewöhnlich nicht benützt wird. Ich kann übrigens nicht behaupten, dass er immer da war. Das eine aber steht fest, dass die Dienst-

leut'stube nie eine Rauchstube war, denn sonst müsste die Decke derselben geschwärzt sein. Vor c ist ein Wasserkessel in den Ofen eingemauert. Ich habe solche Wasserkessel

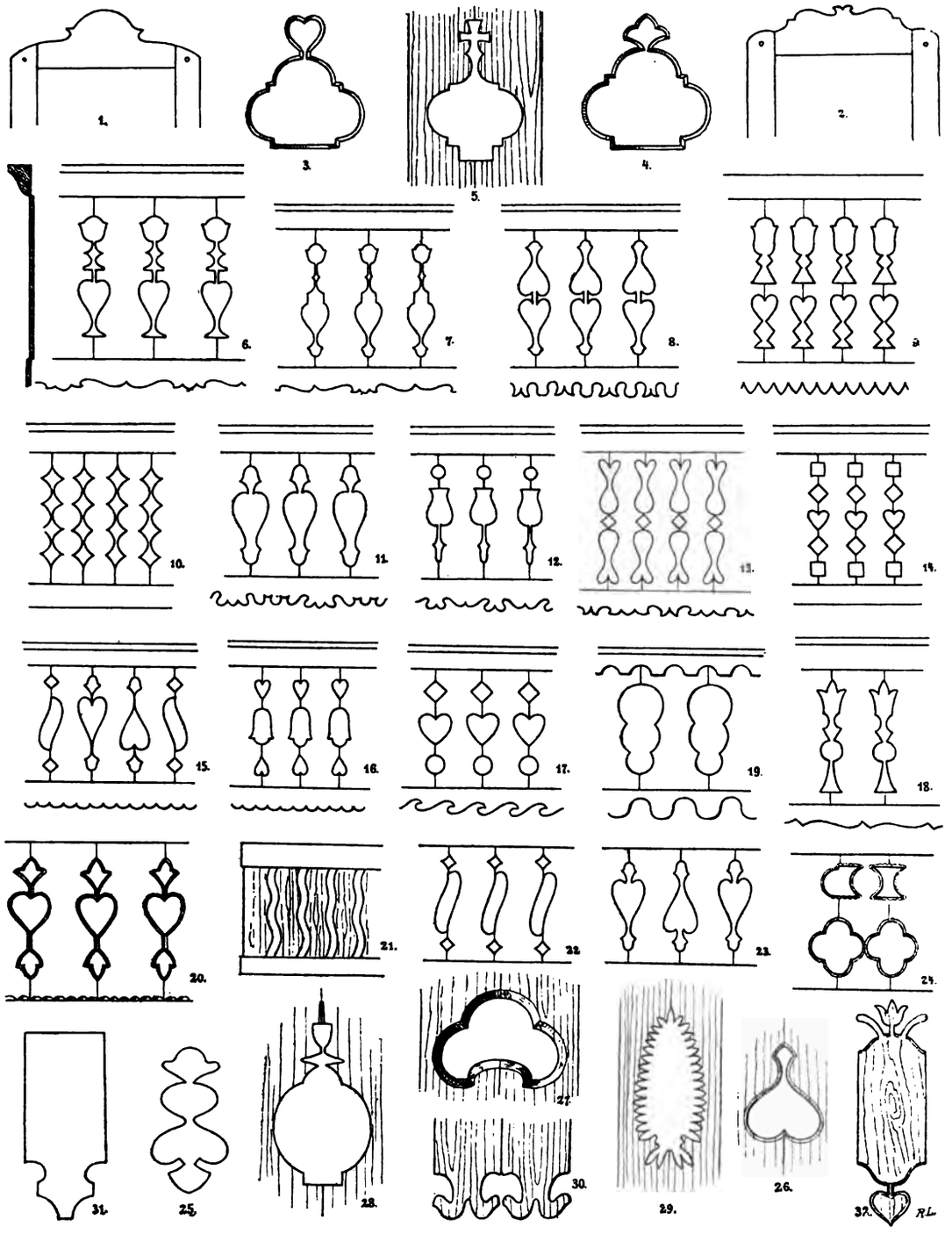


*Abb. 62. Ausschnitte an Bretterwänden und Gangbrüstungen.

an Ofen häufig anderswo, z. B. in der Gegend von Kirchschlag in Nieder-Osterreich, in der Gegend am Millstätter-See, aber sonst nirgends gefunden. Rechts von c ist eine

Leuchte in der Wand angebracht, wie ich eine solche in der hinteren Kachelstube des Hatz-Hauses, sonst aber nirgends in der Gegend gesehen habe. Aus der Leuchte strömt der Rauch frei in die Laube. Von den beiden Öfen, von dem bereits besprochenen und von dem in der daneben liegenden Kachelstube, ist dasselbe zu sagen. Sie haben keinen Rauchfang, der den Rauch durch einen Schlot weiter leiten sollte. Der Rauch muss sich seinen Weg durch das Thor, die hintere Laubenthür oder durch das neben der letzteren angebrachte Schubfensterchen ins Freie suchen. In der Dienstbotenstube ist bei a eine bankartige Stellage, die etwa 1 *m* hoch über dem gedielten Fußboden an der Wand befestigt ist und als *Milchstöll'n* dient. Über b hängt ein *Alma'le* an der Wand.

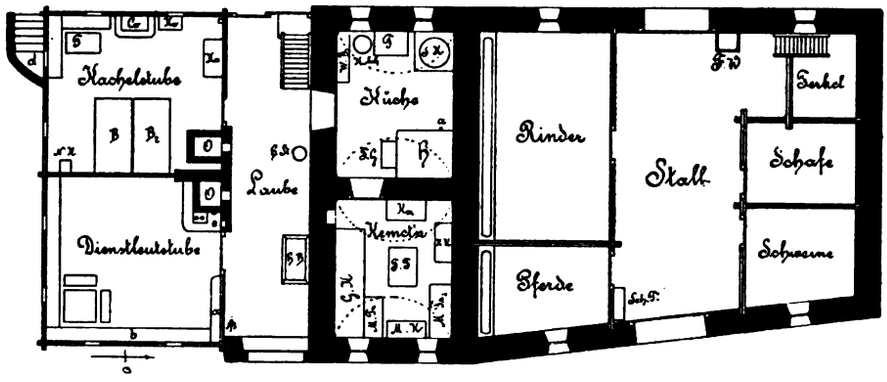


Abb. 63. Grundriss des Erdgeschosses des Schmied-Hauses.

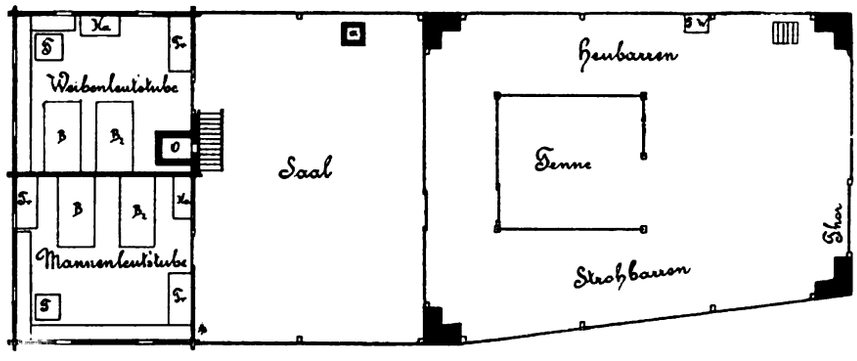


Abb. 64. Grundriss des Obergeschosses des Schmied-Hauses.

Die Kachelstube hat eine Doppeldecke, die durch einen Unterzugbalken getragen wird. Die Stube ist gedielt, und ihre Wände sind geweißt. N.-K. = Nachtkästchen, Co. = Commode mit Glaskästchen als Aufsatz. Die Kachelstube ist unterkellert. Die Kellerstiege führt außerhalb des Gebäudes bei d zum Keller hinab.

Da im Schmied-Hause eine Rauchstube fehlt, ist es selbstverständlich, dass wir in ihm auf eine Küche stoßen müssen. Sie ist Kochraum im engsten Sinne des Wortes und kann mit einer Rauchstube, die nicht nur Kochraum, sondern auch Ess-, Arbeits-, häufig sogar auch Schlafraum ist, nicht verglichen werden. Die Küche in diesem Hause ist nur Küche, also das, was man unter Küche sonst auf dem ganzen oberdeutschen Gebiet versteht. Es ist sehr bezeichnend für das oberkärntnerische Haus, dass mir außer dieser einen Küche und der erst vor wenigen Jahren im Frankhofer-Hause errichteten, aber nicht im Gebrauche stehenden Küche, in den

vielen Bauernhäusern, die ich besuchte, keine weitere Küche untergekommen ist. In Gasthäusern, wenn sie auch sonst innen und außen den Bauernhäusern gleichen, kommen selbstredend keine Rauchstuben, sondern Küchen vor, oft weisen sie aber, wie die Küche im Schmied-Hause, offene Herde auf. Der Plan, der dem Wohntracte des Schmied-Hauses zugrunde liegt, entspricht vollkommen den Plänen vieler der kleineren Wirtshäuser der Gegend, seien dieselben nun ganz gemauert oder zum Theile noch aus Zimmerwerk wie das Schmied-Haus. Was im Schmied-Hause die Dienstleut'stube ist, das ist in den Gasthäusern die Wirtsstube, das Schanklocal; alle anderen Räume dienen genau denselben Zwecken wie die entsprechenden Räume des Schmied-Hauses.

Schmiede arbeiten auch auf dem Lande, selbst wenn sie nicht sehr viel zu thun haben, mit einem bis zwei Gesellen und mit einem bis zwei Lehrbuben, und Ackerbau betreibt neben seinem Gewerbe fast jeder Handwerker, auch der Schmied. Das Dienstpersonal, welches ein Schmied in seinem Hause unterbringen muss, ist darum zumeist größer als das eines großen Bauern. Die Gesellen sind dann auch nicht so leicht in allem zufrieden zu stellen wie die Dienstboten. Es sind dies Umstände, die leicht erkennen lassen, weshalb die sonst so beliebte und praktische Rauchstube in diesem Hause fehlt und an ihrer Stelle ein eigener Raum als Sammelplatz des Dienstpersonales angelegt wurde und warum zum Ersatze der Rauchstube eine Küche in diesem Hause, als in dem eines Handwerkers, errichtet werden musste.

Die Küche ist gewölbt. Der Herd braucht darum keinen Kogel, die *Kesselreid'n* aber fehlt nicht, sie steht bei a. Den Fußboden bildet ein Cementpflaster. Vor dem Herd, der den Backofen in sich schließt, ist in dem Pflaster bei F.-G. eine Feuergrube ausgespart. Ein gemauerter Schornstein, der den Rauch aus der Küche ableitet, sitzt über dem Tisch auf dem Gewölbe auf. Über dem Tisch hängt eine Schüsselrem an der Wand, über der Wasserbank, auf der ein Abwaschstotz steht, hängt eine Plattenrem, dahinter stecken die Häfenplatten. An der Plattenrem hängen auch Suppenschöpfer, Nudelseiher und eine Plentengabel.

Von der Küche führt eine Thür in die *Kemet'n*. Auch diese ist gewölbt. Der Fußboden ist ein Bretterboden. In seiner Mitte führt eine Fallthür (F.-T.) hinab in einen zweiten Keller des Hauses, der unter *Kemet'n* und Küche sich ausbreitet.

Im Obergeschosse des Hauses (siehe den Plan Abb. 64) sind über den beiden Stuben im Erdgeschosse zwei Stuben angeordnet, die in Bezug auf ihre Größe denen im Erdgeschosse vollkommen gleich kommen, nur sind sie um 21 *cm* höher als die unteren Stuben, also 2·51 *cm* hoch. Der über der Dienstleut'stube liegende Raum ist die Mannenleut'stube. In ihr steht kein Ofen. Über der Kachelstube liegt die Weibenleut'stube. Sie ist heizbar. Der Rauch des Ofens dieser Stube entweicht in den Obenauf.

Der Obenauf ist hier sehr groß, da er den Raum über Laube, Küche und *Kemet'n* umfasst. Er wird *Saal* genannt und ist nur durch Bretterwände eingefangen. Hier stehen viele große Truhen, theils Kleidertruhen, theils Schüttkästen, ferner alte Kleiderschränke und viel Werkzeug. Bei a führt der Schornstein aus der Küche herauf und nach aufwärts durch das Dach.

Der hohe Boden geht ungetheilt, d. i. ohne verticale Scheidewand durch das ganze Haus. Der *Pranta'* wird mit Heu gefüllt. Auch jener Theil des hohen Bodens, der über dem Saal liegt, dient zur Aufnahme von Heu.

Über den Stuben stehen im hohen Boden Truhen, alte Möbel und Spinnräder. In Bündeln liegen daselbst auch Flachs und getrocknete Kümmelpflanzen. An Stangen hängt Pferdegeschirr.

Die Besprechung der Wohnräume des Schmied-Hauses hat ergeben, dass die Ausstattung derselben jener in den größten bisher behandelten Bauernhäusern nicht nach-

steht. Dasselbe muss nun auch von den Wirtschaftsräumen, die — wie oben schon hervorgehoben — mit den Wohnräumen unter einem Dache liegen, gesagt werden. Die Eintheilung der Stallräume, die das Erdgeschoss des Stadels einnehmen und mit den Wohnräumen nicht in directer Verbindung stehen, ist der altgewohnten Eintheilung, z. B. der des alten Stadels beim Winkler-Hause in Reich (siehe den Plan Abb. 41) gleich. Quer durch die Stallräume führt der breite Gang, welcher durch große durchfahrbare Thore von beiden Seiten betreten werden kann. Rechts und links davon sind die Verschläge für das Vieh angebracht. Die Einzeichnungen erklären deren Verwendung. Im Hintergrunde führt eine Stiege zum Obergeschoss empor. Bei F.-W. ist ein aus einem Bretterverschlag errichteter *Futterwurf* angebracht, durch den das Futter vom Obergeschoss in den Stall hinabgeworfen werden kann. Unter Sch.-T. steht eine *Schnitzlach-Trug'n.* Mit ihr wird das *Schnitzlach*, ein Gemenge von Heu und Stroh, das das Futter für das Pferd bildet, klein geschnitten.

Während das Erdgeschoss ganz gemauert ist, ragen durch das Obergeschoss nur an dessen Ecken gemauerte Säulen empor, die die hauptsächlichsten Stützen des Daches bilden. Die Wände sind durch Bretterverschalungen gebildet. Die Mitte des großen Raumes nimmt die Tenne ein. Aus ihr führt eine Thür auf diejenige Thür zu, die das Obergeschoss des Wohntractes mit dem Stadel verbindet. Zu beiden Seiten der Tenne liegen die Barren, der eine für das Heu, der andere für das Stroh.

Ich bin jetzt mit der Beschreibung der Bauernhäuser aus der Gegend des Millstätter Sees zu Ende gekommen. Ich habe mich bemüht, durch die eingehende Beschreibung von dreizehn ausgewählten Häusern ein klares Bild zu bieten von all den Formen, in denen das volksthümliche Haus in der Gegend auftritt. Jedes der dreizehn Häuser kann als eine Type angesehen werden, die eine ganze Reihe gleicher Formen hinter sich hat. Es muss dabei aber hervorgehoben werden, dass es kein Dorf am See, wahrscheinlich auch keines in seiner weiteren Umgebung, vielleicht sogar keines in ganz Oberkärnten gibt, das nur eine der besprochenen Haustypen aufweist, d. h. es gibt dort vermuthlich kein Dorf, in dem nur eine Type vertreten wäre, in dem also lauter gleiche Häuser stünden. Im Gegentheil, es wird nur wenig größere Dörfer geben, in denen nicht alle dreizehn Typen zu finden sind. Sie stehen in den einzelnen Dörfern bunt durcheinander gewürfelt und geben dem Dorfe ein Bild voll Abwechslung. Wenigen anderen Gegenden werden Dörfer von solch hohem malerischen Reiz eigen sein, wie ihn die Dörfer Oberkärntens bieten.

* * *

Überblickt man die dreizehn Typen von der ersten bis zur letzten jetzt im Geiste noch einmal, so hat man auch ein klares Bild vor sich, wie sich das Haus in der Gegend des Millstätter Sees aus seiner bescheidensten Form, aus dem ebenerdigen Häuschen, welches nur drei Räume enthält, die beiden Räume mit den Feuerstellen und die feuerstellenlose Laube, weiter entwickelt und ausgebildet hat zu einstöckigen mächtigen Bauten von einer Vollkommenheit, deren sich ein stattliches Bürgerhaus nicht zu schämen hätte.

Was nun die Verbreitung der Typen anbelangt, so kann ich feststellen, dass ich in der Gegend des Sees genau dieselben Formen im Thale ebenso wie auf den höchsten bewohnten Höhen angetroffen habe. Ich verfolgte dieselben Typen in vollkommener Gleichheit der äußeren Form und der inneren Ausstattung 1. im Drauthale aufwärts bis Sachsenburg, dann 2. im Möllthale einwärts bis Mühldorf, weiter 3. im Lieserthale einwärts bis Leoben, ferner 4. in einem Seitenthale des Lieserthales, im Nörringgraben, einwärts bis zur Erasmus-Kirche in der mittleren Nörring und schließlich 5. in einem zweiten

Seitenthale des Lieserthales, im Maltathale, so weit es einwärts bewohnt ist. Sowohl im Drauthale, als auch im Lieser- und Möllthal und in der Nörring werden sich dieselben Hausformen auch weiterhin, weiter auf- und abwärts im Drauthale und weiter einwärts in den anderen genannten Thälern und sicher auch in jenen Thälern vorfinden, aus denen der Millstätter See seinen Zufluss erhält. Ich kann dies jedoch nicht mit voller Bestimmtheit behaupten, da ich in den genannten Thälern weiter vorzugehen nicht in der Lage war. Erwähnen will ich noch, dass das Haus mit dem Eingang in der Giebelseite im Lieserthale und in seinen Seitenthälern häufiger vorkommt als in der Seegegend und im Drauthale, und auffallend ist, dass das Strohdach in den Dörfern des Millstätter Berges, so in Laubendorf, Gössring und Gr.-Dombra häufig vorkommt, während es in den anderen Gegenden, die ich berührte, entweder schon ganz verschwunden oder gar nie vorgekommen ist.

Nicht gerade um nachzuweisen, dass der für das oberkärntnerische Bauernhaus so sehr charakteristische Gang an der Giebelseite auch in Gegenden, die vom Millstätter See schon ziemlich weit abliegen, vorkommt, sondern mehr, um den Reichthum von ornamentalen Formen, mit welchen der Zimmermann nicht nur die Hausgänge, sondern auch andere Theile des Hauses zu schmücken sucht, anzudeuten, sei hier noch auf einzelne solche Ausschnitte verwiesen, die theils Herr Lischka, theils ich, da und dort skizziert haben. Die Wiedergabe dieser Formen findet sich in Abb. 62 zusammengestellt. Fig. 3, 4, 25 und 26 sind Ausschnitte aus den Bretterwandungen beim Stadel des Gasthauses in Trebesing. Fig. 5, Ausschnitt in der südlichen Giebelseite des Stadels beim Hause Nr. 3 in St. Wolfgang auf dem Wolfsberg (südliches Ufer des Millstätter Sees). Fig. 7—9 sind Ausschnitte von Gängen an Häusern in Treffling, und zwar Fig. 7 vom Hause Nr. 16 (Sommeregger-Keusche), Fig. 8 vom Hause Nr. 29 (Fuchsbauer) und Fig. 9 vom Oberbauer-Hause. Die Fig. 10—16 bringen Ausschnitte von Gängen an Bauernhäusern in Trebesing, Fig. 10 vom Hause Nr. 6 (Meßnerhausbauer), Fig. 11 vom Hause Nr. 16 (Weger, unterer Gang), Fig. 12 ebenda (oberer Gang), Fig. 13 vom Hause Nr. 14 (Rader-Keusche), Fig. 14 vom Hause Nr. 11 (Meßner), Fig. 15 vom Hause Nr. 8 (Sautreiber), Fig. 16 vom Hause Nr. 9 (Thaler). Die Fig. 17—19 bilden Ausschnitte von Gängen ab, und zwar Fig. 17 vom Hause Nr. 9 in Malta, Fig. 18 vom Hause Nr. 6 in der Brandstadt (innerstes Dorf im Maltathale), Fig. 19 vom Hause Nr. 9 (Meßner) in der Nörring.

Ausschnitte, wie sie Gänge zieren, werden auch gerne angebracht über den großen Tennenthoren. Sie bilden dort Oberlichte. Solche Ausschnitte zeigen die Fig. 20—24, und zwar Fig. 20 vom Stadel beim Gasthause, Fig. 21 und 22 vom Stadel beim Hause Nr. 12 (Kirchenbauer, Fig. 21 an der Rückseite, Fig. 22 an der Vorderseite des Stadels), alle in Trebesing; Fig. 23 vom Stadel des vulgo Weizer, H.-Nr. 7 in Zlatting, oberhalb Trebesing; Fig. 24 vom Stadel des vulgo Pichler, H.-Nr. 2 in Dentsdorf, oberhalb Leoben (innerhalb Gmünd).

Fig. 27 bildet einen Ausschnitt vom Lackner-Stadel in Gmünd ab, Fig. 28 und 29 zeigen Ausschnitte vom Stadel beim Hause Nr. 7 (Lamprecht) in Gr.-Dombra, oberhalb Millstatt.

Der Gang des Hauses Nr. 3 (Jäger) in der Brandstatt (Maltathal) hat keine Ausschnitte, die Bretter der Brüstung zeigen an ihrem unteren Ende jedoch eine Verzierung, die die Fig. 30 wiedergibt.

Besonders an Städeln werden die aus den Wänden vorstehenden großen Balkenköpfe oft mit zierlich geformten Brettchen bedeckt, die die Köpfe vor Regen zu schützen haben. Fig. 31 und 32 zeigen solche Deckbrettchen, beide aus Trebesing. Fig. 31 am Stadel beim Hause Nr. 11 (Meßner) und Fig. 32 vom Stadel der Wirtin Barbara

Zlattinger. Das in Fig. 32 abgebildete Deckbrettchen fand ich am genannten Stadel zweimal vor. Die oben stehenden Tulpen und die unten anhängenden Herzen sind blau, die abgenommenen Kanten und die seitlich von den Tulpen stehenden Hörner roth bemalt. Beide Brettchen waren mit Sprüchen versehen. Auf dem einen stand:

»Wer Ohren hat, soll hören,
Wer Geld hat, soll's verzehren.“

Auf dem zweiten war geschrieben:

»Wer das nicht lesen kann.
Ist wohl ein dummer Mann.«

Dass die Häuser auch ab und zu mit Haussegen versehen sind, habe ich schon oben gesagt. Die schöne Sitte des Anbringens von Haussegen nimmt leider ab. Einige wenige solcher Sprüche notierte ich. Ihre Wiedergabe soll diesen Abschnitt schließen.

Über dem Thorbogen des Hauses Nr. 38 *(Stelzl)* in Treffling steht der Name des ehemaligen Besitzers des Hauses: Philipp Mayer, darunter auf dem Kämpfer die Jahreszahl 1854. Auf dem Thorbogen selbst steht der Bibelspruch: »Herr, bleibe bei uns, denn es will Abend werden — Und der Tag hat sich geneiget.«

Rechts und links vom Thorbogen sind zwei Kränze gemalt. In dem einen steht:

»Wo Gott das Haus nicht selbst bewacht,
So ist umsonst des Wächters Wacht.«

In dem anderen Kranz liest man:

»Gott ist allein der Herr,
von ihm kommt alles her;
Speis, Trank und alles, was wir haben,
sind alle seine milden Gaben.«

Auf dem Thorbogen des Hauses Nr. 20 *(Messner)*, ebenfalls in Treffling, steht der Spruch:

»Gott segne dieses Haus
Und alle, sie gehen hin- und aus.«

In einem Kranze rechts vom Thorbogen steht noch folgender Spruch:

»Veracht mich nicht um des Meinige,
Betracht zuvor Dich und das Deinige,
Findest Du ohne Tadel Dich!
Kom als dann o Freund und verachte Mich.
A. E. 1856.«

An der Vorderseite des Hauses Nr. 10 *(Lex)* in Laubendorf steht neben dem Thor:

»Gott behüte alle Leute,
Die da gehen ein und aus.
Wenn dieses Haus so lang nur steht,
Bis aller Neid und Hass vergeht,
Dann bleibt's für wahr so lange steh'n,
Bies einst die Welt wird untergeh'n.«

An der Rückseite desselben Hauses ist neben dem Thor der folgende Spruch angebracht:

»O Gott, ich befehle mich in deinen Arm,
Mach mich nicht Zureich und nicht Zuarm.
Großer Armuth ist beschwerlich,
Drum ist mein Wunsch allein,
in dem Mittel Punkt zu sein.«

Vom Hause Nr. 6 *(Sapler)* in Laubendorf ruft dem Eintretenden der nachfolgende Spruch zu:

»Grüß Gott, tritt ein, bring Glück herein!«

An dem in Obermillstatt gelegenen Hause Nr. 1 *(Trattnig)*, das dem Schuhmacher Mathias Oberherzog gehört, steht folgender launige Spruch zu lesen:

»Beim Oberherzog heißt's bei mir,
laß meinen Gott noch walten,
ich mache Schuh und Stiefel hier;
Und repariere auch die Alten,
Oft manche sind schon ganz zerlumpt,
Mit Koth fast überzogen,
Die lassen wir wohl auf zu letzt,
Dann ist es erst erlogen.

F. Einiges über die Geräthe des Hauses.

In Bezug auf den Hausrath habe ich nicht viel nachzutragen, da desselben gelegentlich der Besprechung der einzelnen Häuser und ihrer Räume wiederholt Erwähnung gethan wurde. Die Geräthe des Hauses sind dieselben, welche aus alpinen Häusern schon beschrieben worden sind. Es kommt mir darum hier hauptsächlich darauf an, festzustellen, dass sie sich in Oberkärnten in Bezug auf ihre Form gerade so wiederfinden wie in dem von Meringer beschriebenen Ausseer Hause[1]), in dem durch von Schulenburg geschilderten Berchtesgadener Hause[2]) und in dem von mir bearbeiteten Hause der Heanzerei und der östlichen Mittelsteiermark.[3]) So weit auch diese Häuser auseinander liegen, ihr Hausrath ist fast allenthalben derselbe.

Das Hauptgemach des oberkärntnerischen Hauses, die Rauchstube, ist, wie ich schon oben gesagt habe, vollkommen schmucklos, da aller Zierat durch den Rauch mit Ruß überzogen werden würde. Alles Geräth, das sich in der Rauchstube befindet, ist deshalb fast ausschließlich ohne jeglichen Schmuck und dient in seiner Ausstattung rein den praktischen Anforderungen, die an dasselbe gestellt werden.

Den Mittelpunkt der Rauchstube bildet der Herd. Er kommt, wie sich gezeigt hat, in zwei Formen vor. Entweder steht er mit dem Backofen in loser Verbindung und ist dann stets mit einem Kogel versehen (Abb. 28) oder er schließt den Backofen in sich und hat dann keinen Kogel (Abb. 60). Die zweite Form ist die neuere, man begegnet ihr vornehmlich auch in Westungarn. Die erste Form ist die ursprüngliche. Der Herd mit dem Kogel ist mit dem Herd der Vorauer Rauchstube identisch (vgl. Abb. 149 im Bd. XXVII dieser Mittheilungen) und hat im Herde des siebenbürgisch-sächsischen Hauses einen entwickelten Verwandten (vgl. Abb. 63 im Bd. XXIX dieser Mittheilungen).

Von den Geräthen, die auf und beim Herd in der kärntnerischen Rauchstube gebraucht werden, wurden einige schon besprochen. Die Abb. 28 zeigt die Kesselreiden mit dem daranhängenden Kessel. Ersichtlich ist dort hinter der Reiden noch das Kaspelfass. Auf dem Herde steht ein Hafen mit einer Hafenplatte aus Blech. Man hat deren jedoch auch solche, die aus Thon geformt sind. Die große Platte für den Kessel ist, wie aus Abb. 60 zu ersehen, aus Holz gemacht. Vor dem Herd in Abb. 28 steht ein Dreifuß

[1]) Meringer, »Studien zur germanischen Volkskunde I und II« in Bd. XXI und XXIII dieser Mittheilungen.

[2]) v. Schulenburg, »Ein Bauernhaus im Berchtesgadener Ländchen« in Bd. XXVI dieser Mittheilungen.

[3]) Bünker, »Das Bauernhaus in der Heanzerei (Westungarn)« in Bd. XXV, und »Das Bauernhaus in der östlichen Mittelsteiermark und in benachbarten Gebieten« in Bd. XXVII dieser Mittheilungen.

mit einem in eine Gabel endenden Bügel. In die Gabel wird der Stiel der Pfanne gelegt. Eine einfachere Form des dreieckigen Dreifußes ist in Abb. 60 vor dem Herd auf dem Boden zu sehen. Auf dem Herd steht im selben Bilde ein runder Dreifuß. Ein gleicher ist auf der Oberfläche des weiter unten abgebildeten Herdes einer Badstube aus Kraut zu erkennen. Dieser Form entspricht die Form des Dreifußes in Abb. 65[1]), nur ist der hier in die Länge gezogene dritte Fuß mit einem verschiebbaren Bügel versehen. Dieser Dreifuß steht auf dem Herde des Hatz-Hauses in Tangern. Er ist 57 *cm* lang und mit dem Bügel 36 *cm* hoch. Ihm gleicht zwar nicht in der Form, aber in der Ausstattung der dreieckige Dreifuß der vor dem ebengenannten Herde der Badstube in Kraut auf dem Boden steht. Der Bügel kann hier an einem Schraubengewinde höher oder tiefer gestellt werden (vgl. die besprochenen Dreifüße mit ganz ähnlichen, die bei Meringer und v. Schulenburg a. a. O. abgebildet sind).

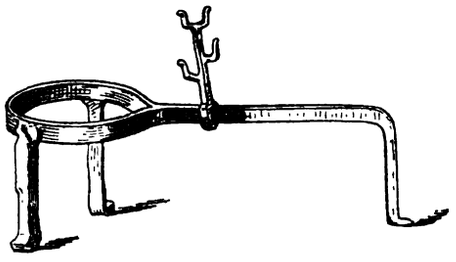


*Abb. 65. Dreifuß aus Tangern.

Ein Geräth, das im oberdeutschen Hause fast nie gefehlt hat, ist im Oberkärntner Bauernhaus vom offenen Herd ganz verschwunden. Es ist das Feuerross. Dass es vorhanden war, kann ich sowohl in Bezug auf die Seegegend als auch in Hinsicht auf das

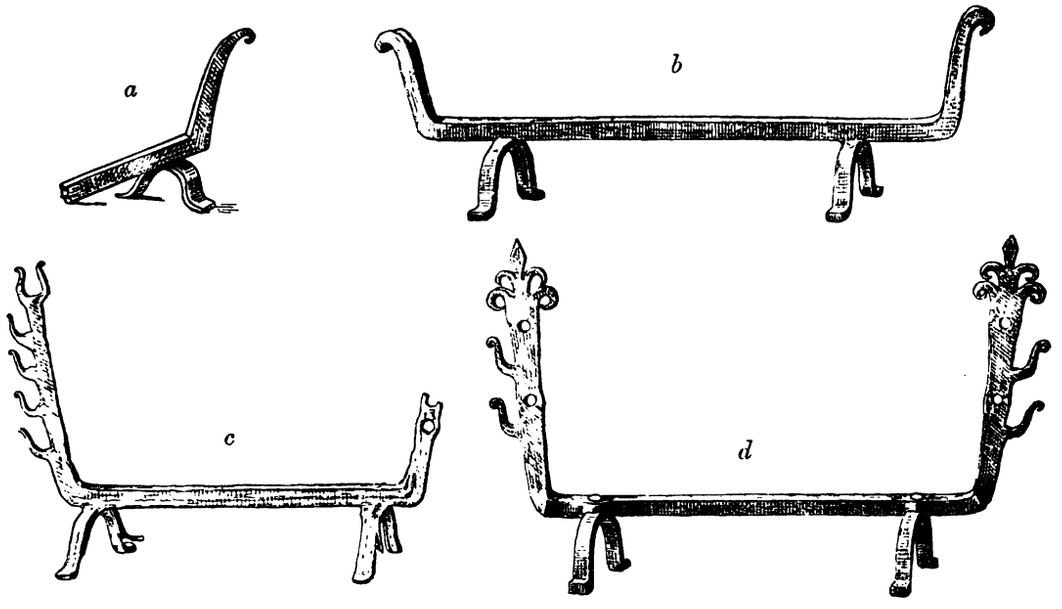


*Abb. 66. Feuerrösser (*a*—*d* Inv.-Nr. 53852—53854).

Lieserthal sagen. Im Pacher-Hause habe ich ein Fragment eines Feuerrosses auf dem Dachboden unter altem Eisen gefunden. Fig. *a* in Abb. 66 bildet es ab. Der alte Pacher sagte mir, dass man das Feuerross früher in jedem Hause hatte. Im Lieseregger Pfarrhof sah er noch vor wenigen Jahren ein solches. Dort stand es jedoch nicht auf dem Herd, sondern im Ofen. Auf dem Dachboden des Gasthauses der Wirtin Barbara Zlattinger

[1]) Eine Anzahl der hier besprochenen und abgebildeten Geräthe habe ich mit vielen anderen im Jahre 1896 für das Hofmuseum in Wien aufgesammelt und dorthin abgeliefert. Die den Abbildungen beigefügten Ziffern geben die Inventar-Nummern der Stücke der genannten Sammlung an.

fand ich schon vor Jahren drei weitere Feuerrösser verschiedener Form. Sie sind unter *b—d* in Abb. 66 abgebildet. Das erste derselben ist 64 *cm* lang und 20 *cm* hoch, das zweite 44 *cm* lang und 35 *cm* hoch, das dritte 49 *cm* lang und 35 *cm* hoch. Weitere Feuerrösser sind mir nicht vorgekommen.

Von den Pfannen hängen nur jene in der unmittelbaren Nähe des Herdes in der Pfannenrem, die zum täglichen Gebrauch dienen. Es sind zumeist vier bis sechs von verschiedener Größe und Form. Alle sind sie aus Eisen oder Kupfer geschmiedet und mit langen Stielen versehen. Jede dient einem bestimmten Zweck, nach dem die Pfanne ihren Namen hat. Das eine ist die Suppen- oder Milchpfanne, das andere die Plentenpfanne und das dritte das Schmalzpfandl u. s. f. Fleisch, das übrigens selten auf den Tisch kommt, wird in Töpfen an das Feuer gestellt. Die großen Pfannen und Töpfe, die nur zu außergewöhnlichen Gelegenheiten benützt werden, z. B. wenn Schweine geschlachtet werden oder wenn gebrechelt wird, wobei oft zehn bis zwölf Mägde aus der

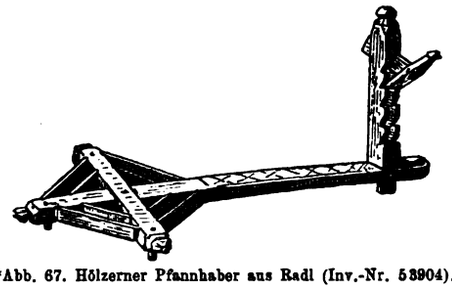


*Abb. 67. Hölzerner Pfannhaber aus Radl (Inv.-Nr. 53904).

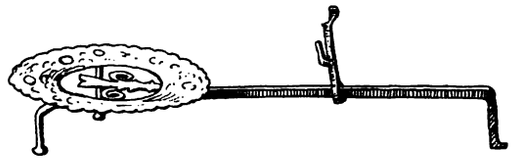


*Abb. 68. Eiserner Pfannhaber aus Trebesing (Inv.-Nr. 53898).

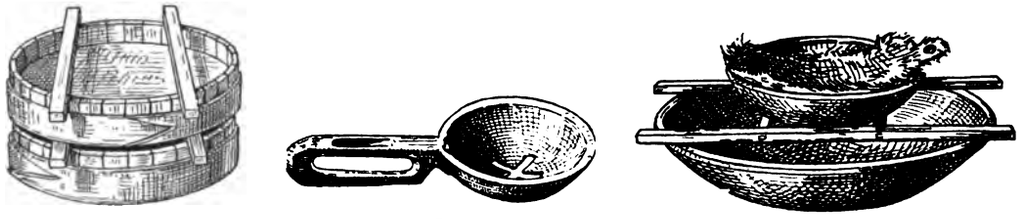
*Abb. 69. Hölzerne Nudelschüssel.

*Abb. 70. Irdene Schüssel mit Becher (Inv.-Nr. 53841—2).

Nachbarschaft mithelfen und verköstigt werden müssen, sind gewöhnlich in der *Kemet'n* oder unter dem Dache aufbewahrt.

Teller und Schüsseln sind im Schüsselkorb oder in der Tellerrem untergebracht. Die Tellerrem zeigt in Kärnten ungefähr dieselbe Form wie der Ausseer Schüsselkorb (vgl. Abb. 118 in Bd. XXIII dieser Mittheilungen). Oft ist die Tellerrem nicht in der Küche, sondern in der Nähe des Esstisches in der Laube angebracht. Es wird zumeist noch von Holztellern gegessen, wenn nicht solche Speisen aufgetragen werden, die direct aus der großen Schüssel oder aus der Pfanne genommen werden. Kommt eine Pfanne auf den Tisch, so wird ihr ein Pfannhaber untergestellt. Derselbe kann aus Holz oder aus Eisen sein. Abb. 67 zeigt das Bild eines hölzernen aus dem Mallenteiner-Schlössel in Radl bei Gmünd. Die Unterlage für den Pfannenstiel kann durch eine einfache Vorrichtung höher und tiefer gestellt werden. Abb. 68 bildet einen eisernen Pfannhaber aus dem Gasthause in Trebesing ab. Ein sehr interessantes Geräth ist im Oberkärntner-Hause im Aussterben begriffen. Es ist die Nudelschüssel. Abb. 69 zeigt eine. Die Schüssel und der aus ihrer Mitte sich erhebende Schmalztumpf sind aus einem Stück Holz gedreht oder geschnitten. Die Wassernudeln, die in der Größe mitt-

lerer Brotlaibe gekocht werden, wurden in mundgerechte Stücke getheilt und in die Schüssel gelegt, der Schmalztumpf aber mit heißem Schmalz gefüllt. Die zur Mahlzeit Versammelten spießten einzelne Stücke auf ihre Gabeln, tauchten sie in das Schmalz und führten sie dann zum Munde. Ich habe noch einzelne solcher Nudelschüsseln gesehen, so im Winkler-Hause und im Sank-Hause, sie waren aber nicht mehr im Gebrauch. Das Geräth ist jetzt durch eine flache, irdene Schüssel ersetzt, in die ein irdener Becher gestellt wird (siehe die Abb. 70). Die Thongeschirre scheinen die Holzgeschirre, die früher weit zahlreicher waren, allmählich ganz verdrängen zu wollen. An weiteren Holzgeschirren zeigt die Abb. 71 *a* zwei *Milchstötz'*, dazwischen zwei Milchspäne. Abb. 71 *b* einen Milchseiher mit Handhabe und Abb. 71 *c* eine hölzerne Milchrein anderer Form, darauf einen ungestielten Milchseiher und darin einen *Seichfleck*. Die unter



a *b* *c*

*Abb. 71. Milchgefäße und Milchseiher aus Holz (*b*, *c* Inv.-Nr. 53821—53825).

a *b*

*Abb. 72. Trinkwasser-Gefäße (*a* Inv.-Nr. 53870).

*Abb 73. *Salzfass'l* (Inv.-Nr. 53917).

Abb. 71 abgebildeten Objecte fand ich im Gasthause zu Trebesing. Vom Seihfleck wurde mir gesagt, dass er aus *Ochsenschmieß*, das sind die langen Haare der Quaste eines Ochsenschweifes, gemacht werde. Die Haare müssen zuerst gewaschen, dann getrocknet und schließlich gesponnen und gestrickt werden. Der fertige Fleck, dessen Anfertigung keine leichte Arbeit sei, wird ausgesotten und dann in Verwendung genommen.

Auch die hölzernen Trinkwasser-Gefäße sollen hier erwähnt werden. Man hat deren zweierlei und nimmt sie mit auf das Feld oder in den Holzschlag. Das kleinere ist der *Putsch* (Abb. 72 *a*), aus dem durch eine Holz- oder Blechröhre getrunken wird, und das größere wird die *Jeit'n* genannt. Der kupferne Schöpfer heißt *Karl* (Abb. 72 *b*). Abb. 73 stellt ein *Salzfass'l* dar. Es ist aus Holz der Zirbelkiefer gemacht, beschnitzt und bemalt. Ich fand es bei Jos. Oberlercher, vulgo *Nik'lbauer*, H.-Nr. 8 in Altersberg. Auch andere Geräthe aus Holz sind oft bemalt oder bemalt und beschnitzt, so die *Wäschploi*, die zum Auspleuen der Wäsche dienen, und die *Wäschtriw'l*, die zum Rollen der Wäsche gehören. Die Abb. 74 *a* stellt ein 33 *cm* langes *Wäsch-*

ploi aus dem Hause Nr. 8 in Altersberg dar. Die unter Abb. 74 *b—d* abgebildeten Ploi fand ich im Hatz-Hause in Tangern vor. Die beiden letzteren zeigen einfache Kerbschnittmuster. Diese drei Ploi wurden von Michael Adamer in Treffling aus dem Holze eines Maulbeerbaumes angefertigt. Der weiterhin unter Abb. 74 *f* gezeichnete Wäschewalker (*Triw'l*) befindet sich im Besitze des Wirtes Feichter in Treffling. Die Wäsche wird beim Walken um eine Walze gewickelt (siehe Abb. 74 *e* und *g*) und dann mit dem *Triw'l* gerollt. Er ist an seiner Unterseite eingekerbt, dass er die Wäsche besser fassen kann.

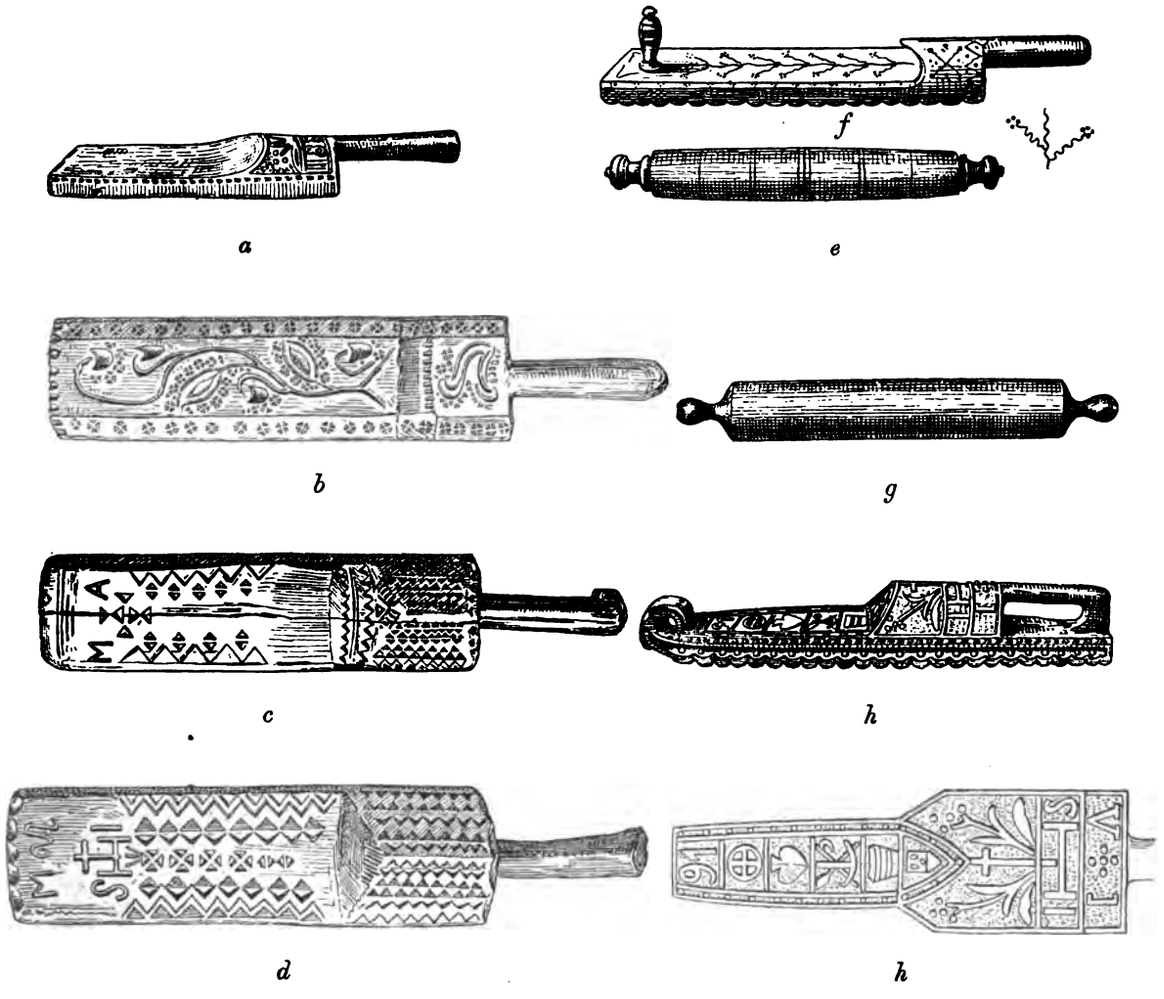


*Abb. 74. *Wäschploi* und *Wäschtriw'l* (Inv.-Nr. *a* 53913, *g* 53903, *h* 53902).

Den unter Abb. 74 *h* abgebildeten schönen *Triw'l*, der nicht nur beschnitzt, sondern auch bemalt ist, besaß die Sennerin in der Altersberger Egarter-Hütte. Er ist 50 *cm* lang. Gemacht hat ihn ein Halter namens Josef Altersberger.

Zu den geschnitzten Objecten gehören dann noch die Buttermodel. Sie sind vertieft geschnitzt und dienen dazu, die Butterstrützel zu zieren. Der unter Abb. 75*a* stellt den »hohen Namen Jesu« dar; der unter Abb. 75*b* enthält merkwürdigerweise den Spruch: Daniel 5, 25: Mene, Mene, Tekel, Upharsin. Die zierlichen Model, wie ein solcher in Abb. 76 abgebildet ist, findet man in den Bauernhäusern Oberkärntens ziemlich häufig. Sie sollen von hausierenden Krainern erstanden worden sein. Alle vier Model habe ich in Trebesing aufgefunden.

Abb. 77 stellt eine *Essen-Klepper* dar. Es ist dies ein selten vorkommendes Klapperinstrument, mittels dessen das Gesinde zum Essen gerufen wird. Es besteht aus einem ausgehöhlten Stück harten Holz, das in eine Handhabe ausläuft. Mit einer Schnur ist daran ein rundes knorriges und sehr hartes Stück Wurzelholz befestigt, das, wenn die Klapper entsprechend geschwungen wird, in schneller Folge, abwechselnd rechts und links an das Holz anschlägt. Die Sache klingt dann, als ob eine kleine hölzerne Glocke geläutet würde.

Wie allenthalben in Räumen, wo das Herdfeuer offen flackert, so dient auch in der kärntner Rauchstube der Span als Beleuchtungsmittel. Die Apparate, die zum Halten

a *b*

*Abb. 75. Buttermodel aus Trebesing.

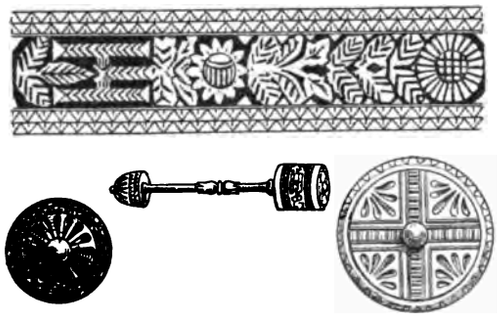


*Abb. 76. Buttermodel aus Trebesing.

*Abb. 77. Essen-Klepper (Inv.-Nr. 53873).

der Späne dienen, sind denen, die zu gleichen Zwecken anderwärts gebraucht werden, ähnlich. Die Abb. 78 *a*—*c* stellen typische Spanleuchter aus Trebesing dar. Der Spanleuchter, den die Abb. 78 *c* darstellt, hängt über dem Tisch in der Rauchstube beim *Weger* von der Decke. In der Kachelstube werden Kerzen, Öllämpchen und in neuerer Zeit Petroleumlampen verwendet. Die Abb. 78 *d*—*f* zeigen Kerzenleuchter älterer Form. Den unter Abb. 78 *d* fand ich im Mallenteiner-Schlössel (Radl, H.-Nr. 19), die anderen beiden waren im Besitze der Wirtin in Trebesing.

Erwähnung gethan mag hier auch einzelner Schneid- und Hackinstrumente werden, die immer wieder in derselben Form in jedem Hause vorkommen. Abb. 79 *a* bildet eine *Paterhacke* ab. Sie ist sammt dem Griff 38 *cm* lang. Man nimmt in jede Hand eine solche Hacke und hackt damit im Hackblock das Futter klein. Demselben Zweck dient die *Stramphacke*. Eine solche ist in Abb. 79 *b* abgebildet. Die Hand-

habe derselben ist 57 *cm* lang. Man handhabt das Werkzeug mit beiden Händen. Die folgende Abb. 79 *c* zeigt ein Laubmesser, mit dem die Äste, besonders der Esche, als Futter für die Schafe abgehackt werden. Das Laubmesser ist 50 *cm* lang. Man hängt es mit dem aus der Öse hervorschauenden Holzdorn rückwärts in den Leibriemen (Gürtel) ein. Die Abb. 79 *d*, abgebildete *Taxprax'n* ist etwas kürzer als das Laubmesser (45 *cm*), aber schwerer als dieses, damit die Hiebe wuchtiger ausfallen. Es werden mit der *Prax'n* die Fichtenäste, welche verkleinert als Streu dienen, abgehackt. Abb. 80 zeigt ein Steigeisen, das man beim Abhacken der Fichtenäste *(Taxenschnatt'n)* zum Besteigen der hohen Bäume verwendet.

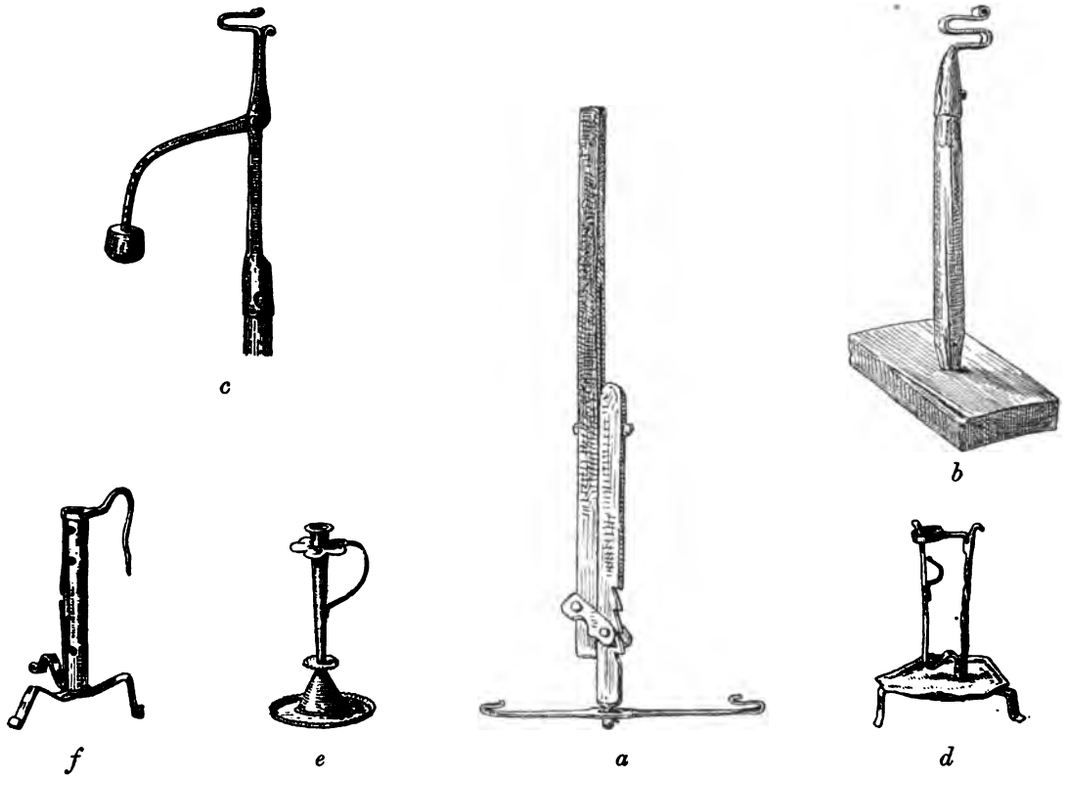


*Abb. 78. Beleuchtungsgeräthe (Inv.-Nr. *a* 53874, *b* 53869, *c* 53906, *d* 53907, *e* 53835, *f* 53868).

Von der Brotrem, die man in der *Kemet'n* fast jedes Hauses antrifft, kann ich sagen, dass sie der im *heanzischen* Hause gleicht (vgl. Abb. 228 im Bd. XXV dieser Mittheilungen).

Es mag am Platze sein, dass ich hier das an Sitten und Gebräuchen, an Aberglaube und Meinung, was mit dem Hause in näherem Zusammenhang steht und ich in Erfahrung bringen konnte, mittheile.

a) Freitags darf man nicht Wäsche waschen, da sonst der Donner gern in das Haus schlägt (Senior Karl Bünker).

b) An einem Sonntag darf man nicht waschen, weil sonst die *Teadin* kommt und mitwäscht. Die *Teadin* ist die Frau des Todes. Man hat sie schon oft *ploien* gehört, manche Leute wollen sie auch schon gesehen haben. Sie soll ein schrecklich *schiachas* (hässliches) schwarzes Weibsbild sein, hat einen *klåan z'flickt'n Kitt'l* (über und über geflickten Rock) an und einen *flåakat'n* (herabhängenden Hut) auf dem Kopf. Nach einer

Maltaberger Prophezeiung wird einmal eine Zeit kommen, wo der Tod auf der einen Seite mähen, die *Teadin* aber auf der anderen Seite zusammenkehren wird. Der Tod hat nämlich eine Sense, die *Teadin* einen Besen (Karl Bünker).

c) Der Herd in der Rauchstube darf nur mit einem kleinen Handbesen und nicht mit dem großen Kehrbesen abgekehrt werden (Karl Bünker).

d) In Seeboden ist einmal ein Bettler in einer Badstube gestorben. Es wollte den Armen niemand in sein Haus nehmen, und so wurde er in der Badstube aufgebahrt. Einen Tag nach dem Begräbnisse fand man den Bettler wieder in der Badstube aufgebahrt liegen. Die Leute sahen jetzt, dass der Bettler im Grabe nicht Ruhe finden könne, weil

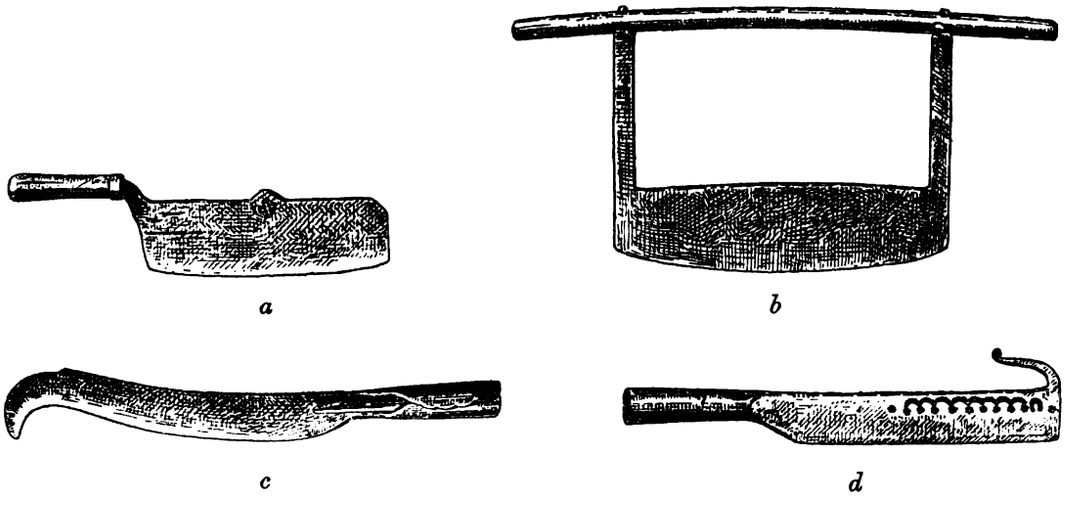


*Abb. 79. Schneid- und Hackinstrumente (Inv.-Nr. *a* 53856, *b* 53857, *c* 53896, *d* 53895).

er unter keinem rechten Dache aufgebahrt wurde. Ein mitleidiger Bauer ließ ihn in sein Haus bringen und in der Rauchstube aufbahren. Als dann der Arme am folgenden Tage noch einmal begraben worden war, ist er nicht mehr gekommen (Marta Oberwalter).

e) Eines Tages kam ein Handwerksbursche in ein Bauernhaus und bat um ein Almosen. »Ach,« sagte die Bäuerin, »ich kann dir nichts geben, den alle Nacht kommt eine verwunschene Seele, die im Grabe keine Ruh' findet, zu uns ins Haus. Der müssen wir schon seit Menschengedenken alles, was vom Essen übrig bleibt, in einer Schüssel auf den Herd stellen.«

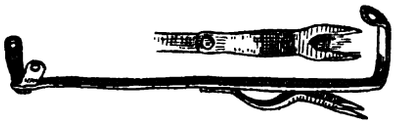


*Abb. 80. Steigeisen (Inv.-Nr. 53888).

»Da gibt es ja ein leichtes Mittel,« meinte der Handwerksbursch. Und er gab der Bäuerin den Rath, den ganzen Herd dicht mit *Måg'n-Hëfaln* (die Samenkapseln des Mohns) zu besetzen.

Die Bäuerin that, wie ihr gesagt wurde. Anderen Tages waren die Mohnkapseln alle leer, und die wandernde Seele ist nicht mehr gekommen (Franz Haupt).

f) Das Weihnachtsbacken. Vor Weihnachten findet großes Brotbacken statt. Man bäckt Roggenbrot *Klåaz'n*-Brot (*Klåaz'n* sind gedörrte Birnenschnitten) und *Reinlinge* (Weißbrot, das mit Zimmt und mit Zibeben gefüllt und in Reinen gebacken wird). Roggenbrote kommen gewöhnlich 20—30 auf einmal in den Backofen. Ist der Ofen klein, so gibt es 3—4 *Bachende,* so dass schließlich 50—60 Laibe zusammenkommen. Auf alle Laibe werden mit dem Wursthorn, das zum Füllen der Würste dient, Augen gemacht, und zwar

ein großes mit dem weiten Ende des Hornes in der Mitte des Laibes und mit dem engen Ende mehrere kleine im Kreise um das große Auge. Auf einen Laib werden so viel Augen gemacht, als darauf Platz finden, denn so viel Augen, so viel Vierling Roggen gibt es im kommenden Jahre. Dies ist der Quatemberlaib. Er kommt als erster in den Ofen und zuletzt heraus. Das Weihnachtsbrot reicht gewöhnlich bis zur Anbauzeit. Der Quatemberlaib wird auf jeden Fall bis zum Roggenanbau aufbewahrt und dann erst verzehrt. *Klåaz'n-Strütz'n* (Strützel aus Kletzenbrot) werden gebacken aus einem Gemenge von Teig aus Roggenmehl, Kletzen und Nüssen. In besseren Häusern nimmt man zum Kletzenbrot Weizenmehl, Feigen, Datteln, Rosinen und Mandeln. Das Kletzenbrot bildet einen Hauptbestandtheil der Weihnachtsgabe der Bauern an die Dienstboten. Außer diesem erhalten sie noch einen Laib schwarzes und einen Laib weißes Roggenbrot, ein Stück sauren Käse, Äpfel, Nüsse, Kletzen, dann Schnaps, Bier oder Most und schließlich eine Wurst, die mindestens einen Meter lang sein muss. Auch Bettler und *Bießner* werden um die Weihnachtszeit von der Bäuerin reich beschenkt. *Bießner* sind Kinder, die am *Unschuldigenkindleinstag* (28. December), mit Tannenästen Bauer und Bäuerin schlagend, ihnen folgenden Glückwunsch bringen: »Frisch und g'sund, frisch und g'sund, wir reichen Enk ein neues Jahr und ein Christkind'l mit gekraustem Haar, dazu soll Enk der liebe Gott geb'n recht ein langes Leb'n und danach eine glückliche Sterbestund'.« Die Entlohnung für diesen Wunsch, das *Bießnergut,* besteht aus einem handgroßen Laibchen aus Roggenmehl mit einem Auge in der Mitte und aus Äpfeln und Nüssen (Karl Bünker).

g) Festessen. Festmahlzeiten werden in den Bauernhäusern an den drei großen Feiertagen, zum neuen Jahr, am Sylvesterabend, am Fasching-Dienstag und am Kirchtag veranstaltet.

Am Christtag besteht das Frühstück aus Milch und Nudeln, das Mittagessen aus: 1. Fleischsuppe mit weißem Brot, 2. Rindfleisch mit Krensauce, 3. eingemachter Suppe, 4. Schweinebraten, 5. Geselchtem mit Kraut, 6. Milch mit Nudeln.

Ähnlich sind die Mahlzeiten auch an den anderen Festtagen. Zumeist wird nur ein Gang durch einen andern vertauscht oder das Frühstück ist ein anderes, so z. B. am Ostersonntag. Da darf das geweihte geräucherte Schweinefleisch in keinem Hause fehlen (Karl Bünker).

h) Gelegentlich solcher Festessen kommt es nicht selten vor, dass einer oder der andere der Hausgenossen zu viel zu sich nimmt und dies dann büßen muss. Die Ursache solchen Unwohlseins, das durch Überessen herbeigeführt wird, erklären sich die Leute in gar eigener Art. Sie sagen: Jeder Mensch hat in seinem Magen wenigstens drei große Würmer, die den Speisebrei aufrühren müssen. Wenn man ein wenig Knoblauch, etwa in einer Wurst oder in einer anderen Speise zu sich nimmt, so werden die Würmer rebellisch und man muss sich erbrechen. Isst man aber mehr Knoblauch, so gehen die überflüssigen Würmer ab (Karl Bünker).

(Schluß folgt in Heft III).

Beiträge zur Kenntnis der frühen Bronzezeit Mitteleuropas.

Von **Dr. Paul Reinecke** in Mainz.

(Mit 21 Textabbildungen.)

Trotz des vor etwas mehr als Jahresfrist abgeschlossenen großen Werkes Oscar Montelius' über die älteste Bronzezeit, das uns in reicher Fülle ältere und neuere Materialien dieser Stufe vorführt, gehört der erste Hauptabschnitt des Bronzealters, die »frühe Bronzezeit«, keineswegs zu denjenigen Phasen der Vorzeit, welche auch nur einigermaßen in topographischer oder typologischer Hinsicht erschöpfend behandelt wären. Und doch ist dieser erste Abschnitt des Bronzealters, für den die Funde in Menge vorliegen, für das Studium der Vorgeschichte unseres Erdtheiles von höchster Bedeutung. Für das Verständnis des sehr lange Zeiträume umfassenden jüngeren Steinalters ist es unumgänglich nothwendig, dass wir über den Beginn des Bronzealters vollkommen unterrichtet sind, und hinsichtlich der absoluten prähistorischen Chronologie beansprucht gerade die frühe Bronzezeit Mittel-, Nord- und Westeuropas, welche mit einem scharf umgrenzten Culturkreise der Osthälfte des Mittelmeergebietes die engsten Beziehungen aufweisen dürfte, sowohl für die zeitliche Fixierung und Abgrenzung anderer, jüngerer Stufen des Bronzealters wie auch der einzelnen jüngerneolithischen Abschnitte erhöhtes Interesse.

Die Mehrzahl der Prähistoriker kennt die frühe Bronzezeit nur aus ihren allerdings überaus zahlreichen Depotfunden und Einzelfunden, doch vermag diese Bekanntschaft nur ein ganz unvollständiges Bild von dieser Stufe zu geben. Ungleich wichtiger sind die Materialien aus den noch sehr sparsam vertheilten frühbronzezeitlichen Wohnstätten, in noch höherem Grade die aus den oft recht unscheinbaren Gräbern stammenden Reste. Freilich darf man sich hierbei nicht an die Ausbeute einer oder einiger Nekropolen halten und danach diese Stufe beurtheilen wollen, obschon in der Prähistorie augenblicklich dies Verfahren, und zwar nicht nur in den Kreisen, denen die Beschäftigung mit den Alterthümern der Vorzeit Europas lediglich Liebhaberei oder Spielerei ist, sich großer Beliebtheit erfreut, und man vielfach glaubt, dass die Bekanntschaft mit den Resultaten eigener Ausgrabungen eine jede, auch nur geringe Beschäftigung mit den anderwärts gehobenen Materialien völlig überflüssig macht. Wer z. B. die frühe Bronzezeit nur nach dem kümmerlich ausgestatteten Hockergräberfelde auf dem Adlerberg bei Worms abschätzen wollte[1]), würde zu ganz falschen Anschauungen kommen. Denn diese Stufe zeigt sich uns schon in einer so prächtigen Entfaltung, in einer so glänzenden, eines großen Goldreichthums nicht ermangelnden Ausstattung[2]), wie sie kaum noch durch andere Stufen des Bronzealters überboten werden kann.

[1]) Der Entdecker dieses Grabfeldes hatte es so wenig zutreffend zu beurtheilen vermocht, so dass neuerdings R. Forrer, offenbar gestützt auf diese unklare, unrichtige Definition, das Grabfeld einfach als spätneolithisch bezeichnen konnte (Achmim-Studien I, 1901, S. 22—23).

[2]) Zu den bekannten Fundplätzen mit größeren Goldmengen aus der Provinz Sachsen (Leubingen Merseburg) gesellt sich neuerdings auch der Rhein bei Mainz (große Säbelnadel, ähnlich dem Magdeburger Exemplar des Berliner Museums, zwei dicke Doppeldrahtringe); auch die Goldringe von Bühl in der Pfalz (Mittheilungen d. hist. Ver. der Pfalz, II, 122; Harster, Catal. der Speier. Sammlung, 1888, S. 48) wird man der frühen Bronzezeit zuweisen können. Größere Goldobjecte dieser Stufe liegen noch aus Österreich-Ungarn, Dänemark, aus der Bretagne und von den britischen Inseln vor.

Das wichtigste mitteleuropäische Verbreitungsgebiet frühbronzezeitlicher Gräber, ein Centrum in topographischer Beziehung, nicht etwa ein Centrum, ein Ausgangspunkt der frühbronzezeitlichen Cultur selbst, ist Nordböhmen; die großen Nekropolen des »Aunětitzer Typus« (Flachgräber, meist mit liegenden Hockern in Steinsetzungen, in steinkistenartigen Grabanlagen oder auch frei in der Erde ruhend) geben uns in reicher Fülle Material zur Beurtheilung dieses Abschnittes an die Hand. In unmittelbarer Verbindung mit den Leichenfeldern an der oberen Elbe, an der unteren Moldau und Eger stehen die Gräber in Mähren, Niederösterreich und Oberungarn (Pannonien). Weiter nach Südosten zu bieten uns erst wieder einige Hügel auf dem Glasinac im östlichen Bosnien Gräber dieser Stufe. Nordwärts von Böhmen treffen wir auf analoge Erscheinungen in Schlesien und Nordthüringen (zwischen Thüringerwald und Harz), ja selbst der Nord- und Ostrand des Harzes zeigt in überraschendem Reichthum Grabstätten dieser Zeit. Neben Flachgräbern treten jedoch hier, wohl eine Fortsetzung der Gepflogenheiten aus der jüngeren Steinzeit her, Tumuli mit Bestattungen der frühen Bronzezeit auf. Westlich von den bisher genannten Gebieten haben wir Gräber dieser Stufe wieder an der oberen Donau und im mittleren Rheingebiet, sowohl aus der Nord- wie aus der Südhälfte der oberrheinischen Ebene, zu verzeichnen; vorläufig handelt es sich hier noch um eine geringe Zahl von Bestattungen, die sich aber wohl durch Sichtung älterer Materialien und eingehende Prüfung alter Fundberichte etwas vergrößern ließe. Nördlich der süd- und mitteldeutschen Zone fehlen bisher noch verwandte Gräber beinahe gänzlich, am Südrande der Ost- und Nordsee wie in Skandinavien lassen sich nur äußerst wenige gut beglaubigte Bestattungen mit Inventar dieser Stufe nachweisen, doch glaube ich heute schon die Vermuthung aussprechen zu können, dass sich in diesem Gebiete vielfach unter scheinbar neolithischer Facies Gräber des ersten Abschnittes des Bronzealters verstecken. Südwärts von der oberrheinischen Ebene bis zu der Alpenkette hin kennen wir nicht minder frühbronzezeitliche Bestattungen; einmal ist es die zwar engbegrenzte, aber über reiche Materialien verfügende Gräbergruppe des oberen Rhônethales (bis zum Genfer See hin), aber auch die Nordschweiz, nördlich der Berner Alpen, führt solche Gräber. Sehr reiche Grabfunde, und zwar aus Grabanlagen von sehr wechselnder Form[1]) lernen wir wieder aus dem mittleren und unteren Rhônegebiet, zwischen Westalpen und Cevennen, und weiter auch westwärts von diesen kennen. Die Zahl der Gräber ist in Südfrankreich keine geringe, Chantre stellt aus den drei Departements Ardèche, Lozère und Aveyron allein mehr als 100 frühbronzezeitliche Dolmen zusammen, aus anderen Bezirken Südfrankreichs liegt zweifellos noch sehr viel unedirtes Material in den Museen.[2]) Weiter nach Westen treten frühbronzezeitliche Gräber in reicher und zugleich eigenartiger Entfaltung in der Bretagne auf, vornehmlich handelt es sich hier um Steinkisten unter Hügeln. Das Nämliche gilt von den auch noch viel zu wenig gewürdigten frühbronzezeitlichen Gräbern der britischen Inseln.

Sehen wir uns nun in der Mittelmeerzone nach Parallelfunden um, so haben wir vor allem die Resultate der Siret'schen Ausgrabungen an der Südostküste Spaniens ins Auge zu fassen. Es fällt nicht schwer, die innige Verwandtschaft des Inhaltes dieser Pithos- und Steinkistengräber von El Argar, Fuente Alamo u. a. m. mit dem der Hockergräber-

[1]) Bestattungen in Höhlen, Flachgräber ohne Steinschutz, Steinkisten (Dolmen) ohne oder mit Hügelbedeckung, große Ganggräber (Allées couvertes).

[2]) Im ganzen zählt Chantre (Age du Bronze dans le Bassin du Rhône, II, 38—59) aus den Departements Alpes-Maritimes, Ardèche, Gard, Hérault, Lozère, Aveyron, Lot und Tarn-et-Garonne 147 Dolmen mit Beisetzungen seiner »phase cébenienne« auf; Gräber anderer Anlage wären auch noch aus den Departements Hautes-Alpes, Var, Bouches-du-Rhône, Haute-Garonne, Ain und Isère zu nennen.

felder Nordböhmens u. s. w. wahrzunehmen und sich auf Grund der Metalltypen wie der Keramik davon zu überzeugen, dass hier eine vollkommene zeitliche Übereinstimmung bestehen muss. Andere Fundgruppen der iberischen Halbinsel, vornehmlich aus Portugal, an deren frühbronzezeitlichem Charakter nicht zu zweifeln ist, nähern in der Grabform sich wieder mehr französischen Denkmälern. Italien führt sowohl im Polande wie in Mittel- und Unteritalien Gräber, welche sich durch ihre Beigaben als der ersten Stufe des Bronzealters angehörend verrathen. Daneben fehlen auf der Apenninen-Halbinsel nicht Funde von etwas älterem Charakter, die eine Art Übergang von jüngerneolithischen Abschnitten vermitteln könnten, nämlich die Grabfunde der Remedellostufe. Es muss in der nächsten Zeit noch genauer untersucht werden, ob die Nekropolen nach Art der von Remedello-Sotto zeitlich mit den Grabfeldern vom Aunětitzer Typus u. s. w. zusammenfallen oder eine Vorstufe der frühen Bronzezeit, eine Vermittlung zwischen den Stufen von prägnant jüngerneolithischem Charakter und der ersten Periode unseres Bronzealters vorstellen. Letzteres hat mehr Wahrscheinlichkeit für sich.

Für Sicilien ist der Nachweis von Gräbern der uns ja durch Einzelfunde belegten frühen Bronzezeit etwas schwierig zu erbringen, da die Insel in der Vorzeit weniger europäisch-prähistorischen Charakter zeigt und vielmehr den Gebieten um die östlichen Theile des Mittelmeeres anzugliedern ist. Auf Sicilien können wir in nahezu lückenloser Reihe die Gräber von der rein historischen Zeit bis zum jüngermykenischen Bronzealter zurückverfolgen; dann aber fällt ein deutlicher Zusammenhang fort, es folgen für ältere vorgeschichtliche Abschnitte nur noch unter sich nicht gut zu vereinigende Gruppen von bronzezeitlichem oder neolithischem Typus. Die bronzezeitliche Castelluccio-gruppe dürfte nun jedoch, wie wir glauben, ungefähr unserer frühen Bronzezeit entsprechen. Wir wissen ja, dass in diesen Gräbern Parallelen zu keramischen und anderen Erscheinungen aus den tief unter der jüngermykenischen sechsten Stadt von Hissarlik-Troja liegenden Schichten nicht fehlen, weiter dürfen wir heute mit ziemlicher Bestimmtheit vermuthen, dass die bemalten Vasen von Castelluccio u. s. w., da wir nunmehr auch aus dem Kreise der Inselcultur Vasenmalerei (älter als die mykenische Mattmalerei und die Vasenmalerei des ersten und zweiten Firnisstiles) kennen, Anregungen der Inselcultur ihren Ursprung verdanken.

Wir deuteten eingangs schon an, dass wir den Kreis der Inselcultur mit unserer frühen Bronzezeit, deren Gräber wir in Mittel- und Westeuropa wie auf der iberischen und italischen Halbinsel verfolgen konnten, in engste Beziehung bringen zu können glauben.[1]) Eine Schwierigkeit, die dagegen spräche, ist gegenüber dem, was für diese Anschauung spricht, kaum vorhanden. Die uns in Kreta, auf Thera und in den Schliemann'schen Schachtgräbern entgegentretende altmykenische Stufe wird das Jahr 1800 oder 1900 v. Chr. kaum in nennenswerter Weise überschreiten, die Inselcultur kann aber von dieser altmykenischen Stufe nicht sehr weit entfernt sein. In Europa ist die frühe Bronzezeit die erste von vier sich allerorten deutlich ausprägenden Stufen des Bronzealters, deren jüngste, noch dem ersten Eisenalter Italiens vorangehend, mit den jünger- oder theilweise noch spätmykenischen Erscheinungen (mit Keramik des dritten und vierten Firnisstiles) zusammenfällt. Wenn wir weiter die Gesammtausstattung der Gräber der Inselcultur mit

---

[1]) Montelius (Chron. der älteren Bronzezeit, S. 166—167) will zwar die aus dem schönen altmykenischen Grabfunde [G] von Amorgos (Aarböger 1896, S. 27—30) stammende kleine Bronzeklinge für einen Schwertstab in Anspruch nehmen. Nach der von ihm reproducierten Zeichnung des Stückes ist er scheinbar im Recht, doch lässt die viel genauere Abbildung in der Arbeit Blinkenbergs (Fig. 8), meines Erachtens wenigstens, erkennen, dass wir es hier keineswegs mit einer Schwertstabklinge, sondern mit einer Variante der üblichen ägäischen Dolchform zu thun haben. Als Parallele für nordeuropäische Erscheinungen der frühen Bronzezeit darf das Stück keineswegs aufgefasst werden.

der unserer frühbronzezeitlichen Nekropolen vergleichen, so müssen wir, wenn wir von einzelnen durch die bevorzugte Lage des ägäischen Kreises sich von selbst erklärenden Dingen absehen, einen gewissen Parallelismus der beiden Gruppen zugeben, sowie sich ein solcher aus noch älterer Zeit für unsere bandkeramischen Gräber und die älteste Gräberschicht Ägyptens geltend macht. Geht man auf Details ein, so lässt sich auch da eine Übereinstimmung bald mehr, bald minder deutlich nachweisen. Wir werden nicht darüber hinauskommen, dass die Inselcultur frühbronzezeitlichen, nicht vorbronzezeitlichen Charakter hat; die wenigen scheinbaren Parallelen zwischen der Inselcultur und Butmir in Bosnien sind nicht allein maßgebend, auch für diese werden wir noch eine richtige Erklärung finden, versagen doch ohnehin schon die anderen südosteuropäischen oder alpinen bandkeramischen Stationen bezüglich der Gleichstellung mit den Inselgräbern beinahe ganz.[1])

Es wäre nur zu wünschen, dass uns die classische Archäologie für eine genaue zeitliche Fixierung der Inselcultur und für ihr Verhältnis zu den Funden vom Aphidnatypus und der altmykenischen Zeit recht bald positives Material beibringen möchte, jedoch nicht je nach dem Autor wechselnde Meinungen, sondern durch ägyptische oder vorderasiatische Documente gewährleistete Thatsachen.[2])

Der Inselcultur haben wir, abgesehen von Sicilien, einmal Cypern, dann den troisch-phrygischen Kreis lose anzugliedern. Es ist leicht zu begreifen, dass auf Cypern wie in der Troas u. s. w. Erscheinungen nicht fehlen können, welche Verwandtschaft mit der Inselcultur und in gewisser Hinsicht auch mit unserer früheren Bronzezeit verrathen. Für Cypern das im Detail nachzuweisen, fällt zur Zeit noch etwas schwer, da wir trotz der bestimmten Angaben Ohnefalsch-Richters über die Stufenfolge der älteren cyprischen Funde (solange nicht in grösserer Zahl geschlossene Grabfunde zur Beurtheilung vorliegen) uns keine klare Vorstellung machen können.[3]) Anders verhält es sich mit der Troas. Die in Hissarlik unter der VI. Stadt liegenden Schichten der II. bis V. Niederlassung, die ja der jüngermykenischen Zeit vorausgehen müssen, bieten ein recht charakteristisches Vergleichsmaterial für allerhand Typen der Inselcultur. Allerdings lassen sich in Troja die Stufen der Inselcultur und der altmykenischen Gruppe nicht scharf trennen, da wir es nicht mit Gräbern zu thun haben und sich zudem an der Nordostecke des ägäischen Meeres ein Einfluss des altmykenischen Kreises nicht energisch geltend gemacht hat, daher auch die troisch-phrygische Gruppe bis zur jüngermykenischen Zeit hin mehr einen frühbronzezeitlichen Charakter bewahrte. Man mag aus diesem scheinbaren Nebeneinander zweier Stufen den Schluss ziehen, dass Inselcultur und alt-

[1]) Das Vorkommen von recenten Conchylien, die nicht dem Mittelmeere, sondern dem Indischen Ocean entstammen (Meleagrina, Mitra, Spondylus, Pectunculus), am Nordrande der Mittelmeerzone wie auch nördlich der Alpen in zweifellos vorbronzezeitlichen Schichten (die zum Theil durch typische Bandkeramik datiert sind), deutet doch für jünger neolithische Zeiten einen über das Mittelmeer noch hinausgehenden Zusammenhang des prähistorischen Europa mit den ältesten Culturcentren der alten Welt an. Daran seien diejenigen, welche unsere Bandkeramik zeitlich mit der Inselcultur zusammenstellen wollen, erinnert. Ebenso wollen wir hier in Erinnerung bringen, dass ja auch von anderen Seiten bereits vor Jahren, freilich in wenig detaillierter Weise, Beziehungen der Inselcultur zu den Gräbern der Argar-Stufe Südostspaniens angenommen wurden.

[2]) Hoffentlich werden wir uns bezüglich einer genaueren Datierung der Inselcultur nicht erst noch wieder jahrelang so herumzuquälen haben, wie es mit der altmykenischen Gruppe der Fall war, wo wir ja die Auswahl vom Jahre 2500 v. Chr. bis zum XV. und XIV. Jahrhundert v. Chr. hatten!

[3]) Man wird mich hier übrigens an die »cyprischen« Nadeln Mitteleuropas erinnern wollen, doch nehme ich bezüglich dieses Nadeltypus keinen zeitlichen Zusammenhang mehr an, bevor eine genaue Datierung der cyprischen Stücke möglich ist. Sollten diese »cyprischen« Nadeln für unsere bronzezeitlichen Funde eine Parallele der Art wie die (in Cypern dem Schluss der Bronzezeit angehörenden) Nadeln mit durchlochtem Halse sein, so dürfen wir getrost jetzt schon darauf verzichten, hier einen Zusammenhang feststellen zu können.

mykenische Stufe nicht sehr weit auseinander liegen können. Phrygien, dessen prähistorische Materialien uns A. Körte zugänglich gemacht hat, schließt sich in allem dem troischen Gebiete an.

Über die hier gegebenen Andeutungen hinsichtlich des zwischen der Inselcultur und unserer frühen Bronzezeit bestehenden Parallelismus wollen wir an dieser Stelle nicht hinausgehen. Einige diesbezügliche Details wird man weiter unten erörtert finden.

* * *

Im vorigen Jahre erhielt das westpreußische Provinzialmuseum in Danzig aus Bresnow (Kreis Pr.-Stargard) in Westpreußen einen kleinen Bronzedepotfund, welcher aus einem Axthammer (Abb. 81*a*), einer triangulären Dolch- oder Schwertstabklinge und einem Flachbeil mit niedrigen Randleisten besteht.[1]) Diese drei unter einem großen Geschiebeblock gefundenen Bronzen bilden zweifellos einen geschlossenen Fund, wenngleich der Axthammer einen ganz ungewöhnlichen Typus zu repräsentieren scheint. Montelius, dem eine Zeichnung des Stückes zur Beurtheilung vorlag, war geneigt, obschon er kein Analogon bei-

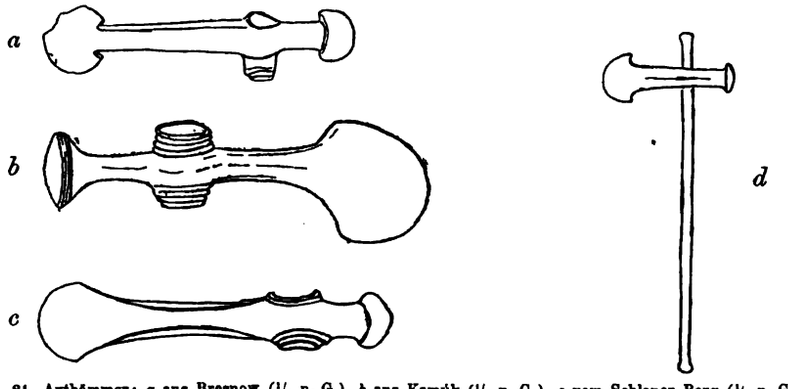


Abb. 81. Axthämmer: *a* aus Bresnow (1/4 n. G.), *b* aus Kamýk (1/3 n. G.), *c* vom Schlaner Berg (1/4 n. G.), *d* aus Kersouffiet (1/8 n. G.).

zubringen wusste, es der älteren Bronzezeit zuzuweisen, auf anderer Seite hegte man jedoch starke Zweifel an dem zeitlichen Zusammenhange der Bronzen.

Diese Zweifel sind jedoch ganz unbegründet, da der Axthammer von Bresnow keineswegs einzig in seiner Art dasteht und wir verwandte Stücke aus anderen gut datierten Funden der frühen Bronzezeit nachweisen können. Und zwar sind es gerade die Hockergräberfelder Böhmens, welche uns hier Vergleichsmaterial bieten.

In dem frühbronzezeitlichen Friedhof von Kamýk bei Groß-Přílep (Bez.-H. Smichow) kam unter dem typischen Gräberinventar auch ein entsprechend gegliederter Axthammer mit breiter, stark gebogener Schneide, schmalem Schafttheil, langen Fortsätzen für den Stiel und kräftigem Knauf zum Vorschein (Abb. 81*b*).[2]) Ein ähnliches Stück, dem nur die röhrenförmigen Fortsätze für den Stiel fehlen und dessen Schneide sich mehr der der »spatelförmigen« Flachbeile nähert, ergaben die Hockergräber am Schlaner Berg (Abb. 81*c*).[3]) Also auch in diesem Falle kann über das Alter kein Zweifel bestehen.[4])

[1]) XXI. Amtlicher Bericht über die Vermehrung des westpreußischen Provinzialmuseums zu Danzig für 1900, S. 32.

[2]) Památky, XVIII, 1898—1899, S. 557—558, Nr. 19.

[3]) Památky, XVI, 1893—1895, S. 451, Nr. 2.

[4]) Ein Mittelglied zwischen den hier abgebildeten Typen und einer weit verbreiteten, aber noch nicht ganz genau datierbaren alten, offenbar aber frühbronzezeitlichen Kupferhammerform (Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit, I, IV, 2, 13. 14. u. s. w.) ist der bereits von Much in seiner »Kupferzeit« (2. Auflage, S. 44) erwähnte Kupferhammer mit gegossenem Stiel und reicher Strichverzierung von Göding oder Holitsch in Mähren (Časopis des Olmützer Museumsvereines, IV, 1887, S. 101—103).

Diese Axthämmer dürften übrigens räumlich nicht bloß auf die mährisch-böhmische und die nordwärts davon gelegene ostdeutsche frühbronzezeitliche Gruppe sich beschränken, sondern auch noch anderen Gebieten zukommen. Die von der »Société d'Émulation des Côtes du Nord« herausgegebenen »Trésors archéologiques de l'Amorique occidentale« bringen in ihrer 7. und 8. Lieferung einen ähnlich gegliederten, gestielten Axthammer aus Bronze, welcher aller Wahrscheinlichkeit nach noch dem ersten Abschnitt des Bronzealters einzureihen ist.[1]) Das Stück (Abb. 81*d*), dessen Gewicht 2007 *g* beträgt, stammt aus Kersoufflet (Gemeinde Faout) in Morbihan; über seine Fundumstände u. s. w. kann ich leider nichts Näheres angeben, da mir diese Veröffentlichung nicht zugänglich war. Mit voller Sicherheit vermag ich daher auch nicht dafür einzutreten, dass dieser Axthammer noch der frühen Bronzezeit angehört, obschon man in ihm eine gewisse Parallele zu den Schwertstäben mit gegossenem Stiel erkennen kann, eine Ansicht, die schon Much und Hoernes geäußert haben. Betrachtet man anderseits die jüngeren, hauptsächlich der übernächsten Stufe der Bronzezeit (Periode II nach Montelius' Classification) zuzuweisenden Axthämmer, die etwas geschweiften »ungarischen« Typen mit Knaufplatte und die Formen, die sich als specielle Arbeiten der nordwestdeutsch-skandinavischen Gruppe zu erkennen geben[2]), so fällt doch ein gewisser Unterschied zwischen allen diesen jüngeren Formen und der Waffe von Kersoufflet auf, während diese doch mehr wieder den oben namhaft gemachten frühbronzezeitlichen Typen sich nähert. Freilich darf man die frühbronzezeitlichen Waffen mit Stielloch nicht nach den aus dieser Stufe sonst noch bekannten, durch ihre Ornamentik zur Genüge charakterisierten, schweren ungegliederten Metallhämmern (die einfache durchlochte Steinbeile nachzuahmen scheinen)[3]) beurtheilen, denn diese Gattung muss bei einer Betrachtung des keineswegs an eleganten Typen armen Formenkreises des ersten Abschnittes des Bronzealters typologisch als auffallend primitiv gelten. Eine wieder etwas mehr gegliederte, aus der Donau- und der mitteldeutschen, ja selbst der norddeutschen Zone stammende Streitbeilform, große gerade Beile mit langen Schaftröhrenfortsätzen[4]), gehört doch auch wieder, wenigstens nach Ausweis des Depotfundes von Křtěnow in Böhmen, der frühen Bronzezeit an. Weiter kennt doch auch die Stufe der neolithischen Bandkeramik kupferne Hammerbeile, und dem Ende der Steinzeit oder eher dem Beginne der Bronzezeit mag auch eine andere Classe von gegliederten kupfernen Hammerbeilen mit oder ohne Schaftröhrenfortsatz[5]) angehören, welche typologisch, aber auch nur in der oberflächlichen Betrachtungsweise unserer Typologen, einzelnen »facettierten« Steinhämmern nahestehen. Jedenfalls, das wird man zugeben, besitzt die frühe Bronzezeit bereits einen hoch entwickelten Formenkreis, welcher nur dadurch verständlich wird, dass man für vorbronzezeitliche Perioden, für unsere verschiedenen neolithischen Stufen eine durch Funde ja auch gut bezeugte, lang andauernde Bekanntschaft mit den Metallen annimmt.

* * *

Um die hohe Entwickelung der Bronzecultur, welche sich schon in dem ersten Abschnitte des Bronzealters zu erkennen gibt, des weiteren zu illustrieren, lenken wir hier

[1]) Matériaux, XXII, 1888, S. 381, Fig. 191, 192.

[2]) Typen wie Soph. Müller, Ordning, Bronzealderen, 153 oder auch 96. — Mit dieser Classe von Beilen ist wohl auch ein Bronzehammer von Bannockburn in Stirlingshire (Proc. Soc. Antiqu. Scotland, VI, 1864—1866, S. 374; Anderson, Scotland in Pagan Times, Bronze und Stone Ages, 1886, S. 188, Fig. 98) in Verbindung zu bringen.

[3]) Wie Soph. Müller, Bronzealderen, 139.

[4]) Richlý, Bronzezeit in Böhmen, Taf. XIII.

[5]) Wie Alterth. unserer heidnischen Vorzeit, I, IV, 2, 13. 14. — Vgl. oben S. 108, Note 4.

die Aufmerksamkeit von neuem auf einen zwar schon mehrfach abgebildeten[1]), aber einem nahezu ganz vergessenen, wertvollen frühbronzezeitlichen Grabfunde der Schweiz entstammenden Gegenstand hin. Der hier als Fig. 82 wiedergegebene Bronzeflachcelt wurde im Jahre 1829 in einer aus unbehauenen Steinen gebildeten, mit einer flachen Platte bedeckten Steinkiste (von 10 Fuss Länge und 5 Fuss Breite) am Renzenbühl beim Dörfchen Buchholz unweit Strättlingen am Thuner See gefunden.[2]) In der Grabkammer lagen bei dem Skelet außerdem ein als Diadem bezeichnetes Bronzeblech, eine sehr viel jüngeren Gürtelhaken (der La Tène- und frühen Kaiserzeit) ähnliche Bronzegurtschnalle, eine Speerspitze (? — Dolchklinge ?), zwei Bronzenadeln (eine Rollennadel mit breiter Platte, eine Nadel mit kleiner Kopfscheibe und unterhalb dieser umgewickeltem Drahtfortsatz[3]) und mehrere mäßig starke Bronzeringe (wohl Halsringe). In der Nachbarschaft fand sich ein Jahr später ein analoges Skeletgrab; dasselbe ergab u. a. einen triangulären Dolch, dessen Griff zwischen dem Knauf und dem unteren Griffabschluss auf der Angel vier, einst Einsätze aus organischer Substanz trennende Scheiben trägt.

Das Flachbeil des ersten Grabes gehört in den Kreis der langgestreckten spatelförmigen Celte, die uns durch viele Funde aus dem Gebiet der Alpenzone und der nordwärts davon sich ausbreitenden Länder belegt sind. Aber als einziges unter allen Exemplaren zeigt es, meines Wissens wenigstens, eine Verzierung, welche es mit gewissen

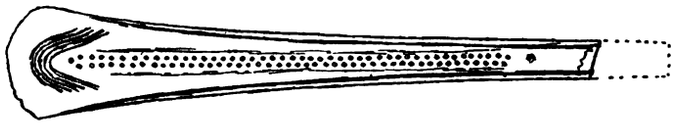


Abb. 82. Flachcelt vom Renzenbühl (1/4 n. G.).

Metallarbeiten des östlichen Mittelmeergebietes in Beziehung bringt. Seine Mittelrippe trägt Goldincrustation, zwei Reihen eingeschlagener Goldnägelchen, also können wir dieses Flachbeil als eine Parallele der eingelegten altmykenischen Bronzewaffen und der durch diese influenzierten ägyptischen Erscheinungen der Zeit des mittleren und vom Beginn des neuen Reiches bezeichnen. Im Kreise unserer frühen Bronzezeit, welche wir, wie bereits bemerkt, der Inselcultur gleichsetzen zu können glauben, sehen wir also schon sich technische Details entwickeln, die in der Folge im östlichen Mittelmeergebiete so hervorragende Metallarbeiten zeitigten.

Schmuck durch Goldnägelchen, allerdings nicht auf Metall, sondern auf organischer Substanz, ist uns aus der frühen Bronzezeit auch sonst noch bekannt. Der Griff eines von Hoare vor einem Jahrhundert in einem frühbronzezeitlichen Tumulus (Bush Barrow) bei Normanton in der Grafschaft Wilts gefundenen Bronzedolches ist reich durch Goldnägelchen decoriert.[4]) Reste solcher Verzierungsart kehren auch an einem Dolchgriff

---

[1]) Mortillet, Musée préhistorique, 1881, Nr. 747; Heierli, Urgesch. der Schweiz, S. 244, Fig. 226; Montelius (Chron. der alten Bronzezeit, S. 93, 105) erwähnt diesen Fund auch.

[2]) Mitth. d. Antiqu.-Ges. Zürich, II, 1844, 2. Abtheilung, S. 17—25.

[3]) Ein Typus, der unter den Funden vom Letten bei Zürich wiederkehrt (Mitth. d. Antiqu.-Ges. Zürich, XXII, 2 (1888), Taf. VI, 9; Zeitschrift für Ethnologie, XX, 1888, Taf. V, 41. — Ähnlich ist eine Nadel der Sammlung Nessel-Hagenau (Elsass) aus »Grabhügel 8 Donauberg«. Es sei hier bemerkt, dass Nessel auch sonst noch im Hagenauer Revier frühbronzezeitliches Material fand (z. B. im »Grabhügel 12 Donauberg«).

[4]) J. Evans, Bronze Implements etc., 1881, S. 232, Fig. 283; R. C. Hoare, Ancient Wiltshire, I, S. 202, pl. XXVII, 2.

aus einem gleichalterigen Tumulus mit Steinkiste unter Niveau bei Cruguel (Gemeinde Guidel) in Morbihan wieder, weiter fehlt sie auch sonst nicht auf Dolchen aus anderen derartigen Gräbern der Bretagne (Kergourognon und Port-an-Saoz)[1]. Diese Decoration von Dolchgriffen deckt sich mit derjenigen, die uns an dem Griff altmykenischer Dolche mit eingelegten Klingen aus den Schachtgräbern der Akropolis von Mykenä entgegentritt.[2] Weiter stimmt mit den goldverzierten Dolchgriffen der Bretagne und Englands technisch wieder vollkommen der Griff eines ägyptischen Dolches des Berliner Museums, der aus einem thebanischen Grabe des neuen Reiches stammt, überein.[3] Man ersieht daraus, dass auch derartiger Schmuck den östlichen Mittelmeergebieten nicht fremd war, wenngleich wir auch hier wieder nicht an eine zeitliche Parallele zu denken haben. Die Funde der vormykenischen Inselcultur beginnen eben ja erst etwas reichlicher aufzutreten, es ist also nicht ausgeschlossen, dass auch die griechischen Inseln uns noch unseren goldincrustierten Waffen des frühen Bronzealters zeitlich gleichzusetzende Gegenstücke liefern werden. Doch würde ein Mangel an solchen Parallelen aus dem Kreise der Inselcultur u. s. w. an sich nichts zu bedeuten haben, da diese in jeglicher Beziehung unserer frühen Bronzezeit nördlich der Alpen überlegen ist und der Umstand, dass die Gräber des ägäischen Kreises im allgemeinen nur sparsam mit Bronzen ausgestattet sind, unsere Beurtheilung der Inselcultur nicht ungünstig beeinflussen darf.[4]

* * *

In Montelius' Werk über den ersten Abschnitt des Bronzealters werden die Bronzenadeln, ja ganz allgemein die Schmucksachen der frühen Bronzezeit, welche allerdings in Norddeutschland und Skandinavien eine etwas untergeordnete Rolle spielen, nur oberflächlich berührt. Die Mehrzahl der frühbronzezeitlichen Nadeln ist zwar durch ihr häufiges Erscheinen in den Gräbern der liegenden Hocker Böhmens und Mährens bekannt genug, die Säbelnadeln mit Öhr auf der Kopfscheibe, die gestreckten oder stark säbelartig gekrümmten Rollennadeln, die kleinen spatel- und ruderförmigen Nadeln, die sogenannten »cyprischen« Typen, die Formen mit dicken, durchlochten Köpfen bieten nichts Neues mehr, obschon eine Zusammenstellung des Vorkommens der einzelnen Typen und ihrer Varianten immerhin einiges Interesse böte. Wir wollen hier nur eine etwas größere Form, welche wegen ihres ziemlich ausgedehnten Verbreitungsgebietes Beachtung verdient, hervorheben und im Anschluss daran auf andere größere Schmuckgegenstände der ersten Stufe des Bronzealters eingehen.

Zu den Leitformen des Inventars der frühbronzezeitlichen Gräber im oberen Rhônethale gehören große Bronzenadeln, welche mit einer in der Längsachse der Nadel liegenden großen, stets verzierten, ihrerseits nochmals umgerollten Scheibe abschließen (Abb. 83*a*)[5],

[1]) Revue archéologique, III. sér., XVI (1890), 337, Fig. 7—9, 320, 322. — Aus dem Grabe von Tanhouédou (Bourbriac) im Departement Côtes-du-Nord werden Lederreste mit Goldnägelchen erwähnt (ib. S. 321).

[2]) Ἐφημ. ἀρχαιολ., 1890, Tafel 7, 7.

[3]) Bastian-Voss, Bronzeschwerter der königlichen Museen in Berlin, 1878, XVI, 31. — Gefunden nebst einer Lederscheide zusammen mit einer Bronzeaxtklinge, einem Schleifstein, einem Elfenbeinarmring und einem Steinbüchschen bei einer Mumie, die ohne eigentliches Grab im Schutt bestattet war.

[4]) Es sei hier noch daran erinnert, dass in der norddeutsch-skandinavischen Gruppe aus jüngeren Stufen des Bronzealters und der älteren Hallstattzeit Metallarbeiten mit Goldeinlage, Goldplattierung u. s. w., welche man technisch, zum Theil wenigstens, mit den hier erwähnten mykenischen Arbeiten vergleichen kann, nicht fehlen.

[5]) Mehrere Abbildungen und die Nachweise für die übrigen Stücke finden sich in Heierlis Studie über die »Urgeschichte des Wallis« (Mitth. d. Antiqu.-Ges. Zürich, XXIV, 3, 1896).

ein Typus, der, wie man bisher wusste, in der norddeutschen Zone in allerdings jüngeren Stufen in gewisser Häufigkeit wiederkehrt. Im Laufe der letzten Jahre brachten uns neue Funde den Nachweis, dass die frühbronzezeitlichen Scheibennadeln, die an der oberen Rhône schon gar nicht selten auftreten, zu den in Mitteleuropa recht weit verbreiteten Formen zählen.

Aus dem mittleren Rheingebiet ist vor kurzem eine typische frühbronzezeitliche Scheibennadel bekannt geworden (Abb. 83 *b*)[1]. Das von einem Mainzer Antiquar erworbene Stück stammt angeblich aus Nackenheim (Kr. Oppenheim) in Rheinhessen, von wo es durch einen Händler jenem Mainzer Antiquar überbracht wurde. Vielleicht steht jedoch diese Nadel im Zusammenhang mit frühbronzezeitlichen Fundstücken, welche zu verschiedenen Zeiten durch den nämlichen Händler und denselben Antiquar in das Mainzer Museum gelangten und als deren Fundort das Gebiet westlich vom »Schänzchen« bei Dexheim (Kr.

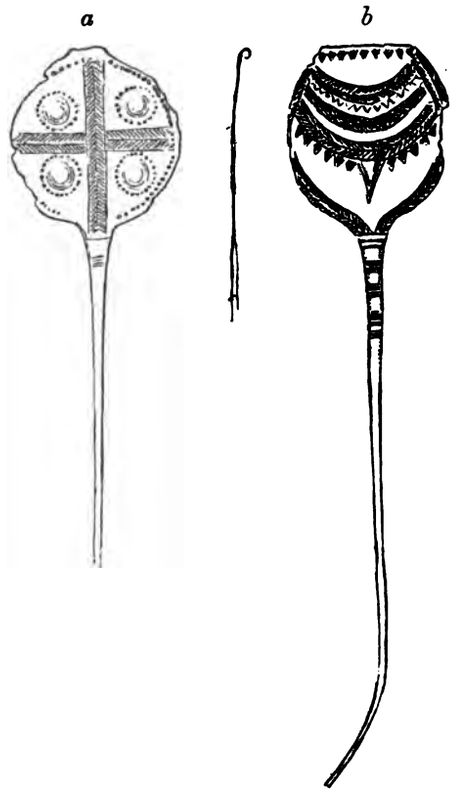


Abb. 83. Scheibennadeln: *a* aus Drône bei Savièse (1/2 n. G.), *b* aus Nackenheim (1/4 n. G.).

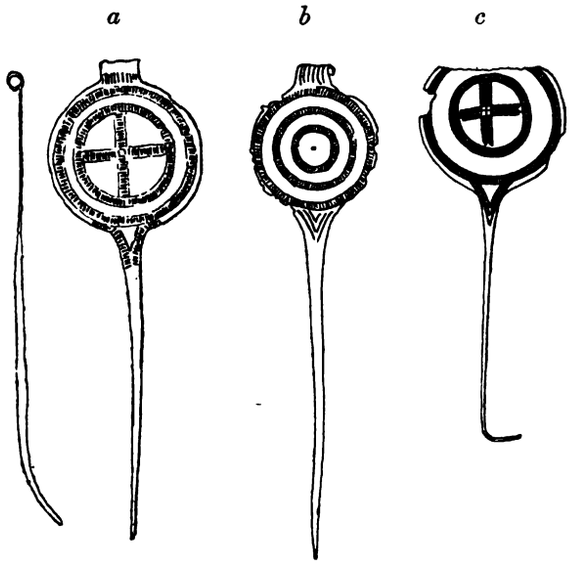


Abb. 84. Scheibennadeln: *a* aus Gáta, *b* aus Kamýk, *c* aus Unter-Rissdorf (1/2 n. G.).

Oppenheim), respective zwischen bei Dahlheim und Waldülversheim (Kr. Oppenheim) bezeichnet wurde. In früheren Jahren erwarb der Mainzer Alterthumsverein in zwei Gruppen rechteckige Bronzeblechplättchen mit umgerollten Schmalseiten, in der Größe sehr variierend, und Bronzeblechröllchen, und weiter neuerdings, mit derselben Fundortangabe Dexheim, wieder einen Plättchenschmuck nebst kleinen Nadeln mit etwa fünfeckiger oder mehr viereckiger, oben umgerollter Scheibe (»Rudernadeln«), einem Bronzedrahtring und einem großen Bronzehalsring mit umgerollten Enden. Möglicherweise gehört also die angeblich aus Nackenheim stammende Scheibennadel zu diesen Plättchen u. s. w., welche ihrerseits, obschon zu drei verschiedenen Malen angekauft, zusammen mit analogen Plättchen vom gleichen Fundorte im Museum zu Wiesbaden offenbar nur ein einziges großes oder günstigsten Falls zwei, durch den Finder oder den ersten Käufer zerstückelte Bronzedepots bilden.

[1]) Das Stück ist bereits in der Museographie der Westdeutschen Zeitschrift 1901 veröffentlicht worden.

Weiter nordwärts, in Nordwestdeutschland, lassen sich frühbronzezeitliche Scheibennadeln nicht mehr nachweisen, doch, wenn wir uns weiter nach Osten wenden, finden wir sie nochmals in einer ungefähr von Süd nach Nord streichenden Zone.

Die kleine frühbronzezeitliche Gräbergruppe in Oberungarn (im nördlichen Pannonien), welche als ein Anhängsel des niederösterreichisch-mährisch-böhmischen Kreises zu betrachten ist, wäre hier zunächst zu nennen. Das Flachgräberfeld von Gáta im Wieselburger Comitat ergab neben charakteristischen Gefäßen und Bronzen auch ornamentierte Scheibennadeln (Abb. 84*a*)[1]). Weiter ist uns dieser Typus auch aus Böhmen belegt. Hier ist es das oben schon erwähnte Hockergräberfeld von Kamýk (Bz.-H. Smichow), das eine ganz analoge Nadel lieferte (Abb. 84*b*)[2]). Endlich kann ich eine solche noch aus der Provinz Sachsen anführen, aus einem soeben von Prof. Grössler veröffentlichten frühbronzezeitlichen Depotfunde des schönen Museums in Eisleben.[3]) Das hier als Abb. 84*c* abgebildete Stück wurde beim Pflügen auf der »Unteraue« bei Unter-Rissdorf (Mansfelder Seekreis), angeblich zusammen mit einer (nicht erhaltenen) Leichenbrandurne (oder einem Thongefäß ohne Knochenreste?) entdeckt, und zwar in Gemeinschaft von drei ungewöhnlich großen Bronzehalsringen mit umgerollten flachen Enden, zwei stark säbelartig gekrümmten »cyprischen« Nadeln und einem dicken, gegen die mit kleinen Scheiben abschließenden Enden etwas verjüngten offenen Armringe, wie solche uns aus der frühen Bronzezeit ganz geläufig sind.

Die großen Scheibennadeln bilden ein schönes Beispiel für die Langlebigkeit prähistorischer Typen, so zwar, dass sie sich für eine gewisse längere Zeitdauer in mehreren benachbarten Stufen nachweisen lassen, und nicht in der eben so häufigen Art der Langlebigkeit, dass die Wiederkehr der Typen in Perioden, die durch längere oder kürzere Zeiträume getrennt sind, erfolgt. Die von uns hier zusammengestellten Stücke gehören, wie ihre Ornamentik oder die mit ihnen gefundenen Gegenstände bezeugen, der frühen Bronzezeit an. Der nächstfolgenden großen Stufe des Bronzealters, welche zwischen den specifischen Erscheinungen der Abschnitte I und II nach Montelius' Classification liegt und mit der älteren Phase der eigentlichen Hügelgräber-Bronzezeit Süddeutschlands und Böhmens zusammenfällt, sind Scheibennadeln zuzuweisen, die, in der süddeutschen Zone zwar fehlend, in Norddeutschland (vornehmlich in Hannover, Mecklenburg, Pommern und in der Nordhälfte der Mark) einige Bedeutung haben. Zum Unterschied von der Mehrzahl der älteren Stücke sind bei ihnen die Scheiben zu feinem, federndem Blech ausgehämmert und tragen dementsprechend, soweit unser Material bisher ein Urtheil erlaubt, nicht gravierte, sondern aus eingeschlagenen Buckeln und Punkten gebildete Muster. Anfänge dieser Verzierung zeigen sich, wie wir nachzuholen haben, bereits auf einigen frühbronzezeitlichen Nadeln von der oberen Rhône. Wichtig für die Datierung dieser norddeutschen Stücke sind die Depotfunde von Heinrichswalde bei Friedland (Mecklenburg-Strelitz), von Angermünde, Lemmersdorf und Arnimshain in der Ukermark und Clempenow bei Demmin in Vorpommern, weiter ein Grabhügelfund von Lehmke (Kr. Ülzen) im östlichen Hannover[4]), und vielleicht auch das Gräbermaterial von Schabernack in der Priegnitz. Gleichalterig damit ist in Süd- wie in Mitteldeutschland die breite Menge der Radnadeln, welche ihrerseits auch wieder ein sehr großes Verbreitungsgebiet einnehmen.

[1]) Arch. Értesitö, 1898, S. 149, Nr. 13.

[2]) Památky, XVIII, 1898—1899, S. 557—558, Nr. 1.

[3]) Mansfelder Blätter, XV, Eisleben 1901, S. 244—246, Tafel II. — Die Mehrzahl der Stücke des Fundes wurde analysiert, der Zusatz anderer Metalle zum Kupfer war stets ein sehr geringer.

[4]) v. Estorff, Die heidn. Alterth. von Ülzen, 1846, Tafel VIII, 1 (V, 25; VII, 16, 24); Alterth. uns. heidn. Vorzeit, II, III, 4, 2; R. Virchow, Das Grabfeld von Koban, 1883, S. 34; Nachr. über deutsche Alterthumsfunde, 1897, S. 7—10; Mitth. d. Ukermärk. Museums- und Geschichtsvereines, I, 1901, S. 4, 11.

Noch wieder jünger sind Scheibennadeln aus der norddeutschen Zone, welche durch ihre Kreis- und Spiralmuster deutlich den Stempel von Arbeiten der norddeutsch-skandinavischen Bronzezeit an sich tragen, und zwar vornehmlich solcher der Stufe II nach Montelius' Eintheilung[1]). Das östliche Hannover, das Gebiet zwischen der unteren Elbe und der unteren Weser, ergab in gewisser Anzahl solche Stücke, doch mögen sie auch in anderen Theilen am Südrande der norddeutsch-skandinavischen Gruppe nachweisbar sein. Die Ornamente der Scheibennadel von Marssel im Stadischen und einzelner Stücke aus der Gegend von Ülzen orientieren uns vollkommen über das Alter der Stücke; auch die Nadel von Sommerbeck (Kr. Bleckede)[2]), welche statt der Spiralen nur concentrische Kreise zeigt, wird man nach einem Vergleich mit nordischen Materialen der Abschnitte II und III (nach Montelius) zeitlich genau fixieren können. Entsprechend den großen Zierscheiben mit Kerbschnitt- und Spiralmustern dieses Kreises dürften diese Scheibennadeln lediglich durch Guss hergestellt sein. Vielleicht gehen in Süd- wie in Norddeutschland mit diesen späten Formen noch Radnadeln, die mit den Scheibentypen ja so nahe verwandt sind und lediglich Derivate der frühen Scheibennadeln vorstellen, parallel; allerdings lässt das augenblicklich zur Verfügung stehende Fundmaterial nicht sehr deutlich erkennen, ob die Radnadeln noch die Stufe II (Montelius') der skandinavischen Bronzezeit noch erlebt haben.

* * *

Ganz den Charakter der Scheibennadeln tragen auch noch andere frühbronzezeitliche Schmucksachen, Nadeln sowohl wie andere Ziergegenstände, deren große Flächen zumeist reich mit Ornamenten bedeckt sind, und die somit eine willkommene Bereicherung unserer Materialien für das Studium frühbronzezeitlicher Ornamentik bilden. Namentlich sind es die Gräber des oberen Rhônebeckens, welche derartige Dinge führen, doch auch aus Süddeutschland, Böhmen u. s. w. fehlt es nicht an analogen Metallarbeiten.

Unlängst hatte ich Gelegenheit, auf einige absonderliche süddeutsche Nadeltypen mit breiten Flächen hinweisen zu können.[3]) Im Augsburger Museum werden zwei »in der Paar bei Stätzling« (östl. Augsburg, Bez.-A. Friedberg, Oberbayern)[4]) gefundene, sicherlich aus fließendem Wasser oder noch eher aus Moorboden stammende Schmucknadeln aufbewahrt; die eine endigt mit einem sehr großen dreifachen Fortsatz, die andere trägt an der Seite ihrer breiten Fläche zwei kreisrunde Fortsätze. Wir bilden hier beide Stücke, welche sich durch Umrollung am »Kopfe« ebenso wie die Scheibennadeln als Parallelen der so vielgestalteten »Rollennadeln« zu erkennen geben, als Abb. 85 ab. Ein kleiner Depotfund von Daiting bei Donauwörth enthält eine mit dem Exemplar aus der Paar völlig übereinstimmende, jedoch unverzierte Dreizacknadel. Für die andere Nadel aus der Paar können wir aus den frühbronzezeitlichen Steinkistengräbern zwischen Aigle und Ollon im oberen Rhônethale (Canton Waadt)[5]) ein Gegenstück namhaft machen, das eine noch compliciertere Form, mit je zwei kreisrunden Fortsätzen an den Seiten, aufweist (Abb. 86). Die Stärke des Bronzebleches ist bei allen diesen Stücken wohl etwas

[1]) Alterth. uns. heidn. Vorzeit, II, III, 4, 3. (= Müller-Reimers, Fig. 82); v. Estorff, Tafel VIII, 2, 3.

[2]) Alterth. uns. heidn. Vorzeit, II, III, 4, 4.

[3]) Corr.-Bl. d. Deutsch. Anthr. Ges., XXXII, 1901, S. 57.

[4]) Bezüglich des Fundortes ist zu bemerken, dass Stätzling an der Ach, einem rechten Nebenflusse des Lech liegt; die Paar, ein rechter Nebenfluss der Donau, ist im Bez.-A. Friedberg immerhin noch 5 *km* von Stätzling entfernt.

[5]) Mitth. d. Antiqu.-Ges. Zürich, II, 1884, 2. Abth., S. 27, Tafel I, 2. — Die Localität, bei der diese Gräber zum Vorschein kamen, wird verschieden genannt (Vers-Chioz, Verschile, Verchi).

geringer als bei der Mehrzahl der frühen Scheibennadeln, wie schon die neben den gravierten Verzierungen auftretenden eingeschlagenen Punkte und Buckel beweisen.

Man spricht öfter von ruderförmigen Nadeln der frühen Bronzezeit, allerhand kleine Varianten der Scheibennadeln mit umgerolltem Ende, solche mit etwa ovaler oder mehr fünfeckiger oder rautenförmiger Platte versteht man allerdings meistens darunter. Außer diesen in Depot- wie in Grabfunden vom Rhein bis nach Ungarn hin verbreiteten Stücken fehlt es jedoch, wie uns einige Funde erkennen lassen, in der frühen Bronzezeit nicht an wirklich ruderförmigen Typen nach Art der kaukasischen, für die diese Bezeichnung zuerst verwendet wurde.

Bei Alt-Bydžow (Bez.-H. Neu-Bydžow) in Böhmen[1]) fand man in einem Thongefäß neben einem Flachbeil mit Randleisten, Armspiralen aus einfachem und doppelt genommenem Bronzedraht, merkwürdigen Drahtgehängen mit Blechscheibe, wie sie auch noch ein anderer

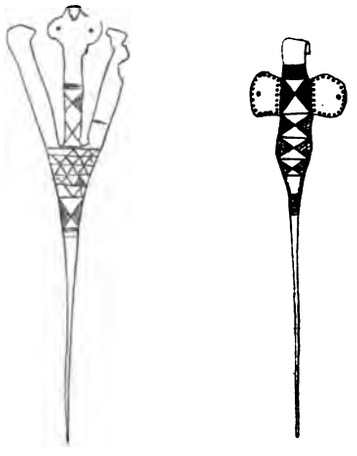


Abb. 85. Bronzenadeln aus der Paar bei Stätzling (1/3 n. G.).

Abb. 86. Bronzenadel aus Verchi (1/3 n. G.).

Abb. 87. Bronzenadel aus Alt-Bydžow (1/4 n. G.).

böhmischer Fund ergab, einem Armring mit verjüngten Enden und zwei großen Zierscheiben auch solche Rudernadeln in zwei Größen, die zum Theil noch Spuren der Verzierung tragen (Abb. 87). Dem oben schon erwähnten, unlängst vom Mainzer Alterthumsverein erworbenen Bronzefund (respective dem Theil eines solchen) aus der Gegend von Dexheim in Rheinhessen gehören außer kleinen Stücken mit mehr fünfeckiger Platte auch kleine Rudernadeln an.[2]) Etwas abweichende Form, nämlich eine geradezu rechteckige Platte, haben etwas größere Nadeln dieser Gattung aus einem Bronzedepot von Ercsi (Stuhlweißenburger Comitat) in Ungarn, die im Verein mit dicken Halsringen und Armspiralen, Zierbuckeln, Drahtröllchen, länglichen Blechen mit umgerollten Schmalseiten und herzförmigen Blechanhängseln, sowie ähnlichen, aber ausgeschnittenen Stücken (die wir als frühbronzezeitliche Vorläufer der in der folgenden Stufe in den Grabhügeln Bayerns und Böhmens so häufigen herzförmigen Anhänger zu betrachten haben) gefunden wurden.[3])

[1]) Památky, XVI, 1893—1895, S. 93—96, Tafel VII.

[2]) Abgebildet in der Museographie der Westdeutsch. Zeitschr. 1901.

[3]) Hampel, Bronzealter in Ungarn, XCIII, 1, 2.

In den folgenden Abschnitten des Bronzealters treten Rudernadeln nicht auf, wohl aber erscheinen sie wieder im älteren Eisenalter. In den kaukasischen Gräbern der älteren Kobanstufe stellen sie, obschon mannigfach variierend, gewissermaßen eine Leitform vor; sie sind hier einmal mit gut datierbaren Stücken der älteren Eisenzeit, wie Bogenfibeln u. s. w., und weiter mit hochalterthümlichen Formen von fast rein frühbronzezeitlichem Charakter, triangulären Dolchklingen, dicken Armspiralen, Fingerspiralen, Zierbuckeln, ja selbst Scheibennadeln alter Art vergesellschaftet. Befremdend ist dies im Kaukasus im ersten Drittel des letzten vorchristlichen Jahrtausends nachweisbare Wiederaufleben sehr viel älterer Typen nicht, es ist das ja nur eine Erscheinung, die auch in Mitteleuropa oftmals wiederkehrt. Gerade in Bezug auf die Rudernadeln können wir aus dem mitteleuropäischen Gebiet ein mit dem kaukasischen Vorkommen zeitlich sich ungefähr deckendes Wiederaufleben dieser Form constatieren, und zwar östlich des Unterlaufes der Weichsel, z. B. in den Funden von Fritzen im Samlande.[1]) Und halten wir

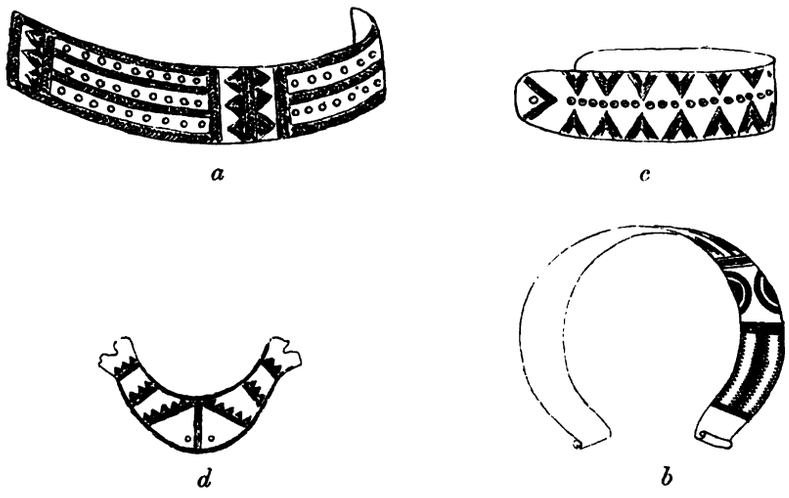


Abb. 88 Halsschmuck: *a* von Renzenbühl, *b* und *d* aus Conthey, *c* aus Rame (1/4 n. G.).

in noch jüngeren Abschnitten Umschau, so fehlt es im ostbaltischen Gebiet selbst im ersten Jahrtausend nach Christi Geburt nicht an Dingen, welche typologisch auf die Ruder-, oder allgemein gesagt auf die Scheibennadeln zurückgeführt werden können.

Außer Nadeln tragen auch noch andere Schmucksachen der frühen Bronzezeit Mitteleuropas, Hals-, Brust- und Gürtelschmuck u. s. w., reiche Verzierung. Große langgestreckte Bleche des Halsschmuckes, die als »Diademe« bezeichnet werden und die Vorläufer der in der norddeutsch-skandinavischen Gruppe in den vier folgenden Stufen erscheinenden Halsbergen (»Diademe«) sein mögen, liegen in mehreren Exemplaren aus Gräbern des ersten Abschnittes des Bronzealters vor. Der oben erwähnte Grabfund vom Renzenbühl bei Burgdorf am Thuner See enthielt ein derartiges, typisch ornamentiertes rechteckiges Blech (Abb. 88 *a*).[2]) Weiter ergaben die Gräber des oberen Rhônethales solchen Schmuck.[3]) Ein hier als Abb. 88 *b* abgebildetes Stück aus Conthey (Wallis), dessen Ornamentik wegen der Bogenstellungen als beachtenswert gelten darf, verjüngt sich etwas an den Enden, die zudem umgerollt sind. Ein zweites, mit ähnlichem Bogenmuster verziertes

[1]) Sitz.-Ber. der Prussia 1885—86, S. 5—6, Tafel I; Katalog des Prussia-Museums, I (1883), S. 35 bis 36, Nr. 225; Zeitschr. für Ethn., XVIII, 1886, Verhandl., 382—383.

[2]) Mitth. d. Antiqu.-Ges. Zürich, II, 1884, 2. Abth., S. 17 fg., Tafel I, 9.

[3]) Mitth. d. Antiqu.-Ges. Zürich, XXIV, 3, 1896, Tafel III 4—6.

Blech vom nämlichen Fundplatze ist hingegen genau rechteckig, ein dritter, verwandter Halsschmuck aus Conthey besteht aus einem Ring von rundem Querschnitt, dessen umgerollte Enden auf ein größeres Stück hin breitgehämmert sind und hier wieder eine typische Verzierung tragen. Ein ähnliches, nur kleineres, etwa rechteckiges Blech mit Löchern an den Enden (Abb. 88 *c*) wurde bei einem Skelet in einer kleinen Felsgrotte bei Rame (Departement Hautes-Alpes) gefunden[1]), zusammen mit einer triangulären Dolchklinge, einem spatelförmigen Celt, einem Bärenzahn und anderen Gegenständen, die verloren giengen (genannt werden ein Goldblech und ein »Helm« — offenbar andere Bronzeblechbänder oder dgl.).[2])

Einer anderen Gattung von Halsbergen gehört das aus einem Hockergrabe bei Welwarn (Bez.-H. Schlan) in Böhmen stammende große Bronzeblech an.[3]) Ohne Zweifel bildet diese Form, als Parallele der westeuropäischen mondsichelförmigen Halsschmuckplatten aus Gold (die von den britischen Inseln wie aus Westfrankreich und Dänemark bekannt sind), einen Vorläufer der im skandinavischen Gebiet in jüngerer Zeit (Montelius III) nicht seltenen großen Hals- oder Brustplatten (wie Worsaae, Nordiske Oldsager, 226).

Aus den Gräbern des oberen Rhônethales haben wir noch andere ornamentierte Schmuckplatten namhaft zu machen.[4]) Ein mondsichelförmiges Blech, zum Aufheften be-

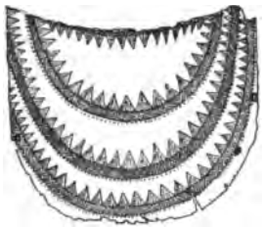


Abb. 89. Schmuckplatte aus Verchi (1/3 n. G.).

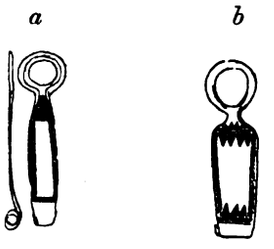


Abb. 90. Bronzeschmuck *a* aus Verchi, *b* aus Drône bei Savièse (1/4 n. G.).

stimmt (Abb. 88 *d*), stammt aus Conthey (Wallis), die Steinkistengräber zwischen Aigle und Ollon (Waadt) lieferten mehr halbmondförmige Platten mit dem typischen Wolfszahnmuster und Streifen mit gekreuzter Schraffierung (Abb. 89). Auf demselben Friedhofe fand man auch Hängeschmuck, längliche Platten, welche an dem einen Ende mit einem Ring abschließen, während das andere umgerollt ist, Stücke, wie sie in den Gräbern von Drône bei Savièse (Wallis) wiederkehren (Abb. 90).

Die frühbronzezeitlichen Funde der Rheinlande haben bisher analoge Schmucksachen nicht aufzuweisen. Wohl kennen wir vom Rhein in genügender Fülle die auch in Ungarn nicht fehlenden rechteckigen Blechplättchen mit umgerollten Schmalseiten (wohl Gürtelschmuck, zu dem einzelne besonders kleine Exemplare der »Rudernadeln« vielleicht als Anhänger gehörten), doch tragen diese überhaupt keine Verzierung oder nur eine solche aus eingeschlagenen Punkten. Hingegen haben wir wieder aus der bayerischen und böhmisch-schlesischen Gruppe der ersten Stufe des Bronzealters verschiedenartige Schmuckbleche

[1]) Materiaux etc., XIII, 1878, S. 155, Fig. 89; Mortillet, Musée préh., Nr. 750.

[2]) Vielleicht kehren diese »Diademe« in Ungarn wieder. Ich erhielt vor kurzem Nachricht, dass bei Csabrendek (Comitat Zala) ein derartiges »Diadem« (mit Bogenstellungen u. s. w. verziert) mit anderen, anscheinend sehr alten Bronzen in einem Skeletgrabe gefunden wurde, jedoch bin ich mir über die Zeitstellung dieser Bronzen nicht im reinen, da ich die Stücke nicht aus eigener Anschauung kenne.

[3]) Památky, XV, 1890—92, Tafel XI, 7; Píč, Čechy předhistorické, I, 1899, Tafel VII, 7.

[4]) Mitth. d. Antiqu.-Ges. Zürich, II, 1844, 2. Abth., S. 27, Tafel I, 1, 3; XXIV, 3, 1896, Tafel, II, 2, 12; J. B. Waring, Stone monuments, tumuli and ornament of remote ages, London 1870, pl. 90, 2.

zu erwähnen, welche ganz den bisher betrachteten entsprechen. In dem oben bereits kurz charakterisierten Depotfund von Alt-Bydžow in Nordböhmen liegt eine kreisrunde ebene Bronzeblechscheibe mit kegelförmig vortretenden Buckel in der Mitte, um den in concentrischer Anordnung aus einem gestrichelten Band und Wolfszahnmuster gebildete Streifen laufen.[1]) Der Durchmesser der Platte beträgt 11 *cm*, zwei Löcher neben dem kegelförmigen Buckel deuten an, dass sie zum Aufheften bestimmt war, diese Form ist also wohl als ein Vorläufer der viel jüngeren großen kreisrunden Gürtelplatten der nordwestdeutsch-skandinavischen Bronzegruppe aufzufassen. Zwei gleiche, nur noch größere Schmuckscheiben von 15·2 *cm* Durchmesser (Abb. 91) stammen aus dem Bronzedepot von Iser-Vtelno (Bez.-H. Jungbunzlau) in Nordböhmen, welches außer Armringen mit verjüngten Enden aus Bronze und einer sehr hellen Legierung (»Weißmetall«), zwei Armspiralen und zusammengewundenen Drahtstücken auch einen vielleicht als Ohrring anzusprechenden Hängezierat mit kreisrundem Bronzeblech an einem Draht (von einem ja schon aus Alt-Bydžow erwähnten Typus) enthielt.[2]) Zwei analoge kreisrunde Scheiben

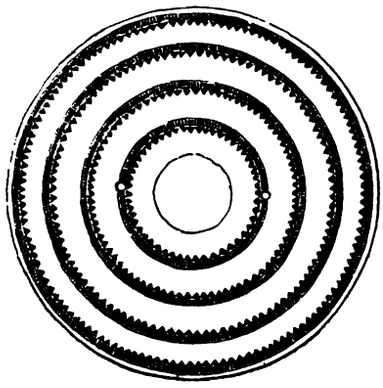


Abb. 91. Schmuckscheibe aus Iser Vtelno (1/3 n. G.).

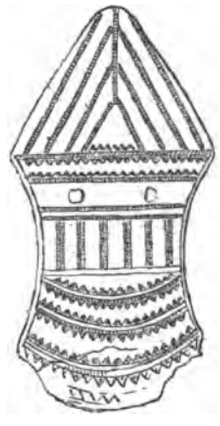


Abb. 92. Schmuckplatte aus Alt-Bydžow (1/3 n. G.).

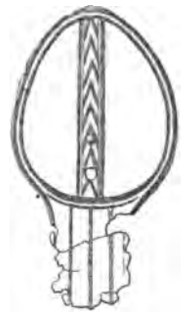


Abb. 93. Schmuckblech aus Zedlitz (1/4 n. G.).

mit derartigem Wolfszahnornament um einen großen Buckel in der Mitte begegnen uns noch in einem schönen Moorfund von Honsolgen (Bez.-A. Kaufbeuren) im bayerischen Schwaben. Auch die bekannten »ungarischen Goldscheiben des Kupferalters« werden wir hier anzufügen haben, wenigstens zeigt der Depotfund von der »Langen Wand« bei Wiener-Neustadt, dass diese Goldbleche der frühen Bronzezeit nicht fernstehen können.

Der Bronzefund von Alt-Bydžow lieferte noch eine anders gestaltete, wieder in den Kreis dieser Arbeiten gehörende, in der üblichen Art reich ornamentierte Schmuckplatte (Abb. 92). Diese, die stattliche Länge von 17 *cm* erreichend, erscheint aus einem nahezu gleichseitigen Dreieck und einem Rechteck mit einer convexen Schmalseite und concaven Langseite gebildet, zwei große Löcher, die ziemlich in der Mitte der Platte in einiger Entfernung von einander angebracht sind, deuten an, dass das Stück wohl als Verkleidung eines Gürtels oder als Gewandschmuck Verwendung fand. Demselben Zweck mochte ein leider nur unvollständig erhaltenes (jetzt 16 *cm* langes) Bronzeblech (Abb. 93) aus dem Depotfund von Zedlitz (Kr. Steinau) in Niederschlesien[3]) dienen. Die aus einer ovalen Fläche mit sich daran anschließendem Rechteck von kleinen Dimensionen gebildete Platte

[1]) Památky, XVI, 1893—95, Tafel VII, 4.

[2]) Památky, XII, 1882—84, S. 435—39, Tafel XIX, 1—11; Richlý, Bronzezeit in Böhmen, Tafel XLII.

[3]) Schlesiens Vorzeit, VI, 1896, S. 341 u. f.

zeigt neben einem kleinen Buckel ein Loch zum Aufheften; ihre Verzierung weicht etwas von der sonst üblichen ab, wie eine Betrachtung des mit Sparren gefüllten breiten Bandes in der Längsachse zeigt. Dieser Fund von Zedlitz enthielt, wie noch erwähnt sei, außerdem Bronzedrahtrollen, ein Bernsteinstück, ein Flachbeil mit Randleisten und einige, aus einer langen schmalen Blechplatte mit sich daran anschließendem Draht gebildete, offenbar als Ohrgehänge aufzufassende Ringe in der Größe eines Kinderarmbandes, während andere gleichartige Stücke nach Art der Spiralrollen des Halsschmuckes zusammengewunden sind.

Den langgestreckten Bronzeplatten von Alt-Bydžow und Zedlitz könnte man vielleicht noch ein großes ornamentiertes Bronzeblech vom Burgberge (Schellenburg) bei Jägerndorf in Österreichisch-Schlesien[1]) an die Seite stellen wollen. Wir finden hier dieselben Motive, die uns nun schon so oft begegnet sind, wieder, jedoch in Gemeinschaft mit Elementen, die für die frühe Bronzezeit ganz ungewöhnlich sind und eher auf die Hallstattzeit hindeuten. Im Grunde sind die Muster der frühen Bronzezeit weiter nichts als »alteuropäische«, vom jüngeren Steinalter bis in verhältnismäßig sehr junge Zeiten nachweisbare Ornamente, die, zum Theil wenigstens, in jeder Stufe der Vorzeit erscheinen können. Ebenso könnte man auch die Zierscheiben aus dem Bronzefunde von Grehin-Gradac in der Herzegowina oder runde Zierbleche aus Gräbern vom Glasinac in Bosnien auf Grund ihrer Verzierung dem ersten Abschnitt des Bronzealters zuweisen wollen, doch, sowenig das in diesem Falle zulässig ist, so wenig dürfen wir es auch für die Platte von Jägerndorf in Anwendung bringen wollen.

Allen den bisher betrachteten frühbronzezeitlichen Schmucksachen, die Scheibennadeln eingeschlossen, wird man trotz ihres großen Verbreitungsgebietes (Alpen-, süd- und mitteldeutsche Zone) einen engen Zusammenhang, eine nahe Verwandtschaft nicht absprechen können, auch diese Metallarbeiten vermögen darzuthun, dass die frühe Bronzezeit in Europa sich für sehr große Strecken nahezu homogen abgelagert hat. Wenn auch aus dem Süden, aus der Mittelmeerzone, derartiges noch nicht bekannt geworden ist, so fehlt es an verwandten Erscheinungen jedoch nicht aus dem westeuropäischen Kreis. Vor allem sind es die großen goldenen, meist reich verzierten Halsberge der Britischen Inseln und Westfrankreichs, welche hier zu nennen wären. Auffallenderweise versagt wieder die eigentliche skandinavische Gruppe (die skandinavischen Länder und die Gebiete am Südrand von Ost- und Nordsee) bezüglich derartiger Schmucksachen nahezu vollständig, vielleicht jedoch nur aus dem Grunde, weil hierselbst Grabfunde des ersten Abschnittes des Bronzealters noch zu großen Seltenheiten zählen und die Bronzezeitgräber hier vorläufig, ähnlich wie bis vor kurzem auch in Süddeutschland, erst mit der folgenden Stufe (welche zwischen den Abschnitten I und II Montelius' steht) deutlich einsetzen. Doch fehlen in dieser Gruppe Arbeiten, die den von uns besprochenen anzureihen wären, schon jetzt nicht ganz. So z. B. enthielt ein größerer frühbronzezeitlicher Depotfund von Wonsosz (Kr. Schubin) in Posen[2]) ein mit einem Häkchen versehenes, langgestrecktes Ohrgehänge aus Goldblech, das wir zwar nicht aus den südlichen Theilen Mitteleuropas, wohl aber aus Westeuropa, z. B. aus einem Steinkistengrabe von Orton (Grafschaft Elgin, Schottland)[3]), kennen. Die für ganz Norddeutschland, von Hannover bis Posen, belegten Schmuckplatten

[1]) Much, Präh. Atlas, LXXVII, 1. — Ich bin geneigt, die Platte von Jägerndorf lediglich als eine nördliche Umbildung der Bronzeblechgürtel des Villanovakreises aufzufassen.

[2]) Jahrb. d. Hist. Ver. f. d. Netzedistrict, Bromberg 1892, Tafel I; Montelius, Chron. d. ält. Bronzezeit, S. 35, Fig. 85.

[3]) Proc. Soc. Antiqu. Scotland, VIII, 1868—1870, S. 30; Evans, Bronze implements etc. 392, Abb. 492; Anderson, Scotland in Pagan Times, Bronze and Stone Ages, 1886, S. 65.

mit zwei wohl im Guss imitierten, starken, spitzen, für ein Öhr der Rückseite auf der Vorderseite angebrachten Nietköpfen[1]) entfernen sich zwar schon etwas mehr von den hier aufgezählten Schmucksachen, doch haben sie sonst ganz den Charakter anderer frühbronzezeitlicher, ganz allgemein verbreiteter Arbeiten. Die starken Stachel auf der Vorderseite dieser meist aus »Weißmetall« bestehenden Platten entsprechen ganz den Nietköpfen, wie wir sie von unseren Schwertstäben, einzelnen Dolchen oder Bronzeäxten kennen, und die Form der Platten selbst erinnert wieder auffallend an das verzierte Bronzeblech aus dem Depotfunde von Alt-Bydžow. Andere größere Schmuckgegenstände von mehr nördlicher Verbreitung hingegen, so die in Norddeutschland verhältnismäßig häufigen und auch aus den Gräbern vom Aunětitzer Typus stammenden manchettenartigen großen Armbänder, wird man kaum noch den oben besprochenen Bronzen aus der Alpen- und der süd- und mitteldeutschen Zone gleichstellen können, sondern vielmehr nach anderen Gesichtspunkten zu beurtheilen haben.

* * *

Aus Oberolm (Kr. Mainz) in Rheinhessen besitzt der Mainzer Alterthumsverein einen angeblich aus einem Grabe stammenden frühbronzezeitlichen Fund, der sich aus rechteckigen Bronzeplättchen mit umgerollten Schmalseiten, Bronzeblechröhrchen, kleinen Knöpfen mit ><-förmiger Durchbohrung Scheiben und Ringen aus Elfenbein und zahlreichen Schnecken gehäusen zusammensetzt.[2]) Die Plättchen und Röllchen dieses Fundes bieten nichts Außergewöhnliches; die Formen der kleinen Knöpfe und Ringe aus organischem Material kehren in einigen frühbronzezeitlichen Grabfunden der Rheinlande wieder[3]), wie ich bereits an anderer Stelle dargelegt habe, ><-förmig durchbohrte Knöpfe aus verschiedenem Material, welche ja bereits in der jüngeren Steinzeit vorkommen, finden sich auch noch in gleichalterigen Gräbern anderer Gebiete. Eine singuläre Erscheinung sind jedoch die im Oberolmer Funde in drei Exemplaren vertretenen Scheiben (Abb. 94) mit seitlicher Durchbohrung (seitlich durchlochte niedrige Cylinder, welche sich in der Form ungefähr mit den Skarabäoiden sehr viel jüngerer Zeiten vergleichen lassen, nur dass bei ihnen Ober- und Unterseite eben sind, während bei den Skarabäoiden eine Fläche etwas gewölbt ist. Zwar

Abb. 94. Scheibenperlen aus Oberolm (1/2 n. G.).

[1]) Zu den bisher aus der Literatur bekannten, auch von Montelius erwähnten Platten dieser Art von Punitz (Provinz Posen) und Cummeltitz (Niederlausitz) haben wir noch ein Exemplar aus einem schönen Depotfunde aus dem Fiener Bruch bei Tucheim (Kr. Jerichow I, nordöstlich von Magdeburg) und drei Stücke aus einem Depot von Marweddel (Kr. Dannenberg) im östlichen Hannover (Zeitschr. d. Hist. Ver. f. Niedersachsen, 1863, S. 382; Müller-Reimers, Vor- u. frühgesch. Alterthümer Hannovers, S. 136) nachzutragen.

[2]) Westdeutsche Zeitschr., XX, 1901, Corr.-Bl., 12 (Sp. 25).

[3]) Westdeutsche Zeitschr., XIX, 1900, Corr.-Bl. 82 (Sp. 205—208). — Mir ist eben erst der Nachweis gelungen, dass diese rheinischen Schmucksachen aus Elfenbein verfertigt sind. Noch deutlicher als bei den Perlen, Knöpfen u. s. w. aus Oberolm ist die Elfenbeinstructur bei einem großen Ringe aus dem Skeletgrab von den »Neunmorgen« bei Nierstein. Zweifellos bestehen auch die anderen derartigen Gegenstände unserer hessischen Funde (Perlen und Knöpfe aus Klein-Gerau; Ringstücke aus dem genannten Niersteiner Grabe; ein großer Ring nebst Ringfragmenten, und weiter wohl auch zwei Nadeln vom »Adlerberg« bei Worms) aus Elfenbein. Leider lässt sich vorläufig noch nicht feststellen, ob hier recentes afrikanisches oder fossiles einheimisches Elfenbein (Mammut, Mastodon) vorliegt. In Anbetracht des Umstandes, dass am Rhein die Gräber dieser Stufe auch einheimische Fossilien als Schmucksachen führen, so wie es auch in der jungneolithischen Stufe der Bandkeramik der Fall ist, darf es also nicht als ausgeschlossen gelten, dass das Rohmaterial dieser Gegenstände einheimisches fossiles Elfenbein ist, welches ja das Mittelrheingebiet in Fülle liefert. Einige Stücke gleichen in ihrem rissigen Aussehen mehr unserem fossilen Elfenbein, andere entfernen sich von diesen jedoch ganz erheblich.

fehlt es nicht an ähnlichen scheibenförmigen Schmuckperlen aus der ersten Stufe des Bronzealters (aus Bernstein u. s. w.), doch sind diese Stücke, so weit ich das einschlägige Material überschauen kann, nie seitlich, sondern in der Achse des Cylinders durchlocht.[1]) Zweifellos ist dieser Typus nicht eine mitteleuropäische Erfindung, sondern geht auf Vorbilder der Mittelmeerzone zurück, seien es nun schmucklose Perlen aus hartem Stein u. s. w. oder geschnittene Steine.[2]) Allerdings fällt es im Augenblick schwer, aus dem östlichen Mittelmeergebiet oder etwa aus den frühbronzezeitlichen Gräbern Siciliens oder der iberischen Halbinsel vollkommen übereinstimmende Gegenstücke namhaft zu machen, einige Verwandtschaft wenigstens bekunden jedoch schon Perlen aus Gräbern der Inselcultur, vielleicht bieten auch ägyptische Funde Vergleichsmaterial, obschon das gewöhnliche ägyptische Perlenmaterial Ähnliches nicht aufzuweisen hat. Trotz des augenblicklichen Mangels an Parallelen aus dem Süden werden wir daran festhalten müssen, dass auch der Steinschmuck u. s. w. der östlichen Mittelmeerländer selbst für die Länder nördlich der Alpen von Bedeutung war und auch bezüglich dieser Gattung von Altsachen Spuren der Einwirkungen des Südens auf den Norden zu constatieren sind. Was wir hier mehr vermuthungsweise äußern, wäre ohne weiteres völlig in unserem Sinne entschieden, wenn sich feststellen ließe, dass diese Scheiben u. s. w. aus Oberolm, wie es den Anschein hat, aus recentem afrikanischen Elfenbein verfertigt sind. Denn da Elfenbein zu den am Nordrande der Mittelmeerzone schon in der frühen Bronzezeit bekannten Materialien zählt, wie die spanischen und ägäischen Funde es darthun, nachdem es übrigens in Ägypten bereits in noch älteren Abschnitten so reiche Verwendung gefunden hatte, wie die Königs- und Privatgräber der Zeit vor Menes und der ersten drei Dynastien zeigen, fällt es nicht in den Bereich der Unmöglichkeiten, dass die Oberolmer Perlen aus importiertem Elfenbein bestehen könnten.

Beziehungen zu den östlichen Mittelmeerländern, Parallelen zu Fundstücken aus dem Kreise der Inselcultur u. s. w. lassen sich für den Perlenschmuck der west- und südwesteuropäischen frühen Bronzezeit eher nachweisen, als es für Mitteleuropa mit seinen monotonen Bernsteinperlen der schlesisch-böhmisch-mährischen Gruppe, seinem Beinschmuck von der oberen Donau und vom Mittelrheingebiet zur Stunde möglich ist. In den Gräbern der iberischen Halbinsel und Südfrankreichs finden sich nicht gerade selten Perlen und Anhänger aus allerhand mehr oder minder kostbarem Steinmaterial, hierin ist ein Parallelismus in der Ausstattung frühbronzezeitlicher Gräber des europäischen Kreises und der Gräber der Inselcultur (und der sicilischen Funde der Castelluccio-stufe) nicht in Abrede zu stellen, und zwar gelten diese Parallelen, soweit das südwesteuropäische Material in Betracht kommt, lediglich für den Beginn des Bronzealters, nicht mehr aber für jüngere Stufen. Weiter lassen sich die Formen einzelner Perlen und Anhängsel aus derartigem Steinmaterial auch nur wieder mit Erscheinungen des Kreises der Inselcultur vergleichen; wir erinnern hier nur an die geflügelten Perlen der frühbronzezeitlichen Steinkistengräber Süd-Frankreichs.[3])

Aus dem Funde von Oberolm haben wir noch die Schneckengehäuse, denen die Spitze abgeschnitten ist, um eine Verwendung als Perlen zu ermöglichen, hier zu er-

[1]) Den Scheiben aus Oberolm entsprechende, jedoch viel jüngere Stücke aus Bernstein kenne ich aus Norddeutschland (z. B. Fund von Riensförde, Mus. Stade, oder von Altnicken, Phys.-Ök. Ges. Königsberg).

[2]) Unter den offenbar orientalischen Schmuckperlen nachrömischer Zeiten ist diese Form mit vielen anderen uralten Typen vertreten.

[3]) Man vergleiche z. B. die Perlen Ἐφημ. ἀρχαιολ. 1898, Tafel 8 mit den Stücken bei Cartailhac, La France préhistorique, S. 252, Fig. 122, 123, Mortillet, Musée préhistorique, 640—642. Matériaux etc., V, 1869, pl. 13, oder Much, Kupferzeit, 2. Aufl., S. 110, 111. — Aus einem Pfahlbau der »mittleren Steinzeit« bei Mörigen (Bieler See) stammen analoge Steinperlen (IX. Pfahlbaubericht, Tafel XVIII, 11), welche aller Wahrscheinlichkeit nach erst frühbronzezeitlich, nicht neolithisch sind.

wähnen. Wir wissen, dass in der frühen Bronzezeit, ähnlich wie in der jungneolithischen Stufe der Bandkeramik, Schmuck aus Muschelschalen oder Schneckengehäusen einigermaßen reichlich Verwendung fand. Mehrfach begegnen wir in den Gräbern der Schweiz. der Rheinlande und Böhmens kleinen Pectunculusschalen; soweit ich bisher Originale zu Gesicht bekam, handelt es sich bei diesen um fossile Stücke, aber auch Schalen recenter Arten werden erwähnt. Dazu kommen nun für die süddeutsche Zone aus dem Funde von Oberolm Gehäuse einer recenten Mittelmeerschnecke, welche als die weitverbreitete Columbella rustica des Mittelmeeres (und der westafrikanischen Küste) bestimmt werden konnte. Die Gräber des oberen Rhônethales führen die nämliche Species, den Stücken ist regelmäßig, wie es auch in dem rheinhessischen Funde der Fall ist, die Spitze abgeschnitten.[1]) Weiter kehrt die Art Columbella rustica (vielleicht noch mit anderen Collumbellen) in den frühbronzezeitlichen Steinkisten Südfrankreichs wieder, Chantres Zusammenstellung der Inventare von 147 Dolmen dieser Stufe aus dem Bereich der Cevennen nennt Columbellen aus den Dolmen bei Campestre-et-Luc (Gard), Saint-Beauzély, Saint-Jean-d'Alcapiet, Saint-Rome-de-Tarn und Sauclières (Aveyron). Vielleicht liegen auch aus den iberischen Gräbern der ersten Stufe des Bronzealters Columbellen vor. Die Gebrüder Siret erwähnen im Text ihres Werkes über ihre Ausgrabungen an der Südostküste Spaniens zwar diese Schnecke nicht, sondern sprechen von der Gattung Conus, ohne jedoch genauer die Species zu bezeichnen. Es lässt sich somit nicht erkennen, ob diese Bestimmung auf das Urtheil eines Fachmannes zurückgeht. Die Abbildungen der betreffenden Stücke in ihrem Werke sprechen ebenso gut für Columbella wie für Conus. Doch. da die südfranzösischen Gräber dieser Stufe auch die Gattung Conus führen (neben Dentalium, Cerithium, Buccinum, Cardium, Bucardia [Isocardia?], Pectunculus und Pecten). weiter auch Conus aus den Gräbern der Remedellogruppe gemeldet wird (neben Unio und Cardium), ist es an sich ganz nebensächlich, ob nun wirklich in der frühen Bronzezeit an der spanischen Küste noch eine andere, selbst in Mitteleuropa nachweisbare Mittelmeerschnecke Verwendung fand oder nicht.[2])

* * *

Im europäisch-prähistorischen Kreise spielt eine primitive Plastik schon im jüngeren Steinalter eine nicht unwesentliche Rolle. Soweit wir heute die plastischen Denkmäler neolithischer Zeiten genau datieren können, handelt es sich vornehmlich um eine Stufe des jüngeren Steinalters, die ihrerseits innige Beziehungen zu den ältesten Culturcentren der östlichen Mittelmeergebiete verräth. Nach dem heutigen Stande unserer Kenntnisse verschwindet in Mitteleuropa für die Bronzezeit diese Plastik nahezu gänzlich, um erst mit Beginn des Eisenalters wieder aufzuleben. Doch lassen sich für einzelne Stufen des mitteleuropäischen Bronzealters wenigstens Spuren einer Plastik nachweisen, und zwar kommt gerade der Beginn und weiter auch der Schluss des eigentlichen Bronzealters in Betracht. Was wir an derartigen Altsachen mit einiger Bestimmtheit der frühen Bronzezeit zuweisen zu können glauben, sei hier kurz zusammengestellt.

Der bekannte Depotfund von Bythin (Kr. Samter) in Posen[3]) enthält außer schweren Kupferbeilen (ohne Randleisten) zwei kupferne oder bronzene Rinderfigürchen, die einst

---

[1]) Mitth. d. Antiqu.-Ges. Zürich, XXIV, 3, 1896, S. 107, 111, 122.

[2]) Columbella rustica fehlt, wie noch erwähnt sei, nicht unter den Mollusken der ligurischen Höhlenfunde.

[3]) Album przedhistorycznych zabytków etc. w muzeum towarzystwa przyjaciół nauk w Poznaniu, I, 1893, Tafel VII.

zu einem Gespann vereinigt gewesen waren (Abb. 95 *a*). Hebt sich zwar dieser Fund auch vollkommen von unseren üblichen frühbronzezeitlichen Depotfunden mit Randleistencelten u. s. w. ab, so beansprucht er nach meinen Dafürhalten deswegen doch nicht ein sehr viel höheres, etwa gar vorbronzezeitliches Alter, sondern deutet, ebenso wie der Fund von der »Langen Wand« bei Wiener-Neustadt, auf ein Gebiet hin, das Beile mit Randleisten u. s. w. überhaupt, ja auch in sehr viel jüngeren Abschnitten, verschmähte. Zwei analoge Stierfiguren stammen nach Montelius' Mittheilung aus der Bretagne, aus einem Depotfunde von Châtillon-sur-Seiche (Dep. Ille-et-Vilaine), welcher auch alte Bronzebeile mit Randleisten, also frühbronzezeitliche Typen, enthielt.[1])

Bei einer weiteren Umschau nach gleichalterigen Figürchen finden wir in der Mittelmeerzone unter den Bronzen der II. Stadt von Hissarlik-Troja, die wir ja mit ziemlicher Gewißheit der vormykenischen Inselcultur und damit auch unserer frühbronzezeitlichen Periode gleichsetzen dürfen, nochmals ein ganz ähnlich gebildetes Stück, das allerdings als Abschluss eines Messergriffes verwendet wurde.[2]) Dieses Zusammentreffen gestattet uns, vielleicht auch noch analoge, durch die Fundumstände nicht ganz sicher datierbare Figürchen aus Thon, welche gleich den Bronzen von Bythin und aus der Bretagne nördlich der Alpenzone gefunden wurden, der frühen Bronzezeit zuzuweisen. Aus der großen prähistorischen Ansiedlung auf dem Schlaner Berg (Bez.-H. Schlan) in Böhmen[3]) stammen zwei derartige Stücke, von denen wir hier das eine, kleinere, abbilden (Abb. 95 *c*). Müssen wir auch bei Wohnstättenfunden von nicht ganz homogenem Charakter bezüglich der zeitlichen Fixierung ungewöhnlicher Erscheinungen uns einer gewissen Vorsicht befleißigen, so dürfen wir doch, da das Material vom Schlaner Berg der überwiegenden Menge nach der frühen Bronzezeit angehört, auch diese beiden Terracotten als Arbeiten dieser Stufe auffassen und sie in Zusammenhang mit den Figürchen aus Bythin, Châtillon-sur-Seiche und Troja bringen. Ähnlichen Stücken begegnet man auch sonst noch im prähistorischen Europa, doch gewähren die Fundstücke nie recht einen Anhalt dafür, dass sie gerade dem Beginn des Bronzealters zuzuweisen wären. Hoffentlich gelingt es uns jedoch recht bald, noch anderes Material für die Beurtheilung der frühbronzezeitlichen Plastik der Länder nördlich der Mittelmeerzone herbeizuschaffen.

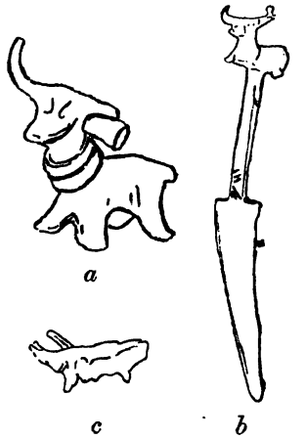


Abb. 95. *a* Figürchen aus Bythin (1/4 n. G.), *b* Bronzemesser aus Hissarlik II. (1/4 n. G.), Figürchen vom Schlaner Berg (1/2 n. G.).

* * *

Unter den Zeichen, die Evans nach geschnittenen Steinen u. s. w. aus alt- und vielleicht vormykenischer Zeit in seinen Arbeiten über vorphönikische Schrift des kretisch-ägäischen Kreises zusammengestellt hat, spielen solche, welche Waffen wiedergeben, eine gewisse Rolle. Unter den Symbolen dieser Gattung erscheint am häufigsten die Doppelaxt, ein Typus, der zwar, wie bekannt, im ägäischen Gebiet selbst erst in den Funden der jüngermykenischen Zeit uns entgegentritt, für den aber der Norden, sicherlich nicht ohne

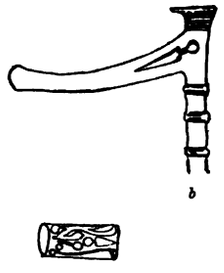
[1]) Montelius, Chron. d. älteren Bronzezeit, S. 9, Anm. (nach Trésors arch. de l'Armorique occidentale, pl. V).

[2]) Schliemann, Ilios, S. 563, Fig. 927.

[3]) Památky, XVII, 1896—1897, Tafel XXXIII, 21, 22; Zeitschr. f. Ethnologie, XXIX, 1897, Verhandl., S. 255 (die Unterschrift der Abbildungen muss »Stierfiguren«, nicht »Steinfiguren« lauten).

Zusammenhang mit dem Süden, aus sehr viel älteren Zeiten zahlreiche Belege geliefert hat. Aber auch andere Waffen fehlen nicht unter den ägäischen Schriftzeichen, so z. B. Pfeilspitzen, einfache Äxte und Dolche, respective Kurzschwerter. Letzteres Symbol lässt sich unter allen diesen Zeichen sehr weit nach Norden, weit über die Mittelmeerzone hinaus, verfolgen, allerdings in einer etwas abweichenden Form.

Der auf einem kretischen Stein abgebildete Dolch gibt eine typisch mykenische Waffe mit triangulärer Klinge, parierstangenartigem Griffabschluss und kugelförmigem Knauf wieder, wie wir sie z. B. aus den Gräbern von Mykenä kennen. Eine Variante dieses Symbols, der nämliche Dolch, jedoch ohne Parierstange, kehrt auf einem Cylinder aus blauem Feldspath aus der II. Stadt von Troja-Hissarlik wieder[1]), in Verbindung mit anderen Zeichen, unter denen ein gekrümmter Stab (mit rundem Knauf an einem, mit einem rechtwinkelig abbiegenden Fortsatze am anderen Ende) vielleicht als ein Schwertstab aufzufassen wäre (Abb. 96 *a*). Das nämliche Symbol wie auf dem troischen Cylinder, nur mit noch etwas längerer Klinge, findet sich nun überraschenderweise auf dem Kopftheil eines mitteleuropäischen Schwertstabes (Abb. 96 *b*) vor, auf dem einen durch seine außergewöhnliche Form auffallenden Schwertstabe des kleinen frühbronzezeitlichen Depotfundes von Welbsleben (Mansfelder Gebirgskreis) in der Provinz Sachsen.[2]) Das Zeichen ist hier eingeschnitten, und zwar beiderseits, auf der rechten und linken Seite sich völlig entsprechend; sicherlich dienten diese Einschnitte nicht etwa nur dafür, um den Gusskern des hohlgegossenen Schwertstabes zu entfernen, sondern erhielten in einer bestimmten Absicht die Form des Schwertsymbols, sei es nun, dass sie für einen besonderen Einsatz aus anderem Material, Gold, Elfenbein oder dergleichen hergestellt wurden, oder dass man sie auch leer ließ. Wie dem nun auch sein mag, jedenfalls wird man zugeben, dass auf dem Schwertstab von Welbsleben die Darstellung eines Zeichens, das im ägäischen Kreise eine gewisse Rolle spielte, vorliegt.



b

a

Abb. 96. *a* Feldspathcylinder aus Hissarlik II (1/1 n. G.), *b* Schwertstab aus Welbsleben (1/4 n. G.).

Meines Wissens ist es das einzigemal, dass nördlich der Alpen in der frühbronzezeitlichen Stufe etwas Derartiges in so deutlicher Form sich nachweisen lässt.[3]) Ob hier ein Zusammenhang besteht, ob dieser Zusammenhang uns etwa über den noch unbekannten Gebrauch der Schwertstäbe aufzuklären vermag, und weiter, ob dieser Zusammenhang auch auf die eingangs erwähnten mitteleuropäischen Doppeläxte aus Kupfer Bezug hat, die ja, ebenso wie auch die Schwertstäbe und die oben schon genannten Hammerbeile mit gegossenem Bronzestiel, für praktischen Gebrauch zumeist vollkommen ungeeignet waren, darüber müssen wir uns heute noch eines jeden Urtheils enthalten.

* * *

Neben Gold und Kupfer (und seinen Legierungen) ist in den ältesten Abschnitten des Metallalters bereits das Silber bekannt. Für die Verwendung des Silbers in den uralten Culturcentren der alten Welt legt die Silbervase des Patesi Entemena Zeugnis ab, und

[1]) Schliemann, Ilios, S. 464, Nr. 502.

[2]) Alterth. uns. heidn. Vorzeit, III, VI, 1, 5. — C. D. F. Lehmann, Beiträge zur Untersuchung der Alterthümer aus einigen bei Welbsleben vorgefundenen heidnischen Überbleibseln, Halle 1789, S. 68, 69, Tafel II, 22—24; Curiositäten der physisch-literarisch-artistisch-historischen Vor- und Mitwelt, VII, 2, 1818, S. 152—154, Tafel III. (Hierselbst sind die Schwertstäbe bereits als in Erbach'schem Besitz befindlich angeführt. Der Dolch des Fundes scheint damals schon verschwunden gewesen zu sein.)

[3]) Aus der folgenden Stufe der Bronzezeit wäre aus dem Norden noch ein Schriftzeichen, das vielleicht von demselben Standpunkte aus zu betrachten ist, namhaft zu machen. Es ist das »runenartige« Zeichen auf dem oft abgebildeten Bronzebeil von Gimrings auf Gotland (Montelius, Antiquités suédoises, 142).

für den Beginn des Bronzealters lässt sich Silber aus dem weiten Gebiet der Mittelmeerzone und auch nordwärts davon nachweisen. Am ägäischen Meere führen die Gräber der Inselcultur Silber, in der II. Stadt von Troja-Hissarlik tritt Silber in reichlicher Fülle auf, aus dem Leichenfelde von Remedello-Sotto in Oberitalien liegt eine Silbernadel vor und endlich ergaben die Siret'schen Ausgrabungen silberne Schmucksachen aus den frühbronzezeitlichen Nekropolen der Südostküste Spaniens.

In welchem Umfange Silber nördlich der Alpen in der frühen Bronzezeit eine Rolle spielt, ist aus unserem Fundmaterial im Augenblick noch nicht recht ersichtlich. Silberdraht erscheint bekanntlich in dem Depot von Pile in Schonen, Silber mit Goldzusatz als Armring in dem schönen Edelmetallfund von Merseburg (Provinz Sachsen) des Berliner Museums. Weiter aber treffen wir in frühbronzezeitlichen Funden gar nicht selten neben Gegenständen aus normal zusammengesetzter oder zinnarmer Bronze auch solche aus »Weißmetall« oder besonders verzinnte oder solche, die überhaupt nur aus Zinn bestehen, an. Die oben erwähnten schildförmigen Schmuckplatten norddeutscher Herkunft (aus den Funden von Punitz, Cummeltitz, Tucheim und Marweddel) bestehen zum Theil aus »Weißmetall«, dessen Siberglanz in den Berichten besonders hervorgehoben wird; in dem oben schon genannten Depotfund von Iser-Vtelno in Böhmen und in einem frühbronzezeitlichen Grabfunde von Thierschneck bei Camburg a. d. Saale liegen Armringe aus Weißmetall, bei einigen Schwertstäben wird ein starker Zinngehalt besonders namhaft gemacht, einige Bronzedolche haben noch, wie es heißt, auf den Klingen einen Zinnüberzug, endlich wird uns von Objecten aus reinem Zinn aus Dänemark und Oberitalien gemeldet. Aus diesen Nachweisen, die sich wohl leicht vermehren ließen, geht doch deutlich hervor, dass in der frühen Bronzezeit neben Bronzen von mehr oder minder goldähnlichem Aussehen auch Metallgegenstände von sehr heller, silberartiger Färbung eine gewisse Bedeutung hatten.

In fränkischer Zeit ist bei Fibeln mit Vergoldung und Nielloeinlage das Silber gelegentlich durch eine Weißmetallcomposition, die keine Spur von Silber enthält, ersetzt[1]), zweifellos in betrügerischer Absicht, und in einem ähnlichen Sinn möchte ich auch das Vorkommen von »Weißmetall« in der frühen Bronzezeit auffassen, sei es, dass man durch das Ersetzen des Silbers durch Kupfer mit starkem Zusatz von Zinn, Antimon oder dergl. andere oder auch nur sich selbst betrügen wollte. Ich vermag mir diese Erscheinung nicht anders zu erklären, als dass hier eine Imitation, ein Ersatz von Silber beabsichtigt war. Auffallen muss es dabei allerdings, dass es sich nicht nur um Schmucksachen, sondern auch um Waffen handelt, freilich wissen wir, was die Schwertstäbe anbetrifft, heute noch nicht, ob diese wirkliche Waffen waren, und einzelne Dolche konnten auch eine ganz andere Verwendung haben, in dem Sinne, wie wir es von den Schwertstäben und Doppeläxten vermuthen dürfen.

Weißmetallobjecte fehlen auch in der Folgezeit nicht. Bekannt sind die zahlreichen hörnchen- oder thierzahnartigen pommer'schen »Tutuli aus stahlgrauer Bronze«, die vornehmlich der zweiten Stufe des Bronzealters angehören, auch scheibenförmige Anhänger der süd- und mitteldeutschen Gruppe wären hier zu nennen, aber selbst aus jüngeren Abschnitten lassen sich Weißmetallgegenstände nachweisen, jedoch bei weitem nicht mehr in dem Umfange, wie in der frühen Bronzezeit.

Man findet es öfter ausgedrückt, dass sich der Übergang vom Steinalter zum Bronzealter so vollzog, dass zunächst Kupfer, dann zinnarme Bronze, dann Bronze von normaler Zusammensetzung verwendet worden wäre. Hat diese Aufstellung theoretisch auch ihre

[1]) Wie uns Förtsch (Mitth. aus dem Provinz.-Mus. Halle, II. [1900], 32) nachgewiesen hat.

Berechtigung, so wäre es jedoch ganz verfehlt, sie in streng chronologischem Sinne, namentlich für kleinere Gebiete, in Anwendung bringen zu wollen, und gar etwa für die eine Stufe der frühen Bronzezeit. Gerade das Vorkommen von Weißmetall lehrt, dass die frühe Bronzezeit bereits umfassende Kenntnis in der Behandlung der Metalle hatte, so, wie wir sie auch in typologischem Sinne keineswegs als arm, als primitives Stadium bezeichnen können. Dass in dieser Stufe sowohl importierte Waren wie locale Nachgüsse aus Kupfer oder zinnarmer Bronze bestehen, ändert daran nichts, so wenig wie z. B. aus dem Vorkommen von Flintsachen in allen Abschnitten des vorhallstättischen Bronzealters im skandinavischen Norden ein Weiterbestehen rein neolithischer Verhältnisse erschlossen werden kann.

* * *

Weiteren Kreisen ist die Keramik der frühen Bronzezeit nahezu unbekannt, selbst die Fachmänner, die sich mit dem Studium des ersten Abschnittes des Bronzealters beschäftigt haben, ließen sie in der Regel stets bei Seite. Trotz alledem sind die Vasen aus den Gräbern dieser Stufe, welche gegenüber den Gefäßen anderer Perioden allerdings einen recht unscheinbaren Eindruck machen, wegen ihrer Beziehungen zu Erzeugnissen der Mittelmeerzone für uns von höchstem Wert, ja man darf fast sagen, dass ein Verständnis der frühen Bronzezeit Mitteleuropas ohne eine eingehende Kenntnis ihrer Keramik geradezu unmöglich ist.

Das wichtigste keramische Material dieser Stufe lieferten die Hockergräberfelder Böhmens. Seltsamerweise ergaben die parallelen Grabfunde Mährens, Schlesiens, Thüringens und des Nordharzgebietes meist Gefäße von weniger charakteristischer Art, obschon unter ihnen prägnante Formen keineswegs fehlen. Wir wollen uns hier bei dieser Erscheinung nicht weiter aufhalten, ebensowenig wollen wir hier auf die sich in der Keramik ausprägende Sonderstellung der einzelnen Gebiete eingehen, sondern nur auf die vornehmlich in den Gefäßen der böhmischen Hockergräber sich kundgebenden Beziehungen zu den Mittelmeerfunden hinweisen.

Jedem, der einmal den Bestand an frühbronzezeitlichen Gefäßen des Museums Regni Bohemiae in Prag mustert oder die Tafeln neuerer Bände der »Památky archaeologické a mistopisné« durchblättert, muss es auffallen, dass die Vasen der Gräber vom Aunětitzer Typus fast ohne Ausnahme, von einfachem plastischen Schmuck, buckelartigen Vorsprüngen, breiten Fortsätzen u. dgl. abgesehen, unverziert sind und sich somit in ihrer Schmucklosigkeit ganz erheblich von den Grabgefäßen anderer altprähistorischer Stufen unterscheiden. Unsere Typologen, die ja selbst bei der oberflächlichsten Kenntnis der Alterthümer nie um eine Erklärung verlegen sind, werden nun zwar mit großer Bestimmtheit zu antworten wissen, dass die frühbronzezeitliche Keramik einen Rückfall in tiefe Barbarei bekundet, für uns aber, die wir bei der Betrachtung mitteleuropäischer Altsachen nie die Parallelfunde der Mittelmeerzone außeracht lassen, bedeutet diese Erscheinung etwas ganz anderes. Schon die Form zahlreicher Vasen der Aunětitzer Nekropolen lässt uns klar erkennen, um was es sich handelt, und andere, ganz ungewöhnliche Vasentypen dieser Gräber werden uns auch nur von demselben Standpunkte aus verständlich. Diese nahezu ornamentlose Keramik der frühen Bronzezeit stellt, nach unserer Auffassung, nichts weiter vor als in Thon ausgeführte Nachbildungen und Umbildungen polierter Steinvasen, speciell solcher aus härteren Materialien, welche in den östlichen Mittelmeerländern in alten Zeiten eine ungemein wichtige Rolle spielen, eine so wichtige Rolle, dass sie selbst für das einheimische Thongeschirr vorbildlich wurden. Bereits in jüngerneolithischen Stufen macht sich in Mitteleuropa in der Keramik der Einfluss der mittelländischen Steinvasen geltend, die Typen unserer bandverzierten Gruppe, vor allem die bomben- und birnförmigen Gefäße mit

rundem Boden und nicht besonders abgesetztem Halse sind ein beredtes Zeugnis dafür[1]), aber in noch höherem Grade trifft das für die frühbronzezeitliche Topfware zu. Müssen wir in der jüngeren Steinzeit hierbei uns an die Parallelen halten, die die altbabylonischen Fundstätten und die ägyptischen Königs- und Privatgräber aus der Zeit vor Menes und der ersten drei Dynastien darbieten, so können wir mit dem Beginn unseres Bronzealters schon von den südlichen Theilen der Mittelmeerzone absehen, da uns nunmehr die Inseln des ägäischen Meeres so treffliches Vergleichsmaterial liefern.

Zu den gewöhnlichsten keramischen Typen der Aunětitzer Gräbergruppe zählen Väschen in Form der etwa doppelkonischen Büchschen aus Stein (und auch aus Thon) der Inselcultur (Abb. 97). Freilich fehlt unseren Stücken regelmäßig der Deckel, doch zeigt ein Blick auf die kleine hier von uns zusammengestellte Auswahl, dass hier un-

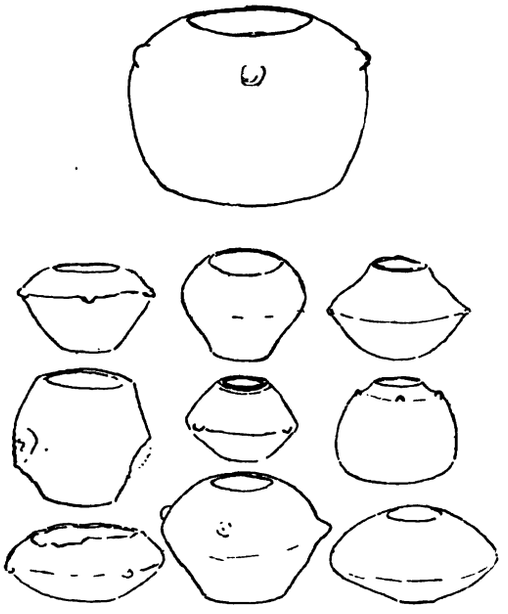


Abb. 97. Gefäße vom Aunětitzer Typus (1/4 n. G.).

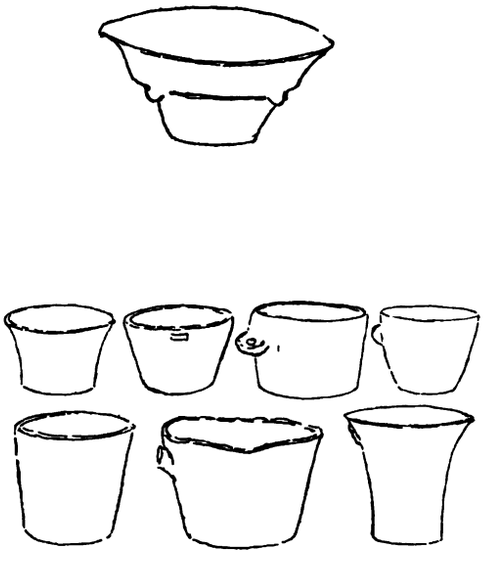
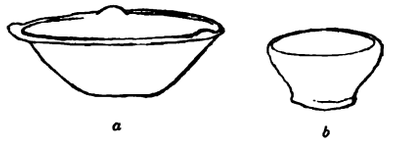


Abb. 98. Gefäße vom Aunětitzer Typus (1/4 n. G.).

zweifelhaft Imitationen und Umbildungen jener Steinvasen der Mittelmeerzone vorliegen. Doch nicht nur Böhmen allein kennt in der frühen Bronzezeit diese Gefäßgattung, sondern auch das Nachbargebiet und weiter auch die Südostküste Spaniens, wie die Ausgrabungen der Gebrüder Siret dargethan haben. Ein anderer Typus, der deutlich auf Steinformen zurückgeht und nach unserer Auffassung eine Beeinflussung durch den Süden zu erkennen gibt, sind konische Vasen mit Buckeln und walzenförmigen Fortsätzen (Abb. 98),

[1]) Damit fällt auch der eine der beiden Stützpunkte für die bekannte Ansicht Koehls, dass die Bandkeramik (eben wegen ihrer primitiven Formen — kein Boden, kein Gefäßhals) in der Reihe der neolithischen Erscheinungen die älteste Stufe einnehmen müsse, in nichts zusammen. Man wird Koehl, der ja offen zugibt, dass ihm jede durch eingehendes Studium der einschlägigen einheimischen und ausländischen Funde gewonnene Ansicht ein »Urtheil vom grünen Tische« bedeute, wenn sie seinen unzulänglichen Beobachtungen zuwider läuft (Westdeutsche Zeitschrift, Ergänzungsheft X, 1901, S. 59), und der damit wohl aus der Reihe der Prähistoriker ausscheidet, denen die Aufhellung der Vorgeschichte Europas nicht lediglich in einer fast als Sport betriebenen Ausgräberei besteht, für seine Anschauungen keinen Vorwurf machen. Für derartig schiefe Auffassungen vorgeschichtlicher Dinge trifft vielmehr diejenigen »Fachmänner« die Schuld, welche durch ihren typologischen Weisheitskram, der doch nun schon genug in der prähistorischen Wissenschaft zu Irrungen verleitete, Koehl mit schlechtestem Beispiel vorangehen.

welche ihrerseits auch nur Wiederholungen der an Steinvasen selten fehlenden zapfenförmigen Vorsprünge vorstellen können. Die in den Gräbern der Inselcultur häufigen Steinteller und Steinschüsseln haben eine weniger prägnante Form, darum legen wir auf diesen Typus weniger Gewicht, obschon man auch einen Zusammenhang mit Schüsseln der böhmischen Gräber (Abb. 99 *a*) nicht in Abrede stellen wird. Schalen und Teller kennen wir ja übrigens als Grabbeigaben bereits aus dem jüngeren Steinalter. Die gleichfalls aus neolithischen Schichten, dann aber auch noch aus jüngeren Stufen vorliegenden Fußvasen und Fußschälchen (Abb. 99 *b*) von unzweifelhaftem Steincharakter fehlen in den frühbronzezeitlichen Gräbern nicht. Namentlich ist es die iberische Halbinsel, die hierfür ein wertvolles, gerade zu einen Vergleich mit den Erscheinungen der Inselcultur herausforderndes Material lieferte, aber auch Mitteleuropa versagt bezüglich dieser Formen nicht. Auf Steintypen führen wir weiter die »ansa lunata« u. s. w. und die auch mit diesem Namen belegten mitteleuropäischen, namentlich aus Böhmen stammenden Henkelformen nebst anderen breiten Henkeltypen (Abb. 100) zurück. Lassen sich diese nördlich der Alpen schon im jüngeren Steinalter nachweisen, so fehlt es daran auch nicht in den Gräbern der frühen Bronzezeit.



a *b*

Abb. 99. Gefäße vom Aunětitzer Typus (1/4 n. G.).

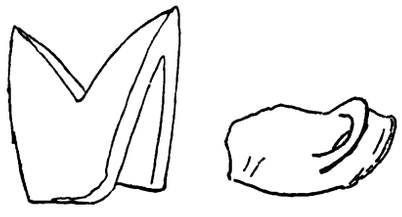


Abb. 100. Henkeltypen (1/4 n. G.).

Gibt man nun, wie es wohl kaum anders möglich ist, für alle hier kurz charakterisierten Erscheinungen der Nekropolen Böhmens u. s. w. eine Anlehnung an Steinvasen zu, so wird man auch für andere frühbronzezeitliche Gefäße, z. B. die merkwürdigen hochhalsigen weiten Henkeltöpfe mit Bauchkante und ganz flachem Bauch, die kleinen enghalsigen, dosenartigen Väschen, die schlauchförmigen Henkelkrüge u. s. w. eine Ableitung aus Steinformen nicht von der Hand weisen wollen, obschon wir zur Stunde aus dem Süden die Parallelen noch nicht kennen.

Die Steinvasen und die thönernen Nach- und Umbildungen solcher spielen in den älteren Abschnitten vor- und frühgeschichtlicher Zeiten eine wesentliche Rolle. In den frühesten Culturcentren der alten Welt, im Zweistromland und in Ägypten, sind die Steinvasen ganz allgemein verbreitete Artikel, die sich bis in verhältnismäßig sehr späte Zeiten halten, und die unausgesetzt die Formen von Thongefäßen beeinflussen. Steinvasen als dominierende Typen erscheinen weiter in einem dritten Gebiete, im ägäischen Kreise, wie die Grabfunde der Inselcultur so deutlich zeigen. Aus anderen Gebieten lassen sich in älteren vorgeschichtlichen Zeiträumen Steinvasen in nennenswerter Menge nicht mehr nachweisen, wohl aber treffen wir überall auf Beeinflussung der localen Töpferei durch Steinformen. Die vor- und altmykenische Keramik kann nur unter diesem Gesichtspunkte richtig verstanden werden, nicht minder die frühbronzezeitliche Topfware Siciliens oder gar erst Spaniens, woselbst ja so treffliche Parallelen zu den Steingefäßen der Inselcultur sich nachweisen lassen. Für die bandkeramische Gruppe und gewisse mit ihr lose zusammenhängende Erscheinungen, ebenso für das frühbronzezeitliche Thongeschirr wird man das Nämliche anzunehmen haben, aber auch noch jüngere Erscheinungen erklären sich nur aus der Steinvasentechnik. Die Inselcultur führt außer schmucklosen Steingefäßen auch solche mit Verzierung, die meist aus weicherem Material verfertigten Steinbüchsen, großen Platten u. s. w. mit Kerbschnitt- und Spiralmustern. Die eigenartige Ornamentik dieser Stücke kehrt nun in vollkommen identischer Weise im norddeutsch-skandinavischen Kreise wieder, zwar nicht auf Thongefäßen, sondern auf Bronzeschmuck und Bronzewaffen.

Doch fehlt es nicht an derartig (speciell mit Kerbschnittmustern) verzierten Thongefäßen, gewisse Vasen der jüngeren süddeutschen Bronzezeit erbringen den Nachweis dafür, und die einmal in Mitteleuropa zur Geltung gekommene Verzierungsart hält sich auch noch in der Folge bis zur Schlussphase der älteren Hallstattzeit hin, und zwar dazu noch auf Thongeschirren, die ihrerseits ebenso unzweifelhaft wieder auf Metallformen der Mittelmeerzone, die nicht minder in unserer prähistorischen Keramik eine äußerst wichtige Rolle spielen, zurückgeführt werden müssen.

Zum Schluss unserer Arbeit wollen wir noch auf eine andere, vielleicht nicht ganz bedeutungslose Parallele innerhalb der frühbronzezeitlichen Topfware hinweisen. Große, kräftige Henkel von einiger Spannweite zählen beim mitteleuropäischen Thongeschirr der ersten Stufe des Bronzealters, abgesehen von den als Nachahmung schön geschwungener, großer Steinhenkel aufzufassenden »ansae lunatae« etc., nicht zu den gangbaren Erscheinungen. Aus ungarischen Gräbern dieser Stufe liegen jedoch einige Vasen mit großen Henkeln vor, welche wenig Anknüpfung an einheimische ältere (neolithische) oder gleichzeitige Geschirre zeigen, sondern eher mit Typen der Mittelmeerzone in Zusammenhang stehen dürften. Es sind das Gefäße mit hohem, eingeschnürtem Hals, der von zwei kräftigen Henkeln umspannt wird. Wir bilden hier ein derartiges Stück (Abb. 101) aus dem oben schon erwähnten Skeletgrabfelde von Gáta (Wieselburger Comitat) in Oberungarn ab. Bekanntlich bilden ähnlich gestaltete Doppelhenkelgefäße in der Castellucciogruppe Siciliens gewissermaßen eine Leitform, und da die Gräber dieser Gruppe Dinge führen, welche auch in der II. Stadt von Troja wiederkehren, ist man geneigt, auch diese Vasen mit den troisch-phrygischen Doppelhenkelbechern, die zwar meist feiner modelliert sind, in Verbindung zu bringen. Liegt dieser Parallele nun etwas Thatsächliches zu Grunde, so dürfen wir auch an einen Zusammenhang dieser Formen der Mittelmeerzone mit den selbst für die frühe Bronzezeit Mitteleuropas etwas ungewöhnlichen Doppelhenkelvasen glauben. Da wir nun schon zu oft für diese Stufe der Vorzeit Beziehungen zwischen Erscheinungen des Südens und Nordens feststellen konnten, wird man wohl auch in diesem Falle eine Erklärung in diesem Sinne nicht abweisen wollen.

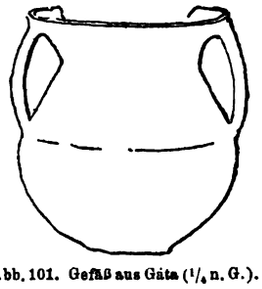


Abb. 101. Gefäß aus Gáta (1/4 n. G.).

Die Maskoi-Gruppe im Gran Chaco.

Von **Dr. Theodor Koch**, Grünberg(Hessen)-Berlin.

(Mit einer Karte im Text.)

Die kurze Wörterliste aus der Sprache der sogenannten *Lengua*-Indianer des nördlichen Gran Chaco, die den zweiten Theil dieser Abhandlung bildet, verdanke ich der Liebenswürdigkeit des Zoologen Herrn Dr. J. Bohls-Lehe (Hannover).

Im Jahre 1893 war es diesem Forscher gelungen, auf längerer, mühevoller Reise in die unbekannte Wildnis des nördlichen Chaco einzudringen und in den dortigen Sümpfen den Lepidosiren (Lungenfisch) aufzufinden, jenen sonderbaren Dipnöer, der bis dahin nur für die Gebiete des Amazonenstromes durch Natterer *(Lepidosiren paradoxa)* und Castelnau *(Lepidosiren dissimilis)* nachgewiesen war. Diesen wichtigen Erfolg hatte Bohls nicht in letzter Linie der thätigen Hilfe seiner Freunde, der *Lengua*-Indianer, zu verdanken, die sich hauptsächlich von den in jenen Sümpfen erbeuteten Fischen ernähren und dem Lepidosiren, der über 1 *m* lang wird, wegen seines schmackhaften Fleisches eifrig nachstellen. Der Fundort des Fisches, ein sehr ausgedehnter Sumpf, liegt etwas nördlich vom Wendekreis, vier Tagreisen — circa 160 *km* — westlich vom Rio Paraguay. In dem umliegenden Gebiet, vom Ufer des Paraguay bis acht Tagereisen ins Innere, wohnt ein Stamm der *Lengua*-Indianer, die damals noch fast ganz im Urzustande lebten. Bohls war nächst den englischen Missionären der erste Europäer, dem es gelang, diesen jungfräulichen Boden zu betreten.[1])

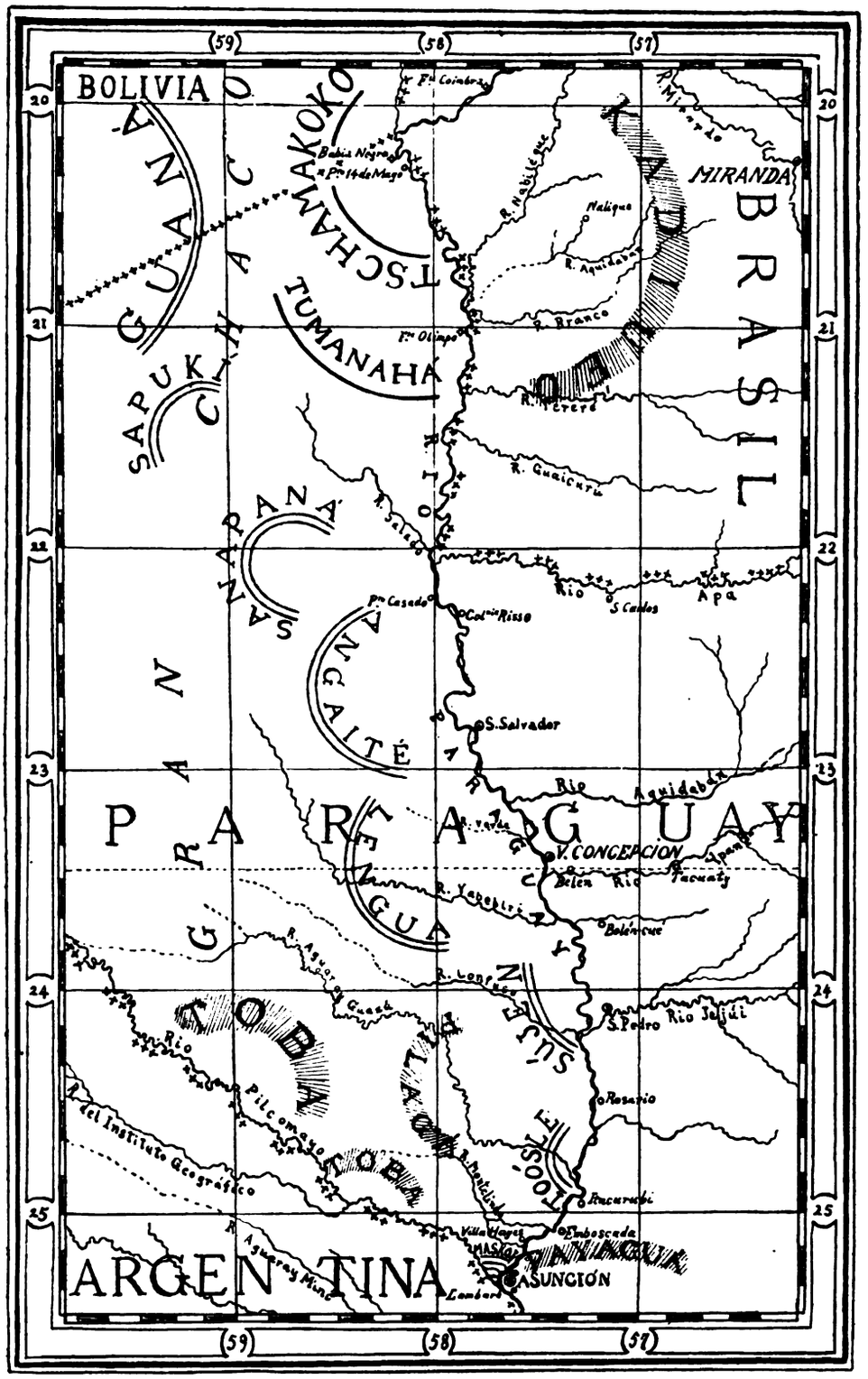
Es muss dem Forscher hoch angerechnet werden, dass er auf seiner beschwerlichen Reise, die doch in erster Hinsicht zoologische Interessen verfolgte und auch in reichen Sammlungen die schönsten Ergebnisse hatte, noch Zeit fand, der Ethnologie zu dienen. Seine interessante Sammlung von ethnographischen Gegenständen der *Lengua*-Stämme befindet sich jetzt im königlichen Museum für Völkerkunde zu Berlin. Die vorliegende Wörterliste, die sich — bedingt durch die Wissenschaft des Autors — besonders durch Reichhaltigkeit der meist ganz neuen Thiernamen auszeichnet, ist die erste deutsche Aufnahme dieser bis vor kurzem noch unbekannten Sprache und bildet infolge ihrer phonetischen Genauigkeit, die häufig erst eine Erklärung der langsilbigen Wörter ermöglicht, eine wertvolle Bereicherung der südamerikanischen Linguistik, für die Herrn Bohls hier nochmals Dank gesagt sei.

I. Geschichtliches.

Wie in Brasilien das unselige *Coroado,* so hat in den La Plata-Gebieten der Name *Lengua* eine Jahrhunderte hindurch fortgesetzte Verwirrung hervorgerufen, die zu sichten erst in neuerer Zeit dem Italiener Guido Boggiani, dem hervorragenden Kenner der dortigen Ethnologie, gelungen ist, worauf ich weiter unten gebürend zurückkommen werde. *Lengua,* »Zunge«, ursprünglich ein Spott- oder Unterscheidungsname für Indianer, deren eigenthümlich geformter Lippenpflock eine zweite »Zunge« vortäuscht[2]),

[1]) J. Bohls, »Mittheilungen über Fang und Lebensweise von Lepidosiren aus Paraguay« in »Nachrichten der k. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen«. 1894, Nr. 2.

[2]) Felix de Azara, Voyages dans l'Amérique Méridionale, II, 148, 150. Paris ed. C. A. Walckenaer, 1809.



Nach G. Boggiani. 1 : 2,500.000.

Abb. 102. Die Maskoi-Gruppe und ihre Nachbarn.

Maskoi.

Guaikurú.

Samiku.

ist von den Spaniern zu verschiedenen Zeiten den verschiedensten Stämmen beigelegt worden, die sprachlich untereinander auch nicht die geringste Verwandtschaft haben. Aus dieser Unsicherheit der Bezeichnung entspringen, wie ich bereits an anderer Stelle hervorgehoben habe[1]), die sich scheinbar widersprechenden Angaben über die Kopfzahl des sogenannten *Lengua*-Stammes am Rio Paraguay, der nach Azara im Jahre 1794 fast ausgestorben war und nur noch 22 Individuen jeden Alters zählte[2]), während d'Orbigny im Jahre 1829 seine Zahl auf 300 Seelen angibt.[3]) Noch im Jahre 1891 bezeichnet Fontana die *Lengua* als erloschen[4]), während Bohls sie als einen lebenskräftigen Stamm antraf, der auf dem rechten Ufer des Rio Paraguay und im innern Chaco weite Strecken in großer Anzahl bewohnte[5]), was sich genau mit den neuesten Forschungen Boggianis und meinen eigenen Beobachtungen und Erfahrungen bei Gelegenheit der zweiten Schingú-Expedition des Herrn Dr. Hermann Meyer-Leipzig deckt.[6])

Lange Zeit wusste man sich diese scharfen Widersprüche in den Angaben der einzelnen Autoren nicht zu erklären, bis endlich, gewissermaßen ein glücklicher Zufall, Klarheit in die Sache brachte. Im Jahre 1898 veröffentlichte der argentinische Forscher Enrique Peña im »Boletin del Instituto Geográfico Argentino« (Tomo XIX, p. 464 ff.) den ethnologischen Theil eines dreibändigen Manuscriptwerkes des spanischen Fregattencapitäns und Mitgliedes der spanisch-portugiesischen Grenzcommission am La Plata, gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts, Don Juan Francisco Aguirre, das er zufällig in der »Biblioteca Nacional« in Buenos Aires gefunden hatte.[7]) Dies Manuscript des Begleiters und Gehilfen Azaras enthält neben historisch-ethnologischen Bemerkungen über die Stämme der Grenzgebiete, besonders des Chaco, zwölf vergleichende Wörterlisten, die umso wichtiger sind, als bei Azara alle Sprachangaben fehlen, die einen Vergleich mit den modernen Sprachen dieser Gegenden hätten ermöglichen können.[8]) In der Sprachentabelle Aguirres befindet sich das ansehnliche Wörterverzeichnis eines *Lengua*-Stammes, der zweifellos mit der *Lengua* Azaras identisch ist. Denn beide Autoren, Mitglieder derselben Grenzcommission, machten ihre Aufnahmen zu derselben Zeit und bei derselben Gelegenheit und geben vollends als ihre Quelle denselben Mann an, den Pater Francisco Amansio Gonzalez.[9]) Als nahe verwandt mit seinem *Lengua* gibt Aguirre noch Wörterproben von zwei anderen *Chaco*-Stämmen, den *Enimaga* und *Guentuse,* die wiederum mit den gleichnamigen Stämmen Azaras[10]) zu identificieren sind. Die Sprachen dieser drei Stämme zeigen nun eine so enge Verwandtschaft, dass wir sie derselben Sprachgruppe zuzählen müssen. Aguirre hat diesen Zusammenhang klar erkannt, denn er sagt ausdrücklich von den *Enimaga*: »*Su lengua es dialecto de los Lenguas*«[11]) und weiterhin von den *Guentuse*

[1]) Globus, LXVII, 330.

[2]) Azara, 149.

[3]) d'Orbigny, Alcide, L'homme Américain, S. 242. Paris 1839.

[4]) Fontana, El Gran Chaco, S. 121. Buenos Aires 1881.

[5]) J. Bohls, in Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, XXI (1894), 358.

[6]) Globus, LXVII, 217.

[7]) Der Titel des Gesammtwerkes lautet: »Diario del capitán de Fragata de la Real Armada don Juan Francisco Aguirre en la demarcación de límites de España y Portugal en la América Meridional. — Dedicado al Rey N. S. — En la Asunción del Paraguay. — Por don Pedro Rodriguez, Oficial 2⁰ en la Factoría General de Reales rentas de Tabaco. Año de MDCCLXXXXIII.«

[8]) Aguirre gibt Wörterlisten der: Guarani, Mascoy, Lengua, Guentuse, Enimaga, Guana, Mbaya, Payagua, Toba, Mbocobi, Abipon, Pampa.

[9]) Aguirre, 467. Azara, 149, 151, 154, 158.

[10]) Azara, 157—160.

[11]) Aguirre, 468.

»....*su lengua es muy llegada á la de los Enimagas*....«[1]) Azara drückt sich vorsichtiger aus und gibt an, sein Gewährsmann Gonzalez finde gewisse Beziehungen zwischen dem Satzbau im *Lengua* und im *Enimaga*[2]), und das Idiom der *Guentuse* scheine eine Mischung von *Lengua* und *Enimaga* zu sein, was ohne Zweifel seinen Grund in dem beständigen Verkehre dieser drei Stämme untereinander habe.[3]) Bei der großen Unzuverlässigkeit Azaras in sprachlichen Fragen, worauf ich an dieser Stelle später noch zurückkommen werde, ist auf diese Bemerkungen kein großes Gewicht zu legen.

Noch ein anderer Umstand spricht für die nahe Verwandtschaft der *Enimaga* und *Lengua*. Erstere geben nach Azara sich selbst und den *Lengua* den Namen *Cochabot* oder *Cochaboth.*[4]) Es liegt kein Grund vor, hier einen Irrthum des Übersetzers oder Herausgebers anzunehmen, wie es Demersay gethan hat[5]), sondern es ist ein ganz natürlicher und durchaus nicht seltener Vorgang, dass ein Volk dem anderen, um es als stammverwandt zu bezeichnen den eigenen Namen beilegt. Auch Aguirre sagt von den *Enimaga:* »*Se llama esta nación en su idioma Cochabot*....*y Enimaga generalmente*«.[6])

Aber gesetzt auch, alle diese unmittelbaren Zeugnisse der Autoren für einen engen Zusammenhang der drei Stämme untereinander fehlten, so würde allein schon ein Vergleich der Wörterlisten Aguirres diese Verwandtschaft genügend beweisen, die freilich zwischen *Lengua* und *Enimaga* näher zu sein scheint, als zwischen *Guentuse* und den beiden anderen Idiomen. Hier nur einige wenige Beispiele:

	Lengua	*Guentuse*	*Enimaga*
Feuer	*feit*	*fiet*	*fàt*
Erde	*saha*	*sèchà*	*yotestí*
Berg	*vetéch*	*achalguesenete*	*uetec*
Fluss	*lactá*	*haca*	*lextá*
Alter	*ilaattel*	*cochaléi*	*cuchúa*
Alte	*ilatélé*	*amhle*	*amhét*
Mädchen	*enamé*	*nelcó*	*enamy*
Freund	*yiejubaya*	*yejubaycá*	*yiejubayca*
schlafen	*hama*	*hamata*	*hiponipgí*
gehen	*hãyqui*	*hayejuyeque*	*haquí*
tödten	*ejàm*	*eiam*	*attegui.*

Die *Lengua* Aguirres und Azaras sind offenbar identisch mit den *Lengua,* die Demersay um die Mitte des 19. Jahrhunderts nur noch in sehr geringer Anzahl vereinigt und vermischt mit den *Machicuy* und *Enimaga* etwas nördlich vom Rio Pilcomayo antraf und von deren Sprache er in dem ersten Bande seines Werkes (456) eine kleine Liste von 16 Wörtern, verglichen mit Ausdrücken der *Guarani, Toba* und *Machicuy,* gibt. Leider fehlen in Aguirres Aufnahme die für die Sprachvergleichung so wichtigen Wörter für menschliche Körpertheile, von denen Demersay elf bietet, so dass sich nur die beiden *Lengua*-Ausdrücke für »Feuer« und »Weib« zum Vergleiche heranziehen lassen. Doch geht schon aus dieser kleinen Gegenüberstellung die Identicität der *Lengua* Aguirres und Demersays deutlich hervor:

[1]) Aguirre, 469.
[2]) Azara, 158.
[3]) Azara, 159.
[4]) Azara, 148, 157.
[5]) Alfred Demersay, Histoire physique, économique et politique du Paraguay et des établissements des Jésuites, I, 445 (note [1]). Paris 1860.
[6]) Aguirre, 468.

	Lengua (A.)	*Lengua* (D.)
Feuer	*feit*	*fuêté*
Weib	*afó*	*hefou.*

Die *Lengua,* die sich nach Azara selbst den Namen *Juiadgé,* nach Aguirre *Oujadgé* gaben und von den *Payaguá Cadalu,* den *Machicuy Quiesmagpipo,* den *Enimaga Cochaboth,* den *Toba* und anderen Indianern *Cocoloth* genannt wurden[1]), waren gegen Ende des 18. Jahrhunderts (1794) auf die Zahl von 22 Individuen jeden Alters zurückgegangen, die sich zum Theile unter den Schutz des Paters Amansio Gonzalez gestellt, zum Theile unter die *Pilagá (Toba)* und *Machicuy* zurückgezogen hatten, »por no cristianizarse ni sujetarse«.[2]) Auch Demersay fand diese Nation »très-peu nombreuse et presque éteinte« in einer — etwas größeren — Anzahl von 12 Familien mit den *Machicuy* vereinigt, bezeichnet aber die *Toba,* verbündet mit den *Pilagá, Tschunipi* und *Aguilot,* als ihre Todfeinde.[3])

Die *Enimaga,* die in ihrer eigenen Sprache *Cochaboth,* bei den *Machicuy Etabosle*[4]), nach Aguirre (468) *Estabosle* hießen, bewohnten, zur Zeit der spanischen Invasion, in zwei Horden getheilt, den Chaco Central (zwischen den Flüssen Bermejo und Pilcomayo). Mit den Nachbarstämmen lagen sie in erbittertster Fehde, standen aber in freundschaftlichem Verkehr und im Bündnis mit den stammverwandten *Lengua* und *Guentuse.* Durch ihre beständigen Kriege und durch Krankheiten auf 150 waffenfähige Männer reduciert, wanderten sie später nach Norden aus und ließen sich an der Seite der befreundeten *Lengua,* nach Aguirre im Quellgebiete des Rio Verde, eines rechten Nebenflusses des Rio Paraguay im Chaco Boreal, nieder. Einen kleinen Theil, etwa 50 Personen, fand Azara in der Mission des Paters Gonzalez.[5])

Die friedlichen, einen geringen Ackerbau treibenden *Guentuse* waren besonders eng befreundet mit den ihnen benachbarten *Enimaga,* denen sie dann auch in ihre neue Heimat im Norden folgten. Sie waren der volkreichste der drei Stämme und zählten zur Zeit Azaras in zwei Horden etwa 300 Krieger.[6])

Aus einer auch nur oberflächlichen Sprachvergleichung lässt sich nun erkennen, dass die *Lengua* Aguirres, Azaras und Demersays mit den modernen *Lengua* des nördlichen Chaco, von denen das weiter unten folgende Wörterverzeichnis stammt, nicht das geringste zu thun haben, woraus sich die scheinbaren starken Widersprüche in den Angaben der Autoren über die Kopfzahl des *Lengua*-Stammes von selbst erklären. Auch in keiner anderen der heute bekannten Chaco-Sprachen finden sich Beziehungen zu dem alten *Lengua* und seinen Verwandten, den *Enimaga* und *Guentuse.* Diese drei Stämme und ihre Sprachen sind heutigentags in den von ihnen einst bewohnten Gebieten völlig unbekannt, sei es, dass sie in anderen Stämmen aufgegangen sind, was aus Demersays Angaben wahrscheinlich wird, sei es, dass sie sich weiter in das unbekannte Innere des nördlichen Chaco zurückgezogen haben und jetzt unter anderem Namen auftreten. Überhaupt bezweifle ich, dass *Enimaga* ein wirklicher Stammesname ist, sondern möchte das Wort eher für eine Bezeichnung des Hasses und der Feindschaft durch die Nachbarstämme halten — ähnlich wie *Guaikurú* — zumal derselbe Name *Enima,* im Plural *Enimaga,* der nach Boggiani ohne Zweifel aus der Sprache der *Mbayá-Kadiuéo (Guaikurú)* stammt, noch heute in diesen Gegenden kein »nome di una speciale tribù, ma ... nome generico«

[1]) Azara, 148. Aguirre, 469.
[2]) Azara, 149. Aguirre, 469.
[3]) Demersay, 438.
[4]) Azara, 157.
[5]) Azara, 157, 158. Aguirre, 468.
[6]) Azara, 159. Aguirre, 469.

ist, den die *Kinikinao, Tereno (Nu-Aruak), Kadiueó (Guaikurú)* und *Tschamakoko (Samuku)* nicht nur unterschiedlos allen Stämmen der großen Gruppe geben, zu denen die modernen *Lengua* gehören, sondern ganz im allgemeinen auch den *Toba* und anderen Nationen, die südlich von den *Tschamakoko (Chamacocos mansos)* und *Tumaná* oder *Tumanahá (Chamacocos bravos)* den Chaco bewohnen.[1])

Fehlen so den heutigen *Lengua* sprachlich alle Beziehungen zu ihren jetzt verschollenen »Namensvettern« und deren Sippe, so finden wir doch in der Sprachentabelle Aguirres einen ihnen sehr nahe verwandten Stamm in den *Mascoy* oder *Machicuy.*

Dieser Stamm — wir müssen auch hier wieder die Berichte Aguirres und Azaras identificieren — hieß bei den Spaniern *Machicuy,* bei anderen Stämmen, nach Azara bei den *Lengua Mascoy,* nach Aguirre auch *Tujetge*[2]), und nannte sich in seiner eigenen Sprache *Cabanataith.*[3]) Die *Machicuy* wohnten im Innern des nördlichen Chaco an den Ufern des Baches Araguay, den sie *Lacta, Nelguata* oder *Utugualacta* — die *Mascoy-Machicuy*-Bezeichnung Aguirres für »Fluss« — nannten, und der sich von Norden nach Süden in den Rio Pilcomayo ergoss kurz vor dessen Vereinigung mit dem Rio Paraguay.[4]) Das ganze Volk theilt Aguirre in 16, Azara in 19 Horden, deren Namen nach diesem letzteren Autor folgende waren:

1. *Quiomoguigmon,*
2. *Cabanataith,*
3. *Quiesmanapon,*
4. *Quiabanalaba,*
5. *Cobayte,*
6. *Cobastigel,*
7. *Emegsepop,*
8. *Quioaeyeé,*
9. *Quiomomcomél,*
10. *Quiaoguaina,*
11. *Quiaimmanagua,*
12. *Quiabanaelmayesma,*
13. *Quiguailyeguaypon,*
14. *Siquietiya,*
15. *Quiabanapuacsie,*
16. *Ycteaguayenene,*
17. *Painuhunguié,*
18. *Sanguotaiyamoctac,*
19. *Apieguhem.*

Vier von diesen Horden, die zusammen 200 waffenfähige Männer zählten, waren unberitten, die übrigen, etwa 1000 Krieger, besaßen Pferde, eine, die Aguirre *Saltayey* nennt, kleine und sehr schmutzige Menschen, lebte angeblich in unterirdischen Höhlen und Erdlöchern.(?)[5]) Alle Stämme hatten dieselbe Sprache mit geringen dialectischen Abweichungen und gehorchten einem Oberhäuptling, der sich *Ambuyamadimon* nannte. Sie trugen Lippenpflöcke und waren von starkem, wohlproportioniertem Körperbau.[6])

Die Hordennamen Azaras sind wohl nur Ortsbezeichnungen, Namen der einzelnen *Tolderias,* oft von ganz gleichgiltigen Nebenumständen, einer erfolgreichen Jagd oder dergleichen, hergenommen, wie es noch heute bei den *Lengua* und ihren Verwandten üblich ist. Namen, die sich bei dem häufigen Verlegen der leichtgebauten Dörfer beliebig und rasch ändern können. Bisweilen gilt auch der Name des jeweiligen *Kaziken* als Bezeichnung der von ihm beherrschten Horde.

---

[1]) Guido Boggiani, Guaicurú sul nome, posizione geografica etc. S. 25. Roma 1899.

[2]) Vielleicht ist dies eine Verwechslung mit *Juiadgé* oder *Oujadgé,* dem Namen der alten *Lengua* in ihrer eigenen Sprache. Aguirre, 469. Azara, 148.

[3]) Azara, 154. Aguirre, 470.

[4]) Azara, 154. Aguirre, 469, 470.

[5]) Azara, 155, 156. Aguirre, 470, 501. Boggiani, Compendio de Etnografía Paraguaya Moderna, S. 56, Asunción 1900, nimmt an, dass unter den *Saltayey* die heutigen *Toósle,* ein südlicher Zweig der modernen *Lengua,* zu verstehen seien, die als reine Nomaden nur in ganz niedrigen, nothdürftig aus Ästen hergestellten Unterschlupfen hausten.

[6]) Azara, 156. Aguirre, 470. 501.

Schon der ganze Bau und die Zusammensetzung der oben angeführten langsilbigen Hordennamen lassen auf eine Verwandtschaft mit den modernen *Lengua* schließen, und Boggiani hat vielleicht nicht Unrecht, wenn er die Namen der 4., 12. und 15. Horde: *Quiabanalaba, Quiabanaelmayesma, Quiabanapuacsie* mit *kilwaná*, dem *Lengua*-Wort für Weib, und den Namen der 7. Horde *Emegsepop,* ebenso wie den *Machicuy*-Namen der alten *Lengua* Azaras *Quiesmagpipo*[1]) mit den *Lengua*-Wörtern für Tabakpfeife und Gras, *s$_x$epúp* und *s$_x$apup*, in Verbindung bringt.[2]) Auch die Endung *oc, ac* in dem Namen der 18. Horde ist charakteristisch für das moderne *Lengua* und die ihm verwandten Dialecte.

So erhalten wir erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts von zwei Autoren, die beide aus derselben Quelle schöpfen, und deren Berichte sich theilweise ergänzen, die ersten ausführlichen Nachrichten über das zahlreiche Volk der *Machicuy-Masooy.*

Ich wage nicht, mit Dr. Valentin Langmantel, dem Herausgeber der Münchener Handschrift, die *Machkaisies* Ulrich Schmidels, des Genossen Iralas auf seinem abenteuerlichen Zug quer durch den nördlichen Chaco nach Peru um die Mitte des 16. Jahrhunderts, als *Machicuy* anzusprechen.[3]) Denn diese *Machkaisies,* die damals schon längere Zeit unter spanischer Oberhoheit standen und zum Theile die spanische Sprache beherrschten[4]), wohnten in der Nähe der Cordilleren von Chuquisaca (Sucre), 377 Meilen über Land nordwestlich von Asuncion[5]), also in einer gewaltigen Entfernung von den Wohnsitzen der späteren *Machicuy.*

Erst über ein halbes Jahrhundert nach Azara und Aguirre hören wir wieder etwas von den *Machicuy* durch den französischen Reisenden Alfred Demersay, der sie in ihren alten Wohnsitzen im Chaco etwas nördlich von dem Mündungsgebiet des Rio Pilcomayo antraf und in seinem Werke eine kurze Schilderung ihrer körperlichen Erscheinung, Sitten und Sprache gibt.[6]) Die wertvolle, leider nur zu kurze Liste von sieben Wörtern, darunter vier für menschliche Körpertheile, zeigt uns wiederum die engste Verwandtschaft zwischen dem *Machicuy* und dem modernen *Lengua.*

Auf Grund dieser unbestreitbaren Thatsache hat Boggiani diese *Lengua* mit noch sechs anderen naheverwandten Stämmen, *Toósle, Súijen, Angaité, Sanapaná, Sapukí* und *Guaná*, unter einer Sprachgruppe vereinigt, der er neuerdings den alten Namen *Machicui* beilegt.[7])

Diese sieben Namen bezeichnen im Grunde genommen nicht sieben verschiedene Stämme, sondern sieben Unterabtheilungen eines Stammes, deren Sprachen dialectisch nur wenig von einander verschieden sind und ein in sich abgeschlossenes Ganze bilden, ohne irgend welche Beziehungen zu anderen Sprachgruppen des Chaco, z. B. der *Guaikurú*-Gruppe (*Toba, Mokoví* etc.) zu haben, mit der d'Orbigny das *Machicuy* zusammenbringen will.[8]) Während Boggiani diese Gruppe früher *Enimaga* nannte, nach dem Namen, mit dem — wie oben erwähnt — die dazu gehörigen Stämme von den nördlichen Nachbarn bezeichnet werden, hat er in seiner neuesten Schrift diese Benennung mit dem alten *Machicui* vertauscht, da nach Aguirre in der That ein *Enimaga*-Stamm bestanden hat —

[1]) Azara, 148. Demersay, 444.

[2]) Guaicurú, 17, 18.

[3]) Ulrich Schmidels Reise nach Süd-Amerika in den Jahren 1534—1554, nach der Münchener Handschrift herausgegeben von Dr. Valentin Langmantel. S. 94, 95 (S. [48]). Tübingen 1889.

[4]) Ebenda, 95 (48).

[5]) Ebenda, 96 (48).

[6]) Demersay, I, 453 ff.

[7]) Guido Boggiani, Linguística Sud-Americana. Datos para el estudio de los idiomas Payaguá y *Machicuí*. II, 39 ff. Buenos Aires 1901.

[8]) d'Orbigny, II, 94.

und vielleicht noch besteht — der mit den *Machicui* sprachlich gar nichts zu thun hatte.[1]) Ich bin mit dieser treffenden Namensänderung an und für sich durchaus einverstanden, kann aber den Gründen, die Boggiani für die neue Bezeichnung vorbringt, nicht beipflichten. Er sagt, er habe deshalb *Machicui* gewählt, weil dieser Name, mit dem man ehemals dieselben Stämme bezeichnete, die er heute darunter begreift, jetzt »extinguido ó olvidado« sei und gänzlich unbekannt in diesen Gegenden, in denen er noch vor nicht allzulanger Zeit allgemein gebräuchlich war (»todavía muy conocida no hace muchos años«).[2]) Und an einer anderen Stelle wundert sich Boggiani darüber, dass seit Demersay (Mitte des 19. Jahrhunderts) der alte Name *Machicui* verschwunden und mit dem modernen *Lengua* vertauscht sei.[3])

Diese Einwürfe und Beweismittel des hochgeschätzten Forschers sind nur zum Theile berechtigt. Meiner Ansicht nach ist *Machicui* derselbe Name wie *Mascoi* nur mit etwas veränderter Orthographie. *Machicui* sowohl wie *Mascoi* sind nie Namen gewesen, die sich diese Stämme in ihrer eigenen Sprache gaben, sondern sie wurden ihnen, wie wir gesehen haben[4]), von ihren Nachbarn, Spaniern, *Lengua* und anderen Stämmen, beigelegt. So war es vor Jahrhunderten, und so ist es noch heute! Aguirre nennt denselben Stamm unterschiedslos bald *Machicuy* bald *Mascoy;* ja er gebraucht den letzteren Namen weitaus häufiger als den ersteren, so in seiner Wörterliste ausschließlich.[5])

Dass Demersay die sicherlich zu seiner Zeit gebräuchliche Form *Mascoi* kannte und nur von Azara, den er ja ausgiebig benützte, die Form *Machicuy* adoptierte, scheint daraus hervorzugehen, dass er, nachdem er vorher davon gesprochen hat, dass die *Machicuy* die Reste der *Lengua* aufgenommen hätten, weiter fährt: »En effet, ils disent ne plus former que douze familles, et le cacique des ***Mascoys*** est en même temps le leur.«[6])

Ich möchte *Machicuy* für eine spanische Verketzerung des eigentlichen indianischen Wortes *Mascoy* oder *Maskoi* halten. Dieser letztere Name aber war nie erloschen. Noch heutigentags werden nach Lafone Quevedo[7]) und Boggiani[8]) die *Lengua* und ihre Verwandten von den sogenannten *Tóba michí* (*Toba chicos,* kleinen *Toba,* der Zahl nach, im Gegensatze zu den *Tóba guazú,* großen *Toba,* des Innern, von denen sie durch die stammverwandten *Pilagá* oder *Aí* getrennt sind[9])), die in der Nähe des Rio Paraguay gegenüber von Asuncion den Chaco bewohnen, *Mashcoi* oder *Mascoi* genannt. Wie mir Herr Dr. Bohls mittheilt, versteht man heute unter *Maskoi* speciell den bei Villa Hayes wohnenden Südstamm der modernen *Lengua,* die unmittelbaren Nachbarn der *Toba* und *Pilagá.* Mit diesen südlichen *Lengua* mussten die Forscher der früheren Zeit, wie Azara, Aguirre und auch noch Demersay, die sämmtlich von Asuncion ausgiengen, in erster Linie in Berührung kommen und erhielten infolgedessen für die dortigen Vertreter dieser Gruppe den Abtheilungsnamen *Maskoi,* den sie dann als Sammelnamen auch auf die diesen sprachverwandten Stämme übertrugen.

Gestützt auf diese Erwägungen, schlage ich für diese Gruppe statt des spanisierten und für die deutsche Aussprache unbequemen *Machicui* den alten Namen ***Maskoi*** vor,

---

[1]) Linguística, 46.
[2]) Ebenda, 46.
[3]) Ebenda, 44.
[4]) Azara, 154. Aguirre, 470.
[5]) Vgl. besonders Aguirre, 501, wo er von *Mascoy ó Machicuy* spricht.
[6]) Demersay, 438.
[7]) Lafone Quevedo, Samuel A., Arte de la lengua Toba, S. 181, 229. La Plata 1893.
[8]) Boggiani, Compendio 37. Linguística 46.
[9]) Compendio 32.

der sich nach den competentesten Zeugnissen von dem ersten Bekanntwerden dieser Stämme an bis auf unsere Zeit unverändert erhalten hat.

Unter dieser *Maskoi*-Gruppe fasst Boggiani die bereits oben erwähnten sieben Stämme zusammen[1]), deren Wohnsitze sich in einem breiten Streifen süd-nord-westlicher Richtung vom Mündungsgebiete des Rio Pilcomayo bis etwa zum 20° südlicher Breite erstrecken. Diese Gegenden hatten schon die alten *Maskoi* inne, von denen Aguirre sagt, ihre Gebiete reichten nördlich bis in die Nachbarschaft der *Tschikito*, »..... todas (las divisiones de los *Mascoys*) tienen territorios extensos peculiares hasta confinar con los *Chiquitos*«.[2]) Bis zur Höhe von Puerto Casado, nur wenig südlich vom 22° südlicher Breite, einer Linie, die die *Lengua, Angaité* im Süden von den *Sanapaná, Sapukí, Guaná* im Norden trennt, ziehen sich die Wohnsitze der *Maskoi*-Stämme dem Paraguayflusse entlang. Von da an wenden sie sich nach Nordwesten in das Innere des Chaco und erreichen mit dem Gebiete der *Guaná* auf dem 20° südlicher Breite mehr als 25 Leguas vom Rio Paraguay entfernt ihren nördlichsten Punkt.[3]) Das Dreieck, das der Rio Salado mit dem Paraguay bildet, ist heute ohne nennenswerte Bevölkerung, denn erst mit etwa 21° 5′ südlicher Breite, der Höhe von Fuerte Olimpo, beginnt das Gebiet der *Tumaná* oder *Tumanahá*, der wilden *Tschamakoko*. Boggiani schreibt die Ursache dieser Erscheinung wohl mit Recht dem von allen Chacostämmen gefürchteten Volk der *Mbayá-Kadiuéo* zu, das in früherer Zeit in diesen Gegenden hauste, sich aber jetzt, auf einen kläglichen Rest zusammengeschmolzen, auf das linke Paraguay-Ufer südlich von Miranda zurückgezogen hat.[4])

Von allen Stämmen der *Maskoi*-Gruppe besitzen das ausgedehnteste Gebiet die *Lengua*. Sie wohnen von der Mündung des Pilcomayo bis zum 22° 45′ südlicher Breite[5]), nach Bohls ungefähr bis zur Obraje (Holzfällerei und Ansiedlung) Barranca la Novia, in der jetzt viele von ihnen arbeiten. Im Süden theilt sich der Stamm in mehrere kleinere Unterabtheilungen, von denen Boggiani die *Toósle* und *Sújen* erwähnt, die unmittelbaren Nachbarn und Todfeinde der *Toba* und *Pilagá*. Die *Sújen* sind wohl identisch mit den *Sau-hin*, die mir Herr Dr. Bohls als Nachbarstamm der *Lengua* angibt. *Toósle* scheint derselbe Name wie *Toboslín* zu sein, womit nach Bohls die *Toba* von den *Lengua* bezeichnet werden, und kann zur Unterscheidung sehr wohl auch von den eigenen Verwandten auf den Theil des Stammes übertragen werden, der die Grenzwacht gegen den Erbfeind bildet. Die oben erwähnte Stammesbezeichnung der *Enimaga* durch die *Machicuy, Etabosle* oder *Estabosle*[6]) ist wohl auf ähnliche Ursachen zurückzuführen. Als eine besondere Unterhorde des *Lengua*-Stammes müssen wir auch die *Maskoi*, die südlichste Abtheilung der ganzen Gruppe, bezeichnen, die sich durch gewisse ethnographische Merkmale, z. B. die Bogenarbeit, von den Nord-*Lengua* unterscheiden. Ihre Wohnsitze erstrecken sich vom Rio Pilcomayo bis zum Riacho Montelindo, also in der Umgegend von Villa Hayes. Der Bach *Lacta, Nelguata, Utugualactá*, an dessen Ufern Azara und Aguirre die alten *Maskoi* wohnen lassen, ist vielleicht mit dem heutigen Montelindo identisch.[7])

---

[1]) Compendio und Linguística.

[2]) Aguirre, 470.

[3]) Linguística, 40, 47.

[4]) Linguística, 47. Vgl. meine Abhandlung im Globus, LXXXI (1902), 1 ff., 39 ff., besonders S. 44: »Die *Guaikurú*-Stämme.«

[5]) Linguística, 44, 45.

[6]) Azara, 157. Aguirre, 468.

[7]) Azara, 154. Aguirre, 469, 470.

Von Montelindo bis Barranca la Novia wohnen die eigentlichen *Lengua*[1]), deren Name jetzt zu einem Namen »lucus a non lucendo« geworden ist, da weder Boggiani noch Bohls bei irgend einem Stamme der *Maskoi*-Gruppe Lippenpflöcke angetroffen haben[2]), die Azara doch für die alten *Maskoi* bezeugt.[3]) Die Angabe des Herrn Dr. Bohls, dass die *Lengua* sich selbst ***Gekoinlahaāk*** nennen[4]), ist deshalb von großem Werte, weil sie uns endlich die Möglichkeit gibt, mit der sinnlosen und verwirrenden Bezeichnung *Lengua* zu brechen. Als einen noch ganz wilden Nachbarstamm der *Gekoinlahaāk,* im Innern des Chaco, hörte Bohls die *Upsucksinta* nennen und sah auch eines Tages einige Indianer dieses Namens, die in vollem Federschmuck das Dorf besuchten; doch gelang es ihm nicht, Aufzeichnungen ihrer Sprache zu machen, die eine Classificierung ermöglichen könnten.

Das Hauptgebiet der *Angaité,* die sich selbst *Enslét* »Menschen« nennen, liegt gegenüber der alten Mission San Salvador.[5]) Die *Sanapaná,* von den *Gekoinlahaāk Sápăăn*[6]) von den *Angaité Saapaán* genannt[7]), wohnen etwa bis vis-à-vis der Apa-Mündung, der brasilianischen Grenze, und auf dem rechten Ufer des Rio Salado. An sie schließen sich landeinwärts die *Sapuká,* bei den *Angaité Slamái-aá,* und weiterhin die *Guaná*[8]) an, die bei den *Angaité Cas̲kihá* oder *Es̲lièém-alóp* heißen[9]), ein volkreicher Stamm, der im Gegensatze zu seinen durch Lues und Alkohol zum Theile schon arg degenerierten Stammverwandten des Paraguayufers Eigenart und Charakter rein erhalten hat.[10]) Boggiani bezeichnet sie von allen Stämmen der *Maskoi*-Gruppe als »los más industriosos y de mejor aspecto y carácter«.[11])

Die Kopfzahl der *Maskoi*-Stämme ist nicht leicht zu bestimmen, weil sie in kleinen Niederlassungen wohnen, die häufig (Wasserstand, Tod eines Dorfgenossen u. a.) den Platz wechseln, doch bilden sie noch heute eine der zahlreichsten Stammesgruppen der Chaco-Gebiete. Die *Gekoinlahaāk* wurden zu Bohls' Zeit auf 1500 Seelen geschätzt.

II. Sprachliches.

Autoren.

Die ersten genaueren Nachrichten über diese Stämme brachte wieder der Argentinier Juan de Cominges, der im Jahre 1879 das Gebiet der *Guaná* bereiste, und dessen Forschungen im Jahre 1892 unter dem Titel »Obras Escogidas« in Buenos Aires veröffentlicht wurden. Dieser tagebuchartig geschriebene Reisebericht enthält neben verstreuten Angaben über Sitten, Gebräuche und Lebensweise dieses *Maskoi*-Stammes auf Seite 247 bis 249 ein kurzes Vocabular seiner Sprache.

---

[1]) Von den *Payaguá* (von Asunción) werden sie *Calaló* genannt. Linguística, 46.

[2]) Compendio, 45.

[3]) Azara, 156.

[4]) Ihren eigenen Namen geben sie nach Bohls ungern dem Fremden preis, offenbar weil sie glauben, dass dieser dann Macht über sie gewinnt und ihnen z. B. böse Geister (Krankheiten) senden kann.

[5]) Linguística 46.

[6]) Bohls.

[7]) Linguística 46.

[8]) Diese *Guaná* des Chaco sind nicht zu verwechseln mit den *Guaná-Chané* bei Miranda (Nu-Aruak).

[9]) Linguística, 46.

[10]) Bohls (in Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, XXI, 358) weist in einem in Hamburg über seine Reise gehaltenen Vortrag auf den crassen Unterschied zwischen Inlandbewohnern und Indianern der Paraguayufer hin, die schon in verhängnisvolle Berührung mit der »Civilisation« gekommen sind.

[11]) Boletin del Instituto Geografico Argentino, XVIII (1897), 622, 623. Buenos Aires.

Den »Chacoforscher« Marquis de Brettes, der denselben Stamm einige Jahre später als Cominges besucht haben will, übergehe ich mit »gebürendem« Stillschweigen. Seine abenteuerlichen Reiseschilderungen aus dem Chaco und Columbia sind schon von berufener Seite hinreichend beleuchtet worden.[1])

Boggiani lernte die *Guaná* im Jahre 1889 in Puerto Casado kennen und behandelte ihre Sprache in den »Atti della R. Academia dei Lincei« zu Rom im Jahre 1895 im Vergleich mit der Sprachaufnahme des Cominges. In seiner Studie über die Sprachgruppen des nördlichen Chaco und der angrenzenden Gebiete, die derselbe Autor im Jahre 1898 unter dem Titel »*Guaicurú*« in dem Band VIII, Theil II der »Memorias« der »Società Geográfica Italiana« zu Rom publicierte, fasst er (S. 14 ff.) die historisch-bibliographischen Daten über diese Gruppe, die er damals noch *Ennímaga*-Gruppe nannte, kritisch zusammen.

Ich selbst veröffentlichte im Band LXVII des »Globus« (S. 217 ff.), was Herrn Boggiani entgangen zu sein scheint, einige ethnographische Angaben über die sogenannten *Lengua* bei Villa Concepcion nebst einer kurzen Wörterliste und gab daran anschließend (S. 235 ff.) einen Versuch der sprachlichen Classificierung dieses Stammes, wobei ich die kurz vorher erschienene Arbeit des Enrique Peña über das Manuscriptwerk Aguirres bereits benützen konnte.

Einige Jahre früher hatte der inzwischen verstorbene englische Missionär Adolf Henriksen in einer mir unbekannten Publication, deren Titel auch Boggiani nicht anzugeben weiß[2]), in London eine Liste von 70 Wörtern aus der Sprache derselben *Lengua* veröffentlicht. Eine Copie dieser Wörterliste wurde Boggiani (1898) durch Lafone Quevedo zur Verfügung gestellt.

Ausführliche ethnographische Daten über die Stämme der *Maskoi*-Gruppe enthält der erste Theil von Boggianis »Compendio de Etnografía Paraguaya Moderna« (S. 30 ff.), der im Jahre 1900 in Asuncion erschien.

Die letzte Schrift Boggianis »Linguística Sud-Americana«, die er im vorigen Jahre dem »Congreso científico Latino Americano« in Buenos Aires als »fruto de las observaciones de estos últimos años« vorlegte, bringt neben historischer Einleitung drei Vocabularien von *Maskoi*-Stämmen, ein größeres der *Sanapaná* und zwei kleinere der *Angaité* und *Lengua*.

Die Wörterliste der *Gekoinlahaāk-Lengua* des Herrn Dr. Bohls, die ich hier der Öffentlichkeit übergebe, wird nicht unwesentlich zur Ergänzung der bisherigen Vocabularien der *Maskoi*-Gruppe beitragen.

Habitus der Sprache.

Sämmtliche Autoren stimmen darin überein, dass die *Maskoi*-Sprache der Aufnahme und Erlernung die größten Schwierigkeiten entgegensetze. Aguirre nennt sie »la más difficil de cuentas (lenguas) serían inspiradas en la torre de Babel« und so voll von langsilbigen und synkopierten Redensarten und Wörtern, dass die anderen Nationen sie weder aussprechen noch verstehen könnten.[3])

Ein wahrhaft resigniertes Urtheil fällt Azara. Er sagt, die *Maskoi*-Sprache sei nicht allein nasal und guttural und verschieden von allen anderen, sondern ihre Wörter seien

[1]) H. Wichmann, Petermanns Geographische Mittheilungen, 1889, S. 253. W. Sievers, Geographisches Jahrbuch, XIV (1890), 132. W. Sievers im Globus, LXXIII, Nr. 24.

[2]) Compendio, 74. Linguística, 49.

[3]) Aguirre, 470, 500.

auch so lang und so voll von Synkopen und Diphthongen, dass der Pater Gonzalez, der sich bemüht habe, dies Idiom von seinen Schützlingen zu lernen, erstaunt gewesen sei, dass die Kinder ihre eigenen Eltern verständen(!). Wahrlich eine ungeheuerliche Behauptung, die wohl durch ein leicht begreifliches Scherzwort des Paters entstanden sein kann, das Azara für Ernst nahm. Bei der Aufzählung der Stammesnamen klagt derselbe Forscher über die Unmöglichkeit, sie auszusprechen, geschweige denn niederzuschreiben. Er zweifle nicht, dass, wenn man diese Namen zwanzig Personen dictierte, alle erklären würden, dass es unmöglich sei, sie zu fixieren und dass, wenn sie es thun wollten, jede es verschieden ausführen würde.[1])

Demersay betont zwar auch die Fülle der gutturalen und nasalen Laute in dem *Maskoi*-Idiom und die seltene Schwierigkeit seiner Aussprache, weist aber die in den Worten Azaras liegende Übertreibung zurück[2]), dessen philologische Urtheile überhaupt nicht maßgebend sein dürfen, da er ohne linguistische Belege, und offenbar ohne tieferes Verständnis für die Wichtigkeit der vergleichenden Sprachforschung arbeitet.

Auch Boggiani nennt die *Maskoi*-Sprache »el idioma más sincopado y raro«, doch seien die überlangen Namen und Wörter, von denen Azara handle, keine einfachen Wörter, sondern Wortverbindungen, Phrasen, die man erst dann transscribieren könne, wenn man die nöthigen Trennungen vornehme.[3]) Ich werde diese durchaus richtige Behauptung des italienischen Forschers im folgenden Wörterverzeichnisse öfters mit beweisenden Beispielen belegen.

Die *Lengua-Gekoinlahaãk* des Herrn Dr. Bohls sprachen gewöhnlich leise und langsam, nur wenn sie erregt waren, polterten die Worte lauter und sehr schnell aus ihrem Munde. Es sei sehr schwer, für die häufig gutturalen, aber nicht nasalen (wodurch Bohls im Widerspruche zu den älteren Autoren steht) laute Schriftzeichen zu setzen.

Das eintönige Staccato der *Maskoi*-Sprachen kommt in der syncopierten Schreibweise sämmtlicher Aufnahmen deutlich zum Ausdrucke.

Wörterverzeichnisse von Stämmen der *Maskoi*-Gruppe.

(Erklärung der Abkürzungen im Vocabular.)

Ma. 1 = *Mascoy* bei Aguirre, Juan Francisco: Boletin del Instituto Geográfico Argentino, XIX, 488 ff. Buenos Aires 1898. Schreibweise spanisch.

Ma. 2 = *Machicuy* bei Demersay, Alfred: Histoire physique, économique et politique du Paraguay. (2 Bde. und Atlas.) I, 456. Paris 1860. Schreibweise französisch.

Gu. 1 = *Guaná* bei Cominges, Juan de: Obras escogidas. 247—249. Buenos Aires 1892. Schreibweise spanisch.

Gu. 2 = *Guaná* bei Boggiani, Guido: Atti della Reale Academia dei Lincei: Vocabolario dell' idioma Guaná. 61—77. Roma 1895. Schreibweise phonetisch

Le. 1 = *Lengua* bei Henriksen, Adolf: Boggiani, Guido: Compendio de Etnografía Paraguaya Moderna. 75—77. Asunción 1900 und Boletin del Instituto Geográfico Argentino, XX (1899), 50. Buenos Aires. Schreibweise englisch.

Le. 2 = *Lengua* bei Koch, Theodor: Die Lenguas-Indianer in Paraguay. Globus, LXXVIII, 239. Schreibweise phonetisch.

Le. 3 = *Lengua* bei Boggiani, Guido: Linguística Sud-Americana. 64—67. Buenos Aires. Schreibweise phonetisch.

An. = *Angaité* bei Boggiani. Ebenda, 60 bis 64.

Sa. = *Sanapaná* bei Boggiani. Ebenda, 50—60.

[1]) Azara, 154, 155.

[2]) Demersay, 455.

[3]) Linguística, 49.

Alphabete.

Boggiani für *Gu.* 2.

ḫ = deutsches ch.
š = rauher s-Laut, hervorgerufen, indem die Zunge wider den Gaumen gepresst und die Luft zu beiden Seiten stark hervorgestoßen wird.
á = Wortaccent.
a, b, c, d etc. = Ein kleiner Buchstabe an den Fuß zur Rechten eines anderen gesetzt, theilt diesem den eigenen Ton mit.
ṇ = nasales n.
ř = gutturales (französisches) r.
— = zwischen zwei Vocalen synkopiert.
ž = spanisches z, mit der Zunge an den Zähnen.
ö = deutsches ö, französisches eu.
ü = deutsches ü, französisches u.
è = sehr offenes e.
ǧ = vor n ist ein harter Laut und theilt das Wort gleichsam in zwei Theile, von denen der erste mit ǧ endigt, der zweite mit n anfängt.
ā, ē, ī = Länge.
j = spanisches j.
w = englisches w, zwischen u und v.
h = stark aspiriert.
y = Laut zwischen italienischem gi und i.
ñ = spanisches ñ, italienisches gn in »ogni, magno«; nur am Ende eines Wortes gebraucht.

Boggiani für *Le.* 3, *Sa.*, *An.*

á = Wortaccent.
— = kleine Synkope zwischen zwei Buchstaben.
l-l = ausgesprochen als zwei l, nicht als spanisches ll.
th = englisches th.
r_g = gutturales r, ähnlich dem französischen r.
g_r = ähnlich wie r_g, aber mehr nach g hin.
a_a, e_e, i_i = Verlängerung des Vocals.
jh = deutsches ch, spanisches j, weich.
è = offenes e.
a, b, c, d, e = kleiner Buchstabe am Fuß zur Rechten eines anderen wie in *Gu.* 2.
o_u = geschlossenes o mit einigem Hang nach u.
Nicht-cursiv = stumm.
s = italienisches s in »rosa, casa« etc.
z = italienisches z in »pezzo, tizzone«.
z' = italienisches z in »mezzo, bazza, gazza«.
y = italienisches g vor i und e.
(?) = Orthographie oder Bezeichnung des Wortes ist unbestimmt.
ü = deutsches ü, französisches u.
güe = ü als Diphthong gelesen.
o_e = französisches e in »je«, deutsches ö.
w = englisches w, zwischen u und v.
s_x = s mit an den Gaumen gepresster Zunge.
ch = spanisches ch, italienisches c vor e und i.
x = englisches sh, italienisches sc vor i und e.

Koch für *Le.* 2.[1])

y = deutsches j.
ā = Länge.
ă = Kürze.
ck = k stark guttural.
w = englisches w (früher v).
th = englisches th (früher z).
s = scharfes s.
ž = französisches j in »je«.
č = tsch.
ń = Palatalisierung (französisch »ignorer«).

Bohls.

y, ā, ă, ck, w, th = *Le.* 2; sonst deutsch.

Vocabular.

(Der *Gekoinlahaā́k* des Herrn Dr. Bohls, verglichen mit anderen Aufnahmen der *Maskoi*-Dialecte. Um die Identicität der alten und heutigen *Maskoi* zu beweisen, sind auch andere Wörter als die von Bohls zum Vergleiche herangezogen).

Körpertheile.

Gekoinlahaā́k-Lengua. *Maskoi*-Dialecte.

Augen — — — — *Ma.* 2: *hartec.*
Gu. 2: *gniactéic; nguahěc.*
Le. 3: *ahactíc* (deine Augen).
Sa.: *nguahèéc.*
An.: *gniactéc.*

Fuß — — — — — *Ma.* 2: *hemenec.*
Gu. 2: *hemmeněc.*
Sa.: *teté-emmenéc,*
mennéc,
immeiníec.
An.: *immenéc.*

[1]) Zur Vereinfachung wurde die früher von mir gebrauchte Schreibweise etwas der des Herrn Dr. Bohls angepasst.

Finger — — — —	*Ma.* 2: *heptehec.* *Gu* 1.: *yanamé peék, yetsiná peék.* *Gu.* 2: *innappeiúc.* *Sa.*: *innappheiúc, atapuèéc, immiɨiúoc, appihíc.*
Bein — — — —	*Ma.* 2: *hehihohoc.* *Sa.*: *ihoɔiancúc* (Unterschenkelknochen).
Geist *nēkŏma.*	

Aus Boggianis Aufnahmen geht Folgendes hervor:

Das Pronominalpräfix der 1. Person ist i— oder in—, womit sämmtliche menschlichen Körpertheile anfangen, z. B.: Fuß *mennéc* (Stammform), *immenéc* (präfigierte Form) = mein Fuß. Finger: *appihíc, innappheiúc. Le.* 3: *immahác*, mein Mund; *ictón*, mein Arm.

Das Pronominalpräfix der 2. Person ist a— oder ah—, z. B. *Sa.*: meine Oberlippe, *iñaɑtúoɔn, iñatúoɔn*; *Le.* 3: deine Oberlippe, *ahoaɑatún.*

Das Pronominalpräfix der 3. Person ist a— oder o—, z. B. *Le.* 3: meine Haare, *igud;* Blätter des Baumes = seine Haare, *aguá. Sa.*: meine Zähne, *icmahóc*; Zähne (der Ziege) = ihre Zähne, *(itenèép-kisíc) ocmahóc.*

Familie und Gesellschaft.

Mann, Mensch *inthlit.*	*Ma.* 1: *cenget.* *Gu.* 1: *emanabié.* *Le.* 2: *enthlit.* *Le.* 3: *enesxlét, enesxét.*
Frau *kilyaná.*	*Ma.* 1: *inquilùàna.* *Gu.* 1: *engilband.* *Gu.* 2: *chilwaná, hilwaná.* *Le.* 1: *kilnaá.* *Le.* 2: *kilwána.* *Le.* 3: *kilwaná, kilwaná.* *Sa.*: *kilwaná* (Plur. *kilnomá*). *An.*: *kil-laá.*
Mädchen *kilyanät-kuck* (junge Frau).	*Le.* 2: *kilwána it-kock* (junge Frau).
weibliches Thier *kilwắna.*	
männliches Thier *kilnäwú.*	*Ma.* 1: *quilnaga*, Mann. *Le.* 3: *kilnowó, kilnowó, kilnoó.* *Sa.*: *kinnaó* (Mensch), *kilnoó, kilnowó, kilnaó.* *An.*: *kinnaá.*
Vater (Anrede des Kindes) — —	*Ma.* 1: *tâtá.* *Le.* 2: *papá.* *Le.* 3: *tatá.*
Mutter (Anrede des Kindes) — —	*Ma.* 1: *mame.* *Le.* 2: *mamá.* *Le.* 3: *mimí.* *Sa.*: *mamá, mamái.*
Häuptling *wistye.*	*Ma.* 1: *guirgea.* *Ma.* 2: *viskê.* *Le.* 2: *wiszi.* *Sa.*: *casíc* (Kazike).
Zauberarzt *yibothma.*	*Ma.* 1.: *mammel.*
Medicin *panakte.*	
Freund *síbbič*	*Gu.* 1: *esquelektekmá, lektesmá, skelektesmá.* *Gu.* 2: *lectesmá.* *Sa.*: *lèctesmá, lecteasmá, skelèctesmá, sxkelectesɑmá.* (Wir werden unten bei den Verba ein anderes Wort für »Freund« kennen lernen.)

Natur.

(Himmel, Zeit, Wetter, Erde, Stein, Metall, Feuer, Wasser.)

Himmel *nätin* (oben).	*Ma.* 1: *quillalticisgû.* *Le.* 3: *ecc-hém* (*taasüé*), (heiterer) Himmel [wörtlich: schöne Sonne].
Welt *yo klitch ma, kioïk slắ.*	
Sonne, Tag *ick hĭm.*	*Gu.* 1: *ignem.* *Gu.* 2: *igném, agném.* *Le.* 1: *acnem.* *Le.* 2: *tátla* (?) (Feuer). *Le.* 3: *ecc-hém.* *Sa.*: *ajgném, agcnéim.* *An.*: *agnèém, ignèém.*
Mond *peltin.*	*Gu.* 1: *pelstein.* *Gu.* 2: *pelstéin.* *Le.* 1: *pelstemp.* *Le.* 3: *pelçtén* (*ç* = *sx*), *phèéc.* *Sa.*: *pielstéin.* *An.*: *pelsxtén, pelsxtèén.*
Sterne *yauá.*	*Le.* 3: *kitkitsoóc-pelsxtén* (?) (kleiner Mond). *Sa.*: *iauá, ioá.* *An.*: *iuoá.*
Morgen *issuká.*	*Ma.* 1: *yseguiscuet.* *Le.* 1: *esecaá.*

	Sa.: *nisxliaaiaám, etzèé-c-aóc.*
Donner *tackha.*	*Sa.*: *tècc-háè.*
Blitz *kill yin moá.*	*Sa.*: *kilguinmamá.*
Wolke *yip mo poya.*	*Gu.* 2: *ipopayá.*
	Le. 3: *assamkć.*
	Sa.: *ipopaiá.*
	An.: *popai-á.*
Thau *yálya.*	
Stein, Berg *matai ámón.*	*Ma.* 1: *metainum.*
	Gu. 1: *mtealmó, temmá.*
	Gu. 2: *metaei mó.*
	Le. 1: *meteomen.*
	Sa.: *mataei mó. meitaeimóu.*
Salz *yásick.*	
Eisen *sawú.*	*Le.* 2: *sawú.*
Feuer *tāáslá.*	*Ma.* 1: *talslá.*
	Ma. 2: *tahaslá.*
	Gu. 2: *tatá (Guarani?).*
	Le. 1: *talsá.*
	Le. 2: *tátla.*
	Le. 3: *tasxlá.*
	Sa.: *tasxlá, tahsxlá.*
	An.: *tasxlá, tasxá.*
Rauch *dtin(?).*	*Le.* 3: *itén.*
	Sa.: *itéin, ietéin.*
	An.: *itén.*
Wasser *yĭng mĭn.*	*Ma.* 1: *ygmen.*
	Gu. 1: *quilmén, kilmén.*
	Gu. 2: *hilmén.*
	Le. 1: *enmen.*
	Le. 2: *ńing-ming.*
	Le. 3: *ilmén, iglmen, ilmén.*
	Sa.: *ilmén, ilmén.*
	An.: *ilmén.*
See *tack melácksla.*	
Fluss *watsóm.*	*Ma.* 1: *utugualacta.*
	Ma. (Azara): *lactá, nelguatá.*
	Gu. 1, 2: *aluguatá.*
	Sa.: *aluguatá.*
Bach *ŭlwāta.*	*Ma.* 1: *guadipton.*
	(Die gemeinsame Wurzel der Wörter für »Fluss, Bach« ist: *guad, guat, wat.*)
Brunnen *māslick.*	
Sumpf *sắngha.*	
Schlamm *yilpă.*	
Weg — —	*Le.* 2: *tapoi.*
	Gu. 1: *camái, canáy.*

Ethnographisches.

Haus *slankuck, thlankuck.*	*Ma.* 1: *esancoch.*
	Gu. 1: *paát.*
	Le. 2: *ńanting, ńanting-má*, Dorf.
	Le. 3: *sxlancóc.*
	Sa.: *paát, pahát.*
	An.: *tigmá.*
	(*paát, pahát* heißt das Gras, mit dem die Hütten bedeckt werden.)
Messer *sawú* (Eisen).	*Le.* 2: *sawú.*
	Sa.: *nettáuo.*
Perlen *lamūm.*	*Sa.*: *lemóom.*
Geld *selyuckye.*	*Le.* 2: *seleé, seleétik.*
Hazardspiel mit vier Hölzchen *hastawa.*	*Gu.* 2: *žigá.*
	(Dasselbe Spiel findet sich auch bei den *Toba;* vgl. meine Abhandlung: Die Guaikurú-Stämme. Globus, Bd. LXXXI (1902), Heft 7, S. 107, wo ich es genau beschreibe.)
Tabakpfeife *slapúp.*	*Gu.* 2: *šeipúop* (rauchen) (*šapúp*, Gras, Kraut).
	Gu. 1: *spó.*
	Le. 2: *slapúp.*
	Le. 3: *sxepúp.* (*sxapúp*, Gras, Kraut).
	Sa.: *sxeipúop, sxlipúop, sxliepúop.*
Decke, Poncho. — —	*Le.* 2: *kilpauá, apauá* (wenn allein genannt, davon gesprochen wird).
	Le. 3: *appá-abwá*, Mantel aus Wolle (*abwá*, Gewebe).
	Gu. 2: *noné puahác.*
	Sa.: *noné-puaác.*
Strick — —	*Gu.* 1, 2: *tamá.*
	Le. 2: *tắma.*
	Sa.: *tamá* (gedreht), *tamá pancóc* (geflochten).
Feuerholz *yantabuck.*	

Pflanzen.

Holz, Baum *yámĭt.*	*Gu.* 1: *tehét-puthem(?).*
	Gu. 2: *yameit.*
	Le. 3: *iaméit, iaaméit.*
	Sa.: *iamét, iaméit*
	An.: *iaaméit, iamèét.*
	(In *yámĭt* steckt anscheinend der Begriff »groß« *yam, yan.*)
Blume, Blüte *inamuck.*	
Gras *pāŏt.*	*Gn.* 2: *ahác.*
	Sa.: *paát, pahát* (vgl. Haus).
Zuckerrohr *yam pāŏt* (großes Gras).	*Gu.* 1: *navat.*
Tabak *haénā.*	*Ma.* 2: *hequêna.*
	Gu. 1: *tená* (tabacco compresso).
	Gu. 2: *henná, c-henná.*
	Le. 2: *héna.*
	Sa.: *hènná, c-hènná, hec-henná.*

Thiere.

(Säugethiere, Vögel, Amphibien, Fische.)

Jaguar *niptána, neptahāná.* *(Felis onça. Jaguareté.)*
Gu. 1: *kimhavá.*
Gu. 2: *quilmawá. açmá.*
Le 1: *neptuaná.*
Sa.: *tomaiohán.*
An.: *taₐná.*

Katze *temuck.*
Gu. 1: *emmagmiwá.*
Gu. 2: *tenó.*
Le. 3: *cameéths.*
Sa.: *tenóc, tenóuc.*
An.: *teₙnóc.*

Tigerkatze *käskasick.* *(Felis tigrina.)*

Große Tigerkatze *yan käskasick.* *(Felis pardalis* oder *mitis.)*

Puma *mā́wa.* *(Felis concolor.)*

Hund *simhing, schemhé.*
Gu. 1: *chemejen.*
Gu. 2: *chemhén.*
Le. 1: *tenheng.*
Le. 3: *chemhén.*
Sa.: *chemhèén, chemhén*
An : *chemhén.*

Wolf *wawóo.* *(Canis jubatus.)*

Fuchs *yim malim.* *(Canis vetulus.)*

Fischotter *sabuckyick.* *(Lutra paranensis.)*

Große Fischotter *yan sabuckyick.* *(Lutra brasiliensis.)*

Dasyprocta aguti oder *Coelogenys paca* } *tomháng.*

Carpincho *yátick tomhang.* *(Hydrochoerus capybara.)*
Gu. 2: *tap-tomahán.*
Sa.: *tap-tomahán.*
(*yátick*, dem wohl *tap* entspricht = groß, also: großes Aguti.)

Meerschwein *yinyíckpă.* *(Cavia aperea.)*

Maus (spec) *pomŏó.*

Ratte (spec.) *yátick pomŏó* (große Maus).

Gürtelthier *yā́lwă.* *(Dasypus novemcinctus.)*

Riesengürtelthier *yamsĕhé.* *(Dasypus gigas.)*
Sa.: *neₐpnacsehéᵢ* (Gürtelthier).
(In *yamsĕhé* steckt der Begriff groß = *yam.*)

Brüllaffe *izĕné.* *(Mycetes niger. Caraya.)*

Nyctipithuus od. *Callithrix* } *kilyenĕád.*

Fledermaus *(Desmodus rufus?)* } *mäpop.*

Tapir *nāposlin.* *(Tapirus americanus.)*

Stute (Pferd ♀) *yatnaslin.*
Le. 1: *etnalsteng.*
Le. 2: *ńatnaling.*
Le. 3: *iatnasín, iètnaszhíc.*
An.: *ètnasₓíₑn.*
Sa.: *tasₓlín.*

(Die Wörter für Tapir und Pferd sind offenbar mit einander verwandt. Gemeinsam ist beiden der Schlussbestandtheil *slin.* In *yatnaslin* ist *yat* = groß enthalten; *na* kann Präfix sein; *slin* ist der Hauptbestandtheil des Wortes *na-poslin* = Tapir. Die Indianer verglichen das Pferd mit ihrem stärksten Jagdthier, mit dem es die meiste Ähnlichkeit hat, und nannten es: großer Tapir.)

Hengst (Pferd ♂) } *yslin kilnawá(u?).*

(*kilnawá, kilnawú* = Männchen, männliches Thier.)

Wallach *yatnaslin yan kilwána.*
(*yatnaslin* = Stute; *yan* = groß; *kilwána* = Weibchen, weibliches Thier.)(!?)

Schaf *nipkäsick.*
Gu. 2: *nip-chissic.*
Le. 3: *nepkieₑsíₑc, nepkieₑsíₑc.*

Ziege *yat nipkäsick* (großes Schaf).
Gu. 1: *atanékp-kesek.*
Gu. 2: *iteniᵢp-cheᵢseᵢc.*
Le. 3: *iteneᵢpkieₑsíₑc.*
Sa.: *itenèp-kisíc.*

Auchenia spec. yan yat nipkäsick.
(Großes großes Schaf, ganz großes Schaf.)

Kuh — —
Gu. 1: *bucá.*
Gu. 2: *muḫcá.*
Le. 2: *vaića.*
Le. 3: *wacké, uacké.*
Sa.: *mujhcá, waccá.*
An.: *wackiá, uackiá.*

Vogel *nātă.*

Jaku *kinnátin.* *(Penelope spec.)*

Große Ente *mittíckting, mittinckting.* *(Cairina moschata.)*

Ente mit rothem Schnabel } *yatēlaba.*

Ente *hapó.*

Huhn — — *Le.* 2: *tata-á.*
Le. 3: *tattahá.*
Sa.: *tapié* (Hahn, Huhn, Küchlein), *tapiékinnaó*(Hahn), *tapié kilwaína* (Huhn).

Eidechse *pōma.*

Teju guazú *piyím.*
(Tejus teguixin.)

Krokodil *yatté piyím* (großes Teju guazú). *Gu.* 2: *tapiyím.*
Sa.: *tapi-iím.*
(Alligator sclerops.)

(Hier entspricht *ta* oder *tap* dem *yatté*, wie oben (vgl. Carpincho) *tap* dem *yáttick.*)

Schildkröte *opnocksehé.*
(Testudo tabulata.)

(Der Wortbestandtheil *sehé* weist vielleicht auf die Schale des Thieres hin, da er sich auch in *yamsěhé* = Riesengürtelthier findet.)

Wasserschildkröte *ponkalwick.*
(Platemis spec.)

Schlange *yéwă.* *Gu.* 2: *emmachiwá* (Giftschlange):
Sa.: *kiwá* (Klapperschlange).

Klapperschlange *yucktawé.*
(Crotalus horridus.)

Kröte *pinnick.*

Kleine Kröte *nopnickting.*

(*pnick* = *pinnick*, Kröte; *no* kann Präfix sein; *ting*, das sich als Bestandtheil einer Anzahl von Wörtern findet, drückt vielleicht den Begriff der Kleinheit geringer Quantität aus, also: kleine Kröte. So könnte man *ńanting-ma* vielleicht zerlegen in: *ń-an-ting-ma. ń* oder *ńa* ist Präfix; *an* steckt auch in *slankuck*, *esancoch*, *sxlancóc* = Haus und deutet vielleicht den Begriff Schutz, Behausung an; *ma* = nicht; *ting* in *ńanting* entspricht dem *kuck* in *slankuck*; *kuck*, *coc* = klein, daher: *ńanting* = kleines Haus oder nur ein Haus; *ńanting-ma* = kleines Haus nicht, nur ein Haus nicht = viele Häuser = Dorf. Vielleicht drückt auch die Endung *ma* den Plural aus. *slankuck* oder *thlankuck* lässt sich zerlegen in *sl*, *thl* oder *sla*, *thla* den Hauptbestandtheil der Zahl 1 *slama*, *thlama*; *an* = Behausung; *kuck* = klein, wenig: *slankuck* würde darnach heißen: [nur] eine [kleine] Behausung = ein Haus, im Gegensatze zum Dorf [= viele Häuser].)

Laubfrosch *sālkún.*

Fisch *killăsmă.* *Gu.* 1: *ilasummoá* (Art Fisch).

Wels *mompehé.*
(Silurus.)

Kleiner Aal *yisslim.*

Großer Aal *yameslim.*
(Symbranchus.)

(*yam* = groß; *eslim* = Aal in *y-isslim* mit *y* als wahrscheinliches Präfix.)

Lepidosiren *loalăch.*

Kleines Gethier *askuck* (*kuck*, klein).

Eigennamen.

(Männernamen.)

1. *Metegyak.*
2. *Paisiamaak.*
3. *Tomai.*
4. *Tomasowa.*

(Die Namen beziehen sich meistens auf hervorstechende Eigenthümlichkeiten der betreffenden Person. So nennen die *Lengua* den englischen Missionär Mr. Grubb, ihren Superintendenten, »Langhals«. Bohls nannten sie zuerst »Knochen«, weil er lebhaftes Verlangen nach einigen Schädeln ihrer Jagdthiere trug, dann »Weißmütze« nach seiner sehr bewunderten zeitweiligen Kopfbedeckung; wieder wurde er »umgetauft«, als er sich einmal einen Stirnzopf drehen ließ und eine Feder hineinsteckte, und schließlich blieb ihm der Name *Loalăch* = *Lepidosiren* wegen seines fortwährenden Mahnens: Fangt Lepidosiren!)

(Ortsnamen.)

1. *Thlack na sink in miss.*
2. *Waikthlating mang yalwa.*
3. *Elpaisiantawa.*
4. *Paisiantawa.*
5. *Nāăntămămá.*
6. *Thlamapéiya.*
7. *Uwaiahai.*
8. *Uwaiupkumúck.*

(Die Ortsnamen beziehen sich auf die besondere Beschaffenheit des Platzes oder auf irgend ein Vorkommnis. So heißt nach Bohls ein Name: »Nur ein Mosquito.« Wahrscheinlich ist dies 6. *Thlamapéiya*, in welchem die Zahl 1 *thlama* enthalten ist. 8. *Uwaiupkumúck* bedeutet einen Ort, wo *kumuck* (Heliconium; im Guarani: *Peguahó*) wächst. 1. *Thlackna sink in miss* zerfällt in *thlackna* = *Le.* 2: *thlangna*, *thlagna* = viele und *sinkinmiss* = *Le.* 2: *thingen-mick* = Carrapate und heißt demnach: viele Carrapaten; ein böser Name für einen Wohnplatz, denn diese Zecken gehören zu den schlimmsten Quälgeistern unter den südamerikanischen Insecten. 2. *Waikthlatingmangyalwa* heißt nach Bohls: »Das Gürtelthier *(yalwa)* im Dorfe *(tingma)* ankommend«. An dieser Stelle ist ihnen der willkommene Braten offenbar einmal ins Dorf gelaufen.)

Adjectiva.

gut, schön *tási*. — *Le.* 2: *tasiá*. *Le.* 3: *tas$_x$üi*. *Sa.*: *ita$_a$si*. *An.*: *tasüi*, *tas$_x$üi*.

schönes Haus *tasick slankuck*, *tasick thlankuck*.

schlecht, hässlich — — — *Le.* 2: *samschit*. *Le.* 3: *sa$_a$unkèć*. *Sa.*: *so$_o$ccói*. *zo$_e$ccói*. *zoncói*. *psungüé*. *An.*: *z$_c$amté*. *z$_c$amké*.

groß *yam*, *yan*, *yat*, *yot* — *Sa.*: *tlitètsic*.

(Auch *yatte* und *yatick* kommen, wie wir gesehen haben, in Verbindung mit Substantiven vor. In *yatick* von *yat* haben wir eine ähnliche Bildung wie in *tasick* vor *tasi*.)

klein *kuck* — *Gu.* 1: *quidquiá*, Sohn. *Gu.* 2: *chi^{x}cá*, jung. *Le.* 2: *it-kok*, jung, *énthlit it-kok* oder nur: *it-kok*, junger Mann. *Le.* 2: *kitzúck*. *Sa.*: *sitcutic*. *cit-coóu^c*, jung. *chit-coóc*, Knabe. *kircá*, kleiner Knabe. *An.*: *ickia-á*, Knabe.

weiß — — — *Le.* 2: *kátik*. *Gu.* 1: *kidkick*.

Pronomina.

ich *koó*. — *Ma.* 1: *coó*, *coó tatá*, mein Vater. *nincoó*, wir. *Le.* 2: *koŏ*. *An.*: *essa$_o$moá*.

du *thliyip*. — *Ma.* 1: *hiipp*. *Le.* 2: *seyip*.

er *ēk*.

dieser *kýseć*.

mein *koó ŏpankuk*, *ăhankuk*. — *Le.* 2: *ap han kok*.

mein Messer *sawú ăhankuk*.

dein *thliyip ŏpankuk*, *thlăb(?) ŏpankuk*. — *Le.* 2: *sewiyip*.

sein *ēk ŏpankuk*.

Zahlwörter.

1 *slāmắ*. — *Ma.* 1: *slema*.[1] *Le.* 2: *ling*. *Sa.*: *ins$_x$ipcoèć*.

2 *ăănít*. — *Ma.* 1: *agaèt*. *Gu.* 1: *agamét*. *Gu.* 2: *dae$_i$c*. *Le.* 1: *aánec*. *Le.* 2: *ắnit*. *Sa.*: *incanéit*.

3 *āntanslamá*. — *Ma.* 1: *naidque*. *Gu.* 1: *aganatsemá*. *Le.* 1: *antalsanac*. *Le.* 2: *antansáma*. *Sa.*: *mickína-mijhmíc-moóc*.

4 *mohōk nockhắ*. — *Ma.*: *agatanagatanana*. *Le.* 2: *ắnit-ắnit*. *Sa.*: *ilas$_x$ memeén-cawói*.

5 *slamärmik*. — *Ma.* 1: *guinflosoy*. *Gu.* 1: *temenín*. *Sa.*: *s$_x$limimmíc*.

anderer *mōk*, *pōk*.

(*āntanslamá* ist zu zerlegen in *ăănít* 2 mit einem Zusatz und *slāmă* 1, also 2 + 1 = 3. In *Sa.*: *mickína-mijhmíc-moóc* scheint *immée* = Hand und *mōk* = ein anderer, noch einer, enthalten zu sein. Dies *mōk* steckt anscheinend auch in 4 *mohōk nockhă*. *agatanagatanana* ist die zweimal mit Zusatz gesetzte 2 *agaèt*, also 2 + 2, was noch deutlicher in *Le.* 2: *ắnit-ắnit* zum Ausdrucke kommt. 5 *slamärmik* und *s$_x$limimmíc* bedeutet 1 Hand *(slāmắ-immée)* = 5 Finger. Für 10 sagen sie: alle Hände *(Ma.* 1: 10 = *oatameh)*. 15 heißt 1 Fuß, 20 alle Füße, wobei die Hände als selbstverständlich weggelassen werden.[2])

(*inthlit . . . pōk inthlit* = ein Mann . . . noch ein Mann, ein anderer Mann, murmeln die Indianer auf dem Marsche halblaut vor sich hin, wenn sie in der Ferne einen Mann und bald darauf noch einen anderen entdecken.)

viele *thlắmō*. — *Le.* 2: *thlangna*, *thlagna*. *thlắ-mo*, alle.

einige *pōkmă*.

(Vielleicht Pluralform von *pōk*.)

alle *thlāmāk thlahŏ́*. — *Ma.* 1: *saamagoke*. *Le.* 2: *thla-mo-so-hó*, alles, ganz und gar.

nichts *móă*. — *Ma.* 1: *mamma*, nicht. *Le.* 2: *má*.

---

[1]) Im Boletin steht dafür *flema*; offenbar Irrthum des Herausgebers oder Druckfehler.

[2]) Ebenso zählen die *Yaulapiti*, ein *Nu-Aruak*-Stamm des Schingu-Quellgebietes (Karl von den Steinen, Unter den Naturvölkern Central-Brasiliens, S. 406. Berlin 1894).

Bestimmungsausdrücke des Ortes.

hier *hilup.* dort *op ma han kuck.*

Interjectionen.

Ausruf des Staunens *apopai.* *Le.* 2: *a-po-pai.*

Aufruf zur Thätigkeit } *gua, wua.*

(*Guarani: yahá = vamos!* = gehen wir! auf! marsch!)

Phrasen.

komm! *ithyím.*

geh! *thlink.*

komm zurück! *itokŏŏ.*

sieh nach! *itíng-yi.*

komm hierher zurück } *yamuck sáta* oder *sat nŭ hún.*

nimm! *issuck klá.* *Le.* 2: *e-lick-ya,* nimm weg!

bring! *sunta.* *Le.* 2: *sam-tá.*

(*sam-tá ap-han-kok ńing-ming!* = bring mein [mir] Wasser!)

was gibt es? was ist los? } *sŏp ta há.* *Le.* 2: *sap-ta-há,* wo ist? (bei lebenden Wesen).

wo ist es? *sŏp mă háck.* *Le.* 2: *sack-ma-há,* wo ist? (bei leblosen Wesen).

bist du satt? *yekŏnnakmă.* *Ma.* 1: *hecomoquiaye,* Hunger.

ich bin satt! *yekŏnnak.*

willst du schlafen? *tink keá thliyip.*

ja, ich will schlafen! } *O tink ki sáta.*

bist du mein Freund? } *ei mo wuck thliyup.*

ich bin dein Freund! } *koó thlábück yi mo wuck.*

(*Ma.* 1: *eemugóch*; *Le.* 1: *enmauoc*; *Le.* 3: *immoóc* = Freund. Auch in *ńee muck seyip,* der Abschiedsformel, mit der nach Angabe des Herrn Guppy, meines Gewährsmannes für *Le.* 2, die Zurückbleibenden auf das *tagle hoí koŏ,* ich gehe! (*Ma.* 1: *tachecli,* gehen) des Weggehenden antworten, scheint dies Wort für Freund zu stecken, so dass die Formel etwa bedeuten würde: Freund du!, d. h. auf gutes Deutsch: Lebe wohl, bleib mein Freund!)

Bei Drucklegung dieser Arbeit erhalte ich die traurige Nachricht, dass der treffliche Boggiani seit Monaten im nördlichen Chaco verschollen ist. Seine beiden Peone, mit denen er von Puerto Casado in das Gebiet der Sanapaná aufgebrochen war, kehrten nach einiger Zeit mit dem Vorgeben zurück, sie hätten die Strapazen nicht mehr ertragen, deshalb habe Boggiani die Reise allein fortgesetzt. Seitdem fehlt jede Nachricht von ihm. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass der unermüdliche Forscher von seinen eigenen Begleitern ermordet worden ist und somit dasselbe Schicksal erlitten hat, wie seinerzeit Ramon Lista am Pilcomayo.

Die Fr. Müller'sche Theorie über die Melanesier.

Von Prof. P. **Wilhelm Schmidt**, S. V. D. in Mödling.

(Vortrag, gehalten in der Monatsversammlung am 4. Februar 1902.)

Wenn auch der sehr geehrte Herr Secretär der Anthropologischen Gesellschaft mir nicht die ehrenvolle Einladung hätte zukommen lassen, in diesem Winter einen Vortrag zu übernehmen, so würde ich, was wenigstens den Gegenstand angeht, den ich in folgendem zu behandeln habe, selbst mich um diese Ehre beworben haben. Ich werde hier nämlich von einer Art Gewissenspflicht gedrängt, etwas, das ein Unrecht scheinen könnte, und das ich an dieser Stelle begangen, auch hier wieder gut zu machen.

Im December des Jahres 1899 nämlich hatte ich die Ehre, ebenhier einen Vortrag halten zu können über »Die sprachlichen Verhältnisse Oceaniens«. Ich hatte dabei auch die melanesischen Sprachen zu behandeln und musste dabei zu meinem Bedauern fast in sämmtlichen darauf bezüglichen Punkten einem Manne entgegentreten, der im allgemeinen um die vergleichende Sprachwissenschaft und die Ethnologie und als Mitbegründer unserer Gesellschaft auch um diese im besonderen sich die größten Verdienste erworben hat, ich meine Friedrich Müller. Nach anderer Richtung hin war das freilich kein so besonderes Wagnis für mich, denn gerade diese Ansichten Müllers hatten schon seit langem viele und bedeutende Gegner gefunden, und sie waren ohnehin schon im Abnehmen begriffen; was ich da noch zu leisten hatte, war nur, dass ich die letzten Stützen hinwegriss, welche diesen Theorien etwa noch geblieben waren.

Gerade im Gegentheil hierzu nun könnte es Ihnen als recht sonderbar und als ein Wagnis erscheinen, wenn ich heute abend vor Ihnen mit Darlegungen auftrete, die auf den ersten Blick eine völlige Repristination der, wie es schien, doch abgethanen Theorien Müllers bedünken möchten. Ich selbst bin mir dieser Sachlage wohl bewusst. Ich empfinde dazu auch noch sehr gut, dass eine derartige Wiederaufnahme von Dingen, über die man längst hinaus zu sein glaubte, bei Sprachforschern wie bei Ethnologen zunächst auf keine sehr günstige Aufnahme zu rechnen hätte. Man merkt ja die Genugthuung, die aus den Worten klingt, die z. B. Prof. v. Luschan niederschrieb[1]): »Im allgemeinen freilich darf die Irrlehre Fr. Müllers von der nahen Verwandtschaft der Polynesier mit den Melanesiern als gestürzt gelten.« Bei mir werden Sie es nun doppelt begreiflich finden, wenn ich Scheu davor habe, dem Ruf eines »Irrlehrers« zu verfallen. Sie werden es mir darum umso mehr gestatten, dass ich in meinen Darlegungen recht vorsichtig und bedächtig vorangehe.

Da es hier auf klare Fragestellung vor allem ankommt, so darf ich wohl zunächst mit einigen Worten den Gegenstand der Frage und den Stand der daran sich anschließenden Erörterungen Ihnen ins Gedächtnis zurückrufen. Fr. Müller spricht da gewiss mit Recht von einem »ethnologischen Räthsel der Melanesier (einer dunklen, wollhaarigen Rasse, welche eine Sprache spricht, die mit der Sprache der lichten, straffhaarigen Malayen [besser sagen wir: Indonesier und Polynesier] verwandt ist)«.[2]) Ein

[1]) Beiträge zur Ethnographie von Neu-Guinea in M. Krieger, Neu-Guinea, Berlin 1899, S. 444.

[2]) Grundr. d. Sprachw., Bd. IV, S. 21.

tiefgehender anthropologischer Unterschied zwischen Indonesiern und Polynesiern einerseits und Melanesiern anderseits ist ganz gewiss vorhanden, und man kann Sprachforschern, wie H. Codrington, welche die Neigung zeigen, die Verwandtschaft der Sprache auch auf die anthropologischen Merkmale auszudehnen, nicht beistimmen. Ebenso unleugbar aber wie die Verschiedenheit im Körperbau und auch im Wesentlichen unbestritten ist die Zusammengehörigkeit der Sprachen dieser beiden Völkergruppen. Dieser Gegensatz nun, noch gesteigert dadurch, dass die körperlich so abweichenden Melanesier sich wie ein Keil zwischen die körperlich und sprachlich zusammengehörigen Indonesier und Polynesier schieben und sie so geographisch völlig voneinander trennen, bildet eben das Räthsel, um dessen Lösung so viele Gelehrte sich bemüht haben.

Mit Beiseitelassung aller anderen diesbezüglich zutage getretenen Theorien, beschäftige ich mich jetzt ausschließlich mit der von Fr. Müller aufgestellten. Sie lässt sich nicht in einem kurzen Satze aussprechen, und — was besonders hervorzuheben ist — ihre Einzelsätze stehen nicht alle in einem nothwendigen Zusammenhange miteinander, so, dass die Annahme oder Verwerfung des einen Satzes auch die Annahme, beziehungsweise Verwerfung der übrigens ohne weiteres nach sich zöge. Es ist da zunächst zu unterscheiden der anthropologische und allgemein ethnologische Theil der Theorie von dem sprachlichen. Der anthropologisch-ethnologische Theil besteht wiederum aus zwei Sätzen, deren ersten Müller selbst so formuliert: »Die Melanesier..... bilden die zweite Schichte, welche auf die erste Schichte, die Polynesier, beim Auszuge aus der malayo-polynesischen Urheimat gefolgt ist.«[1]) Den zweiten Satz spricht Müller in folgender Weise aus: »Die Melanesier sind malaiisierte Papuas, d. h. sie sind physisch von den echten Papuas (auf Neu-Guinea) nicht verschieden«[2]); früher schon sagte er: »Die Melanesier sind physisch betrachtet ein Mischstamm, hervorgegangen aus der Vermischung der kraushaarigen, dunklen Papuas, der Aboriginer dieser Inseln, mit den schlichthaarigen, lichten Malayen, den späteren Einwanderern«.[3]) Diesen anthropologisch-ethnologischen Theil der Müllerschen Theorie lasse ich zunächst beiseite und wende mich dem rein sprachlichen zu.

Auch dieser lässt sich in zwei ganz analoge Sätze zusammenfassen: Den ersten spricht Müller in folgenden Worten aus: »Es bildet also der malayo-polynesische Sprachstamm eine Stufenleiter fortschreitender Sprachentwickelung, auf deren unterster Stufe die polynesischen Partikel-Sprachen .... stehen, deren höchste Entwickelung die .... malayischen Sprachen darstellen, welcher theilweise historisch zu verfolgende Process in den melanesischen Sprachen ..... seinen vermittelnden Ausdruck findet«.[4]) In der Ablehnung dieses Theiles der Müller'schen Theorie nun, wie ich sie damals in meinem Vortrage[5]) mit Verweisung auf eine frühere Arbeit von mir[6]) aussprach, habe ich heute abends nichts zurückzunehmen. Ich bin seit der Zeit in diesen Anschauungen eher noch bestärkt worden und halte also auch jetzt noch daran fest, dass in der Entwickelung der malayo-polynesischen, oder wie ich mich ausdrücke, austronesischen Sprachen nicht ein Beispiel fortschreitender Entwickelung vorliegt, sondern eine absteigende Bewegung, an deren höherem Ende die indonesischen Sprachen stehen, von denen die melanesischen zu den polynesischen hinableiten.

---

[1]) A. a. O., Bd. II, 2, S. 160.

[2]) Im Globus, Bd. LXXII, S. 1.

[3]) Grundr. d. Sprachw., Bd. II, 2, S. 160.

[4]) A. a. O., Bd. II, 2, S. 2.

[5]) Mittheilungen der Wiener Anthropologischen Gesellschaft, Bd. XXIX., S. 250.

[6]) Sitzungsberichte der kais. Akademie der Wissenschaften in Wien, philosophisch-historische Classe, Bd. CXLI, S. 12 f. und 27 ff.

Im zweiten Satz des sprachlichen Theiles seiner Theorie hatte Müller entsprechend der Annahme anthropologischer Mischung die melanesischen Sprachen ebenfalls aus einer Mischung hervorgehen lassen, als deren Componenten er die Papuasprachen der Ureinwohner und die malayo-polynesischen Sprachen der Einwanderer bezeichnete. In der Angabe dessen, worin der Antheil der beiden Componenten bei dieser Mischung bestanden, war Müller sich nicht überall gleich geblieben. Einmal sollte der papuanische Einfluss sich nur in einem Residuum von nicht malayo-polynesischen Wörtern[1]), ein andermal auch in der grammatischen Structur sich zeigen.[2]) Diesen zweiten Satz hatte ich damals nicht durchaus bekämpft, sondern nur nachgewiesen, dass für denselben die sprachlichen Thatsachen — und die sind doch bei der Beurtheilung von Sprachen ausschlaggebend — nicht die hinreichende Rechtfertigung geben.[3]) An dieser Stellungnahme habe ich auch jetzt nichts zu ändern.

Und doch aber muss ich als Endergebnis meiner seitdem fortgesetzten Untersuchungen ein solches mittheilen, welches der Theorie Müllers als Ganzes genommen erheblich günstiger gegenübersteht, als dasjenige meiner früheren Arbeiten sein zu können schien. Ich brauche mir dabei nicht die »Demüthigung« eines Widerrufes früher ausgesprochener Ansichten aufzuerlegen. Zu widerrufen habe ich nur den einen noch dazu in zweifelnder Form ausgesprochenen Satz: »Bei der Entscheidung der Frage, ob die Melanesier mit Papuas gemischt seien, wird die Ethnologie von der Sprachwissenschaft nicht viel Unterstützung erwarten können, sondern ihre Sache allein führen müssen.«[4]) Ich bin nämlich jetzt der Ansicht, dass im Gegentheil die Sprachwissenschaft in die Lage gesetzt ist, ein entscheidendes Wort in dieser Frage zu sprechen. Ich greife hier auf den anthropologisch-ethnologischen Theil der Müller'schen Theorie zurück. Den ersten Satz derselben, dass die Polynesier die erste Schichte der nach Osten ziehenden Auswanderung darstellten, denen die Melanesier als zweite gefolgt seien, verwerfe ich noch ebenso wie früher.[5]) Den zweiten Satz dagegen, dass die Melanesier eine Mischrasse darstellten, entstanden aus den papuanischen Ureinwohnern und den austronesischen Einwanderern, glaube ich, so reserviert ich mich früher auch darüber ausgesprochen, jetzt doch entschieden bejahen zu sollen.

Diese Annahme anthropologischer Mischung ist aber zweifellos der Haupttheil der Theorie Müllers. Niemand, der Müllers sprachwissenschaftlichen Ausführungen aufmerksam folgt, kann es entgehen, wie er bei denselben beeinflusst wird durch sein ethnologisches System: zuerst stand ihm der Charakter der Melanesier als eines Mischvolkes in anthropologischer Beziehung fest, und weil ihm dieses feststand, glaubte er eine Mischung annehmen zu müssen auch in sprachlicher Beziehung. Das war ein Irrthum von ihm; er hätte sich vor Augen halten müssen, dass neben dem thatsächlichen Bestehen anthropologischer Mischung doch eine der beiden hier in Frage kommenden Sprachen verschwinden konnte, ohne dass sie deutliche, beweiskräftige Rückstände hinterließ. Anderseits lässt sich nicht leugnen, dass, wenn Müller der Nachweis derartiger Rückstände gelungen wäre, er damit den Nachweis auch anthropologischer Mischung in unwidersprechlicher Weise erbracht haben würde. Denn Sprachen setzen Menschen voraus, von denen sie gesprochen werden; die Mischung einer Sprache mit einer anderen beim Zu-

[1]) Globus, LXXII, S. 1.

[2]) Grundr. d. Sprachw., IV, S. 18.

[3]) Sitzungsberichte der kais. Akademie der Wissenschaften in Wien, philosophisch-historischer Classe, Bd. CXLI, S. 9.

[4]) A. a. O.

[5]) Mittheilungen der Wiener Anthropologischen Gesellschaft, Bd. XXIX, S. 250 ff.

sammentreffen zweier Völkerstämme vollzieht sich aber nur in solchen Zeiträumen und bei solcher Intimität des gegenseitigen Verkehres, dass auch weitgehende anthropologische Mischung davon ganz unzertrennlich ist. Es ist Fr. Müller nicht gelungen, den Beweis für die Existenz solcher Rückstände zu erbringen. Er befand sich dafür auch anfangs in einer ungünstigen Lage. Er sollte in der melanesischen Mischung einen papuanischen Componenten nachweisen, konnte aber dieses papuanische Element nirgendwo rein und ungemischt existierend aufweisen. Als im Jahre 1890 Sidney H. Ray die Existenz von Sprachen auf Neu-Guinea nachwies, die von den austronesischen durchaus verschieden sind, besserte sich seine Lage zwar in etwas, aber dass er auch von da an den geforderten Nachweis nicht erbracht hat, glaube ich in meiner früheren Arbeit[1]) bewiesen zu haben.

Diesen Nachweis glaube ich indessen jetzt mit aller Bestimmtheit und Vollständigkeit führen zu können. Nach dem Vorgange Sidney H. Rays, der auf die Possesivformen der Sprache von Savo, einer kleinen Insel inmitten der Salomonen, als abweichend von der Bildungsweise der melanesischen (und austronesischen) Possessiva hingewiesen, hatte ich schon in meiner eben erwähnten Arbeit[2]), indem ich noch mehrere derartige Abweichungen nachwies, »eine Mischung derselben mit papuanischen Elementen als möglich, wenn nicht als wahrscheinlich« hingestellt. Aus Anlass einer Arbeit über »die sprachlichen Verhältnisse von Deutsch-Neuguinea«, die im 4. Hefte des V. Jahrganges der Zeitschrift für afrikanische und oceanische Sprachen begann und im 1. Hefte des VI. Jahrganges derselben Zeitschrift vollendet ist, habe ich in zusammenfassender Weise die sämmtlichen bis jetzt bekannten Papua-Sprachen behandelt. Ich fühlte mich dabei angetrieben, das von der Savo-Sprache vorhandene Material[3]) noch einmal eingehend zu untersuchen. Das Resultat dieser Untersuchung war, dass sich mir — ich muss gestehen, zu meiner eigenen Überraschung — hier nicht eine melanesische Sprache mit bloß papuanischen Residuen, sondern eine durchaus papuanische Sprache enthüllte, die in ihrem ganzen Aufbau die charakteristische papuanische Weise treu bewahrt und nur in den Wortschatz, in allerdings vielleicht bedeutendem Umfange, melanesische Wörter aufgenommen hat. Dieser letztere Umstand erklärt sich übrigens auch mehr als hinreichend durch die Thatsache, die Codrington (a. a. O., S. 559) anführt: »Most of the Savo men can speak Florida or Bugotu, but the Florida or Bugotu residents in Savo cannot speak the language of the country.«

Den Nachweis für den durchaus papuanischen Charakter des Savo habe ich in eingehender Weise in der oben erwähnten Zeitschrift geführt, auf die ich deshalb verweisen kann.[4]) Ich zähle hier die einzelnen Beweispunkte nur kurz auf: 1. Das Personalpronomen weicht sowohl in Form als Construction von dem melanesischen beziehungsweise austronesischen ab; 2. das Gleiche gilt von den Zahlworten wenigstens bei den Formen für »eins«, »drei« und »vier«; 3. das Possesivum ist nicht wie bei den austronesischen Sprachen durch Präfigierung, sondern wie den Papua-Sprachen durch Suffigierung einer Partikel an die (verkürzten) Personalpronomina gebildet; 4. beim Substantivum fehlt vollständig die melanesische Scheidung in Substantive, die das Possesivsuffix unmittelbar zu sich nehmen und in andere, die dasselbe erst einer Partikel suffigieren; 5. der Artikel behält, abweichend von den austronesischen Sprachen, übereinstimmend mit dem papuanischen Galela im Singular und Plural die gleiche Form; 6. das Substantivum hat eine durch Suffigierung gebildete Pluralform, die sich nur bei

[1]) Sitzungsberichte, a. a. O., S. 4 ff.

[2]) A. a. O., S. 10 ff.

[3]) Bei H. Codrington, Melanesian Languages, pag. 559 ff.

[4]) A. a. O., S. 80 ff., Anmerkung.

durch papuanische Sprachen beeinflussten austronesischen Sprachen findet; 7. der Genitiv steht übereinstimmend mit allen papuanischen Sprachen vor dem zu bestimmenden Worte, was sich zwar auch bei einer Gruppe von austronesischen Sprachen findet, aber auch dort, wie ich nachgewiesen[1]), nur auf papuanischem Einfluß beruht; 8. auch der Accusativ steht dem regierenden Verb voran, was sich wiederum nicht bei austronesischen Sprachen, wohl aber bei den Papua-Sprachen Miriam, Saibai, Bogadjim, Hatzfeldthafen (?), Valman (?) und Galela findet; 9. das prädicative Adjectiv geht, abweichend von den austronesischen, übereinstimmend mit den papuanischen Sprachen Miriam und Saibai, dem Substantiv voran; 10. entsprechend der Thatsache, dass beim Nomen der Genitiv vorangeht, zeigen sich statt der Präpositionen der austronesischen die Postpositionen der papuanischen Sprachen; 11. beim Verbum wird, in Übereinstimmung mit dem papuanischen Kai, dem Valman und Galela, vollständig abweichend von den austronesischen Sprachen, das Pronominalobject dem Verbalstamm nicht suf- sondern präfigiert; 12. die Finalisform des Verbums wird gebildet nach der von der austronesischen durchaus abweichenden Weise der papuanischen Sprachen Miriam, Saibai, Kai, Bogadjim und Valman (?).

Ich denke, dass die hier aufgezählten Punkte sowohl ihrer Zahl, als ihrem Gewichte nach meine Aufstellung, dass das Savo eine durchaus papuanische Sprache sei, vollauf rechtfertigen.[2]) Ich muss zwar, um ganz gewissenhaft zu sein, hinzufügen, dass Codrington von dem sprachlichen Material, das er von Savo beibringt, sagt, dass es nur »a very imperfect, if not incorrect, account of the language« gebe. Wie er das meint, erklärt er aber selbst vorher, indem er sagt, dass er sein Material von Savo-Leuten »by means of Bugotu, Florida and Mota« erhalten habe. Da ist es aber klar, dass, wenn Uncorrectheiten mitunterlaufen sind, das nicht zu Gunsten, sondern zu Ungunsten einer Annahme des Savo als Papua-Sprache geschehen sein kann, und dass somit Codrington Recht hat, wenn er sagt, dass diese Sprache »is still more remarkably different from the Melanesian languages generally, as the following sketch of its Grammar will show«. Ich gebe mich deshalb auch vollständiger Sicherheit hin und bin gewiss, dass, wenn besseres und umfangreicheres Savo-Material eintrifft, was niemand sehnlicher wünscht als ich, dieses mir nur noch zahlreichere und eventuell stärkere Beweise, wenigstens aber Bestätigungen meiner Ansicht bringen wird.

Ist nun diese zunächst rein sprachliche Thatsache der Existenz einer Papua-Sprache inmitten der Salomons-Inseln dargethan, so fragt es sich, welche Folgerungen sich aus derselben in anthropologischer und allgemein ethnologischer Beziehung ergaben. Ich denke, wie ich vorhin schon sagte, nichts Geringeres als die Bestätigung des einen Hauptsatzes der Theorie Fr. Müllers, dass nämlich die Melanesier, anthropologisch genommen, eine Mischrasse darstellen, hervorgegangen aus der Verbindung von Austronesiern mit Papuas; denn es kann doch keinem Zweifel unterliegen, dass die Sprache von Savo auf ihrem jetzigen Standorte sich befand, bevor die melanesischen Sprachen dorthin gelangten. Dass sie erst nachträglich von Neu-Guinea aus, wo jetzt die compacte Masse der Papua-Sprachen ihren Sitz hat, dorthin gekommen wäre, ist aus dem doppelten

[1]) A. a. O., S. 88 ff.

[2]) H. Codrington (a. a. O. S. 560) schreibt: »In points also of Grammar where it differs from its neighbours, ressemblances occur with Ambrym and Nengone, and these rather suggest an archaic Melanesian character than a connexion with some other family.« Dass die Sprachen von Ambrym und Nengone mehr einen archaistischen melanesischen Charakter suggerieren als die Zugehörigkeit zu einer gänzlich verschiedenen Sprachfamilie, darin stimme ich mit Codrington überein. Nicht aber kann ich ihm darin zustimmen, dass die grammatischen Abweichungen des Savo sich (vielfach) in Ambrym und Nengone wiederfänden: auch nicht ein einziger der oben von mir aufgeführten Punkte findet sich im Ambrym oder im Nengone.

Grunde zu verwerfen, weil einerseits die Papua-Stämme von Neu-Guinea, wenigstens nach dieser (östlichen) Seite hin, durch eine Kette von melanesischen Insel- und Küstenstämmen so ziemlich von der Außenwelt abgeschnitten sind, und anderseits, selbst wenn auch ein vereinzelter Papua-Stamm doch als von dort abgesplittert angenommen werden könnte, er doch jedenfalls nicht bis auf ein Inselchen inmitten der Salomonen gelangt wäre und dort gegenüber den übermächtigen melanesischen Einflüssen seine Sprache in solchem Umfange bewahrt hätte. Man muss also der Sprache von Savo die (relative) Autochthonie an ihrem Platze zugestehen.

Nun ist aber auch weiter die Annahme, dass vor der Ankunft der austronesischen Einwanderer gerade nur auf diesem Inselchen ein Papua-Stamm mit eigener Sprache gewohnt habe, alle anderen, besonders auch die größeren Inseln unbewohnt gewesen seien, von so hochgradiger Unwahrscheinlichkeit, dass die noch erübrigende kleine Möglichkeit getrost vernachlässigt werden darf, und man berechtigt ist, anzunehmen, dass auch an anderen Stellen des jetzigen melanesischen Gebietes früher Papua-Stämme gewohnt haben.

Wenn die originellen Sprachen derselben vor dem Eindringen der austronesischen Sprachen jetzt überall verschwanden, so kann doch nicht vorausgesetzt werden, dass dieser Process sich so schnell vollzogen habe, dass nicht in der Zwischenzeit weitgehende anthropologische Mischungen eingetreten wären, und das ist es ja eben, was Fr. Müller in seiner Theorie behauptet, allerdings nicht genügend bewiesen hatte. — Wenn nun vielleicht jemand sagen möchte, dass es doch »der Scharfblick des Genies« gewesen, der Müller hier, anderen vorauseilend, das Richtige erfassen ließ, so weiß ich nicht, ob Müller selbst, der in seinem schlichten, resoluten Wesen allem Überspannten und Phrasenhaften gründlich abhold war, da nicht der Erste gewesen wäre, derartiges zurückzuweisen. Gewiss werden wir auch für die Wissenschaft den Wert des Genies nicht gering anschlagen, aber viel mehr noch als für die Kunst, dem ersten und eigentlichsten Wirkungskreis desselben, gilt doch für die Wissenschaft der Satz, den ich einmal irgendwo bezüglich der genialen Untersuchungen des Physikers Hertz über die elektrische Wellenlehre gelesen, dass nämlich die Genialität des Forschers sich nicht so sehr in überraschenden »Lichtblicken« offenbare, sondern in der rastlosen Umsicht, womit er von den verschiedensten Seiten her die einzelnen Glieder des Beweises zu finden und zu einem geschlossenen lückenlosen Ganzen zu verbinden wisse, und in der alles beherrschenden Ruhe, womit er durch die verwirrende Menge der Einzelheiten hindurch das Hauptziel des Ganzen stets im Auge behalte. Alles Andere, so geistreich es scheinen oder auch wirklich sein mag, werden wissenschaftlich gebildete Männer nicht als Genialität, sondern als Dilettantismus bezeichnen, und auf den war Fr. Müller ganz besonders schlecht zu sprechen. Er würde es sich sehr verbeten haben, dass er mit seiner Theorie nur geistreiche Ahnungen habe aussprechen wollen, nein, er glaubte ehrlich, wenn auch irrig, eine hinreichend begründete wissenschaftliche Ansicht ausgesprochen zu haben.

Aber ich darf noch nicht Halt machen, denn noch habe ich immerhin einige Schwierigkeiten zu berücksichtigen, die man dieser Wiederaufnahme alter Theorien entgegensetzen könnte. Auch vom rein anthropologischen Standpunkte aus lehnt F. v. Luschan »irgend eine nahe genetische Verwandtschaft zwischen Polynesiern und Melanesiern mit aller Entschiedenheit« ab; der anatomische Unterschied zwischen einem typischen Polynesier und einem typischen (Ost-)Melanesier sei größer, als der zwischen einem Europäer und einem Chinesen, er sei ebenso groß als der zwischen Europäern und Negern; vom rein anatomischen Standpunkte aus müsse man sagen, dass größere Unterschiede innerhalb des

menschlichen Geschlechtes überhaupt nicht möglich seien.[1]) Mir will es scheinen, als sei hier, wenn damit die Müller'sche Theorie getroffen werden sollte, diese nicht ganz richtig erfasst. v. Luschan bezweifelt, beziehungsweise bestreitet überhaupt, dass es Mischlingsrassen im anatomischen Sinne gebe, besonders dann, wenn es sich um die lang andauernde Vermischung zweier sehr verschiedener Rassen handle, da in solchen Fällen unsere neueren Erfahrungen ergeben hätten, »dass stets und allezeit ein gewisser Procentsatz der Nachkommen in allen physischen Eigenschaften völlig auf die Ureltern zurückgeht und dass jeweilig nur ein Theil der Bevölkerung wirklich ‚gemischte' Eigenschaften hat; aber auch diese Mischlinge besitzen noch die Fähigkeit, die latent in ihnen vorhandenen Eigenschaften ihrer reinen Stammeltern auf ihre Nachkommen zu vererben«.[2]) Ich denke, damit befindet es sich doch in völliger Übereinstimmung, wenn Fr. Müller wenigstens an einer Stelle[3]) seine Ansicht über die Art der anatomischen »Mischung« der Melanesier so ausspricht, dass er dieselben als »eine Mischrasse bezeichnet, welche von der körperlich kräftigen dunklen Rasse den Körperbau, von der geistig überlegenen lichten Rasse die Sprache empfieng«. Damit schließt es Müller ja geradezu aus, dass die »nahe genetische Verwandtschaft zwischen Polynesiern und Melanesiern« darin zutage trete, dass letztere in bemerkenswertem Maße somatische Ähnlichkeit mit den ersteren zeigten. Wenn er dabei der »körperlich kräftigen dunklen Rasse« den überwiegenden, beziehungsweise ausschließlichen Einfluss auf die körperliche Bildung des entstehenden Mischvolkes zuschreibt, so hätte er das auch noch rechtfertigen können durch den Hinweis darauf, dass die austronesischen Einwanderer der Natur der Sache nach zum größten Theil, stellenweise vielleicht ausschließlich aus jungen Männern bestanden. Infolge dieses Umstandes musste dann das anfangs vielleicht noch vorhandene rassenreine austronesische Element bald sich erschöpfen und verlieren, während dagegen wenigstens für die ersten Generationen dem landsässigen papuanischen Element die Möglichkeit verblieb, sich rein zu erhalten und in der stets wiederholten Abgabe reinblütiger papuanischer Weiber an die stets mehr gemischten ursprünglichen austronesischen Männer schließlich das austronesische Element zu überwältigen. Für die Probabilität einer solchen Auffassung hätte sich Müller dann noch berufen können auf ganz analoge Vorgänge, die in der Wirklichkeit, und zwar auf eben demselben Schauplatz beobachtet wurden, um den es sich hier handelt. Schon H. Codrington[4]) hatte auf die polynesischen Ansiedlungen in Mae, einer Insel der Neu-Hebridengruppe, und denen der Swallow Islands hingewiesen. Beide haben die alte polynesische Sprache bewahrt: »The speech, the descent of chiefs, certain religious practices, have remained Polynesian«, aber »physically they are not distinguishable from their neighbours who are Melanesian both in language and physical character«. Codrington führt diese Erscheinung ganz richtig darauf zurück, dass »the Polynesian settlers have, generation after generation, taken Melanesian wives into their villages in which the speech was Polynesian«. In ähnlicher Weise hatte Sidney H. Ray aufmerksam gemacht auf die Bewohner der Insel Aniwa in der Loyalitätsgruppe (10 Meilen nordöstlich von Tanna)[5]): »Though the natives are in general appearance and customs almost identical with the Melanesian tribes near them, their language is akin to the Eastern Polynesia, and more especially resembles the Tongan and Samoan«; die Skizze der Grammatik, die Ray beifügt, und die doch besonders beim Artikel, beim Pronomen personale, beim Possesivum und einigermaßen

[1]) A. a. O., S. 444 ff.
[2]) A. a. O., S. 446.
[3]) Grundr. der Sprachw., IV, S. 21.
[4]) Melanesian Languages, S. 8 ff.
[5]) Journ. of the Anthropolog. Institut, XVII, pag. 282 ff.

auch im Lautbestand melanesische Einflüsse zeigt, während der Wortschatz fast rein polynesisch geblieben, ist für die Theorie der Sprachentwickelung äußerst lehrreich.

Wenn nun in all diesen wirklich beobachteten Mischungen die dunkle Rasse ihre Characteristica, dunkle Hautfarbe, wolliges Haar, breite Nase, wulstige Lippen (dolichocephale Schädelbildung?) endlich zur ausschließlichen oder doch überwiegenden Geltung brachte, so muss man die Möglichkeit eines derartigen Vorganges auch für die Melanesier überhaupt zugeben, umsomehr, als ja Müller seiner Papua-Rasse gerade diejenigen körperlichen Merkmale zuweist, die auch in den vorhin besprochenen Fällen obsiegten. Freilich aber auch nicht mehr als die bloße Möglichkeit; denn die Wirklichkeit ist erst dargethan mit der Aufweisung einer solchen Thatsache, wie ich sie in der Existenz einer Papua-Sprache, der Sprache von Savo, inmitten des eigentlich melanesischen Gebietes Ihnen vorführen konnte. Und dass diese Thatsache hierfür entscheidend sei, daran halte ich fest, obwohl ich zur Zeit über den anthropologischen und allgemein ethnologischen Charakter der Bewohner von Savo keine Angaben irgendwelcher Art habe. Denn außer einigen insignificanten Daten, die ich in Codringtons »The Melanesians« gefunden, habe ich weitere Angaben nirgendswo auftreiben können. Es ist das nicht zu verwundern, da das kleine Inselchen bis jetzt kaum Veranlassung bot, sich besonders mit ihm zu beschäftigen. Man kann aber wohl erwarten, dass jetzt, nach Bekanntwerden ihrer hohen Bedeutung, diese Aufmerksamkeit der Forscher ihm in erhöhtem Maße zutheil werden wird.

Wenn nun so der papuanische Charakter der Sprache von Savo bis in die neueste Zeit unbekannt bleiben konnte, so erscheint es nicht ausgeschlossen, dass bei genauerer Durchforschung des ganzen melanesischen Gebietes auch anderwärts sich noch Ähnliches auffinden ließe. Zwar nicht, wie ich im Gegensatz zu anderen Forschern glaube, im äußersten Süden dieses Gebietes, auf Neu-Caledonien und den Loyalitäts-Inseln. Wenn Fr. Müller dort beim Nengone den Einfluss des Papuanischen in der grammatischen Structur zu erkennen glaubte, so meine ich das Unzutreffende dieser Ansicht nachgewiesen zu haben.[1]) Sidney H. Ray will dort papuanische Residua im Wortschatz erkennen; ich kann dieser Ansicht nur zweifelnde Zurückhaltung entgegenbringen. Dagegen scheint mir das Gebiet der nördlichen Salomons-Inseln, das uns in sprachlicher Hinsicht auch noch so wenig bekannt ist, noch die Möglichkeit zu gewähren, papuanische oder papuanisierte Sprachen zu entdecken. Ich weise auch hier wieder auf die Sprache der etwas nördlich von Savo gelegenen Insel Vella Lavella hin, deren Wortschatz[2]) wenigstens von dem der austronesischen Sprachen stark abweicht. Sidney H. Ray machte mich auch noch aufmerksam auf die Yela-Sprache, die Sprache der Bewohner der Insel Rossel, die am äußersten Ende des Louisiaden-Archipels gelegen ist. Nachdem mir durch die liebenswürdige Vermittlung des Herrn Ray das in dem officiellen Annual-Report on British New-Guinea 1893—94, S. 116—120 enthaltene Wortverzeichnis zugängig gemacht worden ist, kann ich der Ansicht Rays dass auch hier eine Papua-Sprache vorliege, wenn auch mit einigem Vorbehalte, doch immerhin beistimmen. Das Material ist zu unexact, als dass man ganz sichere Schlüsse darauf bauen könnte. Aber es scheint doch, dass Suffixbildung vorherrscht und insbesondere die Possessiva durch Suffigierung einer Partikel gebildet sind. Von den Bewohnern Rossels liegen auch einige anthropologische Angaben vor, die ihren »papuanischen« Charakter sehr stark betonen. So schreibt Basil Thomson[3]):

[1]) Sitzungsberichte, a. a. O., S. 5 ff.

[2]) Bei Schellong, Die Jabimsprache, Leipzig 1890, S. 105 ff.

[3]) The Scottish Geographical Magazine, V, 1889. Thomson nennt allerdings irrthümlicherweise die den Bewohnern der mittleren Salomons-Inseln in Körperbau und Sprache nahestehenden Bewohner der Südostküste Neu-Guineas »Papuas«, während er die eigentlichen Papuas als »Melanesier« bezeichnet.

›The natives of Rossel have few of the characteristics of the pure-bred Papuan (?). The prominent nose, large eye, and delicate features of the latter are replaced by the negroid character of the Melanesian, wide nostrils, flat nose and prognathous head. They are short and squat, of that sooty brown complexion that resembles black.‹ — Die Lage von Rossel an der Südostspitze von Neu-Guinea, auf welchem die Existenz von Papua-Sprachen einwandfrei nachgewiesen ist, macht den Nachweis einer Papua-Sprache auch dortselbst zwar nicht so wichtig, wie es die Existenz einer Papua-Sprache auf dem mitten in der Salomonsgruppe gelegenen Inselchen Savo ist. Immerhin aber liegt doch Rossel von allen zu Neu-Guinea gehörenden Inseln der Insel Savo noch am nächsten und könnte also, auch geographisch betrachtet, eine Brücke dort hinüber bilden.

Einmal auf der Suche nach Spuren früherer Sprachen, glaube ich doch auch noch auf eine diesbezügliche Thatsache aufmerksam machen zu sollen, die zwar nicht dem Gebiet der melanesischen, sondern der polynesischen Sprachen angehört, und die, soweit ich sehe, von Anthropologen und Ethnologen bis jetzt kaum berücksichtigt worden ist. Es ist die Thatsache, dass die fast am äußersten Ende des polynesischen Gebietes gelegenen Paumotu-Inseln in ihrer Sprache Wörter aufweisen, die in seltsamer Weise von der sonst so weitgehenden Einheitlichkeit der polynesischen Sprachen abweichen und selbst in melanesischen Sprachen nur in einzelnen Fällen zweifelhafte Äquivalente finden zu können scheinen. E. Tregear führt einen Theil derselben in der ›Introduction‹ zu seinem ›Maori-Polynesian Comparative Dictionary‹ [1]) an, und Herr Sidney H. Ray hatte wiederum die Liebenswürdigkeit, mir diese Liste außerdem noch durch einige Wörter zu vergrößern. Ich setze dieselben hierher:

	Paumotu	Polynesisch
Mann	*hakoi*	*tangata, tane*
Frau	*morire, erire*	*vafine, fafine etc.*
Sohn	*makaro*	*(tama)*
Neffe	*kave*	*iramutu, ilamutu*
Mädchen	*manania*	*tama, hine etc.*
Kopf	*penu, pepenu*	*ulu, upoko*
Zunge	*mangeu*	*arero, alelo*
Leber	*kerikeri*	*ate*
Knochen	*keingi, keiga*	*iwi, ivi*
Sehne	*pouru*	*uaua*
Mond	*kavake* [2])	*masina, marama*
Wolke	*paku*	*ao*
Regen	*toite, touite*	*uha, ua*
Wasser	*komo*	*vai*
Meer	*takarari*	*tahi, tai*
Salz	*toau*	*(mataitai)*
Feuer	*neki, korure, rotika*	*afi, ahi*
Rauch	*kaihora*	*asu, ahu, au*
Asche	*tapurena*	*rehu, lefu, lehu*
Wind	*rohaki*	*matangi, matani*
Schlamm	*niganiga*	*parapara, palapala*
Stein	*konao*	*fatu, maka, toka*

	Paumotu	Polynesisch
Hund	*ngaike*	*uri, mango, nahe*
Fisch	*paru*	*ika, i'a*
Ei	*touo* [3])	*fua, hua, uo*
Frucht	*teke*	» » »
Baum	*mohoki*	*rakau, lakau* etc.
Wald	*puka*	*wao, vao*
Mark	*nimo*	*uso, uho*
Öl	*mori*	*hinu, inu, u'u*
Weg / Leiter	*keka / kega*	*ara, ala, hala*
Fehler	*veke*	*sese, hehe*
schlafen	*piko*	*moe*
groß	*toreu, tuetue*	*nui, tele, rahi*
klein	*korereka*	*iti, unku*
1	*rari*	*tasi, tahi*
2	*ite*	*rua, lua, ua*
3	*geti*	*toru, tolu*
4	*ope*	*fa, ha*
5	*keka, miha*	*rima, lima, ima*
6	*hene*	*ono*
7	*hito*	*fitu, hitu*
8	*hawa*	*varu, valu*
9	*nipa*	*iva*
10	*horihori*	*(se) fulu (a) huru etc.*
100	*penu* (= Kopf)	*(se) lau, rau*

[1]) Wellington 1891, S. 22.

[2]) Vgl. aber Tahiti: *ava'e.*

[3]) Vgl. Melanesisch: *tolu, Malay, tĕlor etc.*

Ich weise besonders auf die Zahlwörter hin, von denen wohl die Form für 7 auf polynesisch *hitu*, sowie die für 6 und 8, allenfalls auch für 4 auf melanesische Formen zurückgehen könnten, während alle anderen Formen aber durchaus abweichen. Ich wage nicht zu entscheiden, wie diese seltsamen Verschiedenheiten zu erklären seien. Aber es wäre gewiss angebracht, Nachforschungen darüber anzustellen, ob auch in anthropologischer und allgemein ethnologischer Hinsicht Abweichungen sich vorfinden, wie sie in sprachlicher Beziehung vorliegen.

Indem ich mich dem Schluß zuwende, greife ich zurück auf jene Sprache, an der Müller zum erstenmale seine Theorie über die Melanesier praktisch zur Anwendung brachte, die Sprache der Mafor oder Nufor am westlichen Ende der Nordostküste Neu-Guineas. Müller bezeichnete sie als Papua-Sprache.[1]) Was er indes als Beweis dafür anführte, war nicht stichhaltig, und so konnte H. Kern ihm nachweisen, dass das Mafor in seinen wichtigsten Bestandtheilen doch eine austronesische, beziehungsweise melanesische Sprache sei.[2]) Einen wichtigen, von der Art dieser letzteren Sprache durchaus abweichenden Punkt, die Voranstellung des Genitivs vor das zu bestimmende Substantiv, hatte indes Kern zwar erwähnt[3]), aber in seiner Bedeutung nicht weiter untersucht. Das geschah durch J. L. A. Brandes[4]), der eine Reihe von Sprachen, welche die gleiche Abweichung zeigten, zusammenstellte; auf die Frage nach einer Erklärung dieser Thatsache, glaubte er die Möglichkeit annehmen zu müssen, dass diese Sprachgruppe einen früheren, ursprünglicheren Zustand der austronesischen Sprachenfamilie darstellte und aus diesem die Voranstellung des Genitivs bewahrt hätten. In meiner »Jabim-Sprache«[5]) wies ich nach, dass die melanesischen Sprachen auch von Deutsch- und Englisch-Neu-Guinea die gleiche Abweichung der Voranstellung des Genitivs und die durch dieselbe bewirkte Neigung, in den Nominalverhältnissen die Suffigierung statt der in den austronesischen Sprachen üblichen Präfigierung anzuwenden, aufweisen. Gegen die Erklärung dieser Thatsache, wie Brandes sie vorschlug, erhob ich indes schon damals Bedenken.[6]) In meiner vorhin erwähnten neueren Arbeit glaube ich den Beweis erbracht zu haben, dass diese bedeutungsvolle Abweichung von den übrigen austronesischen Sprachen auf eine Beeinflussung durch Papua-Sprachen zurückzuführen sind, die alle, soweit sie bekannt geworden, diese Voranstellung üben.[7]) Gegen diese Aufstellung konnte sofort der Einwand erhoben werden, dass diese durch Papua-Sprachen beeinflusst sein sollenden Sprachen sich doch bis nach Flores und Roti hin erstrecken, dass aber bis jetzt in ganz Holländisch-Neuguinea und den nördlich vorgelagerten Inseln noch keine Papua-Sprachen entdeckt worden seien, durch die sie hätten beeinflusst werden können. Darauf ließe sich zunächst erwidern, dass, wenn man ja auch für diese Inseln die Entdeckung dort noch bestehender Papua-Sprachen ausschließen möchte, das doch nicht in gleicher Weise von Neu-Guinea selbst geschehen kann, dessen Küste nur mit Unterbrechungen und dessen Inneres noch gar nicht bekannt ist; ich persönlich halte es für so gut wie sicher, dass dort noch Papua-Sprachen in der Zukunft gefunden werden. Aber ich glaube doch ein noch stärkeres Argument als diese, wenn

---

[1]) Grundr. d. Sprachw., I, S. 30.

[2]) Actes du VI. congrès internat. des Orientalistes tenu 1883 à Leide, IV, pag. 125 ff.

[3]) A. a. O., S. 227.

[4]) »Bijdrage tot de vergelijkende Klankleer der Westersche Afdeeling van de Maleisch-Polynesische Taalfamilie.« Utrecht 1884, S. 20 ff.

[5]) Sitzungsberichte der kais. Akademie der Wissenschaften in Wien, philosophisch-historische Classe, Bd. CXLIII, S. 54 ff.

[6]) A. a. O., S. 59.

[7]) Zeitschrift für afrikanische und oceanische Sprachen, Bd. VI, S. 88 ff.

auch starke Möglichkeit zu besitzen in der wirklichen Thatsache der Existenz einer »Papua-Sprache« auch selbst inmitten jener Inselwelt. In meinem früheren Vortrage [1]) hatte ich Sie auf die Thatsache hingewiesen, dass wir im Südosten des indonesischen Archipels, auf der Insel Halmahera oder Djilolo, sowie auf den beiden ihr nach Westen hin vorgelagerten Inselchen Ternate und Tidore eine Sprachengruppe finden, die sich aufs Schärfste von den in der ganzen Umgebung gesprochenen Sprachen abhebt. Ich wagte damals noch nicht der Anschauung H. Kerns durchaus entgegenzutreten, der, wenn auch den tiefgehenden Unterschied anerkennend, doch noch die allgemeine Möglichkeit offenhalten wollte, diese Gruppe den austronesischen Sprachen zuzuzählen. Nachdem ich indes seit jener Zeit noch mehrere Papua-Sprachen kennen gelernt, erscheint es mir nothwendig, auch diese Sprachen den papuanischen zuzurechnen; die Gründe, die mich zu dieser Annahme bewogen, habe ich in meiner vorhin [2]) erwähnten Arbeit (S. 93 ff.) des Näheren ausgeführt. Wenn dann also das bis in unsere Zeit hineinreichende Bestehen von Papua-Sprachen auf einer der am äußersten Ende dieses Gebietes gelegenen Inselgruppe nachgewiesen ist, so ist es auch nicht mehr bloße Hypothese, dass, wenn auch auf den übrigen hier in Betracht kommenden Inseln jetzt keine Papua-Sprachen mehr existieren, sie doch früher existiert haben und eben in den Abweichungen von den übrigen austronesischen Sprachen, welche die jetzigen Sprachen dieser Inseln aufweisen, ihre Spuren zurückließen.

Durch diese Annahme sind nun allerdings die sprachlichen Verhältnisse dieser Gegend bedeutend vereinfacht und geklärt worden, aber wohl das Gegentheil trifft zu in Bezug auf die anthropologischen Verhältnisse. Besonders geschieht das durch die Hinstellung der Sprachen von Halmahera etc. als »Papua-Sprachen«, wenn es richtig ist, was H. Kern [3]) schreibt, »dat de bewoners van Halmahera, Ternate en Tidore in type aanmerkelijk van de andere Indonesiërs, en nog veel meer van de Papoes verschillen«. Ich weiß deshalb auch nicht, ob Fr. Müller, dem der anthropologische Theil seiner Theorie, wie ich schon vorhin [4]) sagte, der wichtigste war, der Anwendung derselben, wie ich sie in diesem letzten Theil geübt, nicht widersprechen würde, zumal ich damit eigentlich ja auch schon über das Gebiet hinausgreife, für welches er seine Theorie aufgestellt hatte. Indes habe ich doch in diesem letzten Theil zunächst eigentlich nur sprachliche Constatierungen vorgenommen, und für diese können mir nicht anthropologische Gesichtspunkte maßgebend sein. Aber ich denke, dass, selbst wenn Kerns vorhin angeführte Worte richtig sind, doch noch nicht ein absoluter Gegensatz der sprachlichen und anthropologischen Constatierungen sich ergibt. Denn die aus einem Zusammentreffen von Austronesiern und Papuas hervorgehende Mischrasse brauchte doch nicht unter allen Verhältnissen eine solche zu sein, welche, wie Müller sagt [5]), »von der körperlich kräftigen dunklen Rasse den Körperbau, von der geistig überlegenen lichten Rasse die Sprache empfieng«. Auch das Umgekehrte konnte eintreten, wenn die erste Schaar der einwandernden Austronesier nicht so stark war, dass sie die einheimische papuanische Sprache verdrängen konnte, wenn sodann aber, wie es bei diesen dem rein-austronesischen Gebiet so nahe liegenden Inseln auch wahrscheinlich ist, diese Zuzüge sich stets wiederholten, so dass schließlich dann die anthropologische Überwindung nicht aufzuhalten war.

---

[1]) Mittheilungen, Bd. XXIX, S. 256.

[2]) Siehe S. 158, Anm. 7.

[3]) Bijdragen tot de taal-, land- en volkenkunde von Ned.-Indië, V, 5, S. 494.

[4]) Siehe S. 151.

[5]) Siehe S. 155.

So denke ich also auch hier der Müller'schen Theorie in dem Umfange, wie ich ihn vorhin präcisiert, nicht entgegen zu sein.

Wenn durch diese Ausführungen wenigstens zum Theil eine Theorie wieder zur Geltung gebracht werden soll, die vielfach als »veraltet« bezeichnet wurde, so kann dieser letztere Umstand allein ja nicht zur Verwerfung derselben berechtigen. Denn der Fortschritt der Wissenschaften besteht nicht durchaus in der Aufnahme und dem Festhalten des Neuen, und es gibt mehr wie ein Beispiel in der Geschichte der Wissenschaften, wo ältere Ansichten wieder aufgenommen wurden. Umso größer ist die Berechtigung zu dieser Wiederaufnahme, wenn dieselbe nicht bloss nach einer erneuten sorgfältigeren Erwägung der früher schon bekannten Gründe, sondern auch, wie eben im vorliegenden Falle, nach Herbeischaffung neuer bedeutsamer Thatsachen vollzogen wird.

Entgegnung auf Dr. Reineckes Publication: Die La Tène-Funde vom Gräberfeld von Reichenhall.

Von Dr. phil. **Max v. Chlingensperg auf Berg** in München.

In den an dieser Stelle, Bd. XXIX, S. 40, enthaltenen »Studien über Denkmäler des frühen Mittelalters« führte der Verfasser Dr. Reinecke das Vorkommen prähistorischer Objecte als Beigaben in nachrömischen Gräbern auf den Umstand zurück, dass entweder bei Anlage der Gräber ältere Bestattungen zerstört wurden und der Ausgräber dies nicht kannte, oder auch dass bedeutend ältere Gegenstände zum zweitenmale benützt worden sind. Als Beleg für letzteren Fall erinnert Reinecke an das Vorkommen von Alterthümern in den Gräbern von Keszthely, Regöly u. s. w., während er dem Entdecker des Gräberfeldes in Reichenhall das Nichterkennen eines zerstörten La Tène-Friedhofes zum Vorwurfe macht.

Der Entdecker der bajuvarischen Nekropole von Reichenhall, Dr. Max v. Chlingensperg, entgegnete hierauf im Bd. XXX, S. 203, und wies auf seine umfassenden Gräberfundberichte hin.

Indem ich diese Recapitulation zur besseren Beurtheilung der Sachlage für die Leser angezeigt hielt, gehe ich jetzt zur Besprechung einer im Bd. XXXI, S. 340, erschienenen Replik von Dr. Reinecke über.

Vor allem muss ich die in der Einleitung gemachte Bemerkung lebhaft zurückweisen, als hätte ich Reineckes Kenntnisse vorrömischer, römischer und nachrömischer Altsachen angezweifelt, meine Entgegnung bietet doch für eine solche Annahme nicht den geringsten Anhalt, hingegen zeiht mich derselbe der völligen Unkenntnis in der Bestimmung der einschlägigen Alterthümer, obwohl diese in meinen Gräberberichten hinsichtlich der Zeitstellung richtig eingereiht worden sind.

Das La Tène-Material beziffert sich nach Reineckes eigener Angabe in 525 Gräbern auf nicht mehr als sechs Stücke, und wie wir nachstehend zeigen, wurden die sämmtlichen Funde aus vorgeschichtlicher und römischer Zeit entweder von dem Bestatteten im Leben benützt und getragen oder bei der Beerdigung auf den Körper des Todten gelegt. Diese Beigaben traf man dann immer an derjenigen Stelle des Skelettes an, wo sie ihrer eigentlichen Bestimmung nach hingehörten, so dass jedes zufällige Hineinkommen dieser Gegenstände durch Zerstörung eines La Tène-Friedhofes bei Anlage der Reihengräber ausgeschlossen ist. Es wäre doch ein mehr als merkwürdiger Zufall, wenn diese Objecte bei Einfüllung der Reihengräber jedesmal unfehlbar auf den ihnen zugehörigen Platz bei dem Todten gefallen wären, wie z. B. die Schließe auf die Schulter, die Nadeln auf die Brust unterhalb des Halses, die Gürtelstücke in die Beckengegend, oder gar der Armring an den Vorderarm!

Derselbe Vorgang wie in Reichenhall liess sich letzthin in dem vom historischen Vereine von Dillingen explorierten großen alemannischen Friedhofe bei Schretzheim verfolgen, wo im Grabe Nr. 250 eine »Bronzepaukenfibel« auf der Brust des Skelettes einer reich mit Perlen und zwei silbervergoldeten Fibeln u. s. w. ausgestatteten Frau angetroffen wurde (Prähistorische Blätter von Prof. Dr. Naue, 1901, Nr. 6, S. 85).

Reineckes Aufsatz enthält aber auch manche Unrichtigkeiten und Unwahrheiten, die hiermit kurz berichtigt werden sollen:

1. Das im Grab Nr. 20 (Fundtafel XV, Text S. 103 des Gräberfeldes von Reichenhall) gefundene hufeisenförmige Riemenbeschlagstück, welches Reinecke für einen »traubenförmigen Anhänger« anspricht, bildete mit fünf anderen bronzenen Riemenbeschlägen, unzweifelhaft merowingischen Ursprungs (Lindenschmits Handbuch, Theil 1, S. 377, Fig. 396, 397 und 398), die Verzierung eines Ledergürtels in der Weise, dass diese Beschläge in Zwischenräumen von circa 15 *cm* auf einem Lederbande derartig vertheilt waren, dass der erste rechts oben an der Schulter, der zweite und dritte im Rücken und der vierte unter der Achselhöhle zu liegen kam. Der fünfte Beschlag mit oben offenem viereckigen Ausschnitte war dann auf der Brust dem sogenannten Anhänger gegenüber angeheftet, der gleichfalls auf dem Lederbande lag. Dergleichen

hufeisenförmige Riemenbeschläge waren eine häufige Erscheinung zu Keszthely und sind in der Publication von Dr. Lipp in Fig. 220, 221 und 222, S. 108 und Text S. 48, zur Veranschaulichung gebracht.

Das in diesem Grabe an gleicher Stelle auf der Brust erhobene — von Reinecke als »Gürtelhackenfragment« und von mir seinerzeit als Zierknopf bezeichnete Berloque — ist in Wirklichkeit ein Anhänger. Die an einer Seite etwas offene Öse dieses Hängschmuckes, welche Reinecke in seiner Zeichnung hackenartig dargestellt hat, veranlasste ihn wahrscheinlich, diesen Anhänger für den Schlusshacken eines Gürtels zu halten. Abgesehen davon, dass die Öffnung an der Öse so schmal ist, dass kaum ein ganz dünner Draht durch diese schadhafte Stelle geführt werden könnte, ist auch nicht zu ersehen, wie dieses ringsherum mit vier und nach unten noch mit einem fünften Endknopfe versehene Berloque als Schlusstück eines Gürtels angebracht gewesen wäre.

2. Der im Grabe Nr. 158 (Fundtafel XV) im »Becken« erhobene Gürtelkrappen, dessen Rahmen in zwei Vogelköpfe mit Augen und breiter Schnauze ausläuft, erinnert bezüglich des Ornaments an gleiche Stücke aus Grabhügelfunden von Rheinhessen und Rheinbayern und durfte seinerzeit wohl nicht ganz mit Unrecht der La Tène-Zeit zugeschrieben werden unter Bezugnahme von Lindenschmits Alterthümern unserer heidnischen Vorzeit, in welchen ähnliche Stücke im Bd. II, Heft 6, Tafel I, zur Abbildung gebracht sind und diese mit der im Bd. I, Heft 9, Tafel II, Abb. 2, dargestellten La Tène-Fibel den keltischen Bronzen zugewiesen werden.

3. Hinsichtlich des bronzenen Armringes im Grabe Nr. 175 (Fundtafel XXIII) weist Reinecke auf meine Unkenntnis in der Unterscheidung zwischen römischen und merowingischen Alterthümern hin. Diese Angabe entspricht aber nicht der Wahrheit, indem ich bei Besprechung dieses Fundes auf S. 92 des Gräberfeldes von Reichenhall ausdrücklich bemerkte, dass dieser Armring mit spiralförmig aufgerollten Enden und Schließhacken in der Mitte sich als ein ehemaliges Beutestück oder sonstiges Überbleibsel aus der »römischen Occupationszeit Noricums« darstellt. Aus dem Fundbericht auf S. 117 ist wiederum klar und deutlich nachgewiesen, dass dieser römische Frauenring in Begleitung eines kleinen Kinderarmringes aus dünnem gehämmerten Bronzebleche von Merowinger Herkunft auf das Schwert des Todten niedergelegt wurde.

4. Der im Grabe Nr. 141 (Fundtafel XXVIII, Text S. 123) aufgefundene eiserne Armring, den ich schon in meiner ersten Entgegnung als einen der La Tène-Zeit angehörigen Fund angegeben habe, ist mit einem Messer aus der Merowinger Zeit, welches der Todte in der Hand hielt, erhoben worden. Der Armring war an dem Vorderarm angerostet, woraus Reinecke schließt, dass hier ein unversehrtes La Tène-Grab vorliegt; auf die Frage, wie es dann aber möglich ist, dass ein Merowingisches Messer in die Hand eines Todten aus der La Tène-Zeit kommt, bleibt uns Reinecke die Antwort schuldig. Wir dagegen sehen im Gegentheile abermals den Beweis geliefert, dass der Ring von einem Bajuvaren getragen wurde; es ist dies keine auffallende Erscheinung, da das Vorkommen eiserner Armringe in germanischen Gräbern durch gleiche Funde in den longobardischen Todtenfeldern von Civezzano, Testona bei Turin und in Gräbern von Keszthely in Ungarn verbürgt ist. Die Reinigung dieses Fundstückes ist ehedem im Römisch-Germanischen Centralmuseum in Mainz unter Dr. Ludwig Lindenschmits Leitung bethätigt worden und jeder Zweifel an der richtigen Wiederherstellung der Endscheiben ausgeschlossen, welche Herr Reinecke in seiner Abhandlung als zu groß bemängelt.

5. Der Text auf S. 126 zum Grabe Nr. 251 (Fundtafel XXX) lautet:

»Den vorerwähnten zwei Gräbern grenzte ein drittes an, welches 1·68 *m* tief im Lehmbett ein jugendliches männliches Skelett von 1·52 *m* Länge barg. Die linke Hand hielt einen Eisenring mit einer kleinen Pfeilspitze, die rechte ein Messer; etwas unterhalb am rechten Oberschenkel kam dann ein bronzener Ring, ähnlich wie die an den Fibeln hängenden Ringe von Hallstatt und Waatsch zum Vorschein, an seinem Außenrande der oberen und unteren Seite sind nämlich je fünfmal drei vorstehende Knöpfe angebracht.«

Herr Reinecke erwidert mir zu vorstehendem Texte: »Aus Grab Nr. 251 stammt ein kleiner, mit Knoten besetzter Bronzering der bekannten Gattung, den wohl außer Chlingensperg niemand für die merowingische Zeit in Anspruch nehmen wird!« Wie kann aus diesem Fundberichte herausgelesen werden, dass ich diesen Fund der Merowinger-Zeit zutheile?

Bei solcher Entstellung des wahren Sachverhaltes wäre man fast versucht, in dem Tone zu antworten, den Reinecke häufig anderen Forschern gegenüber anzuschlagen beliebt, und der ihm auch bei der letzten Versammlung der deutschen anthropologischen Versammlung einen Vermerk eingetragen hat.

6. Grab Nr. 214 (Fundtafel XXXII, Text S. 130) erwähnt den Fund einer kleinen römischen durchbrochenen, bronzenen Scheibenfibel; auch hier will wiederum Reinecke glauben machen, als sei mir die Provenienz derselben unbekannt gewesen, obwohl der Wortlaut meines Fundberichtes klar und deutlich sagt:

»Eine überdies noch an ‚der rechten Schulter' angetroffene Gewandnadel von Bronze kennzeichnet sich bei ihrer fremdartigen Ornamentbildung, welche von unserer altnationalen Zierweise gänzlich verschieden ist, als ein Überlieferungsstück aus der Zeit der römischen Herrschaft.«

7. Grab Nr. 165 (Fundtafel XXXIII). Bezüglich des hier in Frage kommenden La Tène-Fundes muss ich auch diesmal wieder auf meinen Fundbericht auf S. 131 hinweisen, woraus ersichtlich ist, dass dieses Gliedertheil eines Bronzegürtels mit den Spuren vermoderten Leders aufgefunden wurde. Möglicherweise hat dieses Bruchstück als Verzierung des Ledergürtels gedient.

8. Von zwei in den Gräbern Nr. 426 und 446 (Fundtafel XXXVI und XXXVII, Text S. 137 und 138) erhobenen unverzierten Knopfnadeln ist zu constatieren, dass auch sie unterhalb des Halses auf der Brust vorgefunden worden sind und von den Bestatteten im Leben getragen wurden. Eine eigenthümliche Erscheinung ist, dass diese beiden Bronzenadeln jedesmal in Begleitung der feinen hohlen Silberperlen auftreten und zu den charakteristischen Funden der letzten Gräberperiode gehören. Ungefähr von dem Grabe Nr. 400 begann nämlich die Ausstattung an Beigaben ärmlicher zu werden, die letzten 70 Gräber entbehrten gänzlich die Spuren der altheidnischen Todtenbestattung und das Ganze ließ den Gedanken von dem allmählichen Eintritte der christlichen Ära mit ihren Einflüssen auf das Todtenfeld aufkommen.

9. Reinecke bringt in seiner Abhandlung über die La Tène-Funde von Reichenhall (Abb. 6) das Bruchstück einer Glasperle zur Ansicht, die auf einige Ähnlichkeit mit den in Manching erhobenen zwei Stücken Anspruch machen kann. Ein Vergleich damit war meinerseits selbstredend vor zwölf Jahren ausgeschlossen, da bekanntermaßen die Gräber von Manching vor nicht gar langer Zeit erst entdeckt worden sind. Wenn aber dieses Stück in Berlin zusammen mit Merovinger-Glasperlen, als ein Perlhalsband gedacht, auf einem Mainzer Silberdraht sitzt, so darf Reinecke versichert sein, dass dieses Stück auch in dieser Lage gefunden worden ist. Die erhobenen Perlen sind in jedem einzelnen Falle immer in der Reihenfolge, wie ich sie antraf, genau notiert, dann an Bindfaden angereiht und so an das Römisch-Germanische Centralmuseum in Mainz verschickt worden, wo man sie genau wieder in derselben Anordnung dem Entdecker des Gräberfeldes zurückstellte.

Aus diesem geht abermals und wiederum hervor, dass diese La Tène-Perle mit anderen aus der Merovinger-Zeit im Leben getragen worden und nicht durch Zufall bei Neuanlage eines Friedhofes an den Hals der Todten gefallen ist.

10. Charakteristisch für die bajuvarischen Gräber ist das gänzliche Fehlen von eigentlichen Grabgefäßen. In unseren Gräbern zu Reichenhall sind nur einzelne Scherbchen erhoben worden, die man den Todten in die Hand gegeben oder auf die Leiche geworfen hatte. Dagegen fanden sich am Rande der Gräber vielfache Scherbenreste vor, die darauf hindeuten, dass die Gefäße nach dem Todtenmahle zerstreut worden sind; über diese germanische Sitte habe ich mich auch auf S. 61—65 unter Hinweis auf die Kirchengesetze des 8. Jahrhunderts und päpstlichen Erlässe aus gleicher Zeit an den deutschen Glaubensapostel Bonifacius eingehend ausgesprochen. Durch die mehr als 1000jährige Cultivierung des Bodens wie durch Umstürzen der Ackerkrume, ferner durch unzählige Fuhren von Dünger und Hausunrath haben sich die Reste der verschiedensten Zeitperioden kunterbunt miteinander vermischt, wodurch das Vorkommen von römischem, frühmittelalterlichem und selbst neuzeitlichem Scherbenmateriale klargestellt ist.

Ganz falsch ist die Vorstellung, die sich Reinecke von den Bodenverhältnissen des Gräberfeldes macht, da eine von ihm vermuthete La Tène-Schicht, welche etwa den Friedhof durchzog und in der die Scherben gelagert angetroffen werden konnten, bei meinem Ausgrabungsverfahren sich schon bei den allerersten Anfängen gezeigt haben müsste. Auf S. 36 des Gräberfeldes von Reichenhall gebe ich bei Beschreibung der Auffindung des Friedhofes genau das vom Beginne der Ausgrabung im Jahre 1884 bis zum Ende derselben 1888 eingehaltene Ausgrabungsverfahren an und führe dort ausführlich aus, dass die Schürfungen immer in der Richtung von Nord nach Süd, beziehungsweise später von Nord nach West ausgiengen und so gewöhnlich nach der Länge des Gräberfeldes zu ein Viereck von 100—140 m^2 ausgesteckt wurde. Von dieser Fläche wurde dann die Grasdecke abgehoben und von dem Arbeiter die Wegräumung der Erde so lange fortgesetzt, bis eine ziemlich vollkommen reine Lehmschichte — die eigentliche Gräber-

einbettung — zutage trat. War diese Arbeit an dem ausgepflockten Vierecke vollendet, so kann an der nördlichen Seite desselben ein mindestens $1^1/_2$—2 *m* breiter Graben bis auf den gewachsenen Boden zum Aushub; in der Weise konnte nämlich die Ausdehnung der Gräber auf das Genaueste jedesmal bestimmt werden, indem der fein geschwemmte Kies sich von den gelben Letten nach allen Seiten hin scharf abgrenzte. Sämmtliches ausgeschöpfte Erdreich musste hierauf immer möglichst nach rückwärts geworfen werden, was viele Zeit und Mühe beanspruchte, aber nur dadurch, dass man bei den Schürfungen den beständig vorwärts schreitenden Graben bis an den gewachsenen Boden sorgfältig von anderem Materiale rein und frei hielt, war ein Übersehen von manchmal tiefer als sonst in den Kies eingebetteten Leichen verhindert. Die eigentlich behutsame Ausgrabung und Bloßlegung der Skelete, namentlich die vorsichtige Entnahme der dabei zum Vorschein kommenden Alterthümer wurde einzig und allein von mir bethätigt.

Das Übersehen einer früheren, an Stelle der Reihengräber befindlichen und durch deren Anlage später zerstörten La Tène-Nekropole ist daher ganz ausgeschlossen, bei dem sachgemäßen Ausgrabungssysteme hätte diese jedem Laien und selbst dem einfachsten Erdarbeiter nicht entgehen können.

Die Gewissenhaftigkeit und Genauigkeit, mit der ich bei dieser Arbeit vorgieng, ist neben anderen hervorragenden Forschern noch ganz besonders von Geheimrath Dr. Rudolf Virchow hervorgehoben worden (Zeitschrift für Ethnologie, XXII. Jahrgang, 1890, Heft 3, S. 105).

Nachdem ich zwölf volle Jahre der Erforschung der Frühgeschichte in Reichenhall mit Pickel und Spaten diente, habe ich mir auf diesem Gebiete wohl auch meine Erfahrungen gesammelt. In Anbetracht der großen Bedeutung des Salzes und der dadurch bedingten starken Ansiedelung unseres Thales in der letzten vorrömischen Periode ist aber sicher anzunehmen, dass die Lagerungsstätten der Reste aus der La Tène-Zeit überhaupt noch nicht aufgefunden worden sind, da dort eine solche Nekropole nur in ähnlicher Ausdehnung und mit gleichem Fundmaterial wie der bereits erforschte germanische und römische Friedhof gedacht werden kann und dann die Überreste derselben mehr als sechs Bruchstücke betragen dürften.[1])

[1]) **Hiermit betrachtet die Redaction diese Angelegenheit für erledigt.**

LITERATURBERICHTE.

I. ANTHROPOLOGIE UND URGESCHICHTE.

1.

Kraitschek, Dr. G.: »Der alpine Typus.« (Centralblatt für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, Heft 6, 1901.)

In diesem gedrängten Aufsatze erklärt der Verfasser den alpinen Typus Ripleys nicht für eine europäische Grundrasse, sondern, nach des Referenten Ansicht ganz gerechtfertigter Weise für eine ausgesprochene Mischform, erzeugt durch Kreuzung des langgesichtigen, dolichocephalen germanischen (blonden) oder in den Ostalpen wahrscheinlich auch des langgesichtigen, dolichocephalen, mediterranen (dunklen) Typus mit dem kurzgesichtigen, brachycephalen (dunklen) Typus Mitteleuropas.

Ripleys zwei andere europäischen Grundrassen, die teutonische (germanische) und mediterrane, erkennt er als solche an; beide sind scharf charakterisierte Typen, deren ersterer sich vollkommen mit dem sogenannten Reihengräbertypus deckt; seinem alpinen Typus dagegen kommen außer Brachycephalie und mittelgroßer Gestalt keine weiteren, gemeinsamen Charakteristika zu, indem die Haar- und Augenfarbe, sowie die Gestalt des Gesichtes wechselt.

Bei dieser Kreuzung hat sich die germanische (lange) Gesichtsform überwiegend erhalten, trotz des Verschwindens der Dolicho- und des Vorherrschens der Brachycephalie, welche letztere sehr häufig Übergänge zur ersteren, ja einzelne Merkmale der Dolichocephalie zeigt, ganz abgesehen vom auffällig often Vorkommen von Dolichoiden in den österreichischen Alpenländern. In den westlichen Alpenländern dagegen überwiegen weitaus die dunklen Brachycephalen (Savoyen, Piemont, Lombardo-Venezien).

Den kurzgesichtigen, brachycephalen, dunklen Typus Mitteleuropas will Kraitschek als »lappenartig« bezeichnet wissen, indem er die Benennung »Keltentypus« als unrichtig, »Ligurer- oder gar Slaventypus« als bedenklich hinstellt und der sarmatische und Disentistypus bloß die langgesichtigen Brachycephalen, also Mischformen umfassen.

Nach des Referenten Meinung ist die Bezeichnung dieses kurzgesichtigen, brachycephalen, dunklen Typus als »Lappentypus« viel zu weit hergesucht und höchst wahrscheinlich auch unbegründet und läge es viel näher, denselben, um Völkernamen auszuweichen, einfach den mitteleuropäischen zu nennen; eher hätte noch die Bezeichnung als Ligurertypus eine Berechtigung, da das Centrum seiner Verbreitung im Westen und Süden der Alpen sich vorfindet. Weisbach.

2.

Światowit, rocznik poświęcony archeologii przeddziejowej polskiej. (Światowit, Jahrbuch für prähistorische Archäologie Polens.) Bd. III, Warschau 1901.

Der Inhalt dieses Bandes zerfällt in zwei Theile. Der erste umfasst Originalberichte über prähistorische Forschungen in verschiedenen Gegenden Polens, der andere ist den Literaturbesprechungen gewidmet. Die erste Gruppe eröffnet Wandalin Szukiewicz mit seiner Arbeit: Prähistorische Nachforschungen im Lida- und Trokibezirk (Gouvernement Wilna). Diese sehr interessante Abhandlung berichtet über die zahlreichen Funde des Verfassers. Bis 1899 hatte er in den obengenannten Bezirken 58 neolithische Stationen aufgedeckt, außerdem fand er in 35 Ortschaften vereinzelte Gegenstände aus derselben Periode. Da die von ihm durchforschte Gegend sich auf 1200 km^2 erstreckt, so fällt eine Station auf etwa 21 km^2, was von einer für das prähistorische Zeitalter auffallend bedeutenden Bevölkerungsdichte zeigt. Dabei muss noch bemerkt werden, dass der Verfasser die vereinzelten Funde der 35 anderen Ortschaften hier nicht in Betracht nimmt.

Sehr dicht gruppiert sind diese Stationen insbesondere an den Ufern der Uła, eines Zuflusses der Mereczanka, welche in den Niemen mündet. Alle zwei Kilometer findet man hier eine prähistorische Ansiedelung. Dieser Gruppe ist natürlich der größte Theil der Szukiewicz'schen Abhandlung gewidmet.

Seiner schönen Arbeit sind drei Karten, sowie 7 Tafeln mit 247 Abbildungen der interessantesten Funde, hinzugefügt.

Es folgt hierauf F. Tarczyńskis Bericht über die von ihm aufgegrabenen Steinreihengräber im Płocker Bezirk (Königreich Polen). Zwei Tafeln mit 26 Abbildungen der meist bronzenen und silbernen Gegenstände, sowie zwölf Schädelmessungen von L. Rutkowski bewerkstelligt, ergänzen den Aufsatz. Leider ist es auch der letzte, den Tarczyński gegeben hat. Denn noch vor dem Drucke desselben, im Sommer 1900, hat ihn der Tod hinweggerafft.

Światowit enthält anderorts (S. 237) seine Biographie. Geboren im Jahre 1833 in Łęczyca, befasste sich Tarczyński in den von seiner Beschäftigung (er war Zeichenlehrer im Mädchengymnasium zu Płock) freien Stunden mit Archäologie und Prähistorie. Er hinterließ eine schöne Sammlung aus diesem Bereiche, dieselbe wurde von ihm dem Płocker Capitel vermacht, mit der ausdrücklichen Bedingung, sie dem öffentlichen Gebrauch anheimzugeben. So entstand dank ihm das erste prähistorische Provinzialmuseum im Königreich Polen.

Leon Kolski beschreibt einen interessanten Schalenstein aus dem Dorfe Wrząca Wacka im Gouvernement Kalisz (Königreich Polen). Das Volk nennt ihn Gottesmutterwannenstein. Einen Schalenstein, der neben der Augustinerkirche in Rawa zu sehen ist, beschreibt auch M. Wawrzeniecki; derselbe bringt auch eine Karte der von ihm gefundenen Spuren des prähistorischen Menschen in der Umgebung Rawas (Gouvernement Piotrków).

Wertvoll sind Dr. Leon Rutkowskis Messungen der in Reihengräbern der Bezirke Płock, Płońsk und Sierpsk gefundenen Schädel, sowie S. Jarockis Beschreibung der Tumuli des Oszmianyer Bezirkes (Gouvernement Wilno). Hierauf folgen E. Majewskis »Prähistorische Funde aus dem Dorfe Janina im Stopnicabezirk« (vornehmlich Urnen und sonstige Keramik), S. J. Czarnowskis »Borsucza-Höhle in Ojców« (interessante keramische und osteologische Funde; die Messungen des daselbst ausgegrabenen prähistorischen Schädels wurden von J. Tur bewerkstelligt), E. Majewskis: »Bronzen und Menschenknochen aus dem Dorfe Koniuchy in Lithauen, Wilkomierzer Bezirk« (nebst zwei Tafeln und Textillustrationen, Schädelmessungen von J. Tur). Der Anfang einer umfangreichen Monographie Erasmus Majewskis »Der Stopnicabezirk in prähistorischer Beziehung« beschließt die Reihenfolge größerer Arbeiten. Da die Abhandlung nach ihrer Beendigung im Sonderabzug erscheinen wird, so behalten wir uns eine nähere Besprechung derselben für später vor. Hier geben wir nur einige Ziffern an. Majewski untersuchte diesen Bezirk seit zehn Jahren, Ende 1892 kannte er dort bloß 25 prähistorische, meist neolithische Stationen, im Jahre 1897 war diese Anzahl auf 92 gestiegen. Die drei folgenden Jahre ergaben indes die Entdeckung von 6 neuen Ansiedelungen. So kann man annehmen, dass heute der genannte Flächenraum mehr Weniges dem Prähistoriker bietet.

Da der ganze Bezirk 1590 km^2 misst, so fällt hier eine prähistorische Station auf je 16 km^2. Die Stationendichte übersteigt demnach jene Westpreußens, eines der am dichtesten besiedelten Länder, wo Lissauer eine Fundstätte auf je 33 km^2 berechnet.

Die Zahl der Funde beträgt einige Zehntausende. Die überaus größte Mehrzahl ist neolithisch, doch sind auch die Bronzeperiode und das Zeitalter der Anfänge des Eisens ziemlich reich vertreten.

Der bisher veröffentlichte Theil der Abhandlung enthält eine gründliche Herzählung der Funde nach den Localitäten.

Es bleibt noch eine Anzahl kleinerer Beiträge. Sigismund Gloger berichtet über seinen Fund (Liutolf- und Ottomünzen aus dem 10. Jahrhundert, ein Enkolpium) aus Kretki bei Dobrzyn, B. Aleksandrowicz über einen hübschen La Tène-Fund aus Smardzewice (Gouvernement Radom), M. Witanowski bringt einige Beiträge zur prähistorischen Karte Polens und durchforscht polnische Provinzialzeitungen nach Nachrichten über prähistorische gelegentliche Funde. Derartige Arbeit ist sehr anerkennenswert. Schließlich kämpft der Światowit immer für die Gründung der prähistorischen Museen vor und widmet dieser Frage auch diesmal zwei gute Artikel über die Nothwendigkeit derselben sowohl für Warschau, als für Galizien.

Paris. Dr. W. Bugiel.

3.

Blasius, W.: Vorgeschichtliche Denkmäler zwischen Helmstedt, Harbke und Marienborn. Braunschweig 1901, 31 S.

— — Die megalithischen Grabdenkmäler bei Neuhaldensleben. Braunschweig 1901, 58 S.

In der erstgenannten Schrift gibt der Verfasser eine orientierende Übersicht über die in der Gegend zwischen Helmstedt, Harbke und Marienborn noch nachweisbaren vorgeschichtlichen Denkmäler: die megalithischen Grabdenkmäler der neolithischen Periode, die Kegelgräber der Bronzeperiode und den sogenannten »Opferaltar bei Marienborn«. Die von Blasius mit voller Bestimmtheit als wirkliche megalithische Grabdenkmäler erklärten vorgeschichtlichen Steindenkmäler dieser Gegend stellen die Brücke her, durch welche die an Megalithen überaus reiche Gegend westlich von Neuhaldensleben mit den bekannten Lübben-

steinen bei Helmstedt verbunden wird. Weitaus zahlreicher als die megalithischen Grabdenkmäler sind die sämmtlich der Bronzeperiode angehörenden Kegelgräber, die sich sonst nirgends in Norddeutschland in so großer Zahl, in so stattlicher Größe und in so dichten Gruppen bis in unsere Zeit erhalten haben wie in Marienborn. Auf einer verhältnismäßig nicht sehr großen Fläche finden sich nicht weniger als etwa hundert Kegelgräber von den verschiedensten Größen in dichten Gruppen vereinigt. Blasius, der bis jetzt selbst außer Stande war, dort Ausgrabungen zu machen, bezeichnet es als eine wissenschaftliche Pflicht der dortigen Alterthumsforscher, in diesem Gebiete planmäßige Ausgrabungen vorzunehmen. Was den sogenannten »Opferstein« oder »Opferaltar« von Marienborn mit seinen napfartigen Vertiefungen und Spalten anlangt, so erklärt sich Blasius bis jetzt außer Stande, die Frage, ob die Deutung dieser Steingruppe als eines vorgeschichtlichen Opferaltars richtig ist oder nicht, zur Entscheidung zu führen, da einerseits durch H. Gruner nachgewiesen sei, dass die meisten derartigen in Deutschland vorkommenden kessel- oder schalenartigen Vertiefungen und Spalten an Felsblöcken natürlichen Ursprungs seien, anderseits es immerhin möglich sei, dass die auf natürliche Weise entstandenen Vertiefungen und Rinnen zu Opferhandlungen benützt worden sind. In dem vorliegenden Falle hätten wir neben und in den auf natürlichem Wege entstandenen großen Vertiefungen einige Spalten und Risse, die auf künstlichem Wege durch menschliche Bearbeitung hergestellt oder doch erweitert zu sein scheinen; auch der dem großen »Opferstein« untergelagerte Block deute vielleicht ebenfalls auf eine planmäßige Thätigkeit des Menschen hin, wie auch die Stelle, an welcher sich die fragliche Steingruppe findet, nicht gegen eine ehemalige Verwendung zu Opferzwecken spreche, da sie nicht weit von einigen megalithischen Grabdenkmälern der neolithischen Zeit und mitten in dem großen Friedhof von Kegelgräbern der Bronzeperiode, der sich nördlich und nordwestlich von Marienborn ausbreitet, finde, und zweifellose Opferaltäre mehrfach in der Nähe vorgeschichtlicher Begräbnisstätten gefunden worden seien.

Die zweite Schrift enthält eine topographische Aufzählung der megalithischen Grabdenkmäler der Gegend von Neuhaldensleben, die hier in so großer Anzahl vorkommen, dass Blasius glaubt, es gebe in Deutschland, vielleicht in ganz Europa, keinen Flecken Erde, auf welchem jetzt noch die Megalithe so dicht gedrängt zu finden seien, wie dort. Derselbe konnte in 21 verschiedenen Gruppen 81 namhaft machen. Nach der topographischen Aufzählung derselben entwirft er auf Grund der Art des Aufbaues von 50 Gräbern, die so gut erhalten sind oder doch waren, dass man bestimmte Schlussfolgerungen daraus ziehen kann, für die dortigen megalithischen Grabdenkmäler ein Eintheilungsschema; dasselbe enthält nicht weniger als 15 Gruppen. Blasius fand dort in dieser Hinsicht eine so außerordentlich große Mannigfaltigkeit, dass er glaubt, es dürfte wohl kein anderes Gebiet in der Größe von nicht ganz 4 *km* im Quadrat in Deutschland, vielleicht in Europa, geben, auf welchem so viele und große Verschiedenheiten im Bau der Megalithe sich dem Auge des Beschauers nebeneinander darbieten. Es folgen hierauf genauere Beschreibungen typischer Beispiele für die unterschiedenen 15 Gruppen und zum Schlusse allgemeine Bemerkungen über die Anlage der Megalithe dieser Gegend. K. Penka.

4.

Zinck L.: Det Nordeuropaeiske Dysse-Territoriums Stengrave og Dyssernes Udbredelse i Europa. Kjøbenhavn 1901. Det Nordisk Forlag, 238 S.

Die Annahme eines gemeinsamen nordeuropäischen Ursprungs der über ein großes Gebiet Europas sowie über einen Theil der angrenzenden Länder Afrikas und Asiens verbreiteten megalithischen Grabbauten ist eine ziemlich alte; es waren zunächst Thatsachen der physischen Anthropologie und darauf sich stützende Erwägungen, die französische Forscher bestimmten, den Ausgangspunkt dieser Steingräber-Bewegung nach dem europäischen Norden zu verlegen. Diese Anschauung erhielt bald auch eine Stütze durch die archäologischen Thatsachen, da die genauere Untersuchung des Inhaltes dieser Steingräber insofern einen Unterschied ergab, als die Dolmen des südlichen Frankreich wie der pyrenäischen Halbinsel und Nordafrikas einerseits, Vorderasiens (des Kaukasus, Syriens, Linkorans, Palästinas) anderseits zahlreiche Objecte von Kupfer und Bronze oder gar wie die Indiens am häufigsten Gegenstände aus Eisen enthalten, während solche in den Dolmen des mittleren und nördlichen Frankreich sowie Norddeutschlands mit ganz geringen Ausnahmen, in denen der skandinavischen Länder aber vollständig fehlen und nur Steingeräthe gefunden werden, Thatsachen, die unter der Voraussetzung eines geschichtlichen Zusammenhanges unter denselben gleichsam von selbst zu der Annahme führen, dass die Sitte, die Todten in diesen, den Wohnungen der Lebenden nachgebildeten Steingräbern zu bestatten, zuerst im europäischen Norden aufgekommen ist.

In dem hier besprochenen Werke, das den dritten Theil der »Stenalderstudier« seiner »Nordisk Arkaeologie« bildet, unternimmt es nun der bekannte dänische Archäologe L. Zinck durch vergleichende Betrachtung aller in Betracht kommender archäologischer Merkmale, sowohl der Formen der

megalithischen Grabbauten an und für sich wie ihres Inhaltes an Geräthen und Schmuckgegenständen, sowie der Form und Ornamentation der Gefäße und der Bestattungsarten den Nachweis zu führen, dass nur Nordeuropa und keineswegs der Orient, wie vielfach von angesehenen nordischen Archäologen angenommen wurde, als das Heimatland derselben betrachtet werden könne.

Dieser Nachweis wird erbracht, und es wird insbesondere in streng methodischer Weise dargethan, dass von den beiden großen für unsere Frage zunächst in Betracht kommenden Steingräbergebieten — dem holländisch-norddeutschen mit seiner westelbisch-holländischen und seiner ostelbischen Provinz, sowie dem skandinavischen — nur das skandinavische und in diesem wieder vor allem das der altdänischen Länder als das eigentliche Heimatland der megalithischen Grabbauten angesehen werden könne und dass Holstein in dieser Hinsicht der Charakter eines Zwischengliedes zwischen den zwei großen nordeuropäischen Steingräbergebieten zukommt.

Die Wichtigkeit dieses Nachweises für die Entscheidung der Frage nach der Heimat der Arier ist klar Zu bedauern ist, dass der Verfasser weder diese Frage, noch die mit der Verbreitung der megalithischen Grabbauten im Zusammenhange stehenden anthropologisch-ethnologischen und historisch-linguistischen Thatsachen in den Bereich seiner Untersuchungen gezogen hat. Er hätte dann weder zu der ganz unwahrscheinlichen Hypothese, welche die Verbreitung dieser Art von Grabbauten ohne Annahme einer Ausbreitung oder Wanderung von Völkern bloß aus der allmählichen Verbreitung neuer religiöser Vorstellungen von dem Fortleben des Menschen nach dem Tode erklären will, seine Zuflucht zu nehmen, noch die mit den europäischen enge verwandten Steingräbergruppen Afrikas und Asiens auszuscheiden und sie als selbständig und unabhängig enstandene Schöpfungen hinzustellen gebraucht.

Denn wenn auch zugegeben werden muss, dass solche den Wohnungen der Lebenden nachgebildete Steingräber von jedem Volke, wenn es eine gewisse Culturstufe erreicht hat, errichtet werden können und thatsächlich ihr Vorkommen bei einem und dem anderen nichtarischen Volke nachgewiesen worden ist, so ist doch die Annahme einer selbständigen Entstehung als unwahrscheinlich überall dort zurückzuweisen, wo zu den Übereinstimmungen der Gräber nach Plan und Bauart mit den Gräbern benachbarter Länder anthropologische und historisch-linguistische Thatsachen hinzutreten, die deutlich zeigen, dass sie von Menschen einer und derselben Volksgruppe bei ihrem allmählichen Vordringen in andere Länder errichtet worden sind, auf deren Angehörige die Errichtung der ersten Gräber mit Sicherheit zurückgeführt werden kann.

Gleich Sophus Müller sieht auch Zinck sowohl in der besonderen Tüchtigkeit und Energie der ersten Bewohner der altdänischen Länder, als auch in deren günstigen allgemeinen Naturverhältnissen — dem milden Klima, der Fruchtbarkeit des Bodens, der reichen Gliederung der Küsten durch Buchten und Sunde und dem Reichthum an geeignetem Steinmaterial — die Hauptursachen, dass sich daselbst in verhältnismäßig kurzer Zeit die primitive Cultur der Kjøkken-møddinger-Menschen ohne äußeren Einfluß und ohne neue Einwanderung zu der neolithischen Cultur mit ihrem Reichthum an schönen und sorgfältig gearbeiteten Gebrauchs- und Schmuckgegenständen entwickelt hat. Es ist jedoch ein besonderes Verdienst des Verfassers dieses Werkes, dass er in demselben den überzeugenden Nachweis geführt hat, dass dasselbe Volk nicht nur diese Gegenstände, sondern auch die zahlreichen Steingrabbauten, die hervorragendsten Denkmäler der ganzen Urzeit, gleichfalls durch dieselbe schöpferische Kraft ohne fremde Vorbilder und Anregung geschaffen hat, während noch Sophus Müller glaubte, die Entstehung der letzteren auf orientalische »von Volk zu Volk« vermittelte religiöse Einflüsse zurückführen zu müssen.

Nicht nur wegen des außerordentlichen Reichthums und der Schönheit der Steingeräthe, wie sie in den altdänischen Ländern gefunden worden sind, sondern auch, und zwar hauptsächlich deshalb, weil sich in ihnen der Entwickelungsprocess von der primitiven Cultur der älteren Steinzeit Europas zur Cultur der jüngeren Steinzeit vollzogen und diese sich von ihnen aus verbreitet hat, nehmen dieselben unter allen europäischen Ländern eine ganz eigenartige und besondere Stellung ein. K. Penka.

5.

Much, M.: Die Heimat der Indogermanen im Lichte der urgeschichtlichen Forschung. Berlin 1902, 311 S.

In diesem Werke versucht es M. Much auf Grundlage der archäologischen Forschung, die Heimat der Indogermanen oder Arier zu ermitteln. Indem er von der Ansicht ausgeht, dass die Heimat einer so volkreichen und mächtigen Rasse, die sich schon in sehr früher, vorgeschichtlicher Zeit in zwei Welttheilen herrschend auszubreiten vermocht habe, sich über weitere Strecken ausgedehnt haben und auch eine vielgestaltige gewesen sein müsse, weil es keinem Zweifel unterliegen könne, dass die Keime zur Spaltung ihrer Bewohner in viele Völker und zu ihrem Auseinandergehen schon in ihr gelegen seien, findet er als ein solch vielgestaltiges Land das Gebiet um das ganze westliche Ostseebecken, also das südliche Schweden, Dänemark, Nordwest-

deutschland mit allen Inseln in diesem Becken und mit den Festlandsküsten an der Nordsee; im Süden reicht ihm dieselbe an den quer durch das heutige Deutschland sich erstreckenden Gebirgszug vom Harz zum Thüringerwalde, zum Fichtel-, Erz- und Riesengebirge bis an die äußersten Ausläufer der westlichen Karpathen. »Im Osten dürfte die Oder die ursprüngliche Grenze gebildet haben, die frühe schon an die Weichsel vorgeschoben worden sein mag, wie denn überhaupt eine strenge Umgrenzung nicht möglich ist, weil sie in einer steten Erweiterung begriffen war, denn schon im weiteren Verlaufe ihres Anwachsens, doch noch innerhalb der Steinzeit, überschritten die Indogermanen das deutsche Mittelgebirge und drangen einerseits bis an die Alpen, schifften nach Großbritannien und Irland und erreichten anderseits etappenweise die mittlere Donau und den Balkan, sowie den Dnjester und die südrussische Steppe, endlich die Länder am Schwarzen und Ägäischen Meere.«

Dieses weit ausgedehnte Gebiet betrachtet der Verfasser aber nur als die weitere Heimat; die eigentliche »erste Heimat« müsse ein weitaus enger begrenztes Gebiet gewesen sein; auch die archäologische Hinterlassenschaft der ältesten vorgeschichtlichen Bewohner derselben müsste gewissen Anforderungen entsprechen, die man von vornherein an ein als Urheimat angesprochenes Land zu stellen berechtigt sei. »Darüber besteht kein Zweifel«, schreibt er S. 10, »dass leiblich verwandte Völker, mögen sie zur Zeit über noch so weite Länderstrecken ausgebreitet sein, in frühester Zeit einmal ein Volk waren und in einer weitaus enger begrenzten Heimat gewohnt haben. Diese erste Heimat werden wir mit Recht im Bereiche jenes einzelnen Volkes der Gesammtheit suchen, wo wir die ältesten, d. i. die einfachsten, unvollkommensten und bei dem vorauszusetzenden Mangel vieler Thätigkeitsrichtungen am wenigsten differenzierten Werkzeuge finden.« Das Stammvolk müsse ferner lange Zeit in dieser seiner Heimat verharrt sein, denn sonst hätte kein Anwachsen der Volkszahl eintreten können, welches zur allmählichen Ausbreitung geführt habe; im Heimatlande leiblich verwandter Völker müssten ferner außer jenen ursprünglichen, einfachen, auch schon zweckmäßigere, in ihrer Art vielleicht schon sehr vollkommene, zum Theil auch schon formschöne Werkzeuge erwartet werden; in ihm müssten sich aber auch, da es am längsten von dem nämlichen Volke bewohnt gewesen, die meisten Werkzeuge und zwar von allen Stufen der aufsteigenden Entwickelung seiner Bewohner vorfinden.

Frage man sich nun, fährt Much S. 17 fort, wo sich uns innerhalb des Steinalters die ältesten, die schönsten und am meisten entwickelten, endlich die zahlreichsten Belege für die Thätigkeit und Befähigung in der Herstellung von Werkzeugen bieten, so bestehe kein Zweifel, dass dies die Küsten seien, welche Festland und Inseln des westlichen Ostseebeckens umsäumen. »Hier (in den dänischen Kjökkenmöddingern oder Muschelhaufen und den gleichartigen und gleichzeitigen Werkzeugen Schonens) treten uns die ältesten und einfachsten Zeugnisse entgegen, welche wir nach Abschluss des paläolithischen Steinalters kennen.« Hier hätten während des ersten Zeitraumes die Bewohner am Meer von Fischerei und Jagd gelebt, ohne Ackerbau und Hausthiere, den Hund ausgenommen, doch im Besitze einfacher, ungezierter Thongefäße und einfacher, ungeschliffener Werkzeuge aus Feuerstein. »Im zweiten Zeitraume finden wir in den Muschelhaufen bereits die Knochen von Hausthieren (Rind, Schwein und Schaf), die verkohlten Körner von Weizen und Gerste geben einen zweifellosen Hinweis auf Ackerbau, und die mannigfach decorierten Gefäße und geschliffenen Steingeräthe entsprechen dem ersten Abschnitte des jüngeren Steinalters in Dänemark.«

Jedermann, der sich nur einigermaßen mit dem Inhalte meiner, die Herkunft der Indogermanen behandelnden Arbeiten bekannt gemacht hat, wird sofort erkennen, dass Muchs »erste Heimat« der Indogermanen mit dem von mir als solche angenommenen Gebiete fast gleich ist und dass die von ihm als Beweis für seine Annahme angeführten archäologischen Thatsachen auch von mir ganz in derselben Weise seit dem Jahre 1883 für meine zum erstenmale in meinen Origines Ariacae aufgestellte südskandinavische Hypothese geltend gemacht worden sind. Einen kurzen Hinweis auf diese archäologischen Thatsachen enthält bereits mein in unserer Gesellschaft am 13. November 1883 gehaltener Vortrag: »Über den physischen Typus und die Urheimat der Arier« (Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, XIII, 256). Eingehend habe ich dann die ganze Frage auch mit Rücksicht auf die theilweise abweichenden Anschauungen Japetus Steenstrups in meiner »Herkunft der Arier« (1886) behandelt; der VII. Abschnitt dieses Buches enthält von S. 52—65 den »Nachweis der älteren Steinzeit Dänemarks als Übergangsepoche zwischen der paläolithischen und der neolithischen Periode«. Noch einmal habe ich dann dieselbe Frage ausführlich in meiner 1893 erschienenen Abhandlung über die Heimat der Germanen (Mittheilungen, XXIII, 72 fg.) mit Benützung der seit 1886 erschienenen Literatur erörtert.

Als einen Beweis dafür, welch außerordentliche Wichtigkeit ich stets diesen Thatsachen für die Entscheidung der Frage nach der Heimat der Indogermanen beigelegt habe, möchte ich noch anführen, dass ich seinerzeit während eines längeren Aufenthaltes in Kopenhagen die Gelegenheit wahrnahm, mit Japetus Steenstrup, einem der Haupterforscher der Kjökkenmöddinger, die ganze Frage mit besonderer Rücksicht auf seine oben erwähnten abweichenden Anschauungen eingehend zu besprechen. Jetzt ist die Frage vollkommen geklärt, und kann sich jeder über dieselbe bequem aus Sophus Müllers »Nordischer Alterthumskunde« unter-

richten. Um auch niemanden in Zweifel zu lassen, dass ich unter Südskandinavien, das ich als die Heimat des arischen Urvolkes betrachte, nicht nur das südliche Schweden, sondern auch Dänemark verstehe, habe ich noch ausdrücklich auf S. 1 »meiner »Herkunft der Arier« erklärt, dass ich den Namen Skandinavien in der umfassenderen Bedeutung des Wortes, nach der er nicht allein die skandinavische Halbinsel, sondern auch Dänemark bezeichnet, gebraucht habe.

Und nun finde ich zu meinem größten Befremden, dass der Verfasser des vorliegenden Werkes einerseits meine Lehre als eine neue, erst von ihm aufgestellte Lehre und meine archäologische Begründung als eine neue, erst von ihm gegebene Begründung hinstellt, anderseits mir eine Lehre unterschiebt, die von meiner wesentlich verschieden ist, indem er S. 2 anführt, dass ich das »südliche Schweden« als Heimat der Indogermanen betrachte und damit dieselbe »zu eng umgrenze«. Es ist dies um so befremdender, als sich Much sonst als ein sehr genauer Kenner meiner Schriften erweist und ich noch vor kurzem (1900) in diesen »Mittheilungen« (XXX, 54) ausdrücklich erklärt habe, dass als Heimat des arischen Urvolkes »nur ein verhältnismäßig sehr kleiner Theil der skandinavischen Halbinsel, die Provinz Schonen, wo die mesolithische Culturperiode vertreten ist, in Betracht kommt«.

Der Hauptgrund, warum ich die Heimat der Arier auf die altdänischen Länder beschränke, ist der, dass sich nachweisbar auf diesem Gebiete selbständig und ohne fremden Einfluss die Entwickelung der Cultur der paläolithischen Protoarier zur neolithischen Cultur des arischen Urvolkes vollzogen hat. Aus diesem Grunde möchte ich auch Mecklenburg und Rügen, die Much noch in das Gebiet seiner »ersten Heimat« einbezieht, ausgeschlossen wissen, da sich daselbst nur sehr roh zugeschlagene Feuersteingeräthe gefunden haben, dagegen alle jene Funde fehlen, die in den altdänischen Ländern die mesolithische Culturperiode charakterisieren.

Die Grenzen der Heimat der Indogermanen noch weiter auszudehnen, halte ich für noch misslicher, weil es überhaupt ausser diesen Funden kein sicheres Mittel der Abgrenzung gibt, wie dies ja auch Much selbst zugesteht, da die Indogermanen fortwährend ihr Siedlungsgebiet durch Ausbreitung oder Auswanderung erweiterten.

Soll aber ihre Heimat so groß angenommen werden, als es bei der Annahme, dass sich in derselben die Anfänge der späteren arischen Sondervölker entwickelt haben, nothwendig ist, so erweist sich auch Muchs erweiterte Heimat als viel zu klein. Sie dürfte dann z. B. im Osten nicht durch die Oder oder Weichsel abgegrenzt werden, da sich erst jenseits der Weichsel die Slaven und noch weiter im Osten die Indo-Iranier zu Sondervölkern entwickelten.

Im II. Abschnitte seines Werkes behandelt Much die Frage nach der Herkunft des Nephrit und Jadeit, zwei Gesteinsarten, die bekanntlich das Rohmaterial für zahlreiche, in einigen Gegenden Europas gefundene Werkzeuge geliefert haben, die man einst als sichere Zeugnisse für die Einwanderung der Indogermanen aus Asien nach Europa betrachtete. Die Frage ist längst entschieden, und konnte ich bereits im Jahre 1888 in meiner Anzeige von Max Müllers »Biographies of words and the home of the Aryans« (Mittheilungen, XVIII, 62), in welchem Werke zuletzt die Nephrit-Funde für die asiatische Hypothese zu verwerten gesucht wurden, darauf hinweisen, dass die Untersuchungen A. B. Meyers aus den Jahren 1883 und 1885 dieser Frage vollständig ihren ethnologischen Charakter benommen haben. Immerhin sind die ergänzenden Mittheilungen Muchs über die Ergebnisse der späteren Forschung schätzenswert.

In dem folgenden Abschnitte, der »von der geometrischen und der farbigen Decoration der Gefäße und der Spirale im besonderen« handelt, sucht der Verfasser in eingehender Darstellung nachzuweisen, dass die Spiraldecoration ihren Ursprung in Mitteleuropa, und zwar in den nördlichen und östlichen Vorlanden des Harzes und an der Saale habe, von wo sie zunächst nach Böhmen und dann weiter nach dem Südosten bis an die troische Küste gelangt sei, im Gegensatze zu der allgemeinen Anschauung, welche Ägypten als ihre Heimat betrachtet. Zugleich wird in diesem Abschnitte wiederum der einheitliche Stil der sich durchaus in geometrischen Formen bewegenden Gefäßdecoration, wie ihn die steinzeitliche Bevölkerung Europas ausgebildet hat, im Gegensatze zu der orientalischen, ihre Bestandtheile aus der organischen Welt nehmenden Decorationsweise betont. Dieser Abschnitt ist der verdienstlichste des ganzen Buches.

Der IV. Abschnitt des Werkes ist dem Nachweise gewidmet, dass der Bernstein fast ausschließlich im Besitz indogermanischer Völker gewesen und geblieben sei und dass seine erste Verbreitung nicht durch den Handel, wie allgemein angenommen werde, sondern durch wandernde Völker erfolgt wäre, welche ihrer alten, in ihrer nordischen Heimat gewonnenen und deshalb tief eingewurzelten Vorliebe für den Bernsteinschmuck auch in fremden Ländern treu geblieben seien.

Im V. Abschnitte sucht der Verfasser in ähnlicher Weise, wie ich es in meiner Abhandlung: »Die ethnologisch-ethnographische Bedeutung der megalithischen Grabbauten« (Mittheilungen, XXX, 25—43) gethan habe, die Haltlosigkeit der Annahmen von Sophus Müller und O. Montelius, welche den großen Steingräbern, wie sie so zahlreich im nordwestlichen Europa sich finden, orientalischen Ursprung zuschreiben,

darzuthun und es wahrscheinlich zu machen, dass die Gepflogenheit, den Leichen der Verstorbenen in Räumen aus großen Steinblöcken eine Ruhestätte zu bereiten, im Norden Europas aufgekommen ist.

Im VI. Abschnitte wird die Frage nach der Herkunft unserer Hausthiere erörtert und auf Grund der Untersuchungen der letzten zwei Jahrzehnte nachzuweisen versucht, dass die wichtigsten Hausthiere der steinzeitlichen Bevölkerung Europas, die noch heute im wesentlichen dieselben seien, ihre wilden Stammformen in Europa selbst hätten, dass daher die Schlussfolgerung entfalle, dass die Indogermanen, weil ihre Hausthiere aus Asien stammten, ebenfalls aus Asien eingewandert sein müssten; dass wir vielmehr aus dem Umstande, dass die Völker der Vorzeit in der Regel mit ihrem Hausthierbestande enge zusammenhängen, folgern können, dass auch die Heimat der Indogermanen in Europa gelegen sein müsse.

Im VII. Abschnitte behandelt Much im Anschlusse an die in meinen zwei Hauptwerken gegebenen Ausführungen kurz die Rassenfrage, um zum Schlusse im VIII. Abschnitte die »geographische und physikalische Beschaffenheit des Heimatlandes und ihren Einfluss auf die Bewohner« zu erörtern. Er erkennt im wesentlichen in der »gedeihlichen und erziehlichen« Beschaffenheit dieses Ländergebietes die Grundlage für die Eigenart der Indogermanen, sowie deren Vermehrungs- und Ausdehnungskraft. Auf S. 308 fasst derselbe das Ergebnis seiner Betrachtungen in folgende Worte zusammen: »Ein gemäßigtes, für die Gesundheit und Stählung des Körpers, sowie für die Anregung des Geistes ungemein förderliches Klima, fruchtbarer, für Ackerbau und Viehzucht gleich geeigneter Boden, der den Nachbarvölkern nicht in gleicher Menge und Güte zukommende Besitz des Feuersteins, des damals vortrefflichsten Rohstoffes für Werkzeuge und Waffen, der Besitz des Pferdes, das Meer mit all seinen Gaben und seinem erziehenden Einflusse, ein weites Hinterland mit seinen schiffbaren Strömen, welche die Ausbreitung in ihren fruchtbaren Niederungen förderten und dem Herrschergefühl freie Bahn wiesen, das sind die hervorragenden Erscheinungen in der Beschaffenheit des Landes, und zwar Erscheinungen, die wir in anderen Theilen der Erde in dieser Vereinigung nicht wieder finden.« Was die Annahme des Einflusses des maritimen, zwischen den Abständen von Hitze und Kälte, Feuchtigkeit und Trockenheit nur mäßig schwankenden Klimas auf die Entstehung der Eigenart der Indogermanen anlangt, so berührt sich dieselbe gleichfalls nahe mit meinen Anschauungen, wie ich sie in meiner »Herkunft der Arier« auf S. 118 f. und dann eingehender in meiner Abhandlung: »Die Entstehung der arischen Rasse« (Ausland, 1891, Nr. 7—10), sowie in dem Aufsatze: »Der Mensch und das Klima« (Ausland, 1891, Nr. 21) ausgeführt habe, nur mit dem Unterschiede, dass ich annehme, dass durch dieselben klimatischen Factoren schon während der Diluvialperiode die arische Rasse auch ihre physische Ausgestaltung, und zwar in West- und Mitteleuropa erfahren hat.

Die Bedeutung des Much'schen Werkes liegt weniger in der Aufstellung und Begründung einer neuen Theorie über die Heimat der Indogermanen, als vielmehr in dem dankenswerthen Nachweise, dass eine Reihe von urgeschichtlichen Fragen, die mit der Frage nach der Heimat der Indogermanen in einem mehr weniger entfernten Zusammenhange stehen, leichter auf Grund der Theorie von der nordeuropäischen Herkunft der Indogermanen ihre Lösung findet, als eine solche vom Standpunkte jeder anderen der früher aufgestellten Hypothesen möglich war. K. Penka.

6.

Mayr, Albert: Die vorgeschichtlichen Denkmäler von Malta. (Abhandlung der k. bayerischen Akademie der Wissenschaft., I. Cl., XXI. Bd., 3. Abth., München 1901, S. 643 bis 726. Mit 12 Tafeln und 7 Plänen.)

Die monumentalen Bauten von Malta haben schon seit langer Zeit die Aufmerksamkeit der Archäologen auf sich gezogen. Abgesehen von früheren Berichten, hat bereits im Jahre 1836 A. La Marmora diese primitiven Bauwerke, besonders die Torre dei Giganti auf Gozo, eingehender behandelt. Einheimische Forscher, wie Vassallo und Caruana, trachteten durch Ausgrabungen mehrere dieser Denkmäler bloßzulegen, sowie ihre Deutung und chronologische Stellung festzusetzen. Ein längerer Aufenthalt auf diesen Inseln während des Winters 1897—1898 bot Albert Mayr Gelegenheit, die Forschungen fortzusetzen und einige neue Entdeckungen daselbst zu machen, die er jetzt in den Schriften der bayerischen Akademie veröffentlicht. Die interessante Arbeit gibt uns vor allem eine erschöpfende Beschreibung dieser megalithischen Bauten, mit mehreren Plänen und wohlgelungenen photo-lithographischen Ansichten. Es sind eigenthümliche durch ihre Form- und Größenverhältnisse auffallende Gebäude, die theils Heiligthümer zu sein scheinen — sie wurden bisher meistens als phönikische Tempel angesehen — theils Befestigungen, Wohnstätten oder Bauwerke zweifelhafter Bestimmung. Die ersten in sehr roher Weise aus großen Steinen oder Blöcken ohne Verwendung von Mörtel errichtet, haben gewöhnlich einen unregelmäßigen, mehr oder weniger complicierten Grundriss und bestehen aus einer Verbindung von mehreren runden oder ovalen, miteinander communicierenden Räumen, die von einer äußeren Umfassungsmauer umgeben sind. Von ähnlichen Bauten auf Sardinien und den Balearen, den Nuraghe und den Talayot, denen man die Sesi von Pantellaria und die Truddhu Apuliens

anreihen könnte, unterscheiden sie sich wesentlich dadurch, dass sie nicht mittels Überkragung überwölbt sind, sondern offene, unbedeckte Räume darstellen. Die Mauern haben hie und da noch eine Höhe von 3—6 *m*.

Die inneren Räume und manchmal auch die Außenwände werden durch vertical gestellte Platten eingeschlossen. Von besonderer Wichtigkeit scheinen die Ein- und Durchgänge gewesen zu sein, da sie zuweilen eine Bedeckung erhielten und die Steine an ihren Seiten, sowie die Schwellen oft ornamentiert sind. Kleine Nischen befinden sich rechts und links vom Durchgange und eine größere im Hintergrunde, gegenüber dem Eingange, die aus einem großen tischartigen Aufbaue zwischen zwei hohen Pfeilern besteht. Diese Tische spielten im Culte gewiss eine große Rolle, ebenso wie die tabernakelartigen Gehäuse, denen eine besondere Heiligkeit zukam, da in denselben höchst wahrscheinlich religiöse Gegenstände, etwa die Symbole der Gottheit in Form konischer oder pfeilerartiger Steine, wie sie vor kurzem Evans im mykenischen Cultus nachwies, aufbewahrt wurden. Von diesen symbolischen Steinen wurden mehrere in den untersuchten maltesischen Heiligthümern gefunden. Später scheint man die Gottheit auch bildlich dargestellt zu haben, worauf die rohen Kalksteinköpfe, die man dort antraf, hindeuten. In Hagiar-Kim fand man überdies sieben kleine, roh geformte, nackte, hockende Frauenfiguren, welche als Votivbilder oder Idole angesehen werden können. Sie zeigen wegen ihren enorm verdickten Extremitäten und Hüften eine große Ähnlichkeit mit den von Flinders Petrie in Oberägypten ausgegrabenen steatopygischen Thonfiguren.

Was die Ausschmückung der inneren Räume betrifft, so ist dieselbe sehr einfach und besteht meistens nur aus Punktornamenten, nur selten in Spiralen oder in dem Pflanzenreiche entnommenen Motiven. Von den in diesen Heiligthümern gefundenen Gefäßen ist leider sehr wenig bekannt geworden, da man, ihre Wichtigkeit verkennend, für ihre Erhaltung nicht gesorgt hat, und entweder zerstört oder verschleppt wurden. Mayr gibt die Abbildungen einiger derselben, die sehr roh, mit freier Hand gearbeitet und ganz einfach verziert sind. Steinartefacte und Bronzen scheinen dabei nicht gefunden worden zu sein.

Außer diesen Tempeln hatten vielleicht auch die hie und da sowohl auf Malta als auf Gozo vorkommenden isolierten aufgerichteten Steine eine sacrale Bedeutung. Nach der von Caruana und Mayr gegebenen Beschreibung scheinen sie identisch mit den Monolithen oder Menhirs der Terra d'Otranto und Sardiniens zu sein.

Weiter verdienen Beachtung die Reste von Thürmen, Befestigungen und Wohnstätten, die zerstreut auf den Hochflächen oder in der Ebene, sowohl auf Malta als auf Gozo mehrfach vorkommen. Auch diese bestehen aus unbearbeiteten Steinen oder aufgerichteten Platten, die ohne Mörtel in primitiver Art aufgebaut sind.

Von den oben besprochenen Heiligthümern unterscheiden sie sich dadurch, dass dazu häufig kleineres Material verwendet wurde. Öfter befinden sich die Ansiedlungen in unmittelbarer Nähe der Heiligthümer.

Schließlich wird noch mehrerer künstlicher Aushöhlungen in Felsen gedacht, die höchst wahrscheinlich als Gräber gedient haben. Ihrer Form und Anlage nach erinnern sie an die glockenförmigen Schachte der Insel Pianosa, sowie an ähnliche Bestattungsarten sicilianischer und sardinischer Nekropolen, mit dem Unterschiede, dass letztere seitliche Eingangsöffnungen besitzen. Leider sind die maltesischen Schachtgräber schon längst durchwühlt und ihres Inhaltes gänzlich beraubt, so dass man über dieselben nichts weiter erfahren kann.

Im zweiten Theile der verdienstvollen Arbeit behandelt der Verfasser eingehend die geschichtliche Stellung der beschriebenen Denkmäler. Auf Grund vergleichender Studien weist er nach, dass die maltesischen Heiligthümer den Phönikiern nicht zugeschrieben werden können, sondern viel deutlichere Beziehungen zum Westen, über Pantellaria nach den Inseln und Küsten des westlichen Mittelmeeres, mit Sardinien, den Balearen und dem südöstlichen Spanien aufweisen und einer viel älteren Civilisation als der phönikischen, nämlich jener der älteren Bronzeperiode zugeschrieben werden müssen. Sowohl in der Anlage und in der Bauart, als auch in den sehr primitiven Cultgegenständen findet man zwischen den maltesischen Monumenten und jenen obgenannter Gegenden die größte Analogie, so dass sie uns einen gemeinsamen Culturkreis, welcher durch zahlreiche Wechselbeziehungen eng verknüpft ist, darstellen. Diese westmittelländische Inselcultur entwickelte sich lange bevor die Phönikier diese Küsten berührten, wenn sie auch theilweise neben der phönikischen durch längere Zeit sich später forterhalten hat. Durch die vortheilhafte Lage dieser Inseln und Küsten begünstigt, entwickelte sich sehr früh ein bedeutender Seeverkehr, welcher eine große Beeinflussung dieses westmittelländischen Culturkreises auch von Seite der ägäischen und mykenischen Cultur zur Folge hatte. Die mächtige Einwirkung der letzteren auf die culturelle Entwickelung des Westens zeigt sich immer deutlicher, je mehr sich unsere Kenntnisse über diese so wichtige Periode erweitern. Von Griechenland und den umliegenden Inseln strahlte sie nach allen Richtungen aus und kam besonders in Sicilien zu einer bedeutenden Entfaltung.

Die Frage nach der Herkunft des Volkes, das die megalithischen Denkmäler auf Malta hinterlassen hat, lässt sich nicht von der anderen trennen, woher auch die übrigen Inseln des Mittelmeeres und dessen Küsten ihre Bevölkerung erhielten. Durch die anthropologischen Arbeiten Sergis haben die älteren Ansichten betreffs der Migration afrikanischer Stämme in das Mittelmeergebiet eine neue festere Stütze gewonnen. Die verschiedenen Inseln, die sich in größerer oder kleinerer Entfernung von der afrikanischen Küste ausbreiten, dienten dieser urafrikanischen Menschenwanderung als Brücken zwischen den zwei Continenten. Die große Migration hatte verschiedene Verästelungen, so eine östliche — die der Pelasger — aus Ägypten über Creta nach Griechenland, wo sie die ägäisch-mykenische Cultur hinterließ; eine lybische aus Tunis über Malta und Pantellaria nach Sicilien, der das Volk der Sikanier seinen Ursprung verdankt; eine westliche endlich, die der Iberier, welche über Gibraltar sich nach Spanien ausbreiteten und in ihrer weiteren Wanderung längs den Küsten des tyrrhenischen Meerbusens als Ligurer bekannt wurden. Die in Nordafrika, in Tunis, Tripolis und Algier gefundenen megalithischen Denkmäler, die zahlreichen Dolmen, zeigen dasselbe architektonische Motiv, wie die Heiligthümer von Malta und die auf den Inseln, sowie in Südapulien und in Ostspanien zerstreuten vorgeschichtlichen Bauten.

Somit kann man mit Mayr die älteste Geschichte von Malta in folgender Weise zusammenfassen. In einer entlegenen Zeit, etwa zu Beginn der Metallzeit — wenn auch nicht früher, wie die neolithischen Funde von Pantellaria anzudeuten scheinen — fand eine Einwanderung lybischer Stämme auf Malta statt. Während der weiteren langsamen Entwickelung bildete sich eine eigenartige Cultur aus, auf welche östliche Einflüsse einwirkten. Als später die phönikische Seeherrschaft und Colonisation größere Ausdehnung gewann, gieng die einheimische Bevölkerung der kleineren Inseln, wie Malta, früh in die Zahl der neuen Ansiedler auf, während auf den größeren Gebieten, wie auf Sardinien und den Balearen, die alte Cultur noch lange bei den eingeborenen Stämmen, besonders im Innern des Landes, sich behaupten konnte. Dieser Assimilationsprocess dürfte auf Malta schon lange sich vollzogen haben, bevor diese Inseln im VI. Jahrhundert dem carthagischen Reiche einverleibt wurden. Dr. C. Marchesetti.

7.

R. Forrer: Achmim-Studien I. Über Steinzeit-Hockergräber zu Achmim, Naqada etc. in Ober-Ägypten und über europäische Parallelfunde. Straßburg, Trübner 1901, 8°, 57 S.

Ägyptens alles conservierender Boden bietet zahlreiche Funde, die Parallelen zu unseren europäischen darstellen und sie zum Theil ergänzen. Dies gilt auch von den von Petrie, Quibell und Forrer zu Ballas, Naqada und Achmim aufgedeckten neolithischen Hockergräbern. Die Todten wurden in Hockerlage als Leichen nicht skeletiert und nicht mumisiert beigesetzt. Als Ausnahme findet sich auch Skeletbestattung. Das Grabinventar ist sehr gleichförmig. Typisch sind aus grüngrauem Schiefer bestehende Plättchen zum Anreiben von Farben, die wahrscheinlich zur Körperbemalung dienten. Die Plättchen haben verschiedene Form. Es kommen Fische, Antilopen, Vögel, Schiffe, Elephanten, doch auch Rechtecke und Rhomben vor. Auf manchen waren noch Farbenspuren sichtbar; in einem Ledertäschchen fand sich Malachiterde. Auch bei europäischen Hockern (z. B. in den von Koehl untersuchten Hockergräbern bei Worms) fanden sich Farben, Hämatit und Eisenocker, als Beigaben. Die bisher als Amulette, Zieranhänger, Netzsenker gedeuteten durchbohrten Steinplatten sind nach Analogie der ägyptischen Funde als Farbenreibplatten zu betrachten. Außerdem finden sich beinerne und elfenbeinerne Haarkämme, beinerne Haarnadeln, Steinperlen, auch solche aus Elfenbein, Silber, grüner und grauer Paste. Zu allen Funden gibt es Parallelen aus europäischen Hockergräbern, doch ist das Material zuweilen ein anderes. Typisch für die ägyptischen Hockergräber sind ferner geschlossene Armringe aus Elfenbein, Horn und den unteren Rändern großer Mittelmeermuscheln. Auch diese Art von Armbändern kommt in den europäischen Hockergräbern vor. Sie bestehen daselbst theils aus einheimischen Gesteinen, theils aus derselben Mittelmeermuschel. Auch das keramische Material zeigt zahlreiche Parallelen zu dem der europäischen Hockergräber. In Naqada herrschen rothe und schwarze henkellose Gefäße mit Politur und eingeritzten, mit weißer Masse ausgefüllten Ornamenten vor, die an Scherben von Butmir, Lengyel, Ciempuzuelos, Hissarlik und zum Theil an die Keramik des Rössner-Typus erinnern. Von Feuersteingeräthen finden sich Lanzen, Dolche, Pfeilspitzen u. s. w. Neben Beilen speciell ägyptischer Form finden sich auch spärliche Proben geschliffener Beile europäischer Art. Auch Nephrit kommt vor. Die Kupfersachen von Naqada umfassen Beile, verwandt den in Hissarlik, Cypern, Europa gefundenen, kleine Meißelchen, eine Fischangel, Harpunen, einen kyprischen Dolch. Auch Gold und Silber kommt vereinzelt vor. Diese Metalle traten auch in Hissarlik zusammen mit Kupfer mehrfach auf. Silber ist in Europas neolithischen Stationen noch nicht gefunden worden und ist wohl stets ein Zeichen der Spätzeit der Kupfercultur, Gold und Kupfer scheinen aber schon sehr früh bekannt, wenn auch spärlich gewesen zu sein. Die 3000 Hocker

von Naqada haben kaum 30 Kupfersachen ergeben, auch in Lengyel und Worms erscheint das Kupfer nur selten als Beigabe. Aus der Vergleichung des Grabinventars der ägyptischen und europäischen Hockergräber zieht der Verfasser den Schluss, dass es sich hier nicht um einige äußerliche Parallelen handle, dass vielmehr hier zu ein und derselben Zeit ein und dieselbe Cultur geherrscht habe und schon zur Steinzeit Ägypten und Mitteleuropa im Zusammenhange gestanden haben müssten.

Wenn man auch für eine Anzahl von Objecten annehmen kann, dass sie von einem Mittelpunkte aus durch den Handel über das fragliche Gebiet verbreitet worden seien, ist diese Annahme bei jenen Objecten ganz unzulässig, die bei gleicher oder verwandter Form aus anderem, der betreffenden Gegend entnommenen Materiale gefertigt sind. Dieser Umstand, sowie die übereinstimmende Art der Todtenbestattung, die gleiche Anordnung des ebenfalls gleichen Grabinventars gestatten die Annahme, dass die europäischen und ägyptischen Neolithiker eines Stammes gewesen seien. In physischer Beziehung ist zu bemerken, dass die Hocker meist dolichocephal sind. Sowohl in Ägypten als auch in Europa waren sie große, gut gebaute Leute; von den auf dem Adlerberge bei Worms gefundenen erreichten einzelne sogar die Größe von 185—190 *cm*. Aus dem Umstande, dass auch Brachycephale unter den Hockern vorkommen (Chamblandes), ferner daraus, dass neben den Hockern sich auch gestreckte Leichen finden, zieht Forrer den Schluss, dass erstere in Ägypten wie in Europa mit Völkern zusammensaßen, welche anderer Rasse waren und andere Bestattungsgebräuche hatten. Thatsächlich sollen die zahlreichen, um Worms gefundenen, gestreckt bestatteten Neolithiker kleiner sein als die Hocker vom Adlerberge. Koehl ist der Ansicht, dass diese ein fremdes, südliches, von den gestreckt bestatteten Wormser Neolithikern in cultureller und religiöser Beziehung verschiedenes Volk gewesen seien. Er stellt sie mit den bei Remedello nahe Brescia gefundenen Hockern zusammen.

Über Herkunft und Stammeszugehörigkeit der Hocker spricht Forrer vorläufig noch keine bestimmte Ansicht aus, doch vermuthet er in Anbetracht der »gewaltigen Massen ägyptischer Hocker«, dass in »ihrer Richtung die Quellen liegen, welche den Hockerstrom speisten, dass dessen Quelle nicht etwa im Norden, sondern im Süden zu suchen sei«. Der Stammsitz der Hocker soll nicht weit vom Mittelmeere, etwa in den Ländern östlich und südöstlich desselben, zu suchen sein. Die nach Europa eingewanderten Hocker fanden dort Neolithiker vor, die gestreckt bestattet wurden und das Kupfer nicht kannten, während die Hocker dieses Metall sowie Mittelmeer-Muschelschmuck ins Land brachten. Die Hocker wurden in Ägypten durch die einwandernden Ägypter verdrängt, in Europa aber giengen sie in der Masse der Eingeborenen oder neuer Einwanderer auf. Bemerkenswert ist, dass die Cultur des Hockervolkes auffallend mit jener übereinstimmt, welche die Sprachforschung für die Indogermanen vor ihrer Trennung erwiesen hat. Die Hockersitte umfasst ferner genau das Verbreitungsgebiet der Indogermanen, sowohl das indische und iranische, wie das armenische und das der europäischen Äste.

Wir haben also hier nichts Geringeres vor uns als eine allerdings noch mit großer Zurückhaltung angedeutete Ansicht über die Heimat der Indogermanen. Dass sich die Cultur der europäischen Stein-Kupferzeit mit der primitiven Cultur der Indogermanen deckt, hat schon M. Much (die Kupferzeit in Europa) ausgeführt; Penka wies im Anschlusse daran (Österr.-ungar. Revue 14, H. 6) nach, dass man aus sprachlichen Gründen nicht dazu gezwungen sei, dem ungetrennten indogermanischen Urvolke die Kenntnis des Kupfers zuzuschreiben, sondern dass man sich ganz gut denken könne, die Arier hätten irgendwo in Europa das Kupfer gefunden und zu verarbeiten gelernt, worauf es sich von dort aus zugleich mit dem Namen zu den übrigen, noch nicht durch weite Strecken von einander getrennten Stämmen verbreitet habe. Forrers Beobachtungen bieten eine Ergänzung der Arbeit Muchs, indem sie die Verbreitung derselben Cultur auch in Ägypten nachweisen, und zwar in einer Zeit, die vor den Anfängen der eigentlich ägyptischen Epoche, d. h. ungefähr vor dem Jahre 3000 v. Chr. liegt. Stimmen nun die von Forrer constatierten Thatsachen vollkommen mit den neueren Ansichten über die Indogermanen überein, so stehen die von ihm gemachten Annahmen in um so unvereinbarerem Gegensatze dazu. Waren die Hocker die Träger der indogermanischen Frühcultur und ist ihre Heimat wirklich in den Ländern südöstlich vom Mittelmeere zu suchen, so ist das ein entscheidendes Argument gegen die von Penka, Lapouge und Wilser verfochtene Theorie von der nordeuropäischen Herkunft der Indogermanen. Ich muss jedoch gestehen, dass die von Forrer ins Treffen geführten Beweise auf mich keinen überzeugenden Eindruck gemacht haben. Was die große Zahl der gerade in Ägypten erhaltenen Hocker anbelangt, so widerlegt sich dieses Argument durch die vom Verfasser selbst betonte conservierende Eigenschaft des ägyptischen Bodens. Die Mittelmeermuscheln können den europäischen Hockern ebensogut durch den Handel zugekommen sein wie den ägyptischen; wer kann wissen, ob das in Europa oder im Süden zuerst geschah! Nach Muchs Ansicht zeigen die russisch-sibirischen Kupferfunde ein entschieden jüngeres Gepräge als jene des übrigen Europa, was eher auf eine Ausbreitung von Westen

nach Osten als umgekehrt schließen ließe (Penka, a. a. O). Dasselbe scheint mir für das Inventar der ägyptischen Hockergräber zu gelten, das nach Forrers Angaben im Vergleich zu dem der europäischen vielfach vorgeschrittenere Formen zeigt (z. B. Haarnadeln mit figuraler Verzierung), auch kommt daselbst das Silber vor, das in den europäischen Gräbern vollkommen fehlt. Die außerordentliche Größe der Hocker würde auch eher auf nordische Verwandtschaft schließen lassen, wenn auch zugegeben werden muss, dass die mit den Cromagnons verwandten Araber auch häufig bedeutende Größen erreichen. Ziehen wir in Betracht, dass der einzige bei allen physisch so gemischten indogermanischen Völkern nachweisbare Typus der der großen dolichocephalen blonden Nordländer ist, dass ferner nach Forrer die ebenfalls großen und langköpfigen Hocker über das ganze indogermanische Sprachgebiet verbreitet sein sollen, so liegt der Schluss nahe, dass letztere mit ersteren identisch seien. Volle Klarheit ist jedoch hierin nur von der physischen Anthropologie zu erwarten, die in dieser Sache wohl das letzte Wort zu sprechen haben wird.

Dr. Gustav Kraitschek.

II. ETHNOLOGIE.

1. Allgemeines; Zeitschriften; Sammelwerke.

8.

Langkavel, Dr. B.: Dogs and Savages. Washington 1900 (From the Smithsonian Report for 1898, S. 651—675).

Eine Übersetzung des im Internationalen Archiv für Ethnographie, Bd. VIII, S. 109—149, in deutscher Sprache erschienen Originals. Verfasser bringt aus der Literatur eine reiche Sammlung von Belegstellen über die Beziehungen des Hundes zum Leben des Wilden. Leider ist die Arbeit nicht in einzelne Unterabschnitte gegliedert, so dass ihre Benützung wegen Unübersichtlichkeit unnöthig erschwert ist. Dass eine Vollständigkeit im Zusammenbringen des fast unübersehbaren, in der ethnologischen Literatur aufgespeicherten Stoffes schwer zu erzielen war, ist begreiflich, doch hätte sich über so manches Capitel mehr sagen lassen. In Folgendem geben wir ein kurzes Inhaltsverzeichnis der Arbeit: Gebiete, wo der Hund nicht gefunden wird — Der Hund in der vorgeschichtlichen Zeit — Zwergvölker und der Hund — Gute Behandlung des Hundes bei den Naturvölkern — Der Jagdhund bei denselben — Castration des Hundes — Der Hund als Zugthier zu Wasser und zu Lande — Straßenhunde — Leichen den Hunden vorgeworfen — Hunde im Kampfe verwendet — Verwendung der Hundecadaver, des Hundefelles, Zähne u. s. w. — Das Wort »Hund« als Beschimpfung — Der Hund als Begleiter der Seele — Der Hund als Todtenopfer und Grabbeigabe — Der Hund als Gottheit — Der Hund den Göttern geopfert — Der Hund in der Volksmedicin — Der Hund im Folklore — Der Hund als Stammvater; Menschen in Hunde verwandelt — Namen des Hundes.

Schließlich wollen wir noch auf den Aufsatz von Oberlieutenant Friederici: Der Indianerhund von Nordamerika (Globus, LXXVI, S. 361 ff.), hinweisen, welcher Langkavels Arbeit in vieler Hinsicht ergänzt.

Horn, Niederösterreich. Dr. Richard Lasch.

9.

Höck, F.: Die Brotpflanzen, ihr Ursprung und ihre heutige Verbreitung. (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. Herausgegeben von R. Virchow. Neue Folge, XV. Serie. Heft 356.) Hamburg 1901, gr. 8°, 40 S.

Der bekannte Pflanzengeograph F. Höck gibt in diesem Hefte eine allgemein orientierende Übersicht über die Brotpflanzen, deren Ursprung und heutige Verbreitung auf Grund unserer heutigen wissenschaftlichen Forschungsergebnisse.

Behandelt werden folgende Brotpflanzen: Roggen (wahrscheinlich durch die Slaven unseren Vorfahren übermittelt und aus dem Osten oder Südosten Europas stammend, vielleicht von jener Art, die uns heute Secale montanum repräsentiert), Weizen und dessen Formen (dessen Heimat ist nicht sicher zu ermitteln, vielleicht stammt er aus Südosteuropa, Nordafrika oder Vorderasien, ebenso ist dessen Stammart nicht bekannt, denn jedenfalls sind in den verschiedenen Ländern mehrere Arten in Cultur genommen worden), Hafer (einst, bevor die Römer nach Germanien kamen, das Hauptgetreide der Germanen, wohl von Avena fatua abstammend und in den Donauländern in Zucht genommen), Gerste (stammt von Hordeum spontaneum und ihre Heimat ist Vorderasien und das östliche Nordafrika), Hirse (Heimat wahrscheinlich Mittelasien), Mohrenhirse (Andropogon sorghum, die Hauptpflanze Afrikas, das wohl auch ihre Heimat ist), Duchu (Pennisetum spicatum; Heimat wohl Afrika), Tef (Eragrostis abyssinica; in Abessynien und Habesch gebaut, Heimat wohl auch Afrika, Urform Eragrostis pillosa), Dagussa oder Korakan (Eleusine coracona;

in Habesch gebaut, Stammform Eleusine indica, Heimat entweder Afrika oder Indien), Reis (Oryza sativa, wohl indischen Ursprungs und sicher zuerst in Asien in Cultur genommen worden), Mais (Heimat Mittelamerika, Stammart noch nicht erwiesen, obwohl sie dort vorkommen soll). Zum Zusatze zum Brot werden die Samen von Wasserreis (Zizania), Kanariengras, Flughafer und Mannagras verwendet. Nicht eigentliche Brotpflanzen sind die Bluthirse (Panicum sanguinale), die Saathirse (Panicum frumentaceus, wahrscheinlich in Indien heimisch) und das Thränengras (Coix lacryma in Hinterindien). Durch eine weitere Fassung des Begriffes »Getreide« kommen als Brotpflanzen noch in Betracht die amerikanische (in den Anden) Kinoahirse (Chenopodium quinoa), Gänsefuß-(Chenopodium-)Arten, deren massenhafte Pfahlbaureste nicht anders zu erklären wären, die Wassernuss, echte Kastanie, Rosskastanie, Linsen, Erbsen, Eicheln (verschiedene Arten), Spinat (in Besançon) u. s. w., doch haben alle diese Pflanzen wenig Bedeutung als Brotpflanzen, da sie meist nur im Nothfalle verwendet werden; doch können unseren Getreidearten ruhig die Pflanzen der wärmeren Zone, als der Brotfruchtbaum (Artocarpus spec.), die Banane (Musa spec.), Sagopalme, Cocospalme (Heimat wahrscheinlich Amerika), Dattelpalme (in der Sahara), an die Seite gestellt werden, obwohl uns die heiße Zone unsere Getreidearten nicht lieferte, sondern deren Heimat in kühleren Gegenden zu suchen ist, und zwar scheinen hauptsächlich die Steppengebiete die Stammländer derselben zu sein. Den Beschluss bildet ein ziemlich umfangreiches Literaturverzeichnis. E. K. Blümml.

10.

Sante de Sanctis: Die Träume. Medicinisch-psychologische Untersuchungen. Autorisierte und durch zahlreiche Nachträge des Verfassers erweiterte Übersetzung von Doctor O. Schmidt, nebst Einführung von P. J. Möbius. gr. 8°, VII, 256 S. Halle a. S., Karl Marhold, 1901, 5 Mk.

Seit den ältesten Zeiten beschäftigte man sich mit der Natur und der Deutung der Träume, ohne dass es jedoch gelang, befriedigende Aufklärung darüber zu erhalten, denn erst der Jetztzeit ist es gelungen, Einblick in die geheimnisvollen Vorgänge des Traumlebens zu erhalten, obwohl auch heute noch vieles hypothetische Annahmen sind, die nicht leicht erhärtet werden können, und solche Annahmen finden sich auch in der Monographie Sante de Sanctis', was jedoch dem Werte des ganzen Buches keinen Eintrag thut, da dasselbe die bis jetzt über diesen Gegenstand vorhandene große Literatur kritisch sichtet, verarbeitet und durch eine große Reihe von selbstgemachten Erfahrungen und Versuchen ergänzt.

Jedem Ethnologen ist ja bekannt, dass gewisse Thatsachen, wie die Medicinmänner, der Vampyrismus, überhaupt der ganze Glaube an schädliche, dem Menschen erscheinende und ihn quälende und strafende Wesen, auf dem Traumleben der Naturvölker beruht, was schon Edw. B. Tylor (Anfänge der Cultur, Leipzig 1873, II., 1 ff.) ausführlich darlegte, so dass also für denselben vorliegendes Buch ein erhöhtes Interesse gewinnt, da er darin vieles aus dem gegenwärtigen Traumleben bestätigt findet, was einst dem Menschengeschlechte als Offenbarung u. s. w. galt. Gleich das erste Capitel (S. 1 ff.): Der Traum im Mysticismus des Alterthums und der Neuzeit, enthält manches Interessante über dem Traum, und Referent will hier darauf hinweisen, dass über den Traum in den nordischen Sagas, der S. 8 angezogen wird, eine eigene, interessante Arbeit von 89 Seiten von W. Henzen (Über die Träume in der altnordischen Sagaliteratur. Diss. 1890) erschienen ist, die sehr viel Bemerkenswertes bringt. Des weiteren legt Verfasser die Methoden zum Studium der Träume (S. 14 ff.), die Träume der Thiere (S. 20 ff., diese träumen, unterscheiden aber wahrscheinlich den Traum nicht von der Wirklichkeit), der Säuglinge und Kinder (S. 38 ff. meist schreckhafte Träume, zu deren Bewusstsein die Kinder erst nach dem fünften Jahre gelangen), der Greise (S. 50 ff., deren Träume sind von der Witterung abhängig), der Erwachsenen (S. 59 ff., die meisten Menschen träumen oft, doch bei vielen geht gleichzeitig die Erinnerung daran mit dem Aufwachen verloren), der Neuropathischen (S. 69 ff., gerade dieses Capitel bietet für uns Ethnologen großes Interesse, da das Alpdrücken und andere Erscheinungen, auch die mystischen Träume, Visionen u. s. w. hierher gehören), der Irren (S. 107 ff., hier ist es besonders schwer, richtige Resultate zu erzielen, wegen der Schwierigkeiten, die sich einer Beobachtung entgegenstellen), der Verbrecher (S. 134 ff., dieselben schlafen meist in den auf das Verbrechen folgenden Nächten ruhig und tief, träumen im allgemeinen wenig und selten, und ihre verbrecherische That wiederholt sich selten im Traume), die Träume und die Gefühle (S. 146 ff., die Gefühlsbewegung ist ein deutliches Zeichen der organischen Emotivität, die ein Mensch von der Natur mitbekommen oder Umstände und Krankheiten in ihm entwickelt haben), die Traumzustände und die Traumpsychosen (S. 176 ff., und zwar Pseudo-Traumzustände, die psychologisch dem Traume ähnlich sind, und wahre Traumzustände, die zum physiologischen Traum ursächliche und wahre Beziehungen haben, während Psychosen des Traumes Geisteskrankheiten verursachen), Psychophysiologie des Traumes (S. 199 ff., der Schlaf, die hypnagoge Periode und die Elemente des Traumes), das Wunderbare im Traum (S. 231 ff., eine Ergänzung zum ersten Capitel, die wichtige Fälle über den Glauben

an den Traum enthält; zu 237 f., wo es sich um einen Schatz handelt, von dem jemand geträumt hat und der richtig an der bezeichneten Stelle [es handelte sich um Umbrien, wo reiche etruskische Funde beinahe überall zu machen sind] gefunden wird, will Referent auf eine Parallele dazu hinweisen, die P. K. Rosegger als Jugenderinnerung im Heimgarten, XX, 39—44: Das Kreuz an der Stiegel, mittheilt) dar. Den Beschluss macht ein Literaturverzeichnis, das 337 Nummern umfasst. Mag man auch mit Möbius damit einverstanden sein, dass das Buch manches Phantastische enthalte, so enthält es doch anderseits soviel des Wertvollen, dass seine Lectüre sehr empfehlenswert ist. E. K. Blümml.

2. Specielle Ethnographie und Volkskunde.

11.

Dreselly, Anton: Grabschriften, Marterl-, Bildstöckl- und Todtenbrettl-Verse, Hausinschriften, Wohn- und Trinkstuben-Reime, Geräthe-Inschriften u. a., gesammelt, geordnet, sowie mit einer einleitenden Abhandlung versehen und herausgegeben. Zweite vollständig umgearbeitete, stark vermehrte und verbesserte Auflage. Salzburg o. J. (1900), 300 S.

Der ersten Ausgabe gegenüber hat sich die vorliegende wesentlich und zu ihrem besonderen Vortheile geändert, so dass wir von einem beinahe ganz neuen Werke sprechen können. Besonders anerkennenswert ist es, dass der Herausgeber alle jene Reime entfernt hat, die wohl zum großen Theile nur in den Köpfen von Touristen und in den verschiedenen Zeitungen ihr Unwesen treiben. Es wäre auch kein Schade gewesen, wenn die unter »Grabsprüche« zusammengetragenen Reime eliminiert worden wären. Bezüglich der Ortsangaben bei den einzelnen Reimen wäre zu bemerken, dass eine größere Anzahl nicht die Angabe des Landes beigefügt hat, in welchem der Ort liegt, was im Interesse einer besseren Benützung zu wissenschaftlichen Zwecken zu bedauern ist. Wertvoll ist die Einleitung (S. 5—30), die eine genaue Charakteristik der Begriffe Grabschrift, Grabsprüche, Marterln, Bildstöckl, Todtenbretter, Hausreime (an der Hand eines Stubaier Bauernhauses) und Gerätheinschriften gibt. Wertvoll ist auch die Zusammenstellung der einschlägigen Literatur (S. 31—36), die in der ersten Ausgabe nicht enthalten war, jedoch noch ziemlich lückenhaft ist, und ich glaube dem Wunsche des Herausgebers (S. 8) zu entsprechen, wenn ich hier eine größere Anzahl von einschlägigen Arbeiten, die bei ihm nicht enthalten sind, angebe, und zwar in genauer Citation, die im Verzeichnisse viel zu wünschen übrig lässt.

K. Alberti, Über die Bedeutung der Kreuzsteine insbesondere des Ascher Bezirkes. Asch 1897, 47. S

H. Ankert, Steinkreuze in Nordböhmen. Zeitschrift für österreichische Volkskunde. 1898, Bd. IV, S. 154. — Glockensprüche aus der Leitmeritzer Gegend. Ebenda, 1900, Bd. VI, S. 35.

F. Branky, Glockeninschriften aus Krumau. Ebenda, 1899, Bd. V, S. 88 ff.

A. Dörner, Todtenbretter. Ebenda, 1895, Bd. I, S. 96.

M. Eysn, Über alte Steinkreuze und Kreuzsteine in der Umgebung Salzburgs. Ebenda, 1897, Bd. III, S. 65 ff. (Mit reichen Literaturangaben.)

C. F. Gutmann, Häuserinschriften aus der Baar. Schriften des Vereines für Geschichte und Naturgeschichte der Baar und der angrenzenden Landestheile in Donaueschingen. Karlsruhe 1872, Heft 2, S. 195 ff.

K. Gusinde, Über Todtenbretter. Mittheilungen der schlesischen Gesellschaft für Volkskunde. 1900, Heft 7, S. 27 ff.

W. Hein, Todtenbretter. Zeitschrift für österreichische Volkskunde. Bd. I, 1895, S. 64. — Marterln in Mähren. Ebenda, 1897, Bd. III, S. 288.

J. Freiherr v. Helfert, Todtenbretter. Ebenda, 1895, Bd. I, S. 192.

A. John, Über Kreuzsteine, Marterln und sogenannte Pestsäulen im Egerlande. Ebenda, 1897, Bd. III, S. 79 ff.

H. Jelinek, Todtenbretter. Ebenda, 1895, B. I, S. 126 f.

L. Kirchner, Todtenbretter. Ebenda, 1895, Bd. I, S. 64.

H. Kaserer, Sühnkreuze. Ebenda, 1895, Bd. I, S. 287.

R. F. Kaindl, Todtenbretter bei den Polen. Ebenda, 1896, Bd. II, S. 96.

A. Petak, Über die Bedeutung der »Sterbeandenken«. Ebenda, 1896, Bd. II, S. 335 f. — Friedhofverse in Salzburg. Ebenda, 1895, Bd. I, S. 138 ff. — Grabschriften aus Leonding in Oberösterreich. Ebenda, 1899, Bd. V, S. 119 ff. — Die Kindergräber in Ottensheim. Ebenda, 1898, Bd. IV, S. 107 ff. — A. P. und J. Schwarzbach, Todtendichtung II. Ebenda, 1899, Bd. V, S. 162 ff., 260 ff.

K. Reiterer, Grab und Marterlinschriften (aus dem Ennsthale). Tagespost, Graz 1898. Nr. 179 vom 30. Juni 1898, Bogen 4. — Volkskundliches (aus dem Ennsthale). Ebenda, Nr. 256 vom 16. September 1898,

Bogen 5. — Reisereminiscenzen (mit Inschriften, Marterln etc. aus dem Ennsthale). Ebenda, 1896, Nr. 299, Bogen 2. — Haussprüche (aus Steiermark). Obersteirer-Zeitung, Bruck a. d. Mur. 1892, Nr. 55. — Grabinschriften und Marterln aus Steiermark. Zeitschrift für österreichische Volkskunde. 1898, Bd. IV, S. 264 f. — Votivbilder aus Steiermark. Ebenda, 1898, Bd. IV, S. 266 f.

H. Röttinger, Deutsche Haussprüche aus Tirol. Ebenda, 1898, Bd. IV, S. 302 f.

H. Schukowitz, Altsteirische Hausgerätheinschriften. Ebenda, 1899, Bd. V, S. 177 ff.

J. Schwarzbach, Todtendichtung I. Ebenda, 1896, Bd. II, S. 180 ff.

R. Sieger, Marterln. Ebenda, 1896, Bd. II, S. 95; 1897, Bd. III, S. 127 f., 304 ff. — Fragebogen zur volkskundlichen Aufnahme von Marterln. Ebenda, 1897, Bd. III, S. 19 f. — Marterln im italienischen Sprachgebiete Tirols. Ebenda, 1896, Bd. II, S. 333 ff. — Marterln und Grabkreuze. Ebenda, 1895, Bd. I, S. 292 ff.

M. Urban, Todtenbretter in Westböhmen. Ebenda, 1895, Bd. I, S. 179 ff. — Kreuzsteine in Westböhmen. Ebenda, 1895, Bd. I, S. 289 ff.

J. Wichner, Zwei Kachelöfen aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts in Bludenz. Ebenda, 1896, Bd. II, S. 33 ff.

Die Eintheilung des gewaltigen Stoffes, der trotz der vielen Streichungen gegenüber der ersten Ausgabe um 400 Nummern mehr enthält (im ganzen 1247 Nummern), erfolgte nach folgenden Gesichtspunkten: I. Grabinschriften *a)* auf Kinder (67 Nummern), *b)* »Hier liegt« und »hier ruht« (96 Nummern), *c)* Tod und Ewigkeit (95 Nummern), *d)* Diverse (109 Nummern), *e)* Prosa (35 Nummern), *f)* Grabsprüche (31 Nummern); II. Marterln und Bildstöcke *a)* Marterln (54 Nummern), *b)* Bildstöcke, Wegkreuze, Kirchen und Kapellen etc. (66 Nummern), *c)* Aufschriften über den Thoren und Eingängen am Leichenhause des Centralfriedhofes in München (18 Nummern); III. Todtenbrettinschriften (48 Nummern); IV. Hausinschriften *a)* Wohnhäuser außen (288 Nummern), *b)* Wohnhäuser innen (Stubenreime 52 Nummern), *c)* Wirtshäuser außen (Wirtsschilder 42 Nummern), *d)* Gastzimmer- und Trinkstubenreime (95 Nummern); V. Gerätheinschriften (121 Nummern). Die anderen Nummern sind Citate aus Dichtern u. s. w.

Zu dem S. 216 unter Nr. 781 mitgetheilten Florianispruch, der ja beinahe überall bekannt ist, gebe ich folgende nicht jedem leicht zugängliche Belegstelle (Wiener Musenalmanach auf das Jahr 1789. Herausgegeben von Ratschky und Blumauer. Wien 1789, S. 48: Sonderbare Aufschrift, welche ein Bürger eines gewissen Städtchens über sein Hausthor setzen ließ):

O heiliger Sankt Florian!
Beschütz dies Haus, zünd' and're an.

Ebenso möge zu der S. 61 unter Nr. 113 gegebenen Grabinschrift folgender seltener Beleg mitgetheilt werden (Wienerischer Musenalmanach auf das Jahr 1785. Herausgegeben von Ratschky und Blumauer. Wien 1785, S. 74: Beglaubigte Abschrift eines Epitaphiums auf dem Kirchhof des Dorfes Dreystätten in Unterösterreich):

Hier in diesem Rosengarten
Liegt Johann Michel Hut,
Der auf sein Weib und Kinder thut —
Warten.

E. K. Blümml.

12.

Lang, Peter: Catalonische Volkslieder und andere hispanische Früchte. XIX, 188 S., 8°. Dresden und Leipzig (E. Pierson). 1900.

Peter Lang hat es unternommen, den deutschen Ethnologen in gediegenen Übersetzungen eine größere Anzahl catalonischer Volkslieder, worunter mancher Bekannte zu finden ist, einen catalonischen Romanzencyklus und catalonische Sprichwörter dienstbar zu machen. Was die Übersetzungen besonders wertvoll macht, ist, dass sie nicht vom dichterischen Standpunkte aus gemacht wurden, der des bloßen Reimgeklingels wegen die getreue Wiedergabe des Inhaltes aufgibt und bloß frei übersetzt, sondern (s. S. X, XII f.) getreue, beinahe wörtliche Übersetzungen sind, was nicht hoch genug anzuschlagen ist.

S. 2—61 finden sich 45 Volkslieder mitgetheilt, zu denen Referent nur kurz folgendes bemerken möchte: S. 7 Das Briefchen: dazu vergleiche man die Verwendung ähnlicher Kettenreime bei den Kindern in Niederösterreich (Referent in »Der niederösterreichische Landesfreund«, 1900, S. 2); S. 9 Die Wirtsmagd: ein ähnlicher Glaube, wie er dort bezüglich eines angezündeten Kinderarmes, den Verbrecher benützen, damit niemand bei ihrer Thätigkeit im Hause aufwacht, mitgetheilt wird, in Steiermark (s. P. K. Rosegger, Buch der Novellen, Bd. I., 8. Aufl. Wien 1894, S. 255); S. 38 Der Zitherspieler mit dem Gemeinplatz der Liebeslyrik »Du wirst den Schlüssel meines Herzens tragen«, der auch im deutschen Volksliede vorkommt (s. Schmeller, Bayeri-

sches Wörterbuch, II, 500; Minnesangs Frühling ed. Lachmann und Haupt. 4. Aufl. Leipzig 1888, S. 3^5 u. s. w.). S. 63—96 enthält ausgewählte Stücke castilianischer Kunstpoesie, während S. 97—156 ein wertvoller Romanzencyklus: Bernardo del Carpio mitgetheilt wird, der ein weiterer Beitrag zu den Rolandsagen ist. S. 157—181 bringt 300 castilianische und catalonische Sprichwörter, die nach Lang (S. XVI f.) den Castilianern und Cataloniern specifisch eigen sein sollen, was jedoch für die überwiegende Mehrzahl nicht zutrifft, wie folgende Proben zeigen werden, die Referent nur als Stichproben für die Giltigkeit des Lang'schen Ausspruches machte. Im ganzen sind vielleicht nur 50 den Castilianern und Cataloniern eigen:

1. Wo man's am wenigsten denkt, da springt der Hase auf, s. K. F. W. Wander, Deutsches Sprichwörter-Lexikon, Leipzig 1870, II, 371, Nr. 12; Fr. L. Čelakovský, Mudrosloví národu slovanského ve přísloviích, Praha 1852, S. 264 (čechisch); J. P. Harrebomée, Spreekwoordenboek der Nederlandsche taal enz., I, 271, 272; H. G. Bohn, A Polyglot of foreign proverbs, London 1857, S. 302 (holländisch), 91 (italienisch) und 214 (italienisch).

10. Zu Hochzeiten und Taufen gehe nicht ungebeten, s. Wander, II, 697: 35; 697: 48; 697: 51; 699: 2 (sub Hochzeitsmahl); H. G. Bohn, Handbook of Proverbs comprising an entire publication of Rayes Collection of English proverbs, London 1860, S. 361; Leroux de Lincy, Le livre de proverbs français, Paris 1841, II, 254.

14. Eine Hand wäscht die andere — und die beiden das Gesicht, s. Wander, II, 298: 122; Chr. Lehmann, Florilegium politicum. Getruckt impensis autoris 1630, S. 374: 8, 235: 50; J. M. Sailer, Die Weisheit auf der Gasse oder Sinn und Geist deutscher Sprichwörter, Augsburg 1810, S. 241; O. v. Schlechta, Osmanische Sprichwörter, Wien 1865, S. 62; W. Körte, Die Sprichwörter und sprichwörtlichen Redensarten der Deutschen, Leipzig 1837, Nr. 2554; Čelakovský, S. 86 (čechisch, croatisch, polnisch); Harrebomée, I, 276; Bohn, A Polyglot, S. 304 (holländisch), 180 (portugiesisch), 228 (spanisch), 129 (italienisch); G. A. Pazzaglia, Ingresso al viridario Proverbiale aperto a curiosi amatori della vera moralità insegnata da proverbi antichi e moderni etc., Hannover 1702, S. 212: 3 (italienisch); G. von Gaal, Sprichwörterbuch in sechs Sprachen, Wien 1830, Nr. 1 (französisch), 847 (italienisch).

17. Hinter dem Kreuze steht der Teufel, s. J. Eiselein, Die Sprichwörter und Sinnreden des deutschen Volkes, Freiburg 1840, S. 395; K. Simrock, Die deutschen Sprichwörter, Frankfurt a. M. 1846, Nr. 5949; J. M. Braun, Sechstausend deutsche Sprichwörter und Redensarten, Stuttgart 1840, Nr. 2009; Gaal, Nr. 800 (englisch); Bohn, A Polyglot, S. 15 (französisch); Wander, II, 1607: 54, 55.

19. Im Hause des Musikants — liebt Frau und Tochter den Tanz, s. Wander, II, 406: 223; Bohn, A Polyglot, S. 17 (französisch).

21. Der Honig ist nicht für des Esels Maul, s. Wander, II, 766: 9; 769: 66; Körte, Nr. 2951; Ida von Düringsfeld, Das Sprichwort als Praktikus, Leipzig 1863, S. 60.

23. Der Hund wedelt nicht um deineswillen, sondern des Brotes wegen, s. Wander, II, 830: 261; P. Winckler, Zwey Tausend gutte Gedancken, Görlitz 1685, Nr. 1955; Bohn, A Polyglot, S. 110 (italienisch), 232 (spanisch), 269 (portugiesisch); Chr. W. Kritzinger, Nouveau dictionnaire françois-allemand, Leipzig 1742, S. 141a.

30. In dem Hause, da kein Brot ist, schreiet jeder — und jeder hat Recht, s. Wander, II, 408: 258; Ida von Düringsfeld, S. 85.

32. In vollem Haus ist bald das Mahl bereitet, s. Wander, II, 408: 256, 257, 265; Harrebomée, I, 343 und 345 (holländisch); Leroux, I, 125; Ph. Ch. Cahier, Quelque six mille proverbes et aphorismes usuels etc., Paris 1856, Nr. 3284.

38. Wer kein Brot hat, macht sich viel Gedanken, s. Wander, I, 479: 283.

40. Gutem Hörer — wenig Worte, s. Wander, II, 782: 1, 3; Gaal, Nr. 912 (französisch, italienisch).

42. Jeder spricht vom Jahrmarkt, je nachdem es ihm darauf ergangen ist, s. Wander, II, 999: 9, Bohn, A Polyglot, S. 207 (spanisch).

46. Alle Affection ist schlecht, s. Wander, I, 38: 1—7.

47. Gott behüte mich vor stillen Wassern, vor lauten hüte ich mich selbst, s. Wander, II, 15: 301; Winckler, Nr. 516; Bohn, Handbook, S. 362 (englisch); Bohn, A Polyglot, S. 90 (italienisch), 211 (spanisch); Cahier, Nr. 3182 (spanisch).

48. Geschenke brechen Felsen, s. Wander, I, 1590: 27; Winckler, Nr. 1117; Leroux, II, 248; Pazzaglia, S. 96: 6 (italienisch); Bohn, A Polyglot, S. 210 (spanisch), 273 (portugiesisch); Cahier, Nr. 3359 (spanisch).

50. Vertraue dein Geheimnis und du bist deines Vertrauten Gefangener, s. Wander, I, 1420: 2; 1421: 16, 18; Sailer, S. 281; Bohn, A Polyglot, S. 125 (italienisch), 263 (portugiesisch); Pazzaglia, S. 344: 7 (italienisch); J. von Düringsfeld, S. 78; Gaal, Nr. 620 (französisch und italienisch); Lehmann, S. 714: 48.

51. Der Käse ist gesund, wenn ihn ein Geizhals gibt, s. Wander, II, 1156: 18, 25; 1157: 47; Harrebomée, I, 372; Körte, Nr. 3248; M. Zeiller, Das andere hundert Episteln, Ulm 1641, S. 101 (französisch); Dictionnaire des proverbes danois, Kopenhagen 1761, S. 440.

54. Jeder ist, wie Gott ihn geschaffen hat — und manchmal noch schlimmer, s. Wander, II, 1010: 65.

60. Ob der Krug gegen den Stein stößt oder der Stein gegen den Krug, schlimm ist's für den Krug, s. Wander, II, 1643: 25; Lehmann, S. 842: 6; Eiselein, S. 398; Körte, Nr. 3572; Simrock, Nr. 5987; Braune, Nr. 2029; Dictionnaire des proverbes danois, S. 362; J. v. Zingerle, Die deutschen Sprichwörter im Mittelalter, Wien 1864, S. 85.

64. Durch den Faden erlangt man den Knäuel, s. Wander, I, 913: 12.

75. Der dürre Hund ist voller Flöhe, s. Wander, II, 834: 353; Cahier Nr. 3641 (spanisch).

80. Ob man die Äffin kleide in Sammt und Seide, Äffin bleibt sie doch, s. Wander, I, 34: 1; J. A. Heusler, Luthers Sprichwörter, Leipzig 1824, Nr. 323.

81. Alle Extreme sind fehlerhaft, s. Wander, I, 910: 1.

86. Ob das Essen gut, ob das Essen schlecht — dreimal dazu trinken, ist billig und recht, s. Wander, I, 886: 3; Bohn, A Polyglot, S. 102 (italienisch).

99. Fünf Füße an der Katze suchen, s. Wander, I, 1302: 177; 1303: 195; 1305: 238; Harrebomée, II, 399.

104. Oft sinkt die Geduld zu Boden, wenn man sie mit Beleidigungen belastet, s. Wander, I, 1407: 167; Čelakovský, S. 111 (čechisch, polnisch).

107. Zum Geben und zum Haben ist Verstand erforderlich, s. Wander, I, 1376: 220; Gaal, Nr. 590 (italienisch).

108. Schenkt man dir die Kuh — so eile mit dem Seil herzu, s. Wander, I, 1370: 94; II, 1673: 198.

114. Für wen macht sich die Frau des Blinden schön? s. Wander, I, 402: 56; Bohn, Handbook S. 3 (englisch); Bohn, A Polyglot, S. 227 (spanisch).

120. Diene keinem, der gedient hat, flehe nichts von Einem, der gefleht hat, s. Wander. I, 595: 20,

124. Wer dem König die Kuh isst, bezahlt in hundert Jahren die Knochen, s. Wander, II, 1489: 170; Winckler, Nr. 1077.

125. Wer gegen den Himmel speit, dem fällt es gegen das Gesicht zurück, s. Wander, II. 653, 168; Čelakovský, S. 14 (englisch, spanisch, čechisch); Harrebomée, I, 302; Caroli Bovilli, Sarmarobrini vulgarium proverbiorum, 1531, II, Nr. 162 (lat., italienisch, französisch).

136. Die Fußstapfen des Bauern verderben den Acker nicht, s. Wander, I, 1308: 1; Harrebomée, II, 396.

137. Fragend, fragend kommt man nach Rom, s. Wander, I, 1096: 63; Lehmann, S. 186: 1; Körte, Nr. 1473; Simrock, Nr. 2584; Eiselein, S. 178; Proverbes danois, S. 526; Leroux, I, 198; Kritzinger, S. 411; Gaal, Nr. 482 (italienisch).

146. Wer beim Hochzeitsschmaus am wenigsten isst, das ist die Braut, s. Wander, II, 699: 1; Bohn, A. Polyglot, S. 221 (spanisch).

149. Krieg, Jagd und Liebe — für eine gute Stunde tausend trübe, s. Wander, II, 1622: 133; Bohn, Handbook, S. 21.

151. Dem klappernden Hufeisen fehlt ein Nagel, s. Wander, II, 797: 1.

160. Der Bedrohten sind mehr als der Geschlagenen, s. Wander, I, 288: 1; Winckler, Nr. 1566.

162. In meinem Hause bin ich König, s. Wander, II, 406: 216; 408: 278; 420: 547; 1485: 74; 1486: 101; I, 547: 1, 9 und die dort zahlreich angegebene Literatur.

163. Trinken und blasen geht nicht zu gleicher Zeit, s. Wander, I, 393: 8, 9, 10, 12; Simrock, Nr. 1121; Eiselein, S. 81; Lehmann, II, 129: 157; Hoffmann von Fallersleben, Altniederländische Sprichwörter. Hannover 1859, Nr. 660.

164. Eine Frau, die Latein spricht, die nehm' ein anderer, ich nicht, s. Wander, I, 1113: 185, 192; 1115: 231; Cahier, Nr. 694 (französisch); Harrebommé, II, 420.

167. Ist dir Böses zugestoßen, sollst du kein böses Blut dir machen, sonst sind es zwei der bösen Sachen, s. Wander, I, 438: 78; Körte, Nr. 697; Proverbes danois, S. 437.

169. Großer Kopf: entweder sehr gescheit oder ganz ein Tropf, s. Wander, II, 1506: 179—182; Čelakovský, S. 179; Winckler, Nr. 1648, Proverbes danois, S. 303; Bohn, Handbook, S. 101; Kritzinger, S. 362 a; Harrebommé, I, 362 a.

175. Die Irrthümer des Arztes deckt die Erde zu, s. Wander, II, 967: 3; Bohn, A Polyglot, S. 290.

182. Wenn die Armen den Reichen geben, kann der Teufel das Lachen nicht vergeben, s. Wander, I, 136: 131.

197. Was soll der Blinde mit dem Spiegel? s. Wander, 404: 83; Körte, Nr. 650; Eiselein, S. 83; Simrock, Nr. 1148; Proverbes danois, S. 74; Harrebommé, I, 62.

200. Das Kreuz auf der Brust, den Teufel darinnen, s. Wander, II, 1605: 19; Bohn, A Polyglot, S. 213.

201. Wenn der Hund sterben soll, so sagt man, er ist toll, s. Wander, II, 871: 1210.

206. Der Geizhals wie das Schwein, wird nach dem Tod erst nützlich sein, s. Wander, 1457: 3; Simrock, Nr. 3229; Eiselein, S. 218; Proverbes danois, S. 226.

227. Fleisch macht Fleisch und Wein macht Blut, s. Wander, I, 1054: 60, 61; 1053: 53, 55; Winckler, Nr. 1168; Kritzinger, S. 117 (französisch).

266. Diesen Knochen einem andern Hund, s. Wander, II, 1435: 28; Körte, Nr. 3034.

274. Im Hause des Gehängten soll man nicht vom Stricke sprechen, s. Wander, II, 406: 224; Simrock, Nr. 4557; Winckler, S. 702; Cahier, S. 450; Bohn, A Polyglot, S. 24 (französisch), 114 (italienisch), 221 (spanisch), 276 (portugiesisch); Pazzaglia, S. 181: 4 (italienisch).

E. K. Blümml.

13.

Seler, Eduard: Die alten Ansiedelungen von Chaculá. Berlin 1901. Verlag von Dietrich Reimer. XVIII, 223 S. Mit 50 Lichtdrucktafeln, 282 Abbildungen und Plänen im Text und 1 Karte.

Diese neueste Arbeit Selers, die, wie man es von dem genannten Verlage nicht anders erwarten kann, vornehm und reich ausgestattet ist, enthält den ersten Theil einer Veröffentlichung der Ergebnisse seiner zum Theil im Auftrage und auf Kosten des Herzogs von Loubat ausgeführten Reise von Mexico aus über Oaxaca und Chiapas nach Guatemala, in den Jahren 1896 und 1897. Es sind insbesondere diejenigen Ergebnisse, welche die Grenzgebiete von Chiapas und Guatemala dargeboten haben.

Um die großen Mühen und persönlichen Opfer, die vielen Enttäuschungen, welche diese Reise mit sich gebracht hat, richtig zu würdigen, muss man freilich das im Jahre vorher und im selben Verlage erschienene Buch von Frau Cäcilie Seler »Auf alten Wegen in Mexico und Guatemala« gelesen haben. Sie, die treue und geschickte Gefährtin ihres Mannes, der wir ja auch die große Anzahl von Photographien verdanken, welche zum Schmuck beider Bücher gedient haben, schildert in überaus lebenswahrer und reizvoller Weise den ganzen Verlauf der Reise. Freilich muss man in solcher Weise reisen, um richtige und nachhaltige Eindrücke von Land und Leuten zu gewinnen, wie ich das aus eigener Erfahrung weiß. Trotz den mancherlei Widerwärtigkeiten, die Indolenz und Unzuverlässigkeit besonders für den mit sich bringen, der etwas beschaffen will und muss, wird man doch wieder ausgesöhnt durch das liebenswürdige und im großen Ganzen gutherzige Naturell der Bewohner. Der Zauber aber, den die großartige Natur und das Ungebundensein ausüben, verbunden mit dem Interesse an den verfolgten wissenschaftlichen Zielen drängen doch alles andere in den Hintergrund, und jenen Zauber hat auch Frau Cäcilie wiederzugeben verstanden; so dass mir wiederholt beim Lesen der Wunsch kam: Hättest du dabei sein können!

Das Gebiet, um das es sich in dem vorliegenden Buche handelt, ist der District Nenton im Departement Ueuetenango in Guatemala, sowie auch ein Theil des angrenzenden, zu Mexico gehörigen Staates Chiapas. Das Jahr 1896 führte die Reisenden durch diese Gebiete nach Guatemala, aber die eigentliche archäologische Durchforschung wurde erst im Jahre 1897 auf der Rückreise unternommen. Die wichtigsten Ergebnisse gruppieren sich um Chaculá, in dessen Umgebung mehrere alte Ruinen aufgefunden und genau vermessen wurden. Abbildungen und Grundrisse derselben werden gegeben, wobei es von Interesse ist, dass auch die Anlage der bekannten Ballspielplätze nachgewiesen werden konnte. Angestellte Nachgrabungen ergaben dabei manches interessante Material, zu dem die alte Stadt Quen Santo und die unterhalb derselben in der Schlucht liegenden Höhlen wohl die interessantesten Beiträge geliefert haben.

Leider ist schon in früheren Jahren vieles Material von den Anwohnern theils zerstört, theils entfernt, beziehungsweise verschleppt worden, so dass ein einigermaßen vollständiges Bild der Cultur der ehemaligen Bewohner nicht mehr gewonnen werden konnte, wie das ja leider überall in diesen Ländern der Fall ist. Von Waffen, Geräthen, Schmucksachen, wie überhaupt von Erzeugnissen der Kleinkunst ist verschwindend wenig gefunden, ja sogar Spinnwirtel, die doch sonst überall massenhaft vorkommen, fehlen ganz. In der Keramik scheint nach den gefundenen Stücken die ornamentale Bemalung wenig geübt worden zu sein, denn nur an ein paar Stücken, insbesondere bei dem Thonbecher, Abb. 23, findet man sie; Farbenüberzüge dagegen sind mehrfach beobachtet. Vorwiegend ist die Verzierung der Thongefäße plastischer Art, seltener durch Einritzen hergestellt. Aber wie schon gesagt, der Befund gibt kein richtiges Bild, denn ich weiß aus eigener Erfahrung, dass gerade bemalte Gefäße, die in der Regel auch einfachere Formen haben, mit Vorliebe von den Indianern, die zufällig auf solche Funde stoßen, oder im Glauben Schätze zu finden, Nach-

grabungen anstellen, mitgenommen werden, sei es, um sie im eigenen Haushalt zu verwerthen oder um sie zu verkaufen.

Die in der Einleitung von Seler zusammengestellten Nachrichten über die früheren Bewohner dieser Gegenden, bieten keine absolute Gewissheit darüber, welcher der in Frage kommenden Stämme als Urheber der hier aufgefundenen Culturreste anzusehen ist. Nur das glaubt Seler befürworten zu dürfen, dass zwischen den Bewohnern der Umgegend von Chaculá, den Lacandonen des 16. und 17. Jahrhunderts, den Indianern der Alta Vera Paz und den Maya-Stämmen von Chiapas eine Gemeinsamkeit insoferne bestanden haben muss, dass sie im Besitze der Elemente jener eigenartigen und hochentwickelten Cultur waren, deren großartigste Schöpfungen wir in den Monumenten von Copan, Quiriguá, Palenque und den Ruinenstätten des Usumacinta bewundern. Nur, fügt er S. 13 hinzu, waren die Bewohner von Chaculá augenscheinlich ärmlicher und bäuerischer, und wenn sich auch in den gesammelten Überresten besondere Kunstformen und besondere Cultusformen unverkennbar aussprechen, so hätten aber auch diese Stämme die Kunst und Wissenschaft und die Cultur der Erbauer der Monumente von Copan und Quiriguá gekannt und besessen; ich komme hierauf später noch zurück. Für die letzte Annahme führt Seler zunächst die Stelen, Abb. 5, 6, mit bekannten Maya-Hieroglyphen an, die in der That in nichts von denen der genannten hochentwickelten Kunsterzeugnisse abweichen. Sie befanden sich allerdings nicht mehr in situ, und nur das Material, aus dem die Stelen hergestellt sind, scheint die Angabe der Anwohner zu bestätigen, dass sie aus der Nachbarschaft von Chaculá und speciell aus Quen Santo hergebracht sein sollen. Sonst hat Seler an Resten derartiger Inschriften oder Zeichen nichts gefunden. Dagegen findet er einen weiteren und sicheren Beweis für die Gemeinsamkeit wenigstens für einen Theil des Culturbesitzes mit jenen höher entwickelten Stämmen in der Darstellung dreier Gottheiten. Die erste dieser Gottheiten ist auf einem scheibenförmigen Stein, Abb. 89, angebracht und wurde bei El Cimarron, östlich von Quen Santo, gefunden. Vier, in Kreuzform angeordnete Paare von zungenförmigen Leisten, deren Enden gegenständig eingerollt sind, umgeben ein Gesicht, das der Abbildung nach normal gebildet zu sein scheint. Am äußeren Rande, zwischen den Voluten sind, wie es scheint, neun runde Scheibchen vertheilt. Die vier Volutenpaare führen zunächst zum Vergleich mit einem Relief aus Copan, Abb. 90, in deren Mitte eine Gottheit in ganzer Figur sitzt, deren Hauptmerkmal eine proliferierende Nase ist. Diese Gottheit wird, unter Heranziehen von anderen Darstellungen und Hieroglyphen aus Copan und aus dem Dresdner Maya-Codex, als der Gott des Ostens, der Wassergott, *Ah bolon tz'acab* bestimmt, der häufig mit der Zahl 9 verbunden ist. Viel sicherer aber erscheint die Deutung einer zweiten Gottheit, deren Kopf nicht nur auf Steinplatten, sondern auch mehrfach in den plastischen Verzierungen von Thongefäßen dargestellt erscheint. Vgl. Abb. 105, 144, 215, 232, 242, 244 u. a. Dies ist, wie Seler durch vielfache Vergleiche nachweist, die Gottheit des Westens, der Dämon der sieben Schwarzen, oder der Mann mit den Jaguartatzen, der von den Mayas *Uuc ekel ahau*, in Tzeltal: *Uuc ical ahau* oder *Oxlahun-tox* genannt wird. Das besondere Merkmal dieser Gottheit ist der vermuthlich durch Schlangen gebildete Wulst, der sich unter den Augen hinzieht und über der Nase eine Verschlingung bildet. Dieses Merkmal ist in jeder Darstellung unverkennbar vorhanden, so dass an der Identität mit den Maya-Darstellungen nicht zu zweifeln ist. Dasselbe Merkmal führt Seler zu der Vermuthung (S. 176—177), dass dieser Gott mit der Darstellung der Gottheit des Abendsternes, *Tlauizcalpan-tecutli*, dem Repräsentanten der 5×13 Venusperioden im Codex Vaticanus B, Blatt 80, übereinstimme. Diese, in Abb. 254 wiedergegebene Darstellung zeigt allerdings auch eine merkwürdige, beiderseits volutenartig endende Verzierung, die sich unter den Augen zur Nasenwurzel hinaufzieht. Hier ist aber das äußerste Volutenende oben mit zwei quastenartigen Gebilden verziert, so dass eigentlich die Bildung jener charakteristischen Schleife über der Nasenwurzel nicht wahrscheinlich erscheint. Die Profilstellung kann dies Fehlen kaum erklären, denn man findet z. B. auf der Cedrela-Holzplatte von Tical, Abb. 109, die Schleife auch bei der Profilstellung deutlich angegeben, was bei einer Holzschnitzerei doch weit schwieriger auszuführen war als bei der Zeichnung. Aber ich will trotzdem Selers Vermuthung nicht bestreiten. Es ist ja sicher, dass die Beobachtung des Planeten Venus, beziehungsweise die Einfügung seiner Umlaufszeit in die verschiedenen Kalendersysteme sowohl in den mexicanischen (einschließlich der Borgiagruppe) wie in den Maya-Codices nachgewiesen ist. Außerdem muss man ja die Quincunx-Bemalung im Gesicht, die mehrere Darstellungen des *Tlauizcalpan-tecutli* zeigen (ähnlich wie in der Abb. 254), dem Zeichen an die Seite stellen, welches die Maya für den Planeten Venus hatten, und das Seler auch auf einem scheibenförmigen Stein aus dem Pueblo viejo Quen Santo, Abb. 174, wieder zu finden glaubt, wenn es auch etwas abweichend gebildet ist. (Vgl. Abb. 110b.)

Die dritte Gottheit kommt wie die erste auch nur einmal vor, und zwar ebenfalls auf einem scheibenförmigen Stein, Abb. 190. Die eine Oberfläche zeigt einen Kopf mit geschlossenen Augen, der von einer Leiste umrahmt ist, von der vier Strahlenbündel ausgehen, zwischen denen noch andere Zeichen stehen. Über dem Scheitel befindet sich dann noch ein schmales, mit der Spitze nach oben gerichtetes Dreieck, ähnlich den Pfeilspitzenstrahlen, welche mexicanische Sonnenbilder zeigen, oder wie Seler sagt, ähnlich dem Mittelpfeil mancher Formen des Olin-Zeichens. Der Vergleich mit Thonköpfen aus der Alta Vera Paz und anderen Dar-

stellungen aus Palenque und Copan ergibt die berechtigte Annahme, dass es sich hier um eine Sonnendarstellung handelt. Seler nennt daher den Ruinencomplex, in dem dieser Stein gefunden wurde, den Sonnentempel von Quen Santo.

Die Lage der drei scheibenförmigen Steine mit Darstellung der drei, vorstehend näher besprochenen Gottheiten, ist nun zu der alten Stadt von Quen Santo in der Weise orientiert, dass sich im Osten derselben der Stein mit der Wassergottheit, dem yukatekischen *Ah bolon tz'acab* befindet. Ungefähr in gleicher Entfernung im Westen liegt der Stein mit dem Gotte *Oxlahun tox* oder *Uuc ical ahau* und der Stein mit dem Sonnengesicht krönt einen Felsblock, der fast genau die nördliche Fortsetzung des Plateaus der alten Stadt bildet. Seler bemerkt hierzu, dass diese Anordnung diejenige der drei Tempel in Palenque wiederholt, Abb. 193, deren Altarplatten zum Theil genau den Vorstellungen entsprechen, die die Gesichter dieser drei Steine veranschaulichen.

Unter den sonstigen Funden bieten eine ganz besondere Eigenthümlichkeit die Steinfiguren Abb. 78, 140, 141, 172, 177, 218, 219, welche alle eine Art Halsband tragen, von dem menschliche Köpfe mit dem langen aufgelösten Haar nach unten gerichtet, herabhängen. Seler bemerkt dazu, S. 75—76, dass ihn diese Köpfe, welche klein im Verhältnis zu der sie tragenden Figur sind, an die Sitte der Jivaro, Indianer Südamerikas, erinnern, die Köpfe erschlagener Feinde durch Herausnehmen der Knochentheile und durch Einfüllen heißer Steine auf die Größe eines Affenkopfes reducieren und in dieser Form als Trophäe auf dem Rücken tragen. Er fügt hinzu, dass in der Literatur allerdings über eine solche Sitte in Centralamerika nicht berichtet wird, dass es aber ja eigentlich an Nachrichten über diese Gegenden vollständig fehlt. Zu den vielen interessanten Thongefäßen möchte ich schließlich noch bemerken, dass eine Reihe von Bruchstücken aus der Höhle Nr. 1 von Quen Santo, Abb. 233, in der Technik und der Art der aufgesetzten Verzierungen an eine Gruppe der Alterthümer aus Costa Rica erinnern, die sich im Bremer Museum befinden und von denen ich eine Auswahl im Jahre 1887 in den Abhandlungen des Naturwissenschaftlichen Vereines daselbst abgebildet und besprochen habe.

Wenn nun auch, besonders bei den Götterdarstellungen, Seler die Beziehungen zu den Vorstellungskreisen der hoch entwickelten Culturen nachgewiesen hat, deren Überreste wir in Copan, Quiriguá, Palenque und den Ruinenstätten am Usumacinta bewundern, so bleibt doch immerhin zwischen den Darstellungsformen dieser Gruppe und denen der Chaculágegend ein gewaltiger Unterschied, der sich besonders in der Steinplastik, etwas weniger in der Thonplastik bemerkbar macht. Die Beziehungen in den Götterdarstellungen sind gewissermaßen nur angedeutet und es fehlt im allgemeinen das phantastische Beiwerk und die saubere Ausführung jener hochentwickelten Culturgruppe. Außerdem ist unter den Funden auch mancher Typus, für den derartige Beziehungen nicht nachweisbar waren. Auch wenn man annehmen kann und muss, dass manche der besseren, oder doch mehr in die Augen fallenden Stücke verschleppt sind, so glaube ich doch nicht, dass das im wesentlichen das Urtheil über das Wesen und die Stufe der Kunstäußerung der ehemaligen Bewohner dieser Gegend ändern würde. Seler fasst ja die Charakteristik dieser Kunstäußerung, wie schon gesagt, durch die Bezeichnung »ärmlicher und bäuerischer« zusammen, wenn damit auch vielleicht nur die oberflächliche Wertschätzung dieser eigenartigen Erzeugnisse angedeutet wird und nicht ihr eigenstes Wesen. Seler hat aber Recht, wenn er die mancherlei Vermuthungen, welche diese Eigenart wachruft, als vorderhand zwecklos unterdrückt und sich darauf beschränkt, in der Vorrede zu erklären, dass er das Problem des Ursprungs dieser Culturen weder gelöst, noch zu lösen versucht habe. Ich möchte aber doch betonen, dass uns Seler in den Ergebnissen der archäologischen Durchforschung dieser Gegend ein ganz besonders interessantes Material bietet, weil er trotz allen mit gewohnter Gründlichkeit nachgewiesenen Beziehungen zu Bekanntem doch einen eigenartigen Typus darbietet. Man muss ihm dafür sehr dankbar sein.

Seler fügt der Arbeit noch einige sprachliche Notizen und eine Besprechung der in Chaculá aufgefundenen Schädel durch Herrn Prof. Dr. Felix v. Luschan hinzu. Den Buchschmuck durch Wiedergabe vieler Photographien von Frau Seler habe ich schon erwähnt, ich muss aber noch den weiteren Schmuck hervorheben, der durch die Zeichnungen des Herrn Wilhelm v. d. Steinen geboten wird, denn dieser Künstler versteht es vorzüglich, den Charakter der altamerikanischen Kunst wiederzugeben, was er ja schon in mehreren Veröffentlichungen Selers bewiesen hat.

Hamburg, Januar 1902. Hermann Strebel.

14.

Der Codex Fejérváry-Mayer. Erläutert von Dr. Eduard Seler, Berlin 1901. Groß-Folio, VI + 230 S.

Diese auf Kosten Sr. Excellenz des Herzogs von Loubat reproducierte altmexikanische Bilderhandschrift, befindet sich zur Zeit in den »Free Public Museums« in Liverpool. Dieselbe wurde zuerst in dem bekannten Prachtwerke von Kingsborough unter dem Namen des ersten Besitzers, Fejérváry, veröffentlicht.

Wie Seler berichtet, gieng sie nach Fejérvárys Tode an dessen Neffen Franz Pulszky über, der sie an einen Bürger Liverpools, den Herrn Josef Mayer verkaufte, von dem sie dann später jenen Instituten vermacht wurde. Darüber, wie diese Bilderhandschrift in den Besitz Fejérvárys gelangt ist, hat sich bisher nichts ermitteln lassen.

Die in Paris vorzüglich ausgeführte Facsimile-Ausgabe wird von einer Notiz des Herzogs von Loubat begleitet, in welcher außer einem Verzeichnis des ganzen, von ihm der amerikanistischen Forschung zugeführten wichtigen Studienmaterials auch eine vergleichende Tabelle der originalen, gegenüber der im Kingsbourough gebotenen Reihenfolge der Blätter gegeben wird, und zwar von allen bisher reproducierten Bilderhandschriften. Befremdend wirkt die Bemerkung, dass leider die k. k. Hofbibliothek in Wien noch nicht eingewilligt habe, die in ihrem Besitze befindliche, herrliche Bilderhandschrift zur Reproduction unter Aufsicht des Herzogs nach Paris zu entsenden.

Vergleicht man nun die Facsimile-Ausgabe mit der Wiedergabe im Kingsborough, so machen sich auch bei diesem Codex mehrseitige Abweichungen bemerkbar. Vor allem zeigt sich aber jetzt erst, dass dieser Codex zu einem der schöner ausgeführten Codices gehört. Die Linienführung ist ungemein sicher, und sie wie auch die ganze Ausführung lassen auf einen sehr geübten Künstler schließen. Das Original ist aus Pergament aus Hirschhaut gefertigt, das wie gewöhnlich mit einer weißen Stuckschicht überzogen ist, um eine glatteree Fläch für die Bemalung zu gewinnen und den aufgetragenen Farben bessere Wirkung zu geben Der Codex enthält 22 aneinander gereihte quadratische Blätter, die auf beiden Seiten bemalt und in der bekannten Weise zusammengefaltet sind.

Der Inhalt dieser Bilderhandschrift wird von Seler zunächst in eine Nacht- und eine Tagseite getrennt, deren Inhalt im einzelnen aus den nachfolgenden Capitelüberschriften des Textes erhellt.

A. Für die Nachtseite:

I. Die fünf Weltgegenden und ihre Gottheiten.
II. Die neun Herren der Stunden der Nacht.
III. Eine veränderte Liste von Hütern der fünf Weltgegenden.
IV. Der Tod durch Zauberei und andere Tode.
V. Die Götter der Lust.

B. Für die Tagseite:

I. Die viermal fünf Hüter der Venusperioden.
II. Die Götter der sechs Richtungen.
III. Die Periode von 59 Tagen.
IV. Eine andere Liste der sechs Richtungen.
V. Die sechs Himmelswanderer.
VI. Die Gottheiten der vier Himmelsrichtungen.
VII. Eine zweite Reihe von Göttern der vier Richtungen.
VIII. Die sechs Himmel.
IX. Die sechs Erdregionen.
X. Die vier Formen der Gottheit des Planeten Venus.
XI. Noch einmal die fünf Richtungen.
XII. Der Zauberer Tezcatlipoca.

Den Erläuterungen ist, wie das schon bei denen zum *Tonal-amatl* Aubin geschehen ist, in sehr praktischer Weise eine Wiedergabe der Bilder in Umrisszeichnung angefügt, in der die einzelnen Namen und Bezeichnungen der Gottheiten und deren Attribute eingedruckt sind.

Wenn auch manches in dieser, wie auch in den bisher von Seler erläuterten Bilderhandschriften noch undeutbar oder in seiner Deutung fraglich bleiben musste, so kann man doch sagen, dass wir Seler eine ungeahnte Förderung des Verständnisses dieser eigenartigen Culturäußerungen verdanken. Die sogenannten Erklärungen, welche alte Interpreten zu zweien dieser Bilderhandschriften geschrieben haben, bieten doch im Grunde nur sehr beschränkte Anhaltspunkte für eine so eingehende und im allgemeinen überzeugende Deutung, wie sie Seler bietet. Für den vorliegenden Codex lagen solche Erklärungen überhaupt nicht vor, und es ist daher doppelt hoch anzuerkennen, dass dafür eine verhältnismäßig vollständige Deutung wenigstens des Hauptinhaltes und dazu noch mancher Einzelheiten geboten wird. Seler musste dabei meist auf eigene Arbeiten zurückgreifen, denn manche Deutung lässt sich überhaupt erst durch den Vergleich mit anderen verwandten Darstellungen finden, sei es, weil solche besser ausgeführt sind, oder weil sie irgend eine, unserem Verständnis näher liegende Seite der Auffassung mehr hervorheben. In diesem Sinne sind mancherlei Wiederholungen in Wort und Bild von schon Bekanntem nicht nur unerlässlich, sondern auch sehr erwünscht, zumal für diejenigen, denen entweder frühere Arbeiten Selers oder die herangezogenen Bilderhandschriften nicht zur Verfügung stehen.

Jede neue Arbeit Selers auf diesem Gebiete zeigt eine Festigung der schon erworbenen und einen Fortschritt zu weiterer Erkenntnis. In der vorliegenden Arbeit überrascht der Nachweis einer bisher nicht bekannten Art der Einschaltung von Tagen, um die Correctur des Kalenders mit der wirklichen Jahreslänge herbeizuführen. Auf den Blättern 26—29 dieses Codex (Kingsborough 19—16) ist eine Periode von 59 Tagen oder zwei synodischen Monaten verzeichnet, die in dem *Tonal-amatl* oder Vielfachen desselben in keiner Weise aufgehen, so dass erst nach 59 × 260 Tagen auf den Anfangstag dieser Perioden wieder dieselbe Zahl und dasselbe Zeichen fallen. 59 × 260 sind 15.340 Tage oder 42 mexikanische Jahre von 365 Tagen und 10 Tage oder fast genau 42 wirkliche Jahre. Seler fügt hinzu: »Es scheint demnach, dass diese Perioden von 59 Tagen nicht so sehr dazu bestimmt waren, die Mondumläufe festzulegen oder eine Concordanz zwischen Mondumläufen und Sonnenjahren herzustellen — zwei synodische Monate sind ja auch etwas mehr als 59 Tage; das 260fache eines wirklichen Doppelmonats würde 42 Jahre und 26 Tage betragen — als vielmehr eine Correctur der Jahreslänge zu ermöglichen, indem man nach Ablauf dieser großen Periode die Zeit, in der die regelmäßig im Jahre zu feiernden Feste abgehalten werden sollten, um zehn Tage hinausschob.« S. 178 u. folg. kommt Seler dann auf diesen Gegenstand bei Besprechung der Gottheiten der vier Himmelsrichtungen, zurück, die hier in einer besonderen Reihenfolge auftreten. In der Parallelstelle des Codex Borgia, Blatt 49—52 (Kingsborough 66—63), werden nämlich neben den Gottheiten und anderen Darstellungen auch vier Jahre angegeben, und zwar:

1. *naui calli* = vier Haus,
2. *naui tochtli* = vier Kaninchen,
3. *naui acatl* = vier Rohr,
4. *naui tecpatl* = vier Feuersteinmesser,

die also dem Osten, Norden, Westen, Süden entsprechen würden, beziehungsweise den Tageszeichensäulen *ce cipactli, ce ocelotl, ce mazatl, ce xochitl*, während doch jenen Himmelsrichtungen die Jahre *ce acatl, ce tectaptl, ce calli, ce tochtli*, beziehungsweise die Tageszeichen des einfach geordneten *Tonal-amatls ce cipactli, ce miquiztli, ce ozomatli, ce cozcaquauhtli* entsprechen müssten.

Nun, das Jahr *naui calli* ist von dem Jahre *ce acatl*, das eigentlich die Himmelsrichtung des Ostens bezeichnen müsste, genau um 42 Jahre entfernt. Das ist die Periode, die schon bei den 59 Tagen (S. 135) herausgefunden wurde, nach deren Ablauf man 10 Tage einschalten muss, um das um $^1/_4$ Tag zu kleine Jahr der Mexikaner mit der wirklichen Länge des Jahres in Übereinstimmung zu bringen. Und schaltet man diese 10 Tage ein, so kommt man von dem Tage *naui calli*, der ja mit dem Jahre gleichlautend ist, auf den Tag *ce acatl*, d. h. genau auf den Tag, der als Anfangstag eines Jahres gedacht, der Himmelsrichtung des Ostens entsprechen würde. In gleicher Weise verhält es sich mit den drei anderen Daten. Seler, den ich im Vorstehenden fast wörtlich citiert habe, schließt dann wie folgt. »Es ist also durch das Vorkommen der vier Jahre *naui calli, naui tochtli, naui acatl, naui tecpatl* auf den vier, den Himmelsrichtungen Osten, Norden, Westen, Süden entsprechenden Codex Borgia-Blättern das erwiesen, was wir schon durch die in der unteren Hälfte der Blätter 26—29 unserer Blätter dargestellte 59tägige Periode angezeigt erschien, dass die alten Mexikaner oder wenigstens die Priester, welche die Handschriften der Codex Borgia-Gruppe verfassten, nach Ablauf von 42 Tagen 10 Tage einschalteten, um eine Correctur der Jahreslänge herbeizuführen. Und es ist eine Erinnerung an diese nothwendige Correctur, deren Art und Weise der Ausführung sicher durch mündlichen Unterricht überliefert wurde, die in den vier Bildern, die die unteren Hälften der Blätter 33, 34 unsere Handschrift füllen, und in den Parallelstellen des Codex Bologna und des Codex Borgia übermittelt wurde. Man begreift deshalb, dass im Codex Bologna der Darstellung des *Tonal-amatl* (Blatt 1—8) und der der 5 × 13 Venusperioden (Blatt 9—11) als einziges und wesentliches Stück diese Bilder der Götter der vier Himmelsrichtungen (Blatt 12—13) angefügt wurden. Diese bezeichneten eben dem in den Priesterwissenschaften Unterrichteten das dritte Hauptstück der Chronologie, die Correctur der Jahreslänge. Und nur der glückliche Zufall, dass der etwas gründlichere Gelehrte der Codex Borgia-Handschrift sich veranlasst sah, neben diesen vier Bildern die genannten vier Jahre hinzuschreiben, lässt auch uns nunmehr in diesen Bildern das erkennen, was den durch mündlichen Unterricht unterwiesenen alten Priesterschülern ohne weiteres klar sein musste.«

Wenn nun auch diese von Seler entdeckte Art der Correctur sehr interessant ist, so muss man dieselbe doch wohl vorläufig, wie er es auch andeutet, als eine Eigenart der Priesterschule ansehen, welcher man die Anfertigung derjenigen Bilderschriften zuschreiben muss, in denen eine derartige Correctur nachweisbar ist. Gegen eine Verallgemeinerung sprechen doch mancherlei Gründe. Ich brauche wohl kaum darauf hinzuweisen, dass die Frage, ob und in welcher Weise sowohl die alten Nationen Mexikos wie die Mittel-Amerikas die künstliche Jahreslänge ihres Kalenders mit der wirklichen in Einklang brachten, bisher als eine offene betrachtet ist. Seler selbst hat in seiner Arbeit über die mexikanische Chronologie (Berliner Zeitschrift für Ethnologie, 1891) den Standpunkt vertreten, dass eine Correctur überhaupt nicht stattgefunden

hat, höchstens in sehr weiten Zwischenräumen, dass aber auch gegen das letztere die sehr großen Zeiträume sprechen, welche Förstemann zuerst in den Maya-Codices nachgewiesen hat, und bei denen keinerlei Einschaltung verzeichnet ist. Die älteren Autoren haben zum Theil ebenfalls jede Jahrescorrectur geläugnet, andere haben eine solche von einem Tag alle vier Jahre und wiederum andere 13 Tage nach 52 Jahren angenommen. Gegen die wirklich praktische Anwendung der neu aufgefundenen Art der Correctur von zehn Tagen nach 42 Jahren spricht nach meiner Ansicht nach ein anderer Umstand, dass nämlich die Zahlen 10 und 42 so gar nicht zu den Zahlengruppen passen, die sonst bei allen diesen Völkerschaften im Kalendersystem für Eintheilungen benutzt wurden (also 4, 5, 9, 13, 18, 20 und z. Th. ihre Vielfachen), und die auch mit ihren religiösen Vorstellungen vielfach eng verknüpft sind.

Ich will die Möglichkeit keinen Augenblick bezweifeln, dass die in den Codices Fejérváry-Mayer und Borgia aufgefundene Art der Correctur mit der Zeit weitere Bestätigung und vielleicht auch noch eine andersartige Motivierung finden wird, denn gegen eine Autorität, wie es die Original-Bilderschriften sind, kann keine andere aufkommen. Es kann aber auch sein, dass es sich hier wirklich nur um eine, auf engeren Kreis beschränkte priesterliche Wissenschaft oder Speculation handelt.

Seler behandelt in der Schlussbemerkung dieser Schrift wiederum, und zwar eingehender die Zusammengehörigkeit der Codices Borgia, Vaticanus B, Bologna, Laud und Fejérváry-Mayer, beziehungsweise er gibt in großen Zügen an, worin sie sich von einander unterscheiden. Seler sagt dann am Schluss folgendes: »So decken sich bald, bezüglich ihres Inhalts, diese verschiedenen verwandten Bilderschriften, bald weichen sie von einander ab. Jede einzelne stellt eben ein Sammelwerk, eine Encyklopädie des Wissens ihrer Zeit dar — Encyklopädien, die aber bei dem einen Verfasser diese, bei dem anderen jene Lücke aufweisen. Am engsten verwandt ist, trotz den Abweichungen im Inhalt, unsere Handschrift dem Codex-Laud. Das zeigt sich vor allem in dem Stil der Figuren, in der Art der Zeichnung sowohl, wie in der Farbengebung. Beide sind vermuthlich in derselben Gegend entstanden.«

Jedenfalls findet man innerhalb dieser Gruppe von Bilderschriften Vorkommnisse, die auf eine Entlehnung aus anderen Culturcentren schließen lassen. Dahin rechne ich u. a.: 1. Die merkwürdige Abweichung in der Form einiger Tageszeichen, welche die Blätter 14—24 (Kingsborough) des Codex Bologna aufweisen, worauf auch Seler schon a. a. O. hingewiesen hat. 2. Die Eigenartigkeit, dass in den Codices Bologna, Laud und Fejérváry in gewissen Zahlenreihen die 5 durch einen Strich anstatt durch fünf Scheibchen geschrieben wird, was der Maya-Schreibweise entspricht, während doch die Zahlen bei den eigentlichen Daten überall in der gewöhnlichen Art geschrieben sind. Die eigentliche Bedeutung dieser merkwürdigen Zahlenreihen hat Seler bisher nicht herausgefunden, wenn er auch bei Einzelnen Vermuthungen ausspricht. Dass es nur Zahlenspielereien sein sollten, glaube ich nicht recht.

Seler kommt zuletzt noch auf die Frage zurück, wo denn die Heimat dieser Gruppe von Bilderhandschriften zu suchen sei. Er erwähnt dabei, dass gerade in der hier besprochenen Handschrift Berührungen mit zapotekischer Kunst oder mit dem zapotekisch-mixtekischen Mythus, sowie eine Verwandtschaft mit Maya-Handschriften vorhanden sind. Er bestätigt dann nur die schon mehrfach früher ausgesprochene Annahme, dass die Heimat der Codex Borgia-Gruppe von Bilderschriften in der Gegend von Tehuacan, Cozcatlan, Teotitlan del Camino zu suchen sei. Das war ein von mexikanisch redenden Leuten bewohntes Land, den Zapotekan benachbart und an der Handelsstraße gelegen, die von da nach der Küste und zu der Maya-Bevölkerung von Tabasco führte. Seler schließt mit der Frage: »Wer weiß, ob es nicht die von dieser Gegend ausgehenden Colonisten gewesen sind, die in dem Maya-Gebiete den Anstoß zu jener Culturentwickelung gegeben haben, deren hervorragende Schöpfungen wir an den zahlreichen alten Plätzen jenes Gebietes mit Bewunderung schauen.« Möge es Seler vergönnt sein, auch auf diese Fragen, wie schon auf so manche andere, eine befriedigende Antwort zu finden.

Hamburg, Februar 1902. Hermann Strebel.

15.

Koch, Theodor: Die Guaikurústämme. Globus, Bd. LXXXI, S. 1—7, 39—46, 69—78, 105—112. Braunschweig 1902.

Der Verfasser hatte auf der Rückreise von Dr. Herrmann Meyers zweiter Schingú-Expedition Gelegenheit, in Porto Murtinho, nahe der brasilianisch-paraguayischen Grenze am Paraguay gelegen, Guaikurús genauer kennen zu lernen und legt in den vorliegenden, gut illustrierten Aufsätzen ein detailliertes Bild seiner reichen ethnographischen Beobachtungen unter diesen Indianern vor. Er behandelt von den beiden Hauptstämmen der Guaikurú, den Kadiuéo und Toba (zusammen heute kaum mehr ein und ein halbes Tausend Seelen) ausführlich die Stammgeschichte, beschreibt ihre körperliche Erscheinung und physischen Eigenschaften, Lebensweise, Wohnstätten, Tracht, Schmuck (die Kadiuéo üben Spitzfeilen der oberen Incisiva [siehe diese Mittheilungen, XXXI, 15] — Tätowieren und Körperbemalen — Epilation), ihre Waffen

(besonders Bogen und Pfeile genau), Gewerbefleiß (primitive Töpferei der Frauen »durch Aneinanderlegung dünner Thoncylinder um ein gemeinsames Centrum, die dann zusammengestrichen und innig miteinander verbunden werden« — Schnurornamentik; rothe, schwarze und weiße Bemalung), endlich sociale Gliederung und religiöse Anschauungen (Seelencult oder besser Seelenfurcht; Namensänderung der Familienangehörigen bei einem Todesfall; das Grab wird mit Baumstämmen verrammelt, damit die Seele nicht mehr heraus könne; alles dem Todten Liebe wird ihm mitgegeben [selbst der lebende Säugling der Mutter], damit er nicht erst zurückkehre, um es zu holen — Wiederbestattung nach 10—12 Tagen — Zauberärzte — Altentödtung), alles zum Theil auf eigener Anschauung beruhend, zum Theil mit genauer Heranziehung der gesammten darüber vorhandenen Literatur.

Kürzer bespricht der Verfasser die Mokoví, Abipon, Payaguá und Guatschí, Stämme, deren völliges Aussterben unmittelbar bevorsteht. Die in dem kurzen sprachlichen Anhang erwähnte größere Arbeit des Verfassers über die Linguistik dieser Stämme ist in dem vorliegenden Hefte dieser Mittheilungen inzwischen erschienen.

Die Arbeit gehört zu den gründlichsten und instructivsten ethnologischen, die wir über dieses Gebiet besitzen. L. B.

16.

Geiger, Paul: Beitrag zur Kenntnis der Ipoh-Pfeilgifte. Mit einem Anhang: Pharmakognostische Mittheilungen über einige zur Herstellung von Ipoh verwendete Giftpflanzen. Basel 1901 (Inaugural-Dissertation zur Erlangung der Doctorwürde).

Diese Arbeit bereichert unsere Kenntnis der südasiatischen Pfeilgifte um ein Bedeutendes und beruht wesentlich auf der chemisch-pharmakologischen Untersuchung einer Anzahl Giftproben, welche Prof. Dr. Rudolf Martin auf seiner Forschungsreise auf der malayischen Halbinsel unter den Ureinwohnern, den Sakai, gesammelt hat.

Im I. Abschnitt (Geschichte) erhalten wir eine historische Darstellung unseres bisherigen Wissens über die Pfeilgifte in der Verarbeitung sämmtlicher über den Gegenstand vorhandenen Literatur. Im II. Abschnitt wird die Gewinnung des Ipoh aus der Mutterpflanze (Antiaris toxicaria) eingehend geschildert. Die auf S. 22 enthaltene Angabe, wonach Gustav Schneider aus Basel der erste Europäer gewesen ist, der die Karo-Battak aufsuchte, ist jedoch unrichtig, da Baron de Raet im Jahre 1866, de Haan, Feilberg und Dr. Hagen bereits vor ihm jenen Stamm besucht haben. Der III. Abschnitt behandelt die Giftigkeit und physiologische Wirkung des Ipoh, der IV. die gebräuchlichen Gegenmittel, der V., ethnologisch wichtigste, die Herstellung und Anwenduug der Giftpfeile, sowie der übrigen zu ihrem Gebrauche nothwendigen Utensilien. Insbesondere möchten wir auf die kartographische Darstellung der Verbreitung des Blasrohres im malayischen Archipel aufmerksam machen. Merkwürdig und bisher unaufgeklärt ist das Fehlen des Blasrohres auf der Mentaweigruppe westlich von Sumatra.[1]) Ob dies nicht auf Beziehungen zu den Melanesiern hindeutet, da man bekanntlich in deren Gebiete zur Abschießung der Giftpfeile nur den Bogen verwendet? Die Provenienz des auf Tafel I, Fig. 7, abgebildeten, von den Gebrüdern Sarasin gesammelten doppelspitzigen Giftpfeiles aus Celebes dürfte wahrscheinlich in Losso, landeinwärts von der Pare-Pare-Bai in Süd-Celebes, zu suchen sein. (Vgl. den Reisebericht der Sarasins in Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin, XXXI, 1896, S. 77.) Im VI. Abschnitte erhalten wir eine Übersicht der geographischen Verbreitung des Gebrauches von Ipoh, und stellt sich heraus, dass das Gebiet des Ipohgebrauches mit nur kleinen Unregelmäßigkeiten (Mentawei) mit demjenigen des Blasrohres zusammenfällt. Es ist dies eine neue Bestätigung für die von Pleyte in seiner bekannten Arbeit: Sumpitan and bow in Indonesia (Internationales Archiv für Ethnographie, IV, 1891) ausgesprochene Anschauung, dass das Blasrohr und die Pfeilgifte die einheimische Waffe des malayischen Stammes sind. Dass in den Molukken das Blasrohr fehlt, erklärt sich wohl durch die Einwirkung der angrenzenden melanesischen Cultur. Die Behauptung Frobenius' (Petermanns Mittheilungen, 1900, S. 235), dass das Blasrohr in eifriger Ausdehnung begriffen und eine Reihe jüngerer Verbreitungsgebiete (Palau, Halemahera, Kisser und Wetter) erlangt habe, steht im Widerspruche mit dem überall erkennbaren Rückgange des Blasrohrgebrauches in seinem engeren Heimatgebiete.[2])

Abschnitt VII gibt das botanische Verzeichnis aller bei der Ipohbereitung verwendeten, als Gegenmittel genannten und zur Herstellung der Waffen gebrauchter Pflanzen, Abschnitt VIII enthält die toxikologische Untersuchung einer Anzahl Pfeilgifte, Abschnitt IX beschreibt endlich eine theilweise auch abgebildete Anzahl Bambusbüchsen, Spatel, Blasrohrpfeile und lose Giftproben, welche sich in den Sammlungen

[1]) Auch auf Nias ist das Blasrohr ursprünglich fremd, bürgert sich jedoch langsam ein (Modigliani, Un viaggio a Nias, S. 253).

[2]) Die Einbürgerung des *sumpitan* in Nias wird erklärlich, da dort jede Schusswaffe, auch der Bogen, von Anfang an fehlten (Modigliani, S. 252).

R. Martin, des Herrn G. Schneider und der Brüder Sarasin befinden. Der Anhang enthält pharmakognostische Mittheilungen.

Die auch für die Ethnologen wichtigen Hauptresultate der Arbeit lassen sich, nachdem wir das Zusammenfallen des Verbreitungsgebietes des Ipoh mit dem des Blasrohres bereits erwähnt, in folgendem kurz zusammenfassen:

1. Als Grundlage des Ipoh ist fast stets der Upasbaum (Antiaris toxicaria Lesch.) zu betrachten. Von anderen Giftpflanzen kommen noch zwei Strychnosarten (Strychnos Tieuté Lesch. und Strychnos lanc. Miqu.) und nur ganz vereinzelt Derris elliptica Berth. (gewöhnlich als Fischgift, *tuba*, gebraucht) bei der Ipohherstellung in Betracht.

2. Da Arsen und Antimon in keinem Pfeilgifte nachgewiesen werden konnten, ist Ipoh als reines Pflanzengift anzusehen.

Horn, Niederösterreich. Dr. Richard Lasch.

Der paläolithische Mensch und seine Zeitgenossen aus dem Diluvium von Krapina in Kroatien.

Nachtrag

(als zweiter Theil).

Von **Dr. Karl Gorjanović-Kramberger,**

k. o. ö. Professor der Geologie und Paläontologie in Agram.

(Mit 4 Tafeln und 18 Textabbildungen.)

Die Veröffentlichung dieses Nachtrages — eigentlich: des zweiten Theiles der Abhandlung über den diluvialischen Menschen von Krapina — veranlassten fortgesetzte eingehende Studien des vorhandenen Materiales, insbesondere aber der Schädelbruchstücke, welche näher zu untersuchen sich auch Herr Prof. Dr. H. Klaatsch aus Heidelberg zur Aufgabe machte. Es gelang ihm auch während seines fünftägigen Aufenthaltes in Agram (September 1901), einige der Schädelbruchstücke aneinanderzufügen und dadurch ein ansehnlicheres Schädeldachstück und eine (die rechte) Occipitalpartie zusammenzukleben, wodurch es sich auch als nothwendig erwies, letztere Schädelpartie eingehender zu besprechen, umsomehr, da sich diesbezüglich so manche und gewichtige Übereinstimmungen mit den bereits, beschriebenen alten Schädeln, vor allem aber mit jenem des »Neanderthalers« ergaben.[1]) Anderseits regten mich die also vergrößerten Schädelbruchstücke an, die Frage zu untersuchen, ob sich aus ihnen möglicherweise ein treues Bild der Schädelformation des Krapinaer Menschen construieren ließe. Zu diesem Zwecke wählte ich diejenigen Schädelbruchstücke, welche sich vermöge ihrer Dicke und Oberflächenbeschaffenheit als Stücke möglicherweise desselben Individuums betrachten ließen. Diese wurden in allen Stellungen photographisch aufgenommen, insbesondere aber hatte ich jene Knochenansichten vor Augen, welche die Construction der »Norma verticalis«, »lateralis« und den Querschnitt des Schädels ergeben sollen. Dann habe ich in den auf diese Weise erhaltenen Längsschnitt nach den Methoden Prof. Dr. Schwalbes alle jenen Punkte und Linien verzeichnet, die zur Berechnung einiger wichtiger Indices nothwendig waren, um mit den so gewonnenen — vielleicht nicht absolut genauen — Ergebnissen doch einen Vergleich mit den bekannten diluvialen Schädelstücken anzustellen. Ich halte nämlich daran fest, dass man den Schädeltypus auch aus Bruchstücken verschiedener Individuen von ziemlich gleichem Alter, welche aus einer und derselben Fundgrube — ja derselben Schichte (Culturschichte) — herrühren, erkennen vermag, da es ja doch mehr als wahrscheinlich ist, dass die Schädelreste einer so kleinen Ansiedlung gewiss auch denselben Schädelbau aufweisen werden.

---

[1]) Ich habe wohl in meiner Abhandlung: »Der paläolithische Mensch und seine Zeitgenossen aus dem Diluvium von Krapina in Kroatien« (siehe: Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft, Wien 1901, S. 183), hervorgehoben, dass sich der Krapinaer Mensch unter anderem auch durch seine hohe Stirne auszeichnet. Diese meine Annahme wird dahin umgeändert, als er sich, obwohl als Repräsentant der Neanderthaler-Species erweisend, doch innerhalb des genannten Formenkreises, als einer eigenen Rasse angehörend, darstellt. Auch hatte man vor den Schwalbe'schen Arbeiten über den »Neanderthaler« keinen rechten Begriff, was man eigentlich unter der sogenannten »fliehenden Stirne« zu verstehen habe.

Ich habe ferner den Unterkiefer auf seine innere Symphysis, sodann die Milchzähne als auch Zähne erwachsener Individuen bezüglich ihrer Wurzelbildung, Dimensionen u. s. w. geprüft. Endlich wurden noch einige interessante Fälle von »Arthritis deformans« durch Knochenexostose an Wirbeln und Kiefern des *Ursus spelaeus* veranschaulicht.

Auf mein Ansuchen hat Herr Dr. Klaatsch die Beschreibung der Occipitalpartie des Schädels freundlichst übernommen, und ich habe sie wörtlich in dieser Schrift reproduciert. Zu großem Danke verpflichtete mich Herr Prof. Dr. Schwalbe in Straßburg für das überaus liebenswürdige Geschenk, das er mir mit drei vollständigen menschlichen Milchgebissen und isolierten Milchzähnen machte. Sehr verpflichtet fühle ich mich gegenüber dem Herrn Dr. Walkhoff in München für die Röntgenbilder der Kiefer meines Krapinaer Menschen. Endlich sei mir noch an dieser Stelle erlaubt, die große Liberalität der Direction des allgemeinen Krankenhauses der barmherzigen Schwestern in Agram für die Benützung des Röntgenapparates hervorzuheben und meinen besten Dank dem Herrn Dr. Hühn als auch meinem Freunde Prof. F. Sandor und dem Institutsassistenten Herrn V. Ivanek für die gemachten Röntgenaufnahmen einiger hier reproducierter Unterkiefer-Angularstücke hiermit auszudrücken.

I. Die Knochen des Schädels.

Obzwar dieselben schon in meiner erschienenen Arbeit zum größten Theil beschrieben sind, so hat sich nachträglich, wie bemerkt, doch die Nothwendigkeit, einige davon etwas näher zu beschreiben, herausgestellt. Andere wurden, wie einleitend bemerkt, von Herrn Dr. Klaatsch durch Aneinanderkleben der zugehörigen Fragmente vergrößert und wiesen dabei Charaktere auf, die jedenfalls veröffentlicht werden müssen, da sie einen nicht unwichtigen Beitrag zur Kenntnis des Schädelbaues des Krapinaer Menschen lieferten.

Von den bereits beschriebenen Knochen soll hauptsächlich die untere Stirnpartie mit den Supraorbitalrändern, das Schädeldach, das Occipitale, der Unterkiefer und die Zähne (bezüglich ihrer Größenverhältnisse und Wurzelbildung) in Betracht gezogen werden.

1. Das Stirnbein.

An diesem Knochen ist das Wichtigste seine untere, die oberen Augenränder bildende Partie, welche sich in einer starken Protraction und Verdickung kundgibt. Die Supraorbitalränder sind, vom *Proc. zygomaticus* gegen die *Glabella* gehend, von ungleicher Beschaffenheit: zuerst sind sie dicht, bald aber, und zwar von der *Incisura frontalis* an, erscheinen große Hohlräume *(Sinus frontalis)*, welche eine sowohl stärkere obere und vordere als hintere und untere Orbitalwand verkleiden. Die Ausdehnung der Hohlräume gegen den *Proc. zygomaticus* hin ist eine ungleiche; einmal beginnen dieselben schon 20 *mm* von der erwähnten Stelle, ein anderesmal, und zwar am Supraorbitalrand eines jüngeren Individuums (Exemplar 10 auf S. 183 meiner Arbeit), 27·5 *mm*, und bei einem Rand eines Erwachsenen beginnt die Hohlraumbildung erst in einer Entfernung von 33 *mm* von der genannten Stelle. Bei der abgebildeten Stirne (Tafel I. Fig. 1, l. c.) beginnt die Höhlung sogar 38 *mm* vom *Proc. zygomaticus* und erstreckt sich circa 20 *mm* weit gegen die *Crista* hin, wobei sie durch Abschnürungen in kleinere Höhlungen getheilt erscheint. Die innere Fläche des Sinus ist zwar glatt, aber durch Unebenheiten und rippenartige Erhöhungen unterbrochen. Der *Sinus frontalis* ist, wie dies auch bei den Anthropoiden der Fall ist, in den Supraorbitalrand hineingedrängt. Es mag noch erwähnt sein, dass in die innere, vordere Orbitalwand des Oberaugenrandes (Tafel I, Fig. 2, l. c.) mehrere kleine Öffnungen führen, und zwar fünf in einer Reihe und dann noch drei ober diesen. Unsere

Textabbildung 104 zeigt uns übrigens die Anordnung dieser Löcher. Was die äußere Beschaffenheit des *Margo supraorbitalis* betrifft, so mag vor allem bemerkt werden, dass er nicht überall gleich dick ist; am stärksten ist er zwischen der *Incisura frontalis* und der *Glabella,* am dünnsten zwischen der *Incisura* und dem *Proc. zygomaticus.* Das Bruchstück, welches uns die Textabbildung 104 darstellt, zeigt diesbezüglich folgende Ausmaße: Dicke beim *Proc. zygomaticus* = 12·3 *mm*, bei der *Incisura supraorbitalis* = 16·4 *mm* und in der Mitte 11·3 *mm*, woselbst die Protraction des *Margo supraorbitalis* von der *Squama*

Abb. 103 *a*.

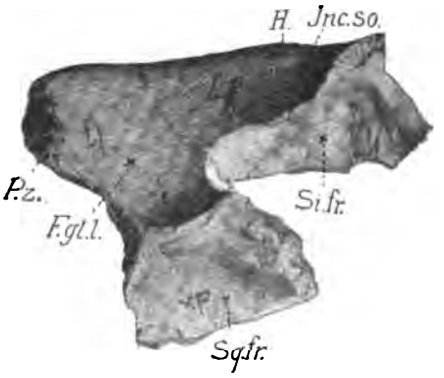


Abb. 104.

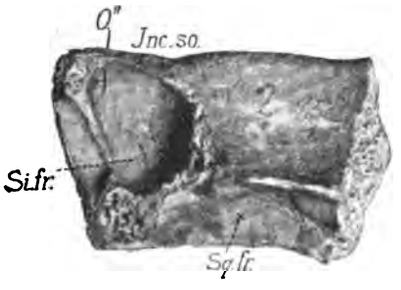


Abb. 103 *b*.

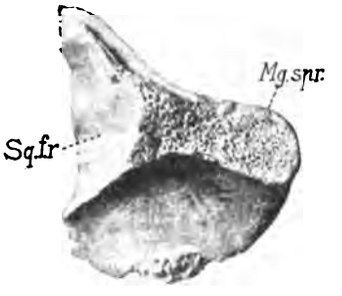


Abb. 105.

Die Supraorbitalränder des Krapinaer Menschen in natürlicher Größe.

Abb. 103 *a*, *b* = linker Oberaugenrand von vorne und unten. — Abb. 104 = rechter Supraorbitalrand von unten. — Abb. 105 = linker Supraorbitalrand; Seitenansicht.

Si. fr. = Sinus frontalis; *Inc. so.* = Incisura supraorbitalis; *For. so.* = Foramen supraorbitalis; *Sq. fr.* = Squama frontalis; *P. z.* = Processus zygomaticus; *F. gl. l.* = Fossa glandulae lacrimalis; *Mg. spr.* = Margo supraorbitalis; *H* = Höcker (Processus supraorbitalis); *Ö* = Öffnung.

frontalis 25 *mm* ausmacht. Das abgebildete Exemplar, Abb. 103 *a*, *b*, ist an seiner dünnsten Stelle 10·5 *mm*, bei der *Incisura* bereits 14·3 *mm* dick. Beim Fragmente Abb. 105 beträgt die größte Dicke beim *Proc. zygomaticus* 11·3 *mm* und in der Mitte 9·6 *mm*. Hinter dieser Stelle aber, also in der Mitte zwischen dem vorderen Supraorbitalrand und der Stirne, bloß 8 *mm*, wodurch jene charakteristische Verdickung des vorderen Endes hervorgerufen wird, wie man solche an den bekannten diluvialen Schädeln noch nicht beobachtete, welche Erscheinung aber bei den Anthropoiden sehr stark hervortritt (vgl. diesbezüglich den Schimpansen).

An der unteren Seite des vorderen Supraorbitalrandes beobachtet man die bereits beschriebene weite, sanft eingebuchtete *Incisura supraorbitalis,* neben welcher sich manchmal ein rundlicher Höcker *(Processus supraorbitalis)* befindet *(H)*. Im Bereiche der *Incisura* ist das *Foramen supraorbitale* (Abb. 103 *a*, *b*), vor welchem (gegen die *Glabella* gehend)

noch ein größeres Foramen *(Ö)*, welches in den *Sinus frontalis* führt, auftritt. Über diesem sind noch zwei kleinere Öffnungen vorhanden.

Bezüglich der Augenhöhle selbst, speciell der *Fossa glandulae lacrimalis*, hätte ich zu bemerken, dass diese obere Wandung der Augenhöhle schon 23·5—29 *mm* hinter dem vorderen Augenrande beginnt, so zwar, dass es den Eindruck macht, die Augenhöhle wäre nicht tief gewesen, wenigstens nicht so sehr wie beim recenten Menschen.

Röntgenbild eines Stirnfragmentes des Homo von Krapina. Der Assistent des geologisch-paläontologischen Nationalmuseums in Agram, Herr V. Ivanek, machte eine Röntgenaufnahme eines kleinen Stirnfragmentes, welches von einem noch jugendlichen Individuum herrührt. An der Außenseite des Knochens sind noch Spuren der *Sutura frontalis*, an der Innenseite die *Crista frontalis* sichtbar. Das Röntgenbild zeigt nun eine anscheinend gleichmäßige *Spongiosa*, die bloß entlang der *Crista frontalis* zwei leichte Verdichtungen aufweist. Bei genauerer Betrachtung indessen sieht man im linken oberen Winkel als auch an der rechten Knochenseite die *Spongiosa* zu zarten Trajectorien angeordnet, welche sich schräge kreuzen und eine vornehmlich diagonale Stellung einnehmen. Siehe Abb. 106, *Tr.* Interessant ist auch der links ober dem *Sinus frontalis* im Inneren des Knochens gegen die *Crista* zu verlaufende und sich gabelnde, sonst horizontal gelegene, etwas wellig gebogene, verhältnismäßig breite Canal, welchen ich nach einem Röntgenbilde hier skizziert habe (siehe Abb. 106).

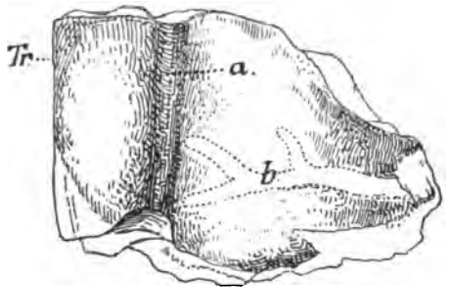


Abb. 106. Stirnfragment eines jungen Individuums des Homo von Krapina nach einem Röntgenbilde. — *a* = verdichtete Spongiosa längs der *Crista frontalis*, *b* = der innere gegabelte Canal. — *Tr.* = Trajectorium.

2. Die Scheitelbeine.

(Tafel I, Fig. 1.)

Das vorliegende, bereits erwähnte, jedoch von mir noch weiter vergrößerte Schädeldachstück zeigt uns die ganze *Sutura sagittalis*, Theile der rechten und linken *Sutura lambdoidea*, einen Theil der *Sutura coronalis* und einen kleinen Theil der *Linea temporalis sup.* Das Schädeldach ist ziemlich flach; die äußere Knochenfläche ist sehr deutlich punktiert und alle Suturen sind noch unverwachsen. An der inneren Knochenfläche beobachtet man kräftige *Foveolae granulares*, welche beiderseits und in einiger Entfernung von der *Sutura sagittalis* auftreten. Dieselben bestehen aus zwei gegen die *Sutura coronalis* schräge gerichteten, länglichen, rinnenartigen, ungleichgroßen Vertiefungen. in welchen größere und kleinere Löcher gruppenweise und vereinzelt auftreten (siehe Tafel I, Fig. 1 *b*, *F. g.* — Diese Abbildung rührt noch von dem durch Klaatsch vergrößerten Stücke her).

Dieses nun vergrößerte Schädelstück zeigt uns die ganze *Sutura sagittalis*, wodurch ermöglicht wurde, einen Index zu berechnen, welcher — wie dies im II. Abschnitte dieser Arbeit, nämlich bei der Reconstruction des Schädels zu sehen sein wird — sehr gut mit jenen Ergebnissen im Einklange steht. Ich werde auch sogleich die entsprechenden Ausmaße vergleichend hier vorführen (Schwalbe, Der Neanderthalschädel, S. 41, 42):

Sutura sagittalis	Sehne	Bogen	Index
Recent	101	114	88·6
Krapina	109	117·5	92 8
Neanderthal	104	110	94·5

woraus die große diesbezügliche Übereinstimmung des *Homo neanderthalensis* mit jenem von Krapina ersichtlich ist. Ich würde auf diese sonst geringfügige Übereinstimmung natürlich kein besonderes Gewicht legen, wenn dieselbe nicht auch mit anderen — auf constructivem Wege erhaltenen Ergebnissen — im Einklange stehen würde (siehe die gleiche »Glabella-Inionlänge« des Krapinaer und Neanderthaler Menschen).

Die Röntgenaufnahme eines Knochentheiles längs der *Sutura sagittalis* mit einem Theile der *Sutura coronalis* zeigt eine gleichmäßige *Spongiosa* und bloß längs der erwähnten Suturen eine Verdichtung der Knochensubstanz.

Linkes Seitenwandbein *(Os parietale sin.)*, Tafel III, Fig. 1. Dieses bereits von Klaatsch vergrößerte und die ganze *Sutura sagittalis* zeigende Schädelfragment gelang mir — mit Ausnahme der mittleren vom Coronalrand über die beiden Temporallinien und bis auf 2·5 *cm* vor den Occipitalrand hin ausgebrochene Partie — sonst ganz zusammenzukleben — so zwar, dass an diesem Knochen nun alle vier Ränder messbar sind, da fast alle vier Ecken bis auf unbedeutende Defecte erhalten sind. Der Knochen ist stark aufgebläht, und zwar sowohl seitlich, d. h. in der Richtung von der vorderen zur hinteren Sutur, als auch von der Mitte des Schläfenrandes zur Sagittalsutur heraufgehend. Es besaß demnach dieser Knochen einen deutlichen und stark ausgeprägten *Tuber parietale.* Die äußere Knochenfläche ist fein punktiert; alle Suturen waren unverwachsen und davon die *Sutura sagittalis* in ihrem mittleren Theile stark gezackt. Unten und rückwärts vor dem *Angulus mastoideus* läuft von oben herab eine circa 22 *mm* lange, flache, nach unten zu sich allmählich verstärkende Rinne, welche in die Ecke der rechtwinkelig gekrümmten Sutur einmündet.

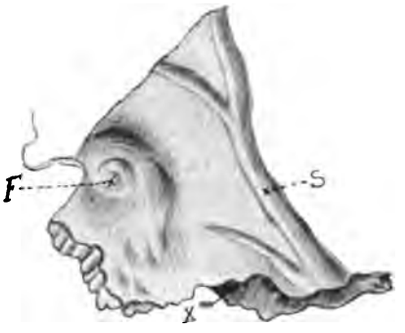


Abb. 107. Der hintere untere Parietalwinkel in natürlicher Größe. — *F* = die große Grube. *S* — der starke Sulcus, *x* = die Mündung der äußeren Gefäßrinne, links unten der Angulus mastoideus.

Die innere Knochenfläche ist insoferne bemerkenswert, als man bei der *Sutura lambdoidea,* und zwar in der hinteren unteren Ecke (siehe Abb. 107) eine große, 2 *cm* lange und fast 1·5 *cm* breite Grube (*F*) beobachtet, die etwa die Stelle des *Sulcus transversus* einnimmt. Vor dieser Grube ist ein sehr kräftiger, nach oben sich verästelnder und dann rasch sich verjüngender *Sulcus arteriosus* (*S*) eingeprägt. Seine Breite beträgt unten 5 *mm*, in der Mitte 3 *mm*. Die vorhin erwähnte, in die Sutura sich vertiefende Rinne endet hier zwischen der Grube und dem Sulcus.

Sehr bemerkenswert sind endlich die Ausmaße der einzelnen Ränder dieses Knochens, welche ich — vergleichshalber — mit den entsprechenden Rändern des Neanderthalers als auch mit denjenigen des recenten Menschen verzeichnen werde.

(Vergleiche diesbezüglich: Schwalbe, Der Neanderthalschädel, S. 41, 42):

	Neanderthal			Krapina			Mensch			Krapina
	Bogen	Sehne	Index	Bogen	Sehne	Index	Bogen	Sehne	Index	Index-Mittel dreier Messungen
Margo sagittalis . .	110	104	94·5	113.5	98·0	86·3	114·0	101	88·6	87·80
Margo coronalis . .	107	94	87·8	113·6	93·3	82·1	109·0	89	81·6	83·30
Margo lambdoideus .	80	69	86·2	101·0	86·0	85·1	88·0	73	82·9	87·06
Margo temporalis . .	118	—	—	98·0	95·5	—	106·8	—	—	—

Aus diesem Vergleiche ergibt sich, dass sich der Mensch von Krapina bezüglich seines kurzen *Margo lambdoideus* dem *Homo neanderthalensis*, hinsichtlich der übrigen diesbezüglichen Verhältnisse aber dem recenten Menschen anschließt. Mit diesem Ergebnisse werden noch einige andere im Einklange stehen, wie dies im II. Abschnitte zu ersehen sein wird.

Ein anderes, ebenfalls linkes Seitenwandbein (Tafel I, Fig. 2) ist bloß theilweise erhalten. Man sieht eine Partie der *Sutura coronalis,* einen Theil der *Sutura temporalis* und *Sutura lambdoidea.* Ferner sind bemerkbar die beiden *Lineae temporales,* besonders aber tritt der *Tuber parietale* hervor. Die Oberfläche des Knochens ist punktiert und in die hintere untere Knochenecke tritt ebenso — wie beim vorigen Knochen — eine leichte Rinne in die Sutur ein. Bemerkenswert ist ebenfalls die innere Knochenfläche, und zwar deshalb, weil auch hier außer den kräftigen und verästelten *Sulci arteriosi* ebenfalls — und zwar — bei der Lambda-Sutur an Stelle des *Sulcus transversus* grubenartige Vertiefungen auftreten. Besonders ist die eine — die unterste — davon sehr kräftig und besitzt am Boden Eindrücke zarter Gefäße.

Die Röntgen-Aufnahme dieses Knochens wurde hauptsächlich wegen der beiden *Lineae temporales* gemacht, weil hier der *Musc. temporalis* seine Ansatzstelle hatte. Der directe Verband dieses Muskels mit dem *Proc. coronoidalis* des Unterkieferastes musste auch einen entsprechenden Bau wegen des Widerstandes, den das *Parietale* dem Muskelzuge zu leisten hatte, bekunden. Es wurde die innere Knochenfläche röntgeniert. Das Bild weist eine Verdichtung der Knochensubstanz im Bereiche der *Linea temporalis* und eine Zone von Trajectorien auf, welche der radialen Anordnung der Muskelfasern entsprechend eine darauf senkrechte Lage zeigen und ein System von sich schräge kreuzenden Linien darstellen. Dies ist hauptsächlich in der vorderen Knochenpartie sichtbar. Sonst sind noch einige leichtere Verdichtungen der Knochensubstanz erkennbar, was besonders längs der *Sutura lambdoidea* der Fall ist.

3. Das Hinterhauptbein. — Os occipitale.

(Tafel II, Fig. 1—6.)

Ich habe bereits in meiner Arbeit »Der paläolithische Mensch und seine Zeitgenossen . . .« auf S. 184 in Kürze hervorgehoben, dass von diesem Schädeltheil mehrere Fragmente vorliegen, welche Individuen verschiedenen Alters angehören. Auch habe ich betont, dass die innere und äußere Fläche dieser Knochenstücke durch stark ausgeprägte Sulci, Protuberantien und Nuchallinien ausgezeichnet sind. Nachdem aber, wie erwähnt, es Dr. Klaatsch gelungen ist, mehrere zusammengehörige Stücke aneinanderzukleben, unternahm er es, auf mein Ersuchen auf das bereitwilligste eingehend, die Beschreibung von zwölf Occipitalstücken durchzuführen, welche nun seinem Manuscripte wörtlich entnommen ist:

»Am Hinterhaupt der Krapina-Schädel finden sich Eigenthümlichkeiten, welche eine genaue Beschreibung beanspruchen. Da die Stirnregion in einer so auffälligen Weise mit dem Typus der Schädel von Neanderthal und Spy übereinstimmt, so legte ich mir die Frage vor, ob am Occipitale sich nicht ähnliche Anklänge finden sollten. Bekanntlich zeigt der Neanderthal-Typus, an den besser erhaltenen Schädeln von Spy besonders deutlich, eine scharfe Abknickung des *Planum occipitale* gegen das *Planum nuchale.* Der Region der *Lineae nuchae superiores* entspricht eine horizontal gestellte Wulstbildung, ein typischer Torus occipitalis im Sinne Eckers, durch dessen unteren Rand die obere gewölbte Schädelpartie gegen die untere, schwach ausgehöhlte Außenfläche des Occipitale viel deutlicher abgesondert ist, als bei den recenten Schädeln. Dem Mittelpunkt dieses *Torus*

entspricht die als »Inion« bezeichnete Stelle, welche für die Fixierung des größten Längendurchmessers des Schädels, der Glabella-Inion-Linie verwertet wird.

Am Neanderthal-Schädel[1]) sind die betreffenden Partien bekanntlich defect, auch an den Schädeln von Spy ist nur ein kleiner Theil des *Planum nuchale* erhalten. Da ich von letzteren nur Gipsabgüsse kenne, die Originalien bisher nicht untersucht habe, so sehe ich zunächst von Vergleichungen ab und überlasse es späterer Prüfung, festzustellen, inwieweit die Befunde von Spy und Krapina im einzelnen übereinstimmen. Dass sie bezüglich des Hinterhauptes in der allgemeinen Configuration deutliche Beziehungen zu einander haben, ersah ich, nachdem es mir gelungen war, aus den Fragmenten eine Anzahl von solchen des Occipitale herauszufinden und dieselben zum Theil als zusammengehörig aneinanderzufügen. Im ganzen liegen jetzt zwölf Stücke vor, verschieden große Fragmente des Occipitale darstellend; sie gehören mindestens acht verschiedenen Individuen an, von denen eines einem jugendlichen Alter entspricht. Alle stimmen miteinander in den von mir als wesentlich erkannten Punkten überein; indem bald dieser, bald jener Theil des Knochens durch die einzelnen Stücke verdeutlicht wird, lässt sich ein annähernd zutreffendes Gesammtbild der Hinterhauptschuppe construieren, wobei die im einzelnen bestehenden Variationen sich für die Vergleichung der Krapina-Menschen mit denjenigen des Recenten nützlich erweisen.

Die Verschiedenheit zwischen beiden ist in der That eine bemerkenswerte.

Denn der Krapina-Mensch zeigt sowohl an der Außen- wie an der Innenfläche der *Squama occipitalis* ein von der überwiegenden Mehrzahl der recenten Befunde abweichendes Relief.

Beim Recenten gehen die Lineae nuchae superiores meist von einem median gelegenen Vorsprung aus, der Protuberantia occipitalis externa. Die mediane Partie ist in der Regel die am meisten nach hinten vorspringende. Anders am Krapinafund. In derselben Anordnung wie bei Spy läuft auch hier eine horizontale Wulstbildung über die Außenfläche des Occipitale, aber dieser »Torus« ist nicht einheitlich, nicht gleichmäßig in seinen Theilen gestaltet, sondern er lässt eine mediane und zwei laterale Partien unterscheiden.

Die mediane Partie ist durch eine Einsenkung markiert zwischen zwei beträchtlichen seitlichen Wülsten, deren unterer Rand besonders scharf ausgeprägt der Linea nuchae superior des Recenten entspricht.

Die Pars media des Torus occipitalis wird von einer schmalen, circa 3—4 *mm* breiten Leiste gebildet (Schwalbes querer Inionwulst). Oberhalb derselben bildet das Planum occipitale eine flache Vertiefung, deren laterale Ausdehnung (circa 2 *cm*) etwa doppelt so groß ist als die sagittale. Ich bezeichne diese Depression als *Fossa supratoralis*, da sie auch bei Recenten eine fast constante Bildung zu sein scheint. Nach vorn und oben ist keine scharfe Abgrenzung der Grube gegen die sanft ansteigende des obersten Theiles der Hinterhauptschuppe vorhanden.

Die lateralen Partien des Torus occipitalis stellen Erhebungen dar, welche in maximo circa $1^1/_2$—2 *mm* weiter nach hinten vorspringen als die mediane Partie des Hinterhauptes. Die Stelle stärkster Prominenz liegt circa 1 *cm* von der Medianlinie entfernt. Betrachtet man den Knochen im Profil, so sieht man daher den hinteren Umriss durch diese seitlichen Theile gebildet.

Bei dieser Ansicht tritt deutlich hervor, dass die untere Begrenzung des lateralen Wulstes der Knickungslinie an den Spy-Schädeln entspricht. Das Planum occipitale ist gegen

[1]) Vgl. Schwalbe, a. a. O. 44, 45.

den lateralen Wulst nur durch eine ganz schwach angedeutete Niveaudifferenz abgegrenzt, hingegen ist der Abfall gegen das Planum nuchale steil; diese Fläche zeigt eine deutliche Concavität.

Die untere Begrenzungslinie des Wulstes (das Homologon der Linea nuchae suprema) hat einen leicht S-förmig gekrümmten Verlauf. Eine schwache Concavität nach unten findet sich an der Stelle der stärksten Prominenz des Wulstes, dann steigt die Linie sanft nach oben an, um seitlich nach abwärts umzubiegen. Hier kommt sie in örtliche Beziehung mit Rauhigkeiten, in denen das Homologon der *Linea nuchae inferior* erkannt wird. Unregelmäßige Grübchen mit zackigen Umrissen, den Anheftungsstellen der Fasern des *Semispinalis capitis* entsprechend, liefern eine ganz charakteristische Figur an dieser Stelle. Die mittleren unteren Partien des Occipitale sind uns nicht erhalten geblieben.

Auffallend schwach sind die Rauhigkeiten, welche auf eine *Protuberantia occipitalis externa* zu beziehen wären. Wohl finde ich in zwei Fällen kleine Vorragungen, unterhalb des mittleren Theiles des Torus, aber diese Unebenheiten entsprechen nicht genau der Medianlinie, sie liegen etwas links davon.

Das Homologon der Linea nuchae suprema wäre in jener ganz schwachen Abgrenzungslinie zu erkennen, durch welche sich der Torus vom Planum occipitale (an einem der Objecte) abhebt. Diese Linea folgt dem bogenförmigen Verlauf jener anderen, in welcher wir das Homologon der *Linea nuchae superior* erkannten. Der Abstand beider Linien, d. h. die Breite des Wulstes ist ungefähr an der Stelle am größten (circa 1 *cm*), wo sich die größte Prominenz desselben findet.

Wenden wir uns nun der Innenfläche der *Squama occipitalis* zu, so finden wir leicht das Homologon der *Protuberantia occipitalis interna,* deren Centrum etwa 2 *cm* abwärts vom Torus liegt. Wir können wohl von einer *Eminentia cruciata* sprechen, aber die Wülste und Furchen, die hier von vier Seiten zusammentreffen, sind etwas anders gestaltet, als wir bei der Mehrzahl der Recenten, namentlich beim Europäer zu finden gewohnt sind. Die Sulci transversi sind nicht in der typischen Form ausgeprägt. Ihre Stelle wird von Wülsten eingenommen, in einem Falle von einer scharfen Crista. Der Verlauf des Sinus muss neben dieser Crista, respective auf oder neben den Wülsten gedacht werden. Das Auffällige ist dadurch gegeben, dass die Blutbahn sich nicht ein tiefes Bett geschaffen hat, wie in der Regel an den recenten Objecten. Dies zeigt sich auch am Sulcus sagittalis, dessen Stelle durch Wulst- und Kammbildungen markiert ist. In einem Falle ist der Sulcus auf seiner linken Seite durch eine sehr steil aufragende Crista, auf der rechten Seite durch einen schwachen Wulst begrenzt.

Unregelmäßige kleinere und größere Vertiefungen zeigen sich an der — leider ziemlich defecten — Region des Confluens sinuum.

Eine besondere Beachtung verdienen die Abdrücke, welche das Gehirn an der Hinterhauptschuppe hinterlassen hat.

Die Hinterhauptslappen des großen Gehirns haben sich offenbar stark nach hinten vorgeschoben. Die Vertiefungen lateral vom Sulcus sagittalis sind ungewöhnlich tief; ja — an einem Objecte lässt sich sogar unterhalb der Spitze der Hinterhauptschuppe im Bereiche der Medianlinie eine Wulstbildung constatieren, durch welche die dem betreffenden Gehirntheil entsprechende Aushöhlung noch eine derartige Abgrenzung erfährt, wie man sie bei recenten Objecten wohl selten finden dürfte. Mit diesen Erscheinungen steht es im Einklang, dass die einzelnen Furchen und Windungen der Hinterhauptsregion des Gehirns sich im Knochenrelief sehr deutlich wiederspiegeln. . . . Die bedeutendste Vertiefung der Gehirngrube entspricht der Stelle des Torus occipitalis. Die

Messungen der Knochendicke zeigen, dass das Wesentliche dieser Wulstbildung keineswegs in einer besonderen Knochenauftreibung bestehen kann, sondern eher eine Knochenvorwölbung darstellt. Erwägt man ferner die bilateral-symmetrische Ausbildung der Torus-Prominenzen, so drängt sich der Gedanke an einen ursächlichen Zusammenhang im allgemeinen zwischen der Entfaltung des Hinterhauptlappens und der lateralen Wulstbildung an der Außenfläche des Occipitale auf, deren Relief im speciellen durch die Beziehungen zur Musculatur beherrscht werden mag.

Die nachfolgende Einzelbeschreibung und die Abbildung einiger Hauptpunkte mögen diese Thatsache belegen, deren vergleichend anatomische Verwertung späteren Studien vorbehalten bleibt.

Nr. 1. Fragment der linken Hälfte der Schuppe, aus zwei Bruchstücken zusammengesetzt; stammt von einem jüngeren Individuum; die Knochen sind zart. Erhalten ist der Torus der linken Seite, der lateral bis zur Bruchstelle (unweit der Verbindung mit dem Mastoid) sich verfolgen lässt; darunter die Muskelrauhigkeit des Semispinalis. Der Lateralwulst schwillt neben der Mittellinie zu einer bedeutenden Erhebung an, eine Abgrenzung nach oben fehlt gänzlich. Die untere Begrenzungslinie ist nicht scharf; der untere Abhang des Wulstes geht allmählich in das schwach concave Planum nuchale über. Die Fossa supratoralis ist sehr deutlich und ausgedehnt. Innen erkennt man die Stelle des linken Sulcus transversus durch einen Wulst ohne jegliche Furchenbildung angedeutet. Im Bereich des Torus besteht innen eine tiefe Aushöhlung.

Die Dicke des Knochens beträgt am lateralen Bruchrande 5—6·5 *mm*, am medialen Bruchrande unterhalb des Sinus transversus 3 *mm*, im Bereiche desselben 6 *mm*, am Torus 6·5 *mm*, etwas darunter 4 *mm*, darüber an der Fossa 6 *mm*. Es besteht also eine Verdünnung der Knochenwandung unterhalb des Torus, aber keine locale Verdickung im Bereich desselben; vielmehr erscheint die ganze Schuppe am Torus von innen nach außen vorgewölbt.

Nr. 2. Fragment der rechten Hälfte und eines kleinen Theiles der linken Schuppenhälfte aus fünf Bruchstücken zusammengesetzt. Die Knochensubstanz ist kräftig entwickelt, an ihrer Außenfläche mit zahlreichen kleinen Grübchen versehen. Das Fragment entstammt einem erwachsenen Individuum, von dessen Schädel zahlreiche andere Bruchstücke erhalten sind. Da es am schönsten und relativ vollständigsten die typischen Zustände zeigt, so wurde es im wesentlichen der vorangehenden Beschreibung zugrunde gelegt. Die Knochendicke ergibt folgende Zahlen: Am lateralen Rand der Verbindungsnaht mit dem Parietale entsprechend 7 bis 8 *mm*; in der Mittellinie an der Stelle der inneren Wulstbildung unterhalb der Spitze der Squama 10 *mm*; oberhalb der Fossa supratoralis im Bereiche der inneren Crista (»Sulcus«) sagittalis 9 *mm*, an der Fossa 9·5 *mm*, am mittleren Theil des Torus 12 *mm*, unterhalb desselben 9·5 *mm*; am Sulcus transversus (25 *mm* von der Medianlinie entfernt) 7 *mm*, weiter lateral 10 *mm*.

Ein sagittal in einer Entfernung von 10 *mm* von der Medianebene gelegter Schnitt würde die höchste Erhebung des Lateralwulstes treffen und von oben nach unten folgende Maße der Knochendicke ergeben: Planum occipitale 8 *mm*, auf größter Höhe des Wulstes (rechts wie links) 8 *mm*. Am Planum nuchale 6·5 *mm*. Auch hier ist es deutlich, dass die äußerliche Prominenz des Lateralwulstes nicht einer localen Verdickung der Knochensubstanz ihren Ursprung verdankt. Der Höhe des Torus entspricht genau eine von einer Gehirnwindung herrührende transversal verlaufende Impression.

Nr. 3. Fragment der linken Hälfte der Schuppe. Größte Ausdehnung in sagittaler Richtung 50 *mm*, in transversaler 45 *mm*. Die Knochensubstanz ist stark. Das Stück entstammt sicher einem erwachsenen Individuum; es ergänzt in manchen Punkten Nr. 2.

Der mediale Bruchrand entspricht eine Strecke weit genau der Mittellinie. Hier ist ein Stück des mittleren Theiles vom Torus sichtbar als 4 *cm* breite Leiste; von einer Protuberantia ext. ist nichts vorhanden. Von der Fossa supratoralis ist gerade noch ein kleines Stück sichtbar. Der Lateralwulst hebt sich mächtig an, mindestens 2 *mm* weiter nach hinten vorragend als der mittlere Theil des Torus; eine obere Abgrenzung (Lin. nuch. suprema) ist nicht nachweisbar. Der untere Begrenzungsrand des Wulstes wird erst ziemlich weit lateralwärts scharf ausgeprägt. Die Concavität des Planum nuchale erscheint beträchtlich und erhält den Eindruck der Mächtigkeit des Lateralwulstes. Das Muskelrelief am äußeren Theil der Linea nuchae inferior ist scharf ausgeprägt.

Auf der Innenseite ist ein Stück vom »Sulcus transversus« erhalten, an dessen Stelle ein Wulst mit einer kaum wahrnehmbaren Einsenkung besteht. Die Abdrücke des Gehirns sind überaus deutlich. Man erkennt eine quere Eminentia, welche circa 5 *mm* unterhalb des Lateralwulstes, ihm parallel verläuft; dem Torus genau entspricht eine von einer quer verlaufenden Hirnwindung hervorgebrachte Impression.

Die Knochenmasse ist ziemlich dick; am Planum occipitale zeigen die Bruchränder Dicken von 8 und 9 *mm*, desgleichen an der theilweise erhaltenen Lambdanaht. Die Dicke am Torus beträgt lateral 11 *mm*, unmittelbar medial davon steigt sie auf 13 *mm* (am Bruchrande) an; am Sinus transversus 9 *mm*.

Nr. 4. Fragment der linken Hälfte der Schuppe, sagittal 44 *mm*, transversal 36 *mm* lang; von einem Erwachsenen. Der linke Lateralwulst ist im Bereich seiner höchsten Erhebung erhalten. Der mediale Bruchrand bleibt etwas links von der Mittellinie. Ein Theil der medianen Einsenkung des Torus ist noch sichtbar, darunter eine kleine circumscripte rauhe Fläche, welche, wenn sie nicht (wie in den anderen Fällen auch) links von der Mittellinie gelegen wäre, an eine Protuberantia occipitalis externa erinnern würde. Von der Fossa supratoralis ist ein Stück erhalten. Eine obere Abgrenzung des Torus besteht nicht; die untere ist durchwegs scharf, das Planum nuchale stark concav und mit den typischen Muskelrauhigkeiten versehen.

Innen findet man an Stelle des Sulcus transversus eine scharfe Crista, der Sinus hat keinen Abdruck hinterlassen. Die Gehirneindrücke sind sehr deutlich. Wie bei Nr. 3 findet sich im Niveau des Torus eine quere Furche, darunter eine quere Eminentia, darunter folgt wieder eine tiefe Impression. Der Knochen ist ziemlich dick, am Planum occipitale 8 *mm*, auf der Höhe des Lateralwulstes 9 *mm*, an der Fovea 6·5 *mm*.

Nr. 5. Fragment der linken Hälfte der Schuppe, von einem Erwachsenen. Erhaltungszustand nicht sehr gut. Größte Ausdehnung in sagittaler Richtung 56 *mm*, in transversaler 57 *mm*. Dicht unterhalb des Lateralwulstes liegt der Bruchrand. Sehr groß erscheint (vielleicht durch Zerstörung der Oberfläche) die Fossa. In der Mittellinie unter der Fossa ein kleiner Vorsprung; da die Oberfläche nicht ganz intact ist, können keine Schlüsse bezüglich der Bedeutung dieses Reliefs (ob einer Protub. occ. ext. entsprechend) gezogen werden. Innenfläche auch mangelhaft erhalten. Knochendicke am Parietalrande 7 *mm*, am Planum occipitale 8 *mm*, auf der Höhe des Wulstes 7·5 *mm*.

Nr. 6. Fragment der linken Schuppenhälfte, bereits früher mit den angrenzenden Theilen von Parietale und Mastoid vereinigt. Der mediale Bruchrand erreicht nicht die Mittellinie. Der linke Torus ist als eine massige Erhebung vorhanden. Die untere Begrenzung ist wenig scharf, der ganze Wulst erscheint mehr als eine gleichmäßige Vorwölbung des ganzen Knochens und erinnert an das jugendliche Exemplar Nr. 1, obwohl bestimmt von einem Erwachsenen herrührend. Die Innenfläche zeigt schwächere Reliefbildungen des Gehirns, hingegen eine, wenn nur angedeutete Spur des typischen Sulcus transversus auf der Höhe eines niederen Wulstes. Knochendicke am Parietalrande 8·5 *mm*,

auf der Höhe des Wulstes 8·5 *mm*. Unterhalb desselben verdünnt sich die Knochensubstanz des Planum nuchale auf 5 *mm*.

Nr. 7. Fragment der rechten Hälfte der Schuppe, größte Ausdehnung sagittal 33 *mm*, transversal 55 *mm*; an den Außenflächen sehr defect, gehört einem Erwachsenen an. Die Möglichkeit ist nicht ausgeschlossen, dass es mit Nr. 6 zusammengehört, doch lässt dies sich nicht beweisen; ich führe diese Möglichkeit nur an wegen der Zahl der Individuen, denen die Fragmente zugehören. Das Stück zeigt alte Brandspuren. Der rechte Torus ist zu erkennen, aber seine Oberfläche, sowie diejenige der Fossa ist theilweise zerstört. Auf dem Planum nuchale erblickt man die charakteristischen Muskelreliefbildungen. Die Innenfläche des Stückes ist gut erhalten und zeigt interessanten Befund der Gefäßfurchen. Es handelt sich um den oben erwähnten Fall, dass der Sulcus longitudinalis deutlich entwickelt ist und sich in den schwach angedeuteten Sulcus transversus dexter fortsetzt. Besonders eigenthümlich ist die Crista longitudinalis links vom Sulcus. Von Messungen der Knochendicke muss abgesehen werden.

Nr. 8. Fragment des Planum nuchale der rechten Seite, größte Ausdehnung sagittal 39 *mm*, transversal 46 *mm*.

Das Stück ist sehr mangelhaft erhalten, aber sofort erkennbar an dem Muskelrelief des Semispinalis, auch ist ein Stückchen des Randes gegen das Mastoid hin erhalten.

Eine Zugehörigkeit zu einem der früher aufgezählten Fragmente ist nicht zu begründen.

Der obere Bruchrand deutet die Nähe des Torus an, denn er hebt sich mit concaver äußerer Fläche empor. Innen zeigt sich nach Entfernung noch anhaftender Sandpartikel ein querer Wulst, welcher genau dem Sulcus transversus dexter entspricht, darüber Gehirneindrücke.

Nr. 9. Fragment des Planum nuchale der linken Seite, größte sagittale Ausdehnung 47 *mm*, transversale 52 *mm*.

Das Stück ist gut erhalten, stammt von einem Erwachsenen. Die Zugehörigkeit mit einem der früheren wäre allenfalls bezüglich Nr. 5 denkbar, aber es fehlt der Beweis; auch sind Färbung und Erhaltungszustand verschieden, was freilich für sich nicht entscheidend ist.

Auf der Außenfläche ist der laterale Ausläufer des Torus zu erkennen bis gegen den Mastoidrand. Das Muskelrelief auf dem Planum nuchale in typischer Weise vorhanden. Die Concavität des Planums deutlich. Alle diese Punkte lassen keinen Zweifel über die Natur des Fragmentes, und daraus ergibt sich dann auch, dass eine tiefe Furche, welche quer über die Innenfläche hinzieht, einen typischen Sulcus transversus darstellt, wie wir ihn bisher noch bei keinem anderen Objecte angetroffen haben.

Nr. 10. Fragment der linken Schuppenhälfte. Größte Ausdehnung sagittal 74 *mm*, transversal 38 *mm*.

Das Stück rührt von einem jüngeren, offenbar sehr zarten Individuum her, die Knochensubstanz ist außerordentlich dünn. Die Erkennung des Stückes gründet sich auf das Vorhandensein eines Suturrandes links, des Muskelreliefs auf dem Planum nuchale und der entsprechenden inneren Reliefbildung. Den Torus würde man ohne diese anderen Merkmale entschieden übersehen, denn einmal ist nur ein ganz kleines Stück von ihm erhalten, und zweitens ist er so schwach ausgeprägt wie bei keinem der anderen Objecte; er erscheint nur als eine leichte Vorwölbung der Knochenwandung. Unter ihm verdickt sich dieselbe in der Gegend des Sulcus transversus sinister, der auf der Höhe dieses Wulstes deutlich zu erkennen ist. Vom Gehirnrelief ist immerhin soviel zu erkennen, dass dem schwachen Torus eine innere Impression entspricht. Die Dicke der Knochenmasse beträgt

hier nur 2·5 *mm*, weiter oben am Planum occipitale 3 *mm*. Im Bereiche der Fossa supratoralis 3 *mm*.

Das Vorhandensein der äußeren Grube auch in diesem Falle und der Umstand, dass in derselben eine Verdünnung der Knochensubstanz nicht eintritt, sind beachtenswert. Am Sulcus transversus erreicht die Knochendicke 5 *mm*.

Nr. 11. Fragment der rechten Schuppenhälfte, größte Ausdehnung in sagittaler Richtung 30 *mm*, in transversaler 56 *mm*.

Dieses Stückchen stammt von einem Erwachsenen und zeigt alte Brandspuren. Ein Theil des Parietal- und Mastoidrandes ist deutlich. Vom Torus ist der laterale Ausläufer erkennbar, auch noch ein kleines Stück seiner höheren Erhebung aus dem concaven Planum nuchale. Gerade an dieser Stelle ist innen eine Furche vom Abdruck einer Hirnwindung zu erkennen Die Dicke des Knochens beträgt hier 5·5 *mm*, am Parietalrand 6·5 *mm*.

Nr. 12. Fragment der linken Schuppe, aus drei Bruchstücken zusammengefügt Größte Ausdehnung sagittal 83 *mm*, transversal 44 *mm*.

Die Knochensubstanz ist sehr stark entwickelt, das Stück stammt offenbar von einem erwachsenen robusten Wesen.

Ich halte es nicht für unmöglich, dass dieses Stück zu dem Hauptstück der Collection Nr. 2 hinzugehört. Knochendicke und Beschaffenheit sind sehr ähnlich. Das Stück zeigt den zackigen Parietalrand und einen an das Mastoid angrenzenden Theil. Vom Torus ist nur der laterale Ausläufer vorhanden. Unterhalb desselben ist auf der Innenseite der Wulst des Sulcus transversus ohne jegliche Furchenbildung vorhanden. Das Gehirnrelief ist deutlich. Knochendicke am Parietalrand 8 *mm*.«[1])

* * *

Das Röntgenbild des auf Tafel II, Fig. 3 und 4, abgebildeten Occipitalknochenstückes, welches beiderseits durchleuchtet wurde, zeigt eine axiale Verdichtung der Knochensubstanz im Bereiche des *Sulcus longitudinalis,* welche insbesondere am oberen Ende desselben unter dem Winkel der Lambdanähte und im Bereiche der *Protuberantia occipitalis* ins Auge sticht. Von ersterer Stelle erstreckt sich die Verdichtung der Knochensubstanz längs der Lambda-Suturlinien, von letzterer Stelle hingegen zieht sich die Verdichtung entsprechend den Nuchallinien fort. Die Spongiosa ist an den Verdichtungsstellen stellenweise engmaschiger; die Trajectorien sind zwar nicht deutlich, immerhin sind aber Spuren von radiär zur *Protuberantia occipitalis* verlaufenden Trajectorien erkennbar.

[1]) Seitdem ich im Anfang September vorigen Jahres diesen absichtlich in der Form eines Protokolles gehaltenen Bericht niederschrieb, habe ich reichlich Gelegenheit gehabt, die Befunde von Krapina mit recentem Materiale zu vergleichen. Bei Untersuchungen, welche ich über das Skelet niederer Menschenrassen, in erster Linie der Australier, anstellte, prüfte ich mit einem durch den Krapinafund gesteigerten Interesse das Verhalten des Torus occipitalis. Hierbei bestätigte sich meine Annahme, dass der bei Krapina, ebenso wie der bei Spy und Neanderthaler ausgeprägte Typus der Torusbildung in selbständiger Wiederholung aller Merkmale zwar nicht beim Recenten vorkommt, dass aber die niederen Zustände der gegenwärtigen Menschheit eine directe Anknüpfung an den altdiluvialen Befund gestatten. Durch die Kenntnis der primitiven Bildung der betreffenden Occipitalregion ist erst die Möglichkeit gegeben, in das scheinbare Chaos verschiedenartiger Formzustände der Recenten Ordnung zu bringen, indem sich nun Reihen bilden lassen, die von dem alten, primären, niederen Bildungsmodus der Torusregion zu den einzelnen modernen, secundären, höheren Formationen hinführen. Attribute der letzteren sind das Zurücktreten der lateralen Partien und das Hervortreten des mittleren Theiles des Torus in Verbindung mit Ausbildung der Protuberantia externa. Ferner geht die locale Beziehung von Windungen des Occipitallappens zum Torus gänzlich verloren. Die Stelle des lateralen Wulstes stellt nicht mehr eine Vorwölbung, sondern eine wirkliche Verdickung des Schädels dar, und der Sinus transversus liegt durchaus nicht immer unterhalb

II. Die Gestalt des Schädels.

Von den zahlreichen Bruchstücken des Schädels wurden bloß einige aneinandergefügt, und zwar so, dass von den größeren Fragmenten das linke *Parietale,* ein Theil des Schädeldaches an der *Sutura sagittalis,* die Stirne mit dem verdickten und stark vorgezogenen *Margo supraorbitalis* und ein Occipitalstück vorlagen. Nachdem es nun Doctor Klaatsch gelang, das vorhandene Occipitalstück und das Schädeldach zu vergrößern und noch ein zweites durch Aneinanderkleben von drei Fragmenten herzustellen, konnte ich die Aufgabe, den Bau des Gehirnschädels wenigstens theilweise zu construieren, zu versuchen, übernehmen. Ich habe, wie erwähnt, alle größeren Schädelstücke in natürlicher Größe bezüglich

---

des Torus, sondern entspricht oft seiner Innenfläche oder kann noch höher hinaufrücken. Die Befunde sind darin beim Europäer so variable, dass falls man das Occipitale derselben zum Ausgangspunkte der Untersuchung nehmen würde, man überhaupt gar nicht auf den Gedanken an eine Beziehung des Torus zu Gehirntheilen kommen würde. Anders steht es bei niederen Rassen, wie schon Ecker gelehrt hat. Naturgemäß leuchtete mir sogleich die Ähnlichkeit der Krapinabefunde mit Eckers Beschreibung ein; da ich damals die Originale Eckers nicht aus eigener Anschauung kannte, so vermied ich eine Parallelisierung. Ich nahm jedoch alsbald die Gelegenheit wahr, die berühmten Floridaschädel im anatomischen Museum zu Freiburg mir anzusehen und überzeugte mich davon, dass wirklich eine Annäherung an den Typus besteht, und dass der Sinus transversus abwärts vom Torus gelegen ist, dessen innere Aushöhlung von Occipitallappen eingenommen wird. An Australiern habe ich mich dann von dem gleichen Verhalten überzeugen können, besonders an Schädeln, welche mir von der Direction des Stuttgarter Naturaliencabinets gütiger Weise auf längere Zeit zur Untersuchung überlassen wurden. Besonders zu Dank verpflichtet bin ich der Direction, ebenso wie auch derjenigen des Senckenberg'schen Museums in Frankfurt a. M. für die Erlaubnis der horizontalen Eröffnung des Schädels. Unsere großen Schädelsammlungen sind erst dann im vollen Umfange wissenschaftlich verwertbar, wenn das Studium der Innenfläche des Schädels mit dem äußeren Relief in Beziehung gesetzt wird. Welche vortrefflichen Resultate auf diesem Wege gewonnen werden, lehrt die schöne neueste Arbeit Schwalbes über die von Hirnwindungen hervorgebrachten äußeren Reliefbildungen des Schädels. Das hie und da noch anzutreffende altmodisch ängstliche Vorurtheil, dass man doch einen »wertvollen Schädel« nicht aufsägen dürfe, wird hoffentlich bald gänzlich schwinden!

Abgesehen von der tiefen Lage des Sinus transversus (ob dieselbe wirklich bei Australiern die Regel darstellt, oder ob nicht, wie ich vermuthe, auch andere an Europäer erinnernde Befunde sich ergeben werden, kann erst bei Eröffnung einer noch größeren Zahl von Schädeln entschieden werden), fand ich bei den bisher untersuchten Objecten noch andere Anklänge an den altdiluvialen Typus. Beachtenswert scheint mir besonders, dass auch bei Australiern die Gefäßeindrücke in der Gegend des Confluens viel schwächer sein können, als beim Europäer.

Auch im äußeren Relief finden sich bei manchen Australiern Anklänge an das Alte. Die Schädel der acht Australierskelete, die sich im hiesigen Grassi-Museum befinden (früher dem Godeffroy-Museum gehörig), und deren genaue Untersuchung durch das freundliche Entgegenkommen des Herrn Director Dr. Obst mir gestattet worden ist, zeigen zum Theile in der Gestaltung des queren Inionwulstes, der Fossa supratoralis, dem fast gänzlichen Fehlen der Protuberantia externa noch Anklänge an die alten Zustände.

Genaue Darstellungen dieser Befunde sollen bei späterer Gelegenheit erfolgen; ich möchte hier, nur um eventuellen Missverständnissen vorzubeugen, darauf hinweisen, wie ich mir die genetischen Beziehungen der primitiven Formation des Torus zum Occipitalhirn denke. Ich muss vor allem dem vorbeugen, dass man aus meinen kurzen Andeutungen den Schluss zieht, ich betrachtete die Torusbildung überhaupt als eine vom Gehirn bedingte Bildung in dem Sinne, wie es Schwalbe für andere Schädelvorragungen gezeigt hat. Davon kann natürlich gar nicht die Rede sein, denn die im Bereiche des Torus gegebene Abknickung der Schädelfläche hängt genetisch mit verschiedenen anderen Factoren zusammen, vor allem mit der Musculatur. Etwas anderes aber ist es, wenn man sich die Frage vorlegt, ob nicht die bilaterale stärkere Vorwölbung des schon vorher gegebenen Torus — also gerade diejenige Eigenart desselben beim altdiluvialen Menschen, durch welche er sich bezüglich des Occipitals von Pithecanthropus, niederen Affen und den Jugendformen der Anthropoiden unterscheidet — ob nicht diese laterale Wulstbildung mit dem stärkeren Vordrängen des sich ausdehnenden Occipitalhirnes in einen genetischen Zusammenhang zu bringen ist. Eine solche Annahme ist durch die Thatsachen wohl gestützt. Es muss den Physiologen und Hirnforschern überlassen werden, der Frage näher zu treten, ob der stärkeren Prominenz der betreffenden Windungen des Occipitalhirnes eine functionelle Bedeutung beizumessen ist.

Leipzig, 2. Mai 1902. H. Klaatsch.

ihrer Profillinien photographisch aufgenommen, solche dann zusammengestellt, das Fehlende dazu copiert (was an paarweise vorkommenden Knochen besonders leicht war) und so gelangte ich zu allen drei Schädelansichten: der *Norma verticalis, lateralis* und dem theilweisen Querschnitte. Wenngleich diese Knochen vielleicht auch von verschiedenen Individuen herrühren, so decken sich ihre Dimensionen doch recht gut und liefern ein ausführliches Bild des Schädeltypus des Homo von Krapina (siehe Textabbildungen 108, 109).

Derselbe war ein Hyperbrachycephalus und stellt uns in seiner »Norma verticalis« einen durch die Schwellung der Seitenwandbeine, die starke Einschnürung der Temporalpartie und das zwischen den Nuchalwülsten eingedrückte Occipitale ausgezeichneten Typus dar. Auch der Längsschnitt zeigt uns sehr bemerkenswerte Eigenthümlichkeiten, die sich insbesondere in der starken Knickung des Occipitale, der relativ ziemlich hohen Stirne und den verdickten und vorgezogenen Oberaugenrändern erkennen lassen. Der theilweise construierbare Querschnitt stellt eine seitlich ausgebauchte und oben mehr abgeflachte Profillinie vor.

Abb 108.

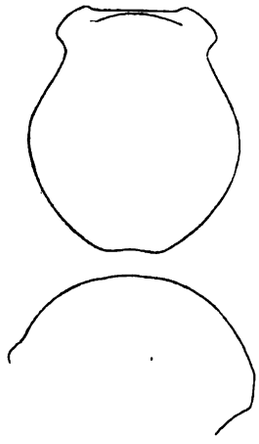


Abb. 109.
Ansichten des Schädels des Menschen von Krapina.
Abb. 108. Norma verticalis. — Abb. 109. Norma lateralis.

Als Ausgangspunkt aller weiteren Messungen und Rechnungen musste jedenfalls der Längsschnitt in Betracht gezogen werden, da auf diesem eigentlich die ganze Bestimmung des Typus und die Vergleichung mit den übrigen diluvialen Schädeln beruht. Ich habe mehrere Profilaufnahmen gemacht; am besten scheint mir die letztvorgenommene, bei welcher ich die stark punktierten Schädelfragmente, nämlich das flachere Schädeldach mit dem rechten Occipitalstücke combinierte, wozu ich bemerke, dass diese beiden Knochenstücke wohl von einem und demselben Individuum herrühren könnten, da die Dicke der sich berührenden Theile an der oberen Lambda-Sutur-Ecke dieselbe (fast 9 *mm*) ist. Viel schwieriger war indessen die Verbindung mit dem Stirnbeine — dessen oberer Theil vom Bruchrande an bis zur Sutura coronalis fehlt — herzustellen. Die Größe des fehlenden Stückes musste nun beiläufig eruiert werden. Zu diesem Zwecke schien mir Folgendes einen ziemlich sicheren Anhaltspunkt zu gewähren: ich zog von der Stelle, wo sich die *Linea temporalis* mit der *Sutura coronalis* schneidet, auf die erstere zu eine senkrechte Linie bis zur *Crista frontalis*, und von dort bis zum »Bregma« fand ich als Durchschnitt von mehreren Schädeln den Betrag von 22 *mm*. Noch sei bemerkt, dass die Dicke des oberen Bruchendes des *Os frontale* 7 *mm* beträgt, und dass sich dieselbe bis zum Bregma gewiss bis auf 9 *mm* gesteigert hätte, wobei noch erwähnt sei, dass auch dieses Stirnfragment infolge seiner Dicke und Punktation dem vorerwähnten Schädeldache und Hinterhauptbeine angehören könnte. Wiewohl diese nicht ganz sicheren Ergebnisse den Typus des Schädels des Krapinaer Menschen vielleicht als problematisch erscheinen lassen, so halte ich doch fest, dass zur Eruierung desselben auch Bruchstücke von gleichartigen und fast gleichalterigen Individuen hinreichen, um eine Construction des Schädels des Krapinaer Menschen wagen zu dürfen. Als ein günstiges Moment bei diesem Versuche kann ich das fast haarscharfe Zusammenfallen der »Norma lateralis« mit der »Norma verticalis« betrachten, um so mehr, da ich jeden dieser Schnitte für sich — also unabhängig von einander — construierte.

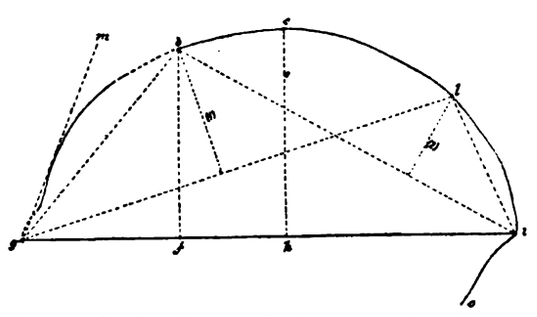
Die Messungen der also in natürlicher Größe reconstruierten Calotte als auch die Berechnungen der entsprechenden Indices habe ich ganz nach der ausgezeichneten Methode des Dr. Schwalbe durchgeführt und welche wir beispielsweise in seinen Arbeiten über

den Neanderthaler- und Egisheimer-Schädel[1]) appliciert finden. Auf Grund dieser Methoden machte ich 15 Messungen und Berechnungen, und zwar:

1. Dimensionen: Glabella-Inion-Länge per . . . . . 197·5 *mm*
   Schädelbreite . . . . . 169·0 *mm*
   Calotten-Höhe . . . . . 83·5 *mm*
   Glabella-Lambda-Länge . . . . . 180·5 *mm*
   Differenz der Glabella-Inion und der Glabella-Lambda-Länge . . . . . 17·0 *mm* = g i — g l
   Lambda-Calotten-Höhe (1) . . . . . 53·0 *mm*
2. Indices: Längen-Breiten-Index . . . . . 85·5 *mm*; Formel $\frac{169 \times 100}{g\,i}$
   Calotten-Höhe-Index . . . . . 42·2 *mm* $\frac{c\,h \times 100}{g\,i}$
   Lambda-Calotten-Höhen-Index (1) . . . . . 29·3 *mm* $\frac{53 \times 100}{g\,l}$
   Lage-Index des Bregma . . . . . 31·8 *mm* $\frac{g\,f \times 100}{g\,i}$
3. Winkel: Stirnwinkel . . . . 66°
   Bregmawinkel . . . . . 50°
   Lambdawinkel . . . . . 65°
   Opisthionwinkel . . . . . 57°

Ein Vergleich dieser Dimensionen, Indices und Winkel mit solchen an recenten und bekannten fossilen Menschenschädeln werden uns am besten über den Typus des Krapinaer Menschenschädels belehren. Ich werde zu diesem Zwecke unsere Ausmaße mit denjenigen Schwalbes über den

Abb. 110.



Mediancurve des Menschen von Krapina nach Photographien zusammengestellt. — *g* = Glabella; *b* = Bregma; *l* = Lambda; *i* = Inion; *gi* = Glabella-Inion-Linie; *cA* = Calottenhöhe: *bf.* = Bregma-Höhe; *m. g. f.* = Stirnwinkel; *b. g. f.* = Bregmawinkel; *l. i. h.* = Lambdawinkel; *h. i. o.* = Opisthionwinkel.

	Recent	Spy 2	Krapina 1	Krapina 1	Neander
	Millimeter				
Glabella-Inion-Länge	—	—	174·6	197·5	199·0
Längen-Breiten-Index	—	81·1	—	85·5	79·0
Calotten-Höhe	84	87·0	87·0	83·5	80·5
Calotten-Höhe-Index	52·3—68·9	44·3	50·0	42·2	40·4
Lambda-Calotten-Höhe-Index	29·4—43·0	31·3	31·8	29·3	29·4
Lage-Index des Bregma	22·2—35·7	35·2	34·3	31·8	38·4
Differenz der Glabella-Inion und der Glabella-Lambda-Länge	—	7·0	8·3	17·0	14·0
Stirnwinkel	78—110°	67·0°	68°	66°	62°
Bregmawinkel	53°	50·5°	53°	50°	44°
Lambdawinkel	78—85°	—	72°	65°	66·5°
Opisthionwinkel	31—40°	—	50°	57°	51·5°

[1]) Vergleiche: »Der Neanderschädel.« (Bonner Jahrbücher, Heft 106, 1901.) — »Über die specifischen Merkmale des Neanderthalschädels.« (Verhandlung der anatomischen Gesellschaft auf der 15. Versammlung in Bonn vom 26—29. Mai 1901, S. 44.) — »Der Schädel von Egisheim.« (Beitrag zur Anthropologie Elsass-Lothringens.) Straßburg 1902.

Schädel von Neanderthal und den Angaben desselben Autors über den Schädel von Spy 2 vergleichend vorführen (siehe Tabelle S. 203[1]).

Ich habe noch einen Index zu verwerten gesucht, und zwar den »Lambda-Calotten-Höhen-Index« (2) bezogen auf die »Bregma-Inion-Länge«. Nach den Schwalbe'schen Mediancurven, welche in zwei Drittel der natürlichen Größe gezeichnet sind und meinem Längsschnitte ergab sich:

	Krapina	Neander
Bregma-Inion-Länge	154·3	141·7
Lambda-Höhe (2)	35·0	28·6
Lambda-Calotten-Höhe-Index (2)	22·6	20·2.

Die auf diese Art erhaltenen Indices scheinen mir für die Richtigkeit meiner Constructionen in hohem Maße zu sprechen, da ja auch dieser Index nicht nur in gewissen Verhältnissen zu den übrigen steht, sondern auch jene hohe Übereinstimmung dieser beiden Schädel — als eine Art Correctiv — zu bekräftigen scheint.

Die obigen Zahlen nun unter sich verglichen belehren uns, dass der Homo von Krapina (1) im Sinne Schwalbes unzweifelhaft in den Formenkreis des »*Homo neanderthalensis*« gehört, wobei er bezüglich des Lambda-Calotten-Index, der Differenz der Glabella-Inion und der Glabella-Länge, des Lambda-, des Opisthionwinkels und der Kopflänge mehr oder weniger genau dem *Homo neanderthalensis* selbst entspricht; indessen, was den Stirn- und Bregmawinkel anlangt, mit dem Spy 2 genau zusammenfällt. Bezüglich der übrigen Ausmaße (Calotten-Höhe und Calotten-Höhe-Index) aber, theils eine Mittelstelle zwischen Neanderthaler und Spy 2 einnimmt, theils wieder, und zwar hinsichtlich des Längen-Breiten-Index und Lage-Index des Bregma, dem recenten Menschen sich anschließt.

Das auf Grund des ganzen linken bauchigen *Parietale* (Tafel III, Fig. 1) reconstruierte Schädelprofil mit den oben verzeichneten Ausmaßen und Indices (vergleiche in der Tabelle: Krapina 2) belehrt uns abermals, dass der Homo von Krapina dem Formenkreise des *Homo neanderthalensis* angehört, jedoch bezüglich der Calotten-Höhe, Lambda-Calotten-Höhe-Index, Lage-Index des Bregma und der Differenz der Glabella-Lambda-Inion und der Glabella-Lambda-Länge mit Spy 2 fast genau zusammenfällt. Bezüglich des Opisthionwinkels entspricht der Schädel Krapina 2 dem Neanderthaler, während er hinsichtlich des Bregmawinkels und des Calotten-Höhe-Index sich den respectiven Minimalbeträgen des recenten Menschen entweder nähert oder ihnen gleichkommt.

Es möge noch bemerkt sein, dass der Krapinaer Mensch bezüglich der Postorbital-Breite per 111·4 *mm* dem Neanderthaler, hinsichtlich des entsprechenden Index (bezogen auf die größte Schädelbreite) jedoch mehr dem Pithecanthropus zu entsprechen scheint.

Wiewohl also der Mensch von Krapina — wie gezeigt wurde — zweifelsohne dem Formenkreise des *Homo neanderthalensis* angehört,[2]) so scheint er uns doch, was den Längen-Breiten-Index anlangt, eine andere Rasse darzustellen. *Homo neanderthalensis* aus dem Neanderthale ist ein an der oberen Grenze stehender Mesocephalus[3]), der Homo von Krapina aber ist — wie schon bemerkt wurde — ein Hyper-Brachycephalus, welcher

[1]) Nachdem mir die Zusammenstellung des linken Parietale (Tafel III, Fig. 1) nachträglich gelang, so habe ich diesem Knochen die Schädeldachprofillinie entnommen und diese mit dem vorhandenen Stirn- und Occipitalprofile combiniert. Diese beiden letzteren bleiben sich immer ziemlich constant, weil die entsprechenden Knochen immer gleichartig gebaut sind (was ihre größere Anzahl beweist), während aber das Parietale beim Krapinaer Homo ein veränderlicher Factor war, was uns eben die in obiger Tabelle sub Krapina 2 einbezogenen Ausmaße und berechneten Indices bezeugen.

[2]) Es möge nebenbei noch bemerkt sein, dass der neanderthaloide Typus des Krapinaer Menschen auch ohne diese Reconstructionen — bloß nach dem Stirnbeine und der Occipitalpartie — unzweifelhaft erkenntlich ist.

[3]) Schwalbe, Der Neanderthalschädel, S. 24.

auch demgemäß eine andere Rasse oder Varietät des *Homo neanderthalensis* darstellt, welche man füglich als *Homo neanderthalensis* var. *Krapinensis* bezeichnen und unterscheiden könnte.

Außer auf den verschiedenen Längen-Breiten-Index haben wir noch auf ein anderes Gebilde unser Augenmerk zu lenken, und dieses sind die öfter besprochenen Supraorbitalränder. Wir haben sie auch etwas früher bildlich dargestellt; nun aber wollen wir dieselben mit jenen des Neanderthalers vergleichen, wobei wir uns wieder an die Schwalbesche Darstellungsweise anschließen wollen, weil dadurch am besten die Analogien als auch die Unterschiede und Einzelheiten zum Ausdrucke gelangen werden. Vor allem sind die oberen Augenränder des Homo von Krapina, wenn auch nicht so robust wie beim Neanderthaler, so doch entschieden größer und dabei, wie uns bereits unsere Textabbildungen belehrten, von einer eigenthümlichen Gestaltung, welche an einigen Stücken hauptsächlich in einer leichten Verdickung der vorderen Supraorbitalschnabelpartie liegt und welche eben den Krapinaer Menschen noch äffischer als den Neanderthaler erscheinen lassen. Diese Verhältnisse werden am besten ersichtlich sein, wenn wir auf Art Schwalbes in das Stirnprofil den Supraorbitalschnabel und dabei gleichzeitig dieselben Verhältnisse des Neanderthalers in unsere Skizze hineinzeichnen. Die hauptsächlichsten Unterschiede zwischen beiden liegen in der etwas höheren Stirne des Krapinaer Menschen und in seinem oberen Augenrand, welcher, wie früher bemerkt, viel dünner dabei, aber stark vorgezogen und am vorderen Rande hie und da verdickt ist. Ein derartiger Augenrand wurde noch an keinem diluvialen Schädel beobachtet. Übrigens ist aber zwischen beiden Schädeln eine große Übereinstimmung, sowohl was die Lage der Schläfenlinie, als auch was den *Processus zygomaticus* anlangt, vorhanden. Nur verläuft die *Crista frontalis lateralis* beim Krapinaer Menschen nicht so parallel der Stirnprofillinie wie beim Neanderthaler, sondern biegt sich rasch nach rückwärts, so dass diese Linie in der Region der *Fossa supraglabellaris* etwas eingeschnürt erscheint.

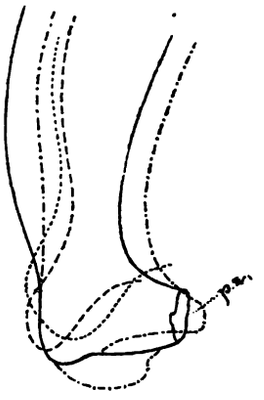


Abb. 111. Mediancurve des Stirntheils des Homo von Krapina

und des *Homo neanderthalensis*

mit dem *Proc. zygomaticus* (*p. z.*), sowie der Schläfenlinie.

III. Der Unterkiefer.

Sowohl im Texte (S. 188, Abb. 120) als auch auf Tafel II, Fig. 3, meiner Arbeit über den Menschen von Krapina habe ich wohl sehr gute Abbildungen vom Unterkiefer geliefert, dieselben sind indessen so dargestellt, dass immer der ganze Kiefertheil zu überblicken ist. Ich habe nun den Kiefer in seitlicher Ansicht photographisch aufgenommen und unsere Textabbildung 112 zeigt uns eine genaue Copie davon. Diese Abbildung ist jedenfalls nothwendig, um einen Vergleich mit den bekannten Unterkiefern leichter zu veranschaulichen. Eine große Übereinstimmung finde ich zwischen dem Unterkiefer von Naulette mit dem von Krapina, und zwar in der Gestalt, welche insbesondere durch das Fehlen des Kinns und den damit im Zusammenhange stehenden stumpfen Symphysenwinkel bedingt wird. Noch größer ist die Ähnlichkeit unseres Unterkiefers mit jenem aus der Šipkahöhle, den Maška in mehreren Ansichten abgebildet hat,[1]) und wovon in

[1]) »Der diluviale Mensch in Mähren.« Neutitschein 1886, S. 81, Abb. 1—6.

Dr. Walkhoffs Arbeit »Der Unterkiefer der Anthropomorphen und des Menschen«, S. 274, 275,[1]) nebst photographischen Abbildungen in natürlicher Größe, eine eingehende Beschreibung des bekannten Sipkakiefers als auch ein Vergleich desselben mit jenen von Naulette, Předmost und Krapina durchgeführt und die Stellung des Krapinaer Kiefers in der Serie der erwähnten diluvialen Kiefer in genetischer Hinsicht festgestellt wurde. Bevor ich noch auf die Auseinandersetzungen Walkhoffs zurückkomme, muss ich meiner Beschreibung des Unterkiefers eine genaue Darstellung des inneren Symphysentheiles, welche ich zu diesem Zwecke vergrößert aufnahm, hinzufügen. Als Ausgangspunkt der Beschreibung diene das Foramen (*F*) in der *Fossula supraspinata* (*F. s. sp.*). Letztere bildet eine flache Vertiefung mit einem quer-ovalen circa 0·75 *mm* messenden Foramen, dessen Eingang in den Knochen nach aufwärts gerichtet ist. Beiläufig 1 *mm* unter dem Foramen liegen zwei $6^1/_2$ *mm* lange, flache, rauhe Erhebungen (*g. hy*), welche zwischen sich eine Gefäßfurche besitzen. Unter (8·3 *mm*) jeder der genannten Erhebungen liegt je ein kleineres Foramen (*f' f''*), von welchen jedoch das rechte (*f''*) größer ist. Zwischen diesen Foramina befindet sich ein, die Mitte der Symphysis einnehmender elliptischer (*H*) Kamm, welchen noch kleinere Rauhigkeiten unten und seitwärts begleiten. Ober dem Foramen und im Bereiche der Fossula supraspinata sehen wir einen flachen rinnenartigen Eindruck, welcher mit mehreren kleinen Löchern besetzt ist. Zu diesem Eindrucke führt von oben her ein feiner gegabelter Gefässeindruck (*G*), welcher in ein kleines Löchelchen 9 *mm* ober dem großen Foramen (*F*) mündet. Auch beiderseits und ober dem Foramen sehen wir je einen schräg gestellten Gefäßeindruck (*R' R''*), wovon der rechte bei weitem kräftiger als der linke ist. In der Fossula supraspinata sieht man außer den bereits geschilderten noch mehrere kleine Gefäßöffnungen. Die Ansatzstelle des *M. genioglossus* um das Foramen *F* war radiär angeordnet. Die rauhen Ansatzstellen *g. hy.* sind Gebilde, welche der *Spina mentalis interna* entsprechen, nur sind diese beiden Erhebungen beim recenten Menschen — soviel ich dies an mehreren Unterkiefern feststellen konnte — knapp an das Foramen, ja auch etwas über dasselbe heraufgerückt, während dieselben beim Krapinaer Kiefer unter dem Foramen liegen. Ich besitze Unterkiefer mit Übergängen von einer doppelten, fast 8 *mm* hohen, an der Basis 8 *mm* breiten und 1·5 *mm* dicken *Spina mentalis interna* zu solchen, an denen statt jener hohen Fortsätze zwei getrennte, aber etwas erhabene Höcker vor-

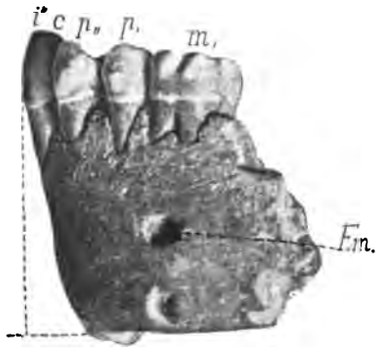


Abb. 112. Linker Unterkiefer des Homo von Krapina in seitlicher Ansicht und nat. Größe. *F. m.* = *Foramen mentale.*

Abb. 113. Die innere Symphysis des Unterkiefers des Homo von Krapina ca. $2^3/_4$mal vergrößert. — *F. s. sp.* = *Fossula supraspinata* mit dem *Foramen* = *F*, und mehreren kleinen Gefäßöffnungen. — *g. hy.* = paarige rauhe Erhebungen für den *M. genio hy ideus*; *H* = unpaarer Höcker. — *f' f''* = kleinere ungleich große Foramina. *R' R''* = rinnenartige Vertiefungen. — *G* = gegabelte Gefäßeindrücke.

[1]) »Menschenaffen.« Herausgegeben von E. Selenka. 4. Lieferung, 1902.

kommen. Ferner sieht man an einem anderen Kiefer bloß flache, rauhe Erhebungen und unter diesen einen unpaarigen länglichen Höcker, ganz ähnlich, wie wir dies an dem Krapinaer Kiefer sehen. Endlich liegt noch ein Unterkiefer eines alten Individuums vor, an welchem die Anheftungsstellen des *M. geniohyoideus* nur mehr zwei rauhe leichte Vertiefungen darstellen.

Jene zwei flachen, rauhen Erhebungen unter dem großen Foramen am Kiefer des Krapinaer Menschen sind also nicht nur topographisch, sondern auch factisch Dependenzen für die *Spina mentalis interna.*

Bei aller Analogie in der Beschaffenheit der Innenfläche an der Symphysis des Unterkiefers des Krapinaer Menschen mit solcher von recenten Menschen, bestehen dennoch einige Differenzen, welche sich kurz wie folgt zusammenfassen lassen:

1. Der Krapinaer Unterkiefer besitzt eine leicht eingebuchtete *Fossula supraspinata,* in welcher sich ein Gefäßloch nebst mehreren kleineren Gefäßöffnungen befindet.

2. Die paarigen, der *Spina mentalis interna* entsprechenden rauhen Erhebungen, liegen unter jenem Gefäßloche als getrennt von ihm und haben an ihrer Basis je eine Gefäßöffnung.

3. Die *Fossula supraspinata* des Krapinaer Kiefers mit ihrem mittelständigen Foramen und ihrem durchbohrten Boden zeigt gewisse Analogien mit der entsprechenden Grube der Affen.

Dies hätte ich noch zur besseren Kenntnis des Krapinaer Unterkiefers, respective seiner inneren Seite nachzutragen gehabt. Das übrige hat Dr. Walkhoff in seiner trefflichen Arbeit »Der Unterkiefer der Anthropomorphen« auf S. 295 und 313 dargelegt, insbesondere einen Vergleich des Krapinaer Kiefers mit jenen von Šipka, Předmost und Naulette durchgeführt. Dr. Walkhoff versuchte unter anderem auch die chronologische Aufeinanderfolge der erwähnten Kiefer festzusetzen und betrachtet nun den Šipka-Kiefer als den geologisch ältesten davon, den Krapinaer als vielleicht gleichalterig mit jenem von Naulette, doch älter als den Předmoster Kiefer (S. 313, l. c.). Hiezu bemerke ich nur, dass die Reihenfolge dieser Kiefer wohl den Resultaten der Walkhoff'schen Untersuchungen über den feineren Knochenbau auf Grund der Entwickelungsmechanik entsprechen mag, doch könnte daraus — meiner Meinung nach — noch nicht auf die chronologische Folge der genannten Kiefer geschlossen werden, da man doch nicht beweisen kann, dass der Šipka-Kiefer wirklich der älteste von den erwähnten Kiefern ist. Größere oder geringere individuelle Abweichungen im Kieferbau können kaum zu geologischen Zwecken, insbesondere aber nicht etwa zur Gliederung glacialer Abschnitte des Diluviums herangezogen werden und dies umsoweniger, da wir derartige Abweichungen auch an entsprechenden Skelettheilen recenter Menschen nachweisen können. Viel wichtiger ist entschieden die Erkenntnis eines diluvialen Unterkiefertypus, zu welchem nun — wie dies Walkhoff nachwies — der Krapinaer Kiefer gehört.

Untersuchungen über den feineren Bau einiger Unterkiefertheile des »Homo von Krapina« mittelst Röntgenstrahlen.

Zu diesem Zwecke wurden die in meiner Arbeit (l. c., S. 188—189, Tafel II, Fig. 4, 5, 6) abgebildeten Kieferfragmente herangezogen. Die Fragmente des rechten und linken Unterkieferastes (Abb. 4, 5) wurden in Agram durch die Herren Prof. F. Sandor und Dr. Hühn, der hintere Corpustheil der linken Mandibula (Abb. 6) von Herrn Prof. Dr. Walkhoff in München aufgenommen. Die erhaltenen Bilder sind zwar nicht genug scharf, erlauben dennoch auf das Sicherste gewisse »Trajectorien« und Ver-

dichtungen der Spongiosa zu erkennen, welche nun hier in Kürze dargestellt werden mögen.

Was die beiden Unterkieferäste betrifft, so ist es als ein günstiger Zufall zu betrachten, dass an beiden der Angulus mandibulae gut erhalten blieb, weil an diesem Theile gewisse Trajectorien zu erwarten waren. In der That zeigen die Röntgenbilder beider Kieferfragmente (siehe Textabb. 114) verglichen mit dem Schema der Trajectorien des Kieferastes eines Orangutans (Walkhoff, S. 241, Fig. 9 u. s. w.) zwar Analogien, aber auch gewichtige Abweichungen. Wir sehen wohl das Traj. posticum sowie das Traj. marginale, aber dies letztere kreuzt jenes bereits im Niveau der Einbuchtung des Hinterrandes unter dem Gelenkkopfe. Ferner tritt das Trajectorium dentale in einer interessanten Modification auf. Dasselbe zieht sich nicht nur einfach bogenförmig vom Kiefergelenk zum zahntragenden Kiefertheil, sondern es wird in zwei Partien zerlegt. Im inneren Kieferwinkelrand nämlich sehen wir nebst einer Verdichtung der Knochen-

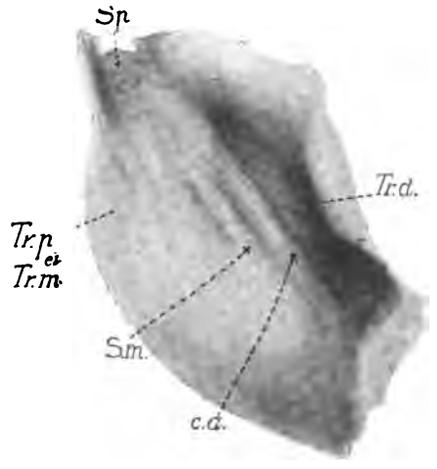


Abb. 114.

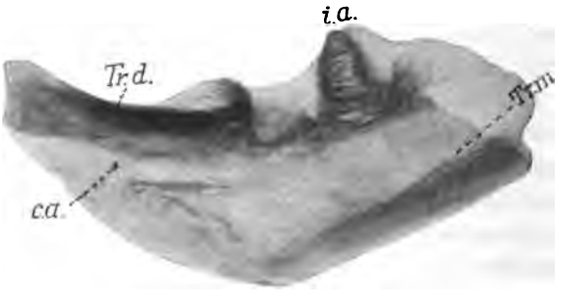


Abb. 115.

Abb. 114. Der rechte Unterkieferast von außen beleuchtet. — Abb. 115. Der hintere Corpustheil des linken Unterkiefers von innen beleuchtet. — *C. a.* = Canalis alveolaris. — *S. m.* = Sulcus mylohyoideus. — *Tr. d.* = Trajectorium dentale. — *Tr. p.* = Traj. posticum. — *Tr. m.* = Traj. marginale. — *i. a.* — Interalveolartheil mit horizontalen Knochenbälkchen. — *Sp.* = großmaschige Spongiosa.

substanz auch Trajectorien auftreten, welche parallel und S-förmig gebogen in den Ast heraufsteigen, wobei sich die Substantia compacta gabelt, und zwar so, dass nur eine Andeutung von Verdichtung der Spongiosa gegen den Processus coronoidalis sichtbar ist, während ein kräftigerer Ast gegen den Processus condyloideus hin verläuft. Durch diese eigenthümliche Anordnung der Trajectorien und Vertheilung der Substantia compacta wird der Druck, den sonst der Kieferkörper bewältigen sollte, auch in den Kieferast übertragen und dadurch der Kieferbruch in der Zone, welche die beiden Kieferwinkel verbindet, verhütet. Es möge noch erwähnt sein, dass zwischen dem hinteren Kieferastrand und dem Traj. dentale noch eine ziemlich breite Zone großmaschiger Spongiosa auftritt.

Am hinteren Corpustheil des linken Unterkiefers (Abb. 115) sehen wir an der Kieferbasis eine ziemlich breite, von hinten nach vorne zu sich verdichtende Zone der Substantia compacta nebst horizontal verlaufendem Trajectorium marginale. Sehr interessant ist ferner die Interalveolarpartie mit ihren charakteristischen, horizontal und parallel gestellten Knochenbälkchen, welche durch dünnere untereinander verbunden

werden. Die Basis und die Ränder der Alveolen zeigen leicht verdichtete Spongiosa. Hinter dem letzten Molar aber tritt die zur Substantia compacta verdichtete Zone des Trajectorium dentale auf.

Herr V. Ivanek machte noch nachträglich einige Röntgenaufnahmen verschiedener Unterkieferfragmente, von denen ich bloß eines Angularstückes und jenes in meiner veröffentlichten Arbeit S. 189, Fig. 121 *a, b* abgebildeten *Processus condyloideus* Erwähnung thun möchte. Das erstere zeigt radiär gegen den inneren Winkel auslaufende Verdichtungen der Knochensubstanz und darüber nahe beim Rande das *Trajectorium posticum,* welches etwa durch das *Trajectorium transversum* oder *Trajectorium marginale* gekreuzt scheint.

Interessant ist das Röntgenbild des linken *Processus condyloideus* mit einem Angulartheil, weil an ihm außer dem *Trajectorium basilare* schwache Andeutungen und Kreuzungen mit dem *Trajectorium dentale* sichtbar sind. Erwähnenswert ist das *Trajectorium posticum,* welches einen dreieckigen Flecken im äußeren Kieferwinkel einnimmt und durch eine deutlich großzellige Spongiosa ausgezeichnet ist (siehe Abb. 116).

Abb. 116. Röntgenbild des linken Unterkieferasttheiles mit dem Condylus. — *Tr. b.* = Trajectorium basilare. *Tr. d.* = Traj. dentale. — *Tr. p.* — Traj. posticum.

Vergleichen wir nun unsere Krapinaer Unterkieferreste bezüglich ihrer durch mechanische Zug- und Druckfunctionen bedingte Anordnung der entweder zu Trajectorien angeordneten Bälkchen, oder zur *Substantia compacta* verdichtete Knochensubstanz, so erkennen wir leicht einen gewissen Unterschied zumal im allgemeinen Aufbau des Unterkiefers respective seines Astes, welcher letztere entschieden schmäler als derjenige der Anthropomorphen, ja auch als der der uncivilisierten Völker ist. Der Kieferast des Krapinaer ist nämlich schmal, weil, wie es scheint, keine besonderen Ansprüche an die innere Kieferpartie, zumal den *Proc. coronoideus* — mit Ausnahme seiner Basis — gestellt wurden, deshalb auch keine gegen denselben hinaufreichende Verdichtung der Knochensubstanz, noch ein *Trajectorium praeceps* zu beobachten ist. Im Vergleiche zum recenten Menschen scheinen nur die Trajectorien wohl übereinstimmend, doch prägnanter, also einer kräftigeren Benützung der Kiefer entsprechend entwickelt zu sein. Wenngleich der Unterkiefer des Homo von Krapina im Asttheile schmäler als jener der Anthropomorphen und uncivilisierten Menschen ist, so scheint mir doch die Anlage seines *Trajectorium dentale, Trajectorium basilare* und *Trajectorium posticum* jeder Druck- und Zugleistung Rechnung tragend gebaut gewesen zu sein, wobei jedenfalls die ökonomische Vertheilung dieser verfestigten Partien des Kiefers (Verdichtung der Knochensubstanz und Trajectorien) gegenüber den lockeren, indifferenteren Zonen ziemlich contrastiert.

IV. Die Zähne des Homo von Krapina.

1. Die Milchzähne.

(Tafel III, Fig. 2—6.)

Es liegen davon sowohl obere als untere Zähne vor, und zwar: 1 o. I_1, 2 o I_2, 2 u. I_2, ferner ein großer o. I_1, dessen Wurzel zur Hälfte aufgesogen ist, dann 1 o. C., 1 o. Ma., 2 o. Mp., 1 u. Ma. und 4 u. Mp., im ganzen also 15 Stück von verschieden alten Individuen. In folgender Tabelle habe ich die Ausmaße dieser Zähne nach Kiefern zusammengestellt, und man wird daraus ersehen, dass die Milchzähne des Menschen von Krapina jedenfalls größer sind als solche der recenten Menschen.

	Höhe der Krone Millimeter	Mesio-Distal-Durchmesser der Krone Millimeter	Labio-Lingual-Durchmesser der Krone Millimeter	Totale Zahnlänge Millimeter
Oberkiefer:				
o. I_1.	5·0	5·6	5·0	19·0
I_2.	6·5	6·8	6·2	19·6
C.	7·3	8·4	7·3	19 9
Ma.	6·0	9·5	9·9	14·0
Mp.	7·0	10·5	12·0	15·0
Unterkiefer:				
u. I_2.	6·5	8·4	6·9	19·6
Ma.	7·5	10·0	8·0	18·0
Mp. mittel:	5·8	10·7	9·6	10·5
Mp. größte:	6·4	11·3	10·0	17·0
Mp. kleinste:	5·3	10·1	9·3	14·0

Bezüglich der I und C möge bemerkt sein, dass sie mehr oder weniger deutliche Längsfurchen an den Wurzelseiten aufweisen. Besonders ist diesbezüglich ein I wegen seiner stark ausgeprägten vorderen Längsfurche (siehe Tafel III, Fig. 3) bemerkenswert. Ferner liegt noch ein unterer I vor, dessen Wurzel zum größeren Theile resorbiert ist, und dessen Krone bedeutend größer als diejenige der übrigen Milchincisivi ist (siehe Tafel III, Fig. 2). Der ganze Zahn mit dem noch erhaltenen Wurzeltheil misst 17 *mm*; die Zahnkrone ist vorne 13 *mm* hoch, oben 7 *mm* breit und verschmälert sich nach unten so, dass die Wurzel beim unteren Kronentheil bloß 4·7 *mm* beträgt, jedoch von vorne nach rückwärts gemessen 7·8 *mm* misst. Die Wurzel ist nämlich seitlich abgeflacht. An der Schneide zeigt dieser Zahn 2—3 unbedeutende Einkerbungen und mehrere kurze radiäre Furchen.

Bezüglich des Canin hätte ich zu bemerken, dass dessen Wurzel etwas auswärts gekrümmt ist und zwei schwächere und eine stärkere Längsfurche besitzt, wodurch die Wurzel einigermaßen dreiseitig pyramidal erscheint. An der inneren Kronenseite sind zwei leichte Basalhöcker sichtbar.

Von den unteren Molaren liegen mehrere Exemplare vor, und zwar: 1 l. M. a., 3 l. M. p. und 1 r. M. p. Sämmtliche M. p. sind deutlich fünfhöckerig, mehr oder weniger abgekaut, lassen durch die noch vorhanden gebliebenen Lücken auf eine reichlichere Schmelzfaltenbildung schließen (besonders der r. M. p.). Alle diese Molaren besitzen eine deutliche *Fovea anterior* und *Fovea posterior*, ferner lassen sie an der oberen Hälfte der Außenseite der Krone zwei tiefe mit einem Grübchen endigende Einschnitte zwischen den Höckern erkennen. An den hinteren äußeren, als auch am ersten, d. h. dem vorderen Höcker ist zuweilen noch ein Einschnitt sichtbar. Sämmtliche Zahnkronen sind mehr oder weniger schräge und fallen von innen und vorne nach außen und rückwärts ab. Ihre Höcker sind sehr hervortretend, weil sie eben durch tiefe Einschnitte von einander getrennt sind. Die Wurzeln sind durch Zusammenwachsen flach und breit geworden, und bloß bei einem l. M. (Tafel III, Fig. 5) sind sie getrennt, weit auseinanderstehend (die inneren Wurzeln sind abgebrochen) und dürften vier vorhanden gewesen sein.

Der untere vordere l. M. (Tafel III, Fig. 4) ist recht gut erhalten; seine vorne hohe, nach rückwärts abfallende Krone ist schräge und ziemlich abgekaut, indessen sind die inneren zwei Höcker noch trotzdem gut sichtbar, ebenso auch die nach innen sich öffnende *Fovea anterior*. Die beiden Wurzeln sind flach und der Länge nach gefurcht; das Ende

der vorderen inneren Wurzelhälfte ist nach rückwärts gebogen; eine der so häufig zu beobachtenden Unregelmäßigkeiten.

Ich erwähne noch einen linken o. M. p. mit breiten Wurzeln, deren hintere Partie zwar zum größten Theil abgebrochen, doch eine mehrfache Verwachsung, welche durch Längsfurchen angedeutet ist, erkennen lässt.

Bemerkenswert sind endlich zwei von einem und demselben jugendlichen Individuum herrührende M. p. der rechten und linken Seite. Sie sind nur wenig abgekaut; an beiden bloß die Spitze des hinteren und die innere Seite des vorderen Lingualhöckers. Zu erwähnen wäre ein vor dem vorderen inneren Höcker stehender kleinerer Nebenhöcker, der durch eine deutliche Lücke von dem erwähnten getrennt erscheint. Außerdem sind noch zwischen den beiden Außenhöckern zwei kleine Zwischenhöcker zu finden. Die Wurzeln sind durch Zusammenwachsung breit und flach; die vordere Partie besteht aus zwei, die hintere aus drei zusammengeschmolzenen Wurzeln, welche bloß labialwärts getrennt sind.

2. Die Zähne erwachsener Individuen.

(Tafel III, Fig. 7—16.)

In meiner Arbeit »Der paläolithische Mensch . . .« habe ich auf S. 192 bloß die Zahnkronen und zwar deren Länge und Breite gemessen und diese mit solchen recenter Menschen verglichen. Hier nun werde ich einige Zähne erwachsener Individuen in ihrer Gesammtheit vorführen, wobei ich speciell die Wurzelbeschaffenheit hervorheben werde.

	Gesammtlänge Millimeter	Wurzellänge Millimeter	Ausmaß Millimeter	
			von außen nach innen	von vorne nach hinten
l. I_2.	30·5	21·5	10·5	6·5
l. C.	31·5	22·0	10·3	6·7
o. P_1.	26·2	18·3	10·5	5·9
o. P_2.	25·5	18·0	11·0	5·9
u. P_1.	27·0	19·0	9·0	5·7
u. P_2.	26·0	19·7	8·5	6·3
o. r. M_1.	22·2	14·7	10·0	7·5
o. l. M_2.	22·0	14·0	12·3	8·7
u. r. M_1.	22·3	15·5	10·2	9·6
u. r. M_1.	24·0	16·3	10·0	8·0
M_3.	24·4	17·2	8·4	7·8
M_3.	21·3	14·4	7·5	8·5

Bezüglich der Wurzeln der einzelnen Zahnarten möge bemerkt werden, dass die Incisivi häufig abgeflacht sind und deutliche Längsfurchen und Zuwachsstreifen erkennen lassen (Tafel III, Fig. 7). Ähnliches beobachtet man auch an den Canini (Tafel III, Fig. 8). Besonders instructiv sind die oberen P sowohl P_1 als P_2 deshalb, weil sie entweder zwei getrennte oder durch eine Lamelle verbundene Wurzeln aufweisen und überdies an der Außen- und Innenseite der äußeren Wurzel eine starke Längsfurche erkennen lassen, so dass man annehmen kann, die oberen P hätten drei Wurzeln besessen. An dem u. P_2 sind die Verhältnisse nicht so deutlich leserlich wie an den oberen P (vgl. Tafel III, Fig. 9, 10 und 13), doch erkennt man an jeder Seite der unteren Wurzelhälfte je eine, also zusammen vier Längsfurchen. Auch die oberen Molaren sind diesbezüglich lehrreich; ihre Wurzeln sind entweder zu einem rhomboidischen Prisma verwachsen oder sie sind theilweise frei (vgl. Tafel III, Fig. 11, 12 und 14, 15, 16). Diese letzteren bilden zwei

abgeflachte Wurzelplatten, vorne und hinten eine. Die vordere davon ist im Querschnitte dreiseitig mit eingebogenen Seiten, was von den Längsfalten herrührt; die hintere Wurzelplatte besitzt eine Längsfurche. Ich folgere daraus, dass die oberen *M* fünfwurzelig waren und ebensoviel Kronenhöcker besaßen, und zwar: vorne drei, hinten zwei. Dies ist besonders gut an dem o. M_2 zu sehen. An den o. M_1 mit verschmolzenen Wurzeln sind diese Verhältnisse anders, indem nur seitlich je eine Furche auftritt, während sie vorne und hinten verwachsen sind und so auf vier Wurzeln mit ebensoviel Kronenhöcker hindeuten. Ebenso ist es am u. M_1 mit prismatisch verschmolzenen Wurzeln der Fall, wo man bloß die seitlichen und etwa die vordere Längsfurche sieht, während die Wurzel des fünften Höckers mit den hinteren zwei zusammengewachsen ist. Auch wo die beiden (die vordere und hintere) Wurzelplatten am u. M_1 vorhanden sind, beobachtet man bloß an der vorderen davon eine breite deutliche Längsfurche, welche von den beiden nun verwachsenen

Abb. 117. Schematische Skizze, um den Zusammenhang der Kronenhöcker mit den Wurzeln darzustellen. — Die ausgezogene Linie zeigt uns den Umriss der Zahnkrone; die punktierte Linie die Verwachsungsweise der Wurzeln; die schwarzen Punkte aber die Zahnhöcker.

Abb. 118. Ansicht des Wurzeldeckels eines M_3 des Homo von Krapina in vierfacher Vergrößerung. *a* = Ansicht von oben (innen); *b* = Ansicht von unten (außen).

Wurzeln der vorderen Kronenhöcker herrührt, während die hintere Wurzelplatte für den fünften hinteren Höcker bloß eine unbedeutende Verdickung der entsprechenden Wurzelpartie zeigt, die möglicherweise von der Verwachsung derselben herrührt.

Es kann demnach an unseren Krapinaer Zähnen ein gewisser genetischer Zusammenhang zwischen den Kronenhöckern und Wurzeln entnommen werden, woraus sich der Schluss ziehen ließ, dass die Anzahl der Zahnkronenhöcker aus der Verwachsung einer gleichen Anzahl von Zahnkegeln hervorgegangen sei.

Höchst interessant ist der untere M_3, dessen Ausmaße wir zuletzt gegeben haben (Tafel III, Fig. 16). Seine verwachsenen Wurzeln bilden einen unten durch ein cementartiges, deckelförmiges — offenbar secundäres — Gebilde verschlossenen Cylinder. Ich besaß auch ein isoliertes derartiges flach-konisches Gebilde, wusste indessen nicht, wohin es gehört, bis sich nicht — zufälligerweise — jener Deckel von der Wurzel unseres M_3 loslöste. Diesen Wurzeldeckel hat Prof. F. Šandor in viermaliger Vergrößerung beiderseits dargestellt (siehe Textabb. 118 *a*, *b*). Seine Dimensionen betragen: 5 *mm* im Durchmesser und 3 *mm* an Dicke; sonst ist er unregelmäßig rund. Die untere Fläche des Deckels ist leicht concav mit einem rundlichen centralen Höcker, seine obere, d. h. in die Zahnwurzel gekehrte Fläche ist flach-konisch erhoben und hat an seiner Spitze eine runde Einsenkung. Der Deckelrand weist unregelmäßige Einschnürungen auf.

Bezüglich der Zahnlänge hätte ich noch zweier Röntgenbilder zu erwähnen, welche Herr Dr. Walkhoff in München während meines dortigen Aufenthaltes die Freundlichkeit hatte, aufzunehmen. Es sind dies der Ober- und der Unterkiefer, welche in meiner Arbeit: »Der paläolithische Mensch . . .« auf Tafel II, Fig. 1 und 3, dargestellt sind und von welchen ich wegen der besonderen Zahnlänge die Abb. 119, 120 hier vorführe.

Im Oberkiefer habe ich die Länge des C, I_2 und P_1 auf Grund beiderseitiger Aufnahmen bestimmen müssen, weil bei dem einen Bilde (beleuchtete Innenfläche) der Kiefer etwas verzerrt, deshalb alle Dimensionen vergrößert sind, während wiederum bei der anderen Abbildung (beleuchtete Außenfläche), die Ausmaße zu kurz erscheinen. Das Mittel ergab nun für den I_2 eine Länge von 31 *mm*, für den $C = 33{\cdot}9$ *mm*, während die Länge des P_1 nach beiden Aufnahmen mit $27{\cdot}5$ *mm* bestimmt wurde.

Im Unterkiefer habe ich den C und M_1 gemessen; die Länge wurde ebenfalls auf Grund beiderseitiger Aufnahmen bestimmt, jedoch gleich befunden, und zwar $C = 29{\cdot}2$, $M_1 = 20{\cdot}5$ *mm*.

Vergleichen wir diese Längen mit den früher gegebenen der entsprechenden Zähne, so finden wir, dass die Zähne unseres Oberkiefers die längsten von allen in Krapina

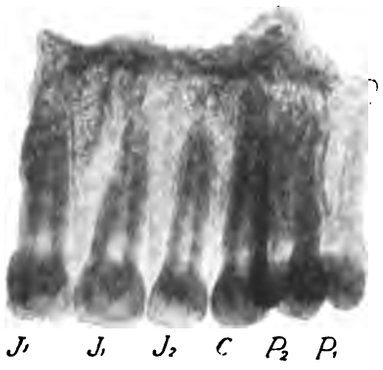


Abb. 119.

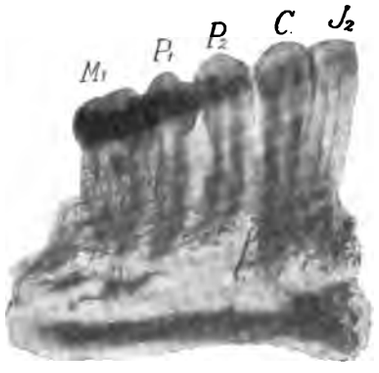


Abb. 120.

Abb. 119. Linker Oberkiefer mit Röntgenstrahlen durchleuchtet, um die Länge der Zähne zu zeigen. — Abb. 120. Linker Unterkiefer zu demselben Zwecke wiedergegeben.

gefundenen sind. Bezüglich der übrigen Einzelheiten dieser interessanten Röntgenbilder verweise ich auf die bereits nominierte Studie Dr. Walkhoffs.

V. Diverse Knochen des Homo von Krapina.

(Tafel III, Fig. 17, 18, 19; Tafel IV, Fig. 7, 8.)

Von vereinzelten besser erhaltenen Knochenfragmenten erwähne ich die auf Tafel III, Fig. 17, dargestellte rechte *Scapula* eines jungen Individuums, bei welchem bloß die sehr flache »*Cavitas glenoidalis*« und deren umgeschlagener, abgerundeter Rand bemerkenswert ist. Dieselbe ist unregelmäßig oval; ihr Längsdurchmesser (sammt dem umgebogenen Rand) misst $32{\cdot}4$ *mm*, der größere Querdurchmesser $19{\cdot}6$ *mm*. Die Mitte der Cavitas zeigt sehr leichte wulstige Unebenheiten. Die Dicke des Knochens beim *Margo axillaris* beträgt $10{\cdot}5$ *mm*.[1])

[1]) Hierzu möchte ich bemerken, dass mir bei Betrachtung der Cavitas glenoidalis sogleich die Ähnlichkeit mit derjenigen des Neanderthalmenschen auffiel. Sie erstreckt sich sowohl auf die ganze Form, als auch die Gestaltung des Randes, als auch auf die leichten Unebenheiten der Mitte. Diese Ähnlichkeit hat insofern ein allgemeineres Interesse, als der betreffende Befund an der Scapula des Neanderthalmenschen unter den pathologischen Merkmalen figurierte, auf welche hin Rudolf Virchow die Arthritis jenes Wesens construierte. Die ovale flache Gestaltung der Cavitas glenoidalis ist auch in den niederen Zuständen des recenten Menschen weit verbreitet. Bei Australiern finde ich sie ganz allgemein, aber auch bei anderen niederen Rassen. H. Klaatsch.

Rechter *Humerus* (Tafel III, Fig. 18). Davon liegt der untere Gelenkkopf eines ganz jungen Individuums, und zwar die *Trochlea humeri* mit einem kurzen Corpustheil vor. Die beiden Epicondyli sind weggebrochen. Die Breite der Rolle der *Trochlea humeri* beträgt 18 *mm*. Die *Fossa coronoidea* ist länglich und verhältnismäßig flach und zeigt links zwei starke längliche Furchen. Sehr ausgebreitet und tief ist die *Fossa olecrani*, welche ebenfalls mehr in die Quere ausgedehnt ist. Die Zwischenwand beider Gruben ist 0·3 *mm* dick. Knapp ober der *Fossa olecrani* misst der Knochen 13 *mm*.

Linke *Ulna* (Tafel IV, Fig. 7). Davon habe ich das obere Gelenk mit einem kurzen Corpustheil, welchem das Olecranon abgebrochen ist, abgebildet. Es ist daran sehr deutlich der *Proc. coronoideus* und die *Incisura radialis* ausgeprägt. Die größte Breite des Knochens im Bereiche des *Proc. coronoideus* beträgt 33·5 *mm*, diejenige in der Zone der *Crista musc. supinator* 16 *mm*.

Rechter *Radius* (Tafel III, Fig. 19). Derselbe zeigt uns die obere Gelenkfläche mit einem geringen Corpustheil. Ganz besonders prägnant an diesem Knochenfragment tritt das *Capitulum radii*, das *Collum radii* und die *Tuberositas radii* hervor. Das *Capitulum* stellt uns eine unregelmäßig rundliche, mit einer flachen Vertiefung versehene Gelenkfläche, deren Ränder umgeschlagen sind, dar. Der größte Durchmesser dieser Gelenkfläche beträgt 22 *mm*, jener der Grube selbst bei 14·5 *mm*. Der Gelenkkopf verschmälert sich rasch gegen die Tuberositas hin; denn es beträgt der größte Durchmesser des Knochens in der Mitte der beiden Stellen 12, der kleinste 10·5 *mm*. Die *Tuberositas radii* ist circa 20 *mm* lang und 13·5 *mm* breit. Die Entfernung des oberen Randes der Tuberositas vom Gelenkrande beträgt circa 21·4 *mm*.

Rechte *Patella* (Tafel IV, Fig. 8). Das hier in natürlicher Größe abgebildete angebrannte Stück ist etwas über 40 *mm* hoch, über 41·5 *mm* breit und 30·6 *mm* dick. Ihre äußere Fläche ist etwas gestreift und weist noch überdies einige leichte Vertiefungen auf.

Es liegt ferner noch ein geringes und angebranntes Fragment des rechten *Os ilei* und ein Stück des *Os naviculare* vor.

VI. Schlussbemerkungen.

Nach allen Beobachtungen, die wir an den Schädelresten des Homo von Krapina anstellten, kann als feststehend betrachtet werden:

a) Dass der Mensch von Krapina ein *Hyper-Brachycephalus* war.

b) Seiner Schädelformation nach gehörte er dem Formenkreise des *Homo neanderthalensis* an, wobei er sich wegen seiner etwas höheren Stirne u. s. w. an den Schädel von Spy 2 anschließt und überdies noch Anklänge an den recenten Menschen aufweist.

c) Der Mensch von Krapina besitzt die am meisten vorgezogenen Supraorbitalränder und übertrifft in dieser Hinsicht sämmtliche fossile Menschenschädel.

d) Der Homo von Krapina hatte noch schwach entwickelte *Processus mastoideus*, jedoch eine stark verdickte *Pars tympanica*.

e) Die Zähne jugendlicher als auch erwachsener Individuen des Menschen von Krapina besaßen zahlreiche Schmelzfalten.

f) Der Unterkiefer des Krapinaer Menschen war prognath und weist überdies noch jenen typischen Bau auf, welcher an den diluvialen Kiefern von Šipka, Předmost und Naulette beobachtet und festgesetzt wurde (Walkhoff).[1])

[1]) Der *Homo neanderthalensis* muss nach der großen Übereinstimmung im Schädelbaue mit dem Krapinaer Menschen (unter anderen Klaatsch: Occipitalpartie) auch einen ebenso oder ähnlich gebauten Unterkiefer besessen haben.

Aus allem dem kann aber für den Krapinaer Menschen als Folge gelten:

1. Der Homo von Krapina schließt sich durch die sub *b), c), d), e)* und *f)* gegebenen Charaktere an die ältesten bekannten Schädel und gehört dem Formenkreise des *Homo neanderthalensis* im Sinne Schwalbes an.

2. Der Homo von Krapina bildet durch die sub *a), b)* und *c)* gegebenen Verhältnisse — eine neue Rasse, die etwa als *Homo neanderthalensis* var. *Krapinensis* bezeichnet werden kann.

3. Der Homo von Krapina weist noch durch die sub *c), d), e)* und theilweise *f)* erwähnten Verhältnisse pithecoide Charaktere auf.

Anhang.

»Arthritis deformans« an Knochen des *Ursus spelaeus* aus Krapina.

Pathologische Erscheinungen an Skelettheilen des *Ursus spelaeus* sind längst bekannte Thatsachen, die mit dem Aufenthalte dieses Thieres in feuchten Höhlen u. dgl. im innigsten Zusammenhange stehen und Folgen der sogenannten »Höhlengicht« sind. Diese krankhaften Erscheinungen — »Arthritis deformans« — erstreckten sich über alle Skelettheile, und zwar einmal in Gestalt einer starken Knochenwucherung (Exostose), die derartig auftritt, dass das davon betroffene Thier kaum imstande war, Bewegungen zu machen; ferner bekundete sich diese Krankheit in einer Auflösung der Knochensubstanz, infolge derer eine Auflockerung, respective Durchlöcherung der respectiven Knochen und speciell das Ausfallen der Zähne beider Kiefer eintrat.

Zu allen diesen Erscheinungen fanden sich in Krapina Belege, die ich in Kürze beschreiben werde.

A. Arthritis an Wirbeln:

a) Ein Epistropheus, dessen Basaltheil infolge der Exostose verdickt und der rechtsseitige Theil nach rückwärts verlängert ist (Tafel IV, Fig. 2).

b) Vier Cervicalwirbel, deren Corpus mehr oder weniger aufgelöst, demgemäß durchlöchert und deren Basaltheile mit Exostose bedeckt sind. Die Überwucherung erstreckt sich nach rückwärts, und zwar entweder ziemlich regelmäßig longitudinal und ober sich eine schwammige Zone des Corpus, oder einseitig unregelmäßig und einen ebensolchen Corpus zurücklassend (Tafel IV, Fig. 3).

c) Besonders interessant tritt die Exostose an den Thoracalwirbeln auf; sie ist hier am stärksten und wieder an die Basalpartie der entsprechenden Wirbeln gebunden. Die Wucherung geschah hier in einer zusammenhängenden Masse, und zwar so, dass davon die unteren Partien mehrerer (2—4) Wirbel durch eine bis $1^1/_2 cm$ dicke Masse unbeweglich miteinander verbunden wurden, da die Überwucherung entweder das Verwachsen der betreffenden Wirbel einleitete oder auch gleichzeitig rinnenartige Fortsätze bildete, in welchen die Nachbarwirbel eingebettet und dadurch unbeweglich gemacht wurden. Außerdem sind noch die Gelenkflächen des Corpus als auch die *Fovea costalis* theilweise angefressen (Tafel IV, Fig. 4).

d) In einer ganz charakteristischen Form tritt die Exostose an den Lumbarwirbeln auf. Dieselbe ist hier fein schwammig und einem Kalktuffansatze äußerst ähnlich; sie blieb indessen nicht bloß auf die basale Körperpartie des Wirbels gebunden, sondern sie umkleidet alle seine Theile: das Corpus und dessen Fortsätze, wobei der Körper sehr stark zerfressen ist (Tafel IV, Fig. 5).

B. Arthritis an den Kiefern.

Dieselbe tritt in einer ganz anderen Weise auf, da sie sich, wie bemerkt, in einer Auflösung der Knochensubstanz bekundet, welche vornehmlich eine Durchlöcherung des Corpus und das Ausfallen der Zähne — besonders der Canini — veranlasst hat.

Es liegen zwei derartige Kiefer vor, die möglicherweise einem Individuum angehört haben. An der linken Kieferhälfte sind nur mehr zwei *I* vorhanden; alle übrigen Zähne sind bereits ausgefallen. Die Alveole des *C* ist von innen und außen schwammig überwuchert, der mittlere Corpustheil im Bereiche der *M* reduciert, wodurch die Alveolenreihe concav ist. Die Außenfläche des Corpus ist grobnetzig. Der rechte Unterkieferast (Tafel IV, Fig. 1) besitzt noch einen *I*, einen *P* und den sich anschließenden M_1. Auch hier ist die Alveole des *C* — besonders ihre Außenwand — durch Exostose verdickt, gleichzeitig aber die Alveole verkürzt, so zwar, dass der Canin keinen Halt mehr in ihr hatte und aus dem Kiefer herausfallen musste. Knapp hinter dem M_1 sehen wir zwei große, der Quere nach stehende Löcher, wobei noch die Außenwand des Corpus grobnetzig und wulstig überwuchert ist.

C. Arthritis an den Extremitäten.

Diesbezüglich habe ich bloß zwei Fibula-Fragmente zu erwähnen: eine obere Knochenhälfte mit einer Schwellung und lappenartigem Fortsatz, beiläufig im oberen Viertel des Knochens, dann eine untere Hälfte mit einer seitlichen, mit einem Loche versehenen Knochenschwellung (Tafel IV, Fig. 6).

Hier möchte ich noch eines linken Femurs gedenken, welcher offenbar von einem *Ursus arctos* herrührt und welcher stark deformiert ist. Der Knochen ist nämlich verkürzt und nach auswärts gebogen. Die Deformation des Knochens geschah beim *Trochanter minor,* welcher stark knotig verdickt ist; links und unter ihm gewahrt man größere offene Canäle. Nach Meinung des Herrn Dr. Schwarz, Primarius in Agram, wurde die Deformation und Exostose durch einen Knochenbruch verursacht, derzufolge auch der Knochen verkürzt und verbogen wurde.

Knochenschlittschuh, Knochenkufe, Knochenkeitel.

Ein Beitrag zur näheren Kenntnis der prähistorischen Langknochenfunde.

Von **Otto Herman** in Budapest.

(Mit 32 Textabbildungen und einer Tafel.)

Es gibt wohl kaum eine anziehendere Forschung, als jene ist, welche unsere Schritte in die fernste Vergangenheit lenkt und uns dann plötzlich, sozusagen unbemerkt über die Grenzscheide von Epochen führt — von dies- nach jenseits.

Soweit wir die Spuren menschlicher Thätigkeit vom Längstvergangenen bis auf unsere Zeit zu erkennen und zu ordnen vermögen, finden wir es klar ausgesprochen, dass ebenso, wie die in den Schichten der Erdrinde begrabenen Reste des einst organischen Lebens an der Grenzscheide annehmbarer Epochen keine erkennbar scharfe Linie trennt, ebenso auch hinsichtlich der Epochen menschlicher Thätigkeit Übergänge, Vermischungen hinüber leiten, dass also die Spuren menschlicher Thätigkeit aus einer Epoche in die andere übergreifen, mithin eine scharfe Trennung nicht besteht.

Diese Auffassung mochte auch Virchow vorgeschwebt haben, als er im Vorworte zu Lubbocks berühmtem Buch es aussprach,[1]) dass zur Erklärung der Verhältnisse des Urmenschen die Menge der Funde und der Scharfsinn nicht genügen und nur die Beobachtung des lebenden Menschen es vermag, in vielen Fällen die richtige Lösung zu geben. Aus dieser Auffassung folgt, dass die Erklärung so mancher, aus dem Urzustande des Menschen stammender Gegenstände nur deswegen unmöglich scheint, weil wir den lebenden Menschen allen seinen Verhältnissen nach nicht genügend kennen und überdies die große Wahrheit von den Übergängen unbeachtet lassen, welche uns belehrt, dass Gewohnheit und die hieraus entspringende Anhänglichkeit aus längst vergangenen Epochen Vieles bis auf unsere Tage herübergebracht hat, was somit einen Lichtstrahl in das Dunkel längstvergangener Epochen zu werfen ganz geeignet ist.

Diese Ausführungen enthalten jene Gesichtspunkte, in deren Lichte ich eine Reihe zu untersuchen wünsche, welche ganz bestimmt einer längst vergangenen Epoche entstammend, auf uns überkam, vielfach zu unbestimmten, schwankenden Erklärungen Anlass bot, jedoch durch Beobachtung des Menschenlebens kaum vergangener Zeit und sogar der Gegenwart vollkommen klargelegt werden kann.

Die Reihe enthält Knochengegenstände, welche also aus einem Materiale bestehen, das unter günstigen Umständen nicht leicht verwest, mithin Epochen zu überdauern geeignet ist.

Die überwiegende Zahl gehört zu den sogenannten Langknochen des Pferdes und des Rindes; speciell sind es zumeist Mittelhand- und Mittelfußknochen — Metacarpus, Metatarsus.

Die meisten dieser Knochen, welche vielfach in ethnographische Sammlungen kamen, zeigen an der Vorderseite eine spiegelglatte abgeschliffene Fläche, wohingegen die Rück-

[1]) Lubbock, Sir John, »Die vorgeschichtliche Zeit« etc. nach der dritten Auflage aus dem Englischen von A. Passow. Vorwort von R. Virchow. Jena 1874.

seite durch die Tuberositäten rauh verblieb. Manche dieser Knochen zeigten keine Spur irgend einer Bohrung, bei anderen war der Gelenkkopf durch Behauen zugerichtet; wieder andere waren verschiedenartig gebohrt; bald von der rauhen Seite gegen die glatte, ohne jedoch durchzudringen, und zwar groß gelocht, bald an beiden Enden horizontal und quer zur abgeschliffenen Fläche mit kleinen Löchern versehen.

Die Ansicht, dass die mit einer glatten, abgeschliffenen, ebenen Fläche versehenen Knochen zum Gleiten auf dem Eise benützt wurden, entstand schon zeitig, und Virchow unterschied schon vor gut drei Decennien zwei Arten: den ungebohrten und gebohrten Schlittschuhknochen oder Knochenschlittschuh. Die erstere Art wurde unmittelbar betreten und es genügten die Tuberositäten, um den Fuß unter dem Gewichte des Körpers festzuhalten; die letztere Art wurde vermittelst Schnur oder Riemen aufgebunden.[1])

Hinsichtlich der übrigen Formen geschah es — auch noch nach Virchows Unterscheidung und Bestimmung — dass dieselben als Glättknochen für Gewebe angesprochen wurden.[2]) Die Thatsache stand jedoch fest, dass die bekannt gewordenen Knochen in den ausgesteckten Rahmen nicht untergebracht werden konnten, besonders die großgelochten und jene, welche keine Bohrung und keine abgeschliffene Fläche zeigten.

Das von mir gesammelte und aus der einschlägigen Literatur geschöpfte Materiale gestattet es nun, diese Knochen nach Gruppen zu ordnen und abzuhandeln.

I. Der Knochenschlittschuh.

Nach Friedel: Schlittschuhknochen, hievon Schlittschuhlaufen. Ungarisch: *csontironga, iringa.* Englisch, nach Munro: *bone-skate.* — Das Werkzeug zum Treiben: Piekstock, Pieke nach Virchow und Friedel; Schiebstelze nach Jeitteles. Ungarisch: *szegesbot* und *gusztony.*

Da die Richtung meiner Forschung aus der geschichtlichen in die vorgeschichtliche Periode und zurück führt, beginne ich mit den historischen Elementen, vor allem mit jenen, welche ich nicht imstande bin genau zu datieren. Besonders diese sind es, welche nach dem Norden hindeuten.[3]) Der Schlittschuh wird schon in der Runendichtung erwähnt, und Bischof Thomas Percy — 1728—1811 — meint in der Übersetzung, das Schlittschuhlaufen gehöre zu den vorzüglichen Eigenschaften des nordischen Charakters. Held Harold sagt in seinen Klagen, er sei in acht Dingen vollkommen, unter diesen ein guter Fechter, ein guter Reiter, ein guter Schwimmer, ein guter Schlittschuhläufer,[4]) ein guter Lanzenwerfer und Ruderer — und »doch verachtet mich eine russische Maid!« Dass die Schlittschuhe Knochen waren, kann angenommen werden.

Nach J. J. A. Worsaae — 1821—1885 — berichten die alten schwedischen mythologischen Gesänge, dass Oller und Uller im Winter auf thierischen Knochen schliffen.

Olaus Magnus führt neben blanken eisernen Schlittschuhen auch solche aus Knochen des Schafes und des Hirsches an.

Treichel[5]) führt aus dem Norden Europas im XII. Jahrhundert an: K. Eystieren Magnusson brüstete sich, er »kunna ok isleggjer«, wozu bemerkt wird, dass zu jener

[1]) Verhandlungen der Berliner Anthropologischen Gesellschaft. Bd. III [1870], S. 20.

[2]) Am entschiedensten Dr. Tergast in: »Die heidnischen Alterthümer Ostfrieslands«. 1879, S. 43. Erklärung der Abb. 49.

[3]) Munro, Robert, »Prehistoric Problems« Edinbourgh and London 1897, dem ich hier eine Weile folge.

[4]) Wörtlich: »I glide along the ice on skates«.

[5]) Verhandlungen der Berliner Anthropologischen Gesellschaft. Bd. XIX, S. 83.

Zeit der Schlittschuh in Norwegen aus dem Knochen des Pferdes, auf der Insel Island aus jenem des Schafes gewesen sei.

Wo Munro des Fundes von »Moorfield« gedenkt, worin auch ein Knochenschlittschuh enthalten war, führt er die lateinische Beschreibung Fitz-Stephens aus der Zeit Heinrich II. — 1133—1189 — also aus dem XII. Jahrhundert an, wonach, sobald der Sumpf Moorfield festfror, die Jugend Londons sich in hellen Scharen auf das Eis begab, die geschickteren unter ihre Sohlen Thierknochen[1]) banden, mit eisernen Stacheln beschlagene Stöcke ergriffen, mit welchen sie sich fortschoben und so schnell glitten, wie der Vogel auf seinen Flügeln dahinfliegt.

Es scheint, dass auf Fitz-Stephens Beschreibung auch jene zurückgreift, welche John Stow in »Survey of London« im Jahre 1598 gab, und welche, durch Guido Weiß übersetzt, von Virchow vorgelegt wurde.[2]) Der Text lautet wie folgt:

»Sobald der große Sumpf, der sich bei Moorfield zu der nördlichen Mauer der City erstreckt, gefroren ist, so gehen junge Leute in großer Gesellschaft hinaus, um sich dort zu belustigen. Sie nehmen einen Anlauf, drehen den Körper nach der Seite, spreizen die Beine auseinander und schleifen so ein gutes Stück Weges fort. Andere nehmen einen Eisblock von der Größe eines Mühlsteines und benützen ihn als Sitz; einige spannen sich vorne an, indem sie sich einander die Hand reichen und ziehen so den Schlitten schnell vorwärts. Einige fallen zwar nieder, indem sie mit den Füßen ausgleiten. Andere aber, die mit dem Eise vertrauter sind, befestigen sich an den Schuhen Knochen von Thieren und halten mit Eisen beschlagene Stöcke in der Hand, welche sie von Zeit zu Zeit in das Eis stoßen. Diese Leute bewegen sich mit der Geschwindigkeit eines Vogels, der in der Luft fliegt, oder eines Pfeiles, der von einer Kriegsmaschine abgeschnellt wird. Zuweilen stellen sich zwei Leute auf eine Entfernung einander gegenüber und rennen mit eingelegten Stöcken einer gegen den anderen los, als gälte es Lanzen zu brechen, dadurch fällt dann einer oder gar beide zu Boden, wobei freilich ihr Körper nicht von Stößen verschont bleibt; durch die heftige Bewegung gleiten sie auch nach ihrem Falle noch ein tüchtiges Stück weiter. Fällt dabei einer auf seinen Arm oder Fuß, so ist dieser zwar in der Regel gebrochen; aber junge Leute, die nach Ehre dürsten und nach Ruhm verlangen, üben sich so in nachgeahmten Gefechten, damit sie umso tapferer den Anprall auszuhalten vermögen, wenn es zum Ernste kommen sollte.«

Das ist aber auch richtig, dass wir Alten, die wir den Eissport in unserer Jugend nicht auf der »Stahlsohle von Halifax« genossen haben, die Treue der Beschreibung Stowes nur bestätigen und auch ihren wissenschaftlichen Wert nicht bestreiten können, welch letzterer darin besteht, dass der Knochenschlittschuh durch die Worte: »befestigen sich an den Schuhen Knochen von Thieren« als quergebohrter Knochenschlittschuh gut determinierbar ist, mithin im Sinne der Unterscheidung Virchows schon im XII. beziehungsweise XVI. Jahrhundert der fortgeschritteneren Form angehört, weil ja die ungebohrte offenbar die primitivere ist.

Wir wollen nun an die nähere Betrachtung unserer Sammlung, welche auf Tafel V gegeben ist, herantreten, wobei ich bemerke, dass ich vorerst nur die Knochenschlittschuhe vornehme, um mich dann auf die übrigen Objecte im Verlaufe dieser Abhandlung an gehöriger Stelle zu beziehen.

---

[1]) Munro, a. a. O., »Tibias scilicet animalium«.

[2]) Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie u. s. w., 1870, S. 60.

Wenn wir nun auf Tafel V[1]) die Knochenschlittschuhe Fig. 2—13 betrachten, so springt es sofort in die Augen, dass dieselben ohne Ausnahme Metacarpus des Pferdes und manche durch langen Gebrauch derart abgeschliffen sind, dass das poröse innere Gewebe des Knochens zum Vorschein kommt — Fig. 4.

Abb. 121. Auf Knochenschlittschuhen laufender ungarischer Junge.

Es ist natürlich, dass auch die auf Tafel V abgebildeten ungarischen Knochenschlittschuhe, welche keine Bohrung aufweisen, also Fig. 2, 3, 4, 5, 6, 7 als primitivere Form aufzufassen sind, wogegen jene aus der walachischen Dobrudscha,[2]) als an beiden Enden quergebohrt, der fortgeschritteneren Form angehören.

Ich will nun die Praxis des Laufens auf Knochenschlittschuhen näher erörtern, und zwar in erster Reihe die primitivere Form vornehmen. Die Länge des Knochens, die auf dem Eise aufliegende ebene, abgeschliffene Fläche und die Rauhheit der, der Sohle zugekehrten Fläche machte und macht die Erhaltung des Gleichgewichtes leicht; das Fortschieben hatte aber seine besondere Bedingung: das Paar der Knochenschlittschuhe musste gegen einander parallel verbleiben; denn sobald es in eine nach vorne divergirende Stellung kam, liefen die Füße auseinander und das unfreiwillige Niedersitzen war unvermeidlich, und zwar oft mit einer Gewalt, welche in das Eis einen sogenannten »Stern« schlug.

Abb. 122. Ungebohrt, mit freiem Auftritt.

Abb. 123 Gebohrt, angebunden.

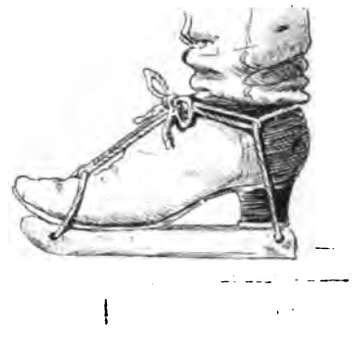


Abb. 124. Gebohrt, aufgebunden und gespannt.

Außerdem mussten beide Füße stets in gleicher Entfernung verbleiben, damit — bei Gebrauch nur einer Schiebstelze — das Stoßen zwischen den Füßen leicht und sicher geschehen könne. Auch die Haltung des Körpers war wesentlich: man musste die Knie und den Leib etwas beugen und eben in dieser Stellung lag das ermüdende Moment, weil

[1]) Fig. 1, 2, 3 bilden eine recente, prächtige Garnitur, welche ich der Aufmerksamkeit des Herrn Dr. Albert v. Barabás, Arzt in Sepsi-Szt.-György, zu verdanken habe; ihre Wichtigkeit wird sich später ergeben.

[2]) Die quergebohrte Form, Tafel V, Fig. 9—13, aus der Dobrudscha, habe ich Herrn Dr. Georg von Almásy zu verdanken.

TAFEL I.

Das *Parietale* des Homo von Krapina.

Tafel I.

Abb. 1 *a*. Das *Parietale,* Ansicht von oben, um die punktierte Knochenfläche zu zeigen.

Abb. 1 *b*. Dasselbe, jedoch von innen, um die *Foveolae granulares — F. g.* in rinnenartigen Vertiefungen zu zeigen.

Abb. 2. Das linke *Parietale* von innen mit kräftigen *Sulci arteriosi — G.,* und dem stark vertieften *Sulcus transversus — S. t.*
S. s. = Sutura sagittalis. — S. c. = Sutura coronoidalis. — S. l. = Sutura lambdoidea.

Sämmtliche Abbildungen sind in $^3/_4$ natürlicher Größe und ohne Retouche dargestellt.

Abb. 1*a*.

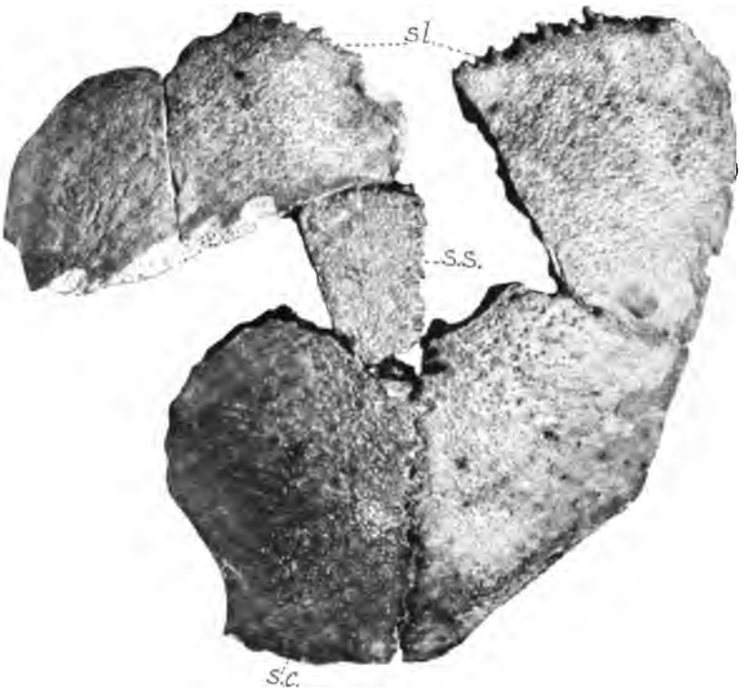


Abb. 1*b*.

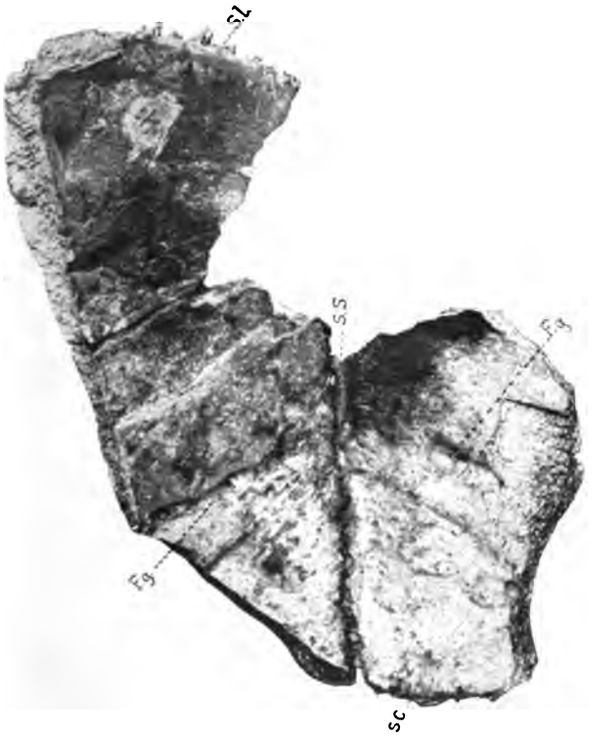
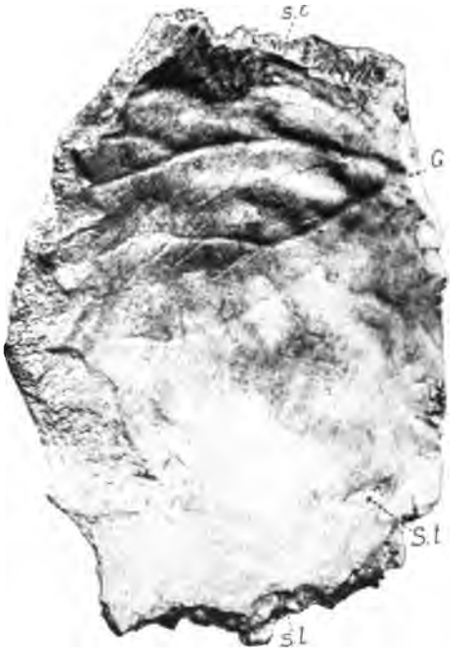


Abb. 2.



TAFEL II.

Das *Occipitale* des Homo von Krapina.

Tafel II.

Abb. 1. Fragment des *Occipitale,* linke Schuppenhälfte von außen. Von einem jüngeren Individuum.

Abb. 2. Fragment des *Occipitale,* linke Schuppenhälfte von außen. Vom Erwachsenen.

Abb. 3. Fragment des *Occipitale* zum größten Theil der rechten Hälfte von außen. Typische Ausprägung aller Theile. Siehe Text.

Abb. 4. Dasselbe Fragment von innen gesehen.

Abb. 5. Dasselbe im Profil vom rechten Bruchrande aus gesehen.

Abb. 6. Fragment der rechten Schuppenhälfte von außen gesehen.

Alle Abbildungen sind in $^7/_8$ natürlicher Größe dargestellt.

Für alle Figuren gemeinsam giltige Bezeichnungen:

T. l. = Lateraler Wulst des *Torus occipitalis.* — *T. m.* = Mediane Einsenkung des *Torus occipitalis.* — *L. n. s.* = Homologon der *Linea nuchae superior.* — *L. n. i.* = Homologon der *Linea nuchae inferior.* — *L. n. spr.* = Homologon der *Linea nuchae suprema.* — *F. s.* = *Fossa supratoralis.* — *M. r.* = Muskelrelief *(Semispinalis capitis)* auf dem *Planum nuchale.* — *m. d.* = bezeichnet die Stellung der Medianlinie. — *S. l.* = *Sulcus longitudinalis.* — *S. t.* = *Sulcus transversus.* — *C.* = Stelle des *Confluens sinuum.*

Die Zusammenstellung dieser Tafel als auch die Bezeichnung der Abbildungen stammt von Herrn Prof. Dr. H. Klaatsch in Heidelberg.

Abb. 1.

Abb. 2.

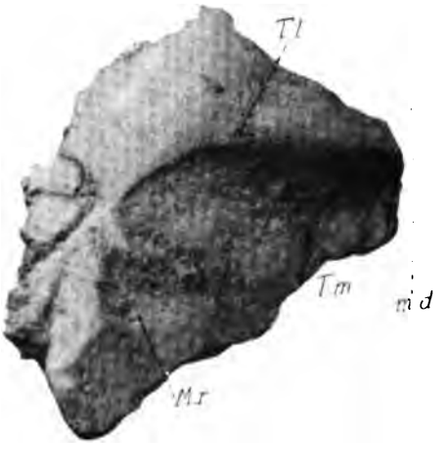


Abb. 6.

Abb. 3.

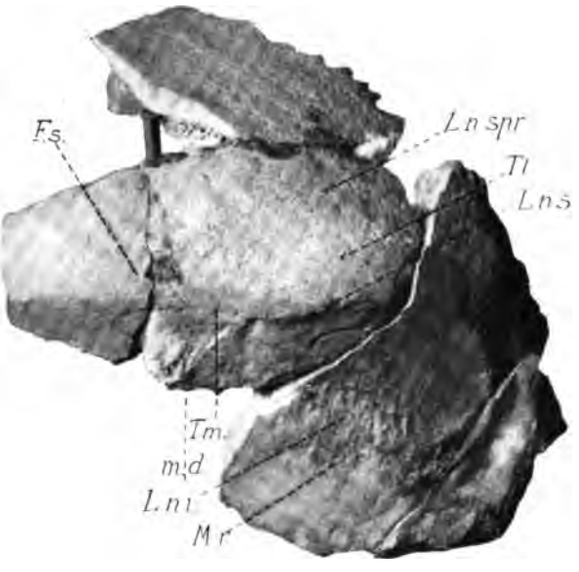


Abb. 5.

Abb. 4.

TAFEL III.

Das *Parietale,* die *Scapula,* der *Humerus*, *Radius* und die Zähne des Homo von Krapina.

Tafel III.

Abb. 1. Das linke *Parietale* von außen.
Abb. 2. Ein unterer *Incisiv* mit stark resorbierter Wurzel.
Abb. 3. Ein unterer *Incisiv* mit starker vorderer Längsfurche.
Abb. 4 und 4 *a*. Ein unterer, linker, vorderer *Molar* und dessen Krone.
Abb. 5 und 5 *a*. Ein unterer, linker, hinterer *Molar* und dessen Krone.
Abb. 6 und 6 *a*. Ein unterer, linker, hinterer *Molar* und dessen Krone. — Die Zähne, Abb. 2—6. entstammen dem Milchgebisse.
Abb. 7. Ein linker, äußerer *Incisiv*.
Abb. 8. Ein *Canin*.
Abb. 9 und 10. Obere *Praemolaris* mit mehr weniger verwachsenen Wurzeln.
Abb. 11. Ein oberer, linker, erster *Molar* mit zusammengewachsenen Wurzeln.
Abb. 12. Ein oberer, rechter, zweiter *Molar*, dessen vordere und hintere Wurzeln verwachsen sind.
Abb. 13. Ein unterer, zweiter *Praemolar* mit seitwärts gebogener (zum *Canin*) Wurzel.
Abb. 14. Ein unterer, rechter, erster *Molar* mit vorne und hinten verwachsenen Wurzeln.
Abb. 15. Ein unterer, rechter, erster *Molar* mit verschmolzenen Wurzeln.
Abb. 16. Ein unterer, rechter, dritter *Molar* mit verschmolzenen Wurzeln und Wurzeldeckel. Die Zähne, Abb. 7—16, stammen von erwachsenen Individuen.
Abb. 17. Die rechte *Scapula* eines jungen Individuums.
Abb. 18. Der rechte *Humerus* eines jungen Individuums.
Abb. 19. Der rechte *Radius*.

Alle Abbildungen, mit Ausnahme einiger Zähne, die etwas vergrößert wurden, sind in natürlicher Größe wiedergegeben (vergleiche übrigens die entsprechenden Ausmaße).

Abb. 1.

Abb. 19.

Abb. 17.

Abb. 2.

Abb. 3.

Abb. 4*a*.

Abb. 5*a*.

Abb. 6*a*.

Abb. 4*b*.

Abb. 5*b*.

Abb. 6*b*.

Abb. 7.

Abb. 8.

Abb. 9.

Abb. 10.

Abb. 11.

Abb. 12.

Abb. 18.

Abb. 13.

Abb. 14.

Abb. 15.

Abb. 16.

TAFEL IV.

Ulna und *Patella* des Homo von Krapina, »*Arthritis deformans*« am Unterkiefer, Hals-, Brust- und Lendenwirbel und an der *Fibula* des *Ursus spelaeus* von Krapina.

Tafel IV.

Abb. 1. Der rechte Unterkiefer, die Außenseite mit je einem *J*, *P* und *M*, ferner die durch Exostose überwucherte Alveole des *C*, die hinter dem M_1 liegenden Löcher und die dort herum befindliche wulstige und netzige Überwucherung zeigend.

Abb. 2. Der *Epistropheus* von unten, dessen Basis durch Exostose verdickt und dessen rechtsseitiger Theil stark nach rückwärts verlängert und gelappt ist.

Abb. 3. Ein Halswirbel von unten mit longitudinal angelagerter Exostose, welche den Wirbelrand rückwärts überschreitet.

Abb. 4. Zwei, durch basalwärts stark angelagerte Exostose unbeweglich verbundene Brustwirbel von der Seite.

Abb. 5. Ein Lendenwirbel (von hinten), dessen Körper (mit Ausnahme der Vorderfläche) infolge von Arthritis ganz ausgelöchert, dessen Basis und Apophysen aber durch schwammartige Exostose überkleidet wurden.

Abb. 6. Die proximale Hälfte der *Fibula* mit Knochenschwellung und lappigem Fortsatz.
Die Abb. 1—6 sind in $^1/_2$ natürlicher Größe dargestellt.

Abb. 7. Linke *Ulna* des Homo von Krapina.

Abb. 8. Rechte *Patella* des Homo von Krapina in natürlicher Größe.

Sämmtliche auf den Tafeln abgebildeten Überreste werden im kroatischen geologisch-paläontologischen Nationalmuseum in Agram aufbewahrt.

Abb. 8.

Abb. 1.

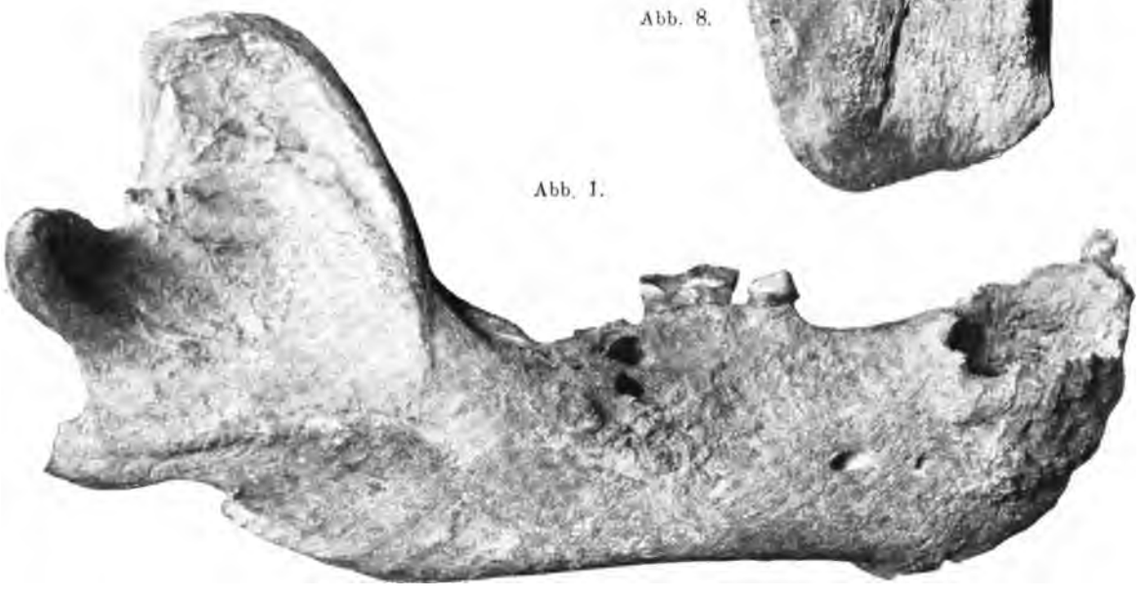


Abb. 5.

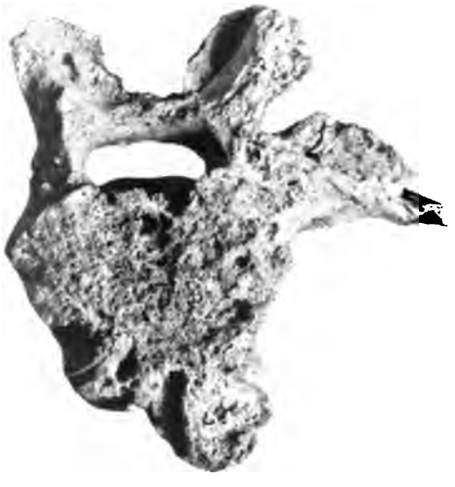


Abb. 7.

Abb. 4.

Abb. 6.

Abb. 2.

Abb. 3.

TAFEL V.

Tafel V.

Erklärung.

Fig. 1, 2, 3. Vollständige Garnitur. 1. Stachelstock; 2, 3. Knochenschlittschuhe, ungebohrt, recent. Kézdi-Szt.-Lélek im Széklerland.

Fig. 4. Knochenschlittschuhe, paarig, früheste Bronzeperiode. Verebély, Barser Comitat. Dazu ein geschmolzener Metallklumpen.

Fig. 5, 6, 7. Ungebohrte, recente Knochenschlittschuhe. Csongrád-Mindszent.

Fig. 8. Angebohrte, recente Knochenschlittschuhe, paarig, früher Keitelknochen.

Fig. 9, 10, 11. Quergebohrte Knochenschlittschuhe, recent. Dobrudscha.

Fig. 12, 13. Quergebohrte, mit Originalschnur versehene Knochenschlittschuhe, paarig, recent. Dobrudscha.

Fig. 14. Glättknochen, prähistorischer Fund. Gyoma, Comitat Békés.

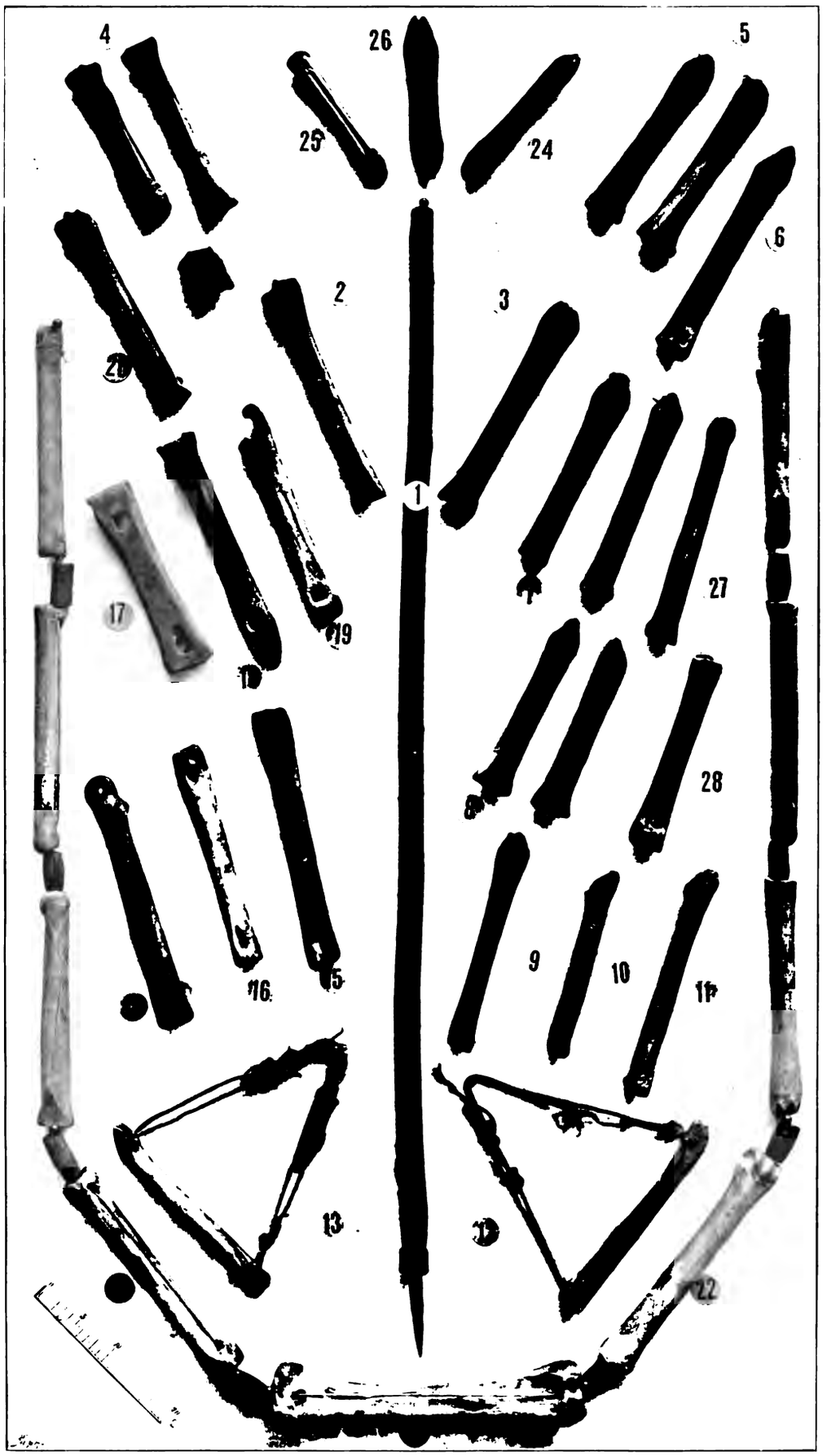
Fig. 17, 18, 19, 20. Schlittenkufenknochen. Fundorte im Texte.

Fig. 15, 16, 27, 28. Keitelknochen, recent. Mittlere Theiß.

Fig. 21, 22, 23 und beide Schenkel der Figur bis zu Ende: vollständige Garnitur des ungarischen Knochenkeitels mit 9 Knochen, nebst eisernen Turbukringen. Mittlere Theiß.

Fig. 24, 25, 26. Prähistorische Netzknochen. Fundorte im Texte.

Mit Ausnahme von Fig. 24, 25, 26 sämmtlich Knochen des Pferdes.


4
26
5
25
24
6
2
3
1
27
17
19
28
9
10
16
13
22

die betreffenden Muskeln dauernd in Spannung erhalten werden mussten. Den ganzen Vorgang zeigt Abb. 121, wo jedoch statt der eigentlichen Schiebstelze — *gusztony* — die in Ungarn gebräuchliche »Heuangel« — *vonyogó* — verwendet wird.

Alle diese Momente zusammengenommen brachten es mit sich, dass das Laufen nur in gerader Linie erfolgte, und hierauf beziehen sich Hildebrands Worte, wonach auf den Knochenschlittschuhen das Ausweichen unmöglich war.[1])

Was nun das Verhältnis des Fußes zum Knochenschlittschuh weiters anbelangt, so zeigt dasselbe Abb. 122, 123 und 124, wobei zu bemerken ist, dass die Bundschuhe ungarischer Form als Urform und Volkserzeugnis eine besondere Beachtung verdienen.[2])

Die Art des Bindens erklären die Abbildungen wohl genügend. Die Verbreitung der recenten Knochenschlittschuhe in Ungarn ist gegenwärtig die folgende: Szeged, Zenta, Ung.-Darócz, Kézdi-Szt.-Lélek die ungebohrte; Doroszló, Bács die gebohrte Form. Merkwürdig ist es, dass ich den Knochenschlittschuh am Plattensee (Balaton) nicht erfragen konnte.

In Deutschland wurden die Knochenschlittschuhe besonders durch Virchows öftere Bekanntmachungen vielfach angeführt und was bis 1897, respective 1898 zum Vorschein kam, das hat mein sehr geehrter Freund, Geheimer Hofrath Friedel, mit großer Umsicht zusammengestellt.[3]) Er leitet die Zusammenstellung mit folgenden Worten ein: »Die Schlittschuhknochen sind entweder undurchbohrt oder zum Hindurchziehen von Riemen oder Bindfaden durchbohrt. Die undurchbohrten sind natürlich die primitiveren. Bei undurchbohrten Schlittknochen, bei denen selbstredend die Köpfe der Rinder- oder Pferderöhrknochen abgeschlagen sind,[4]) stand der Eisläufer einfach auf den Knochen aufrecht, wozu lediglich Vorübung und Gewandtheit gehörte, und trieb sich mit einem Stachelstock, besser mit zweien, in jeder Hand mit einem, vorwärts. Auch wurde zwischen den beiden Stöcken wohl ein Tuch als Segel befestigt. Setzte sich der Wind dort hinein, so war man imstande, außerordentlich schnell auf glatter Eisbahn vorwärts zu kommen. So haben noch vor wenigen Jahren uns alte Leute berichtet.« [5])

Es wird hieraus ganz klar, dass die deutschen Knochenschlittschuhe im wesentlichen den ungarischen vollkommen entsprachen, dass der Schub auch vermittelst nur eines Stockes, der »Picke«, geschah; der Schub mit zwei »Pieken« ist jedoch ein wesentlicher Unterschied — Abb. 125; die Anwendung eines Segels noch in höherem Maße — Abb. 126, und es kann letztere Art als Urform der holländischen Segelschlitten angenommen werden.

Nach dieser bis in die Neuzeit hineinragenden historischen Ausführung können wir an die Frage der vorgeschichtlichen Epoche, respective Abstammung herantreten.

Ich schicke voraus, dass Munro in seiner Zusammenstellung, welche mit jener Friedels zur selben Zeit erschien, in der »General Conclusion« ausspricht, die Knochenschlittschuhe seien ihrem Ursprunge nach nicht prähistorisch,[6]) worauf ich noch zurückkommen werde. Hier nur soviel, dass wenn Munro Friedels Arbeit vorgelegen wäre, er seinen Ausspruch nicht gethan hätte.

---

[1]) Bastian in Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie u. s. w. 1870, S. 103. Vgl. auch »A magyar halászat könyve« des Verfassers. 1887, Bd. I, S. 171—172.

[2]) Vgl. Otto Herman: »Ethnographische Elemente u. s. w.« in den Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien. Bd. XXVI, [1896], Sitzungsberichte [8].

[3]) In »Brandenburgia«, Monatsblatt der Gesellschaft für Heimatskunde u. s. w. zu Berlin, Bd. VI, S. 318 ff.

[4]) Bei den ungarischen nicht, höchstens verkürzt für Kinderfüße; meist aber spitz zugehauen.

[5]) »Brandenburgia«, Bd. VI, S. 318.

[6]) Munro, a. a. O., S. 305.

Bei der Zeitfrage der Knochenschlittschuhe verbleibend, gestaltet sich dieselbe wie folgt: Das älteste, aus Ungarn stammende, unzweifelhaft prähistorische Paar ist jenes auf Tafel V, Fig. 4. Es ist der Metacarpus des Pferdes; darunter befindet sich der geschmolzene Metallrest — ein sogenannter »Bär«[1]) — einer prähistorischen Gießerei. Dieses gewiss merkwürdige Knochenschlittschuhpaar stammt von dem Fundorte Verebély und wurde aus bedeutender Tiefe zutage gefördert; die Ausgrabung geschah durch Postmeister Josef Nécsey. Beide Knochen sind wie erdfarbig, der eine — ursprünglich wahrscheinlich gebraten — ist wie marmoriert; die ebene Gleitfläche auf beiden ist ausgezeichnet erhalten und reicht an einem Ende so tief, dass das poröse Innere sichtbar ist. Der Metallbär stammt von selbem Fundorte, und wenn auch der unmittelbare Zusammenhang

Abb. 125. Schub mit zwei Pieken.

Abb. 126. Schub mit Segel.

mit den Knochen — dem Situs nach — nicht präcis nachgewiesen werden konnte, gehört er doch zur allgemeinen Charakteristik des Fundortes. Die oberflächliche Betrachtung bestimmte den Bär als Kupfer, und es entstand die Frage, ob es sich um einen Vorgänger der Bronzeperiode handelt.

Mein Freund, Herr Josef Loczka, Chemiker des ungarischen Nationalmuseums, war so gütig, die qualitative Analyse zu vollführen und theilte mir folgendes mit: »Das Metall enthält viel Kupfer; 2—3% — also verhältnismäßig viel — Antimon; wenig Eisen, wenig Nickel; Zink konnte nicht mit Sicherheit ermittelt werden; Arsen blieb fraglich; sehr wenig Silber, Blei, Bismuth, Phosphor, diese letzteren beinahe nur als Spuren vorhanden; außerdem als Verunreinigung wenig Lehm und Quarz beigemengt. Es scheint, dass dieser Metallbär einem antimonhältigen Kupfererz entstammt; es ist aber nicht ausgeschlossen, dass das Antimon beigeschmolzen wurde, um ein härteres Metall zu erlangen. Ob dies in vorhistorischer Zeit bewusst geschah, hierfür mangeln die sicheren Daten.« Soweit die Analyse. Das ist aber sicher, dass dieses Object aus vorgeschichtlicher Epoche stammt, mithin für den Fundort charakteristisch ist. Und da nun dieses offenbar prähistorische Knochenschlittschuhpaar im wesentlichen den recenten entspricht, ist die vorgeschichtliche Epoche mit der Jetztzeit verbunden. Das brauche ich wohl nicht erst zu sagen, dass sich dieses nur auf das Gebiet Ungarns und nicht auf das Magyarenthum bezieht.

[1]) In der Kunstsprache des ehemaligen deutschen Hochofenbetriebes in Ungarn.

Hinsichtlich Deutschlands wurde die Zeitbestimmung durch Ernst Friedel angebahnt. Er führt an, dass im Jahre 1881 in Spandau ein Kriegsmagazin angelegt wurde, und bei der tiefen Fundamentierung ein Pfahlbau zum Vorschein kam, welcher der Blütezeit der Bronzeperiode angehörte. Hier fand sich ein ungebohrter, subfossiler Unterarmknochen vom Pferde mit abgeschliffener, infolge der Biegung des Knochens nur wenig ausgedehnter Gleitfläche. Ein ganz ähnlicher Knochen wurde aus der Spree bei Berlin ausgebaggert, Abb. 127.[1]) Auch bei diesem Knochen ist die Gleitfläche infolge der Biegung des Knochens nur beschränkt und dieser Umstand ist es, welcher diese Funde als Knochenschlittschuhe zweifelhaft macht; denn die Convexität machte das Stehen auf dem Eise schwankend, die Convexität war für den Fuß unbequem. Es dürften also diese Knochen Schlittenkufen gewesen sein, worauf ich an geeigneter Stelle zurückkommen werde. Die

Abb. 127. Schlittknochen aus der Spree.

Hauptsache ist hier, dass das Vorkommen der Schlittknochen überhaupt auch in Deutschland in der prähistorischen Zeit hierdurch belegt ist.

Wenn wir nun Friesland nicht zu Deutschland rechnen, so können wir abgesondert für dieses Gebiet den Nachweis des prähistorischen Vorkommens wie folgt durchführen.

Abb. 128. Knochenschlittschuh aus Grimmersum.

Wie bekannt, gehören die »Warfe« — im östlichen Theile »Terpe« — Frieslands als Hügel- und Wallformationen zu den friesischen Ursitzen. Nach Tergast (a. a. O.) giengen die »Warfe« der Bronzeperiode voran und tragen nun ansehnliche Dörfer über sich. Allem Anscheine nach wurden diese Ursitze durch Urfischer bezogen und durch Wälle vor der Springflut geschützt. Diese Ursitze ergeben reiche prähistorische Funde, und aus dem »Warfe« von Grimmersum kam auch ein ungebohrter Knochenschlittschuh zum Vorschein, welchen Dr. Tergast als Glättknochen für Gewebe ansprach[2]) und welcher sich dadurch auszeichnet, dass er den bis nun abgehandelten entgegen, nicht vom Pferde, sondern vom Rinde stammt. Es ist ein Metacarpus — Abb. 128.

Von Aalsum und ebenfalls einem Terpen entstammend, führt Munro einen Knochenschlittschuh vom Metacarpus des Pferdes — hier Abb. 129 — an, dessen ebene Gleitfläche so tief liegt, dass auf dem Fersenende das Innere sichtbar wird. Dieser Knochen ist deswegen sehr interessant, weil er, einem prähistorischen Ursitz entstammend, dennoch voll-

[1]) Siehe »Brandenburgia«, S. 221, untere Figur

[2]) Tergast, a. a. O., S. 43, Tafel VI, Fig. 49.

kommen jenen entspricht, welche ich als recent von Kézdi-Szt.-Lélek stammend, auf Tafel V und hier besonders Fig. 2 vorgeführt habe.

Der Wert dieser Analogie besteht nun darin, dass dadurch der friesische Seestrand mit dem Innersten des europäischen Continentes und überdies die vorgeschichtliche Epoche mit der Jetztzeit verknüpft wird.

An die soeben entwickelte Analogie schließt sich der Knochenschlittschuh an, welchen Lindenschmit ohne nähere Angabe des Fundortes aus dem Museum in Hannover anführt — hier Abb. 130.[1]) Auch dieser Knochen ist jenem von Aalsum und jenem aus dem Széklerland völlig entsprechend.

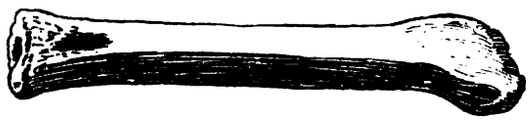


Abb. 129. Knochenschlittschuh von Aalsum.

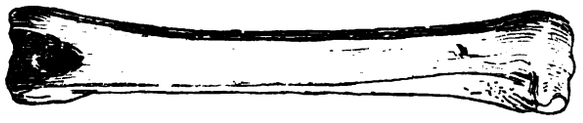


Abb. 130. Knochenschlittschuh, Mus. Hannover.

Außer diesen führt aber Lindenschmit auch noch einen anderen Knochen, und zwar aus Osterend in Friesland an, welcher im Museum zu Leiden aufbewahrt wird. Diesen Knochen bildete Lindenschmit von drei Seiten ab, weil er die Wichtigkeit erkannte, und zwar von oben, von unten und von der Seite. Abb. 131, 1, 2, 3.

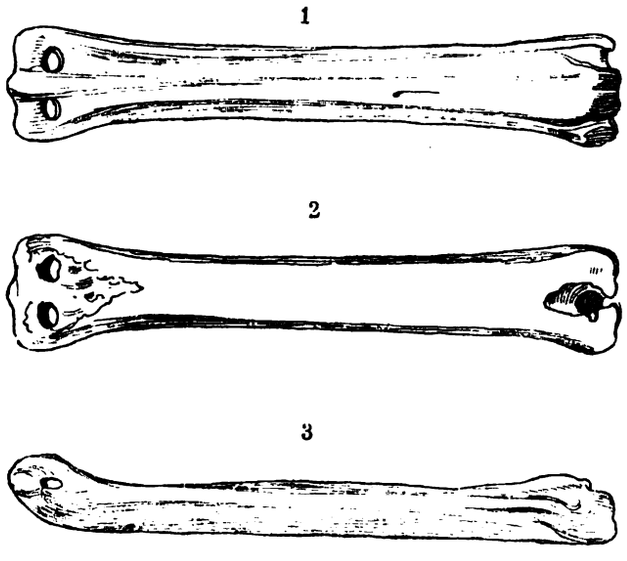


Abb. 131. »Knochenschlittschuh« aus Osterend. Mus. Leiden.

Dieser »Knochenschlittschuh« ist vom Metatarsus des Pferdes und mochte für einen Mann bestimmt gewesen sein.

Wenn wir diesen Knochen als Schlittschuh auffassen wollen, so ist es für denselben bezeichnend, dass er an einem Ende zugerichtet und hier streng paarig gelocht ist — Abb. 131, 1. Diese Löcher konnten ja für den Riemen oder die Schnur bestimmt sein, um den Knochenschlittschuh an den Fuß — vorne — zu befestigen; doch vermuthe ich hier eine andere Bestimmung, auf welche ich an geeigneter Stelle schon zurückkommen werde.

Ich will nun noch einen Blick auf England werfen, dessen Knochenschlittschuhe Munro[2]) zusammengefasst hat.

Er führt an, General Fox-Pitt-Rivers habe gelegentlich einer Ausgrabung, welche er an der Stelle der einstigen Umfassungsmauer Londons vollführte, in bedeutender Tiefe einen Pfahlbau angetroffen, wo außer Küchenabfällen und Gegenständen römischer Abstammung auch ältere Sachen vorkamen, und zwar solche aus Horn und auch Knochen.

[1]) Lindenschmit, Dr. L., Die Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit. Nach den in öffentlichen und Privatsammlungen befindlichen Originalien zusammengestellt und herausgegeben von dem Römisch-Germanischen Centralmuseum in Mainz durch den Director. 1864, Heft XII, Taf. I.

[2]) Munro, a. a. O., S. 296.

Unter diesen fanden sich auch zwei Schlittknochen, welche, nach Munro, jenen entsprachen, welche Lindenschmit mitgetheilt hat — mithin der Form von Hannover und von Leiden — hier Abb. 130 und 121. Diese Mittheilung ist in dieser Form nicht ganz präcis, weil ja die von Lindenschmit gegebenen Schlittknochen von einander wesentlich verschieden sind und der General, respective Munro nicht angab, ob auch die beiden Londoner Knochen untereinander verschieden waren. Überdies wird der Leidener Knochen mit jenem von Hannover verwechselt und auch Funde von Zeeland, Utrecht und Geldern beigemischt. Der General acceptiert nicht die Determination Lindenschmits, wonach die betreffenden Schlittknochen der Steinzeit angehören, weil die übrigen, auf derselben Tafel gegebenen Gegenstände der Eisenzeit angehören und überdies am Fersenende des Leidener Schlittknochens eine kleine Höhlung sichtbar ist — hier Abb. 131, 2 — welche geeignet war, einen eisernen Stachel aufzunehmen. Diesen Schlittknochen hätte also an der Spitze des Fußes ein Riemen, am Fersenende ein eiserner Stachel festgehalten. Dieser eiserne Stachel ist aber nur eine Voraussetzung, weil es ja schwierig ist, aus einer Höhlung zu folgern, was darin eventuell zur Zeit der Römer gewesen sei. Viel näher liegt die Vor-

Abb. 132. Schlittknochen aus Sct. Peter of Arches, Lincoln.

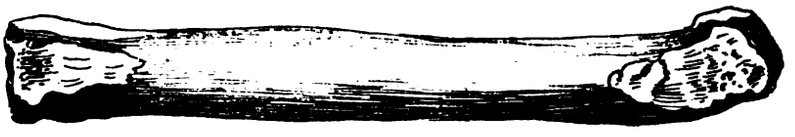


Abb. 133. Schlittknochen aus der walachischen Dobrudscha.

aussetzung, Lindenschmits Leidener Knochen sei ein Kufenknochen aus den Warfen gewesen, wie ich nachzuweisen versuchen werde.

Hinsichtlich der Altersbestimmung gibt es aber für England auch noch einen anderen Weg, welchen Munro in seiner Conclusion selbst angibt, indem er die Möglichkeit annimmt, dass der Überfluss der Bevölkerung der Terpen nach England strömte und die Knochenschlittschuhe eingeführt haben konnte; denn selbst in dem Falle, dass die Warfe und Terpen nicht eben der Steinzeit angehören, sind sie doch prähistorischen Ursprunges. Munros Schwanken ist aber eben darin begründet, was ich eingangs hinsichtlich des Übergreifens der Epochen ineinander und über den Mangel absolut scharfer Grenzen angeführt habe. Die hierdurch entstehende Unbestimmtheit spiegelt sich nothwendigerweise auch in den Schriften der Autoren ab. Meiner Ansicht nach besteht kein annehmbarer Grund, für England eine Abweichung anzunehmen.

Der von Munro gegebene Knochenschlittschuh — Abb. 132 — stammt aus einer Tiefe von nicht weniger als 70 englischen Fuß, der Gelenkkopf ist spitz zugerichtet und quergebohrt, am Fersenende ist eine Ausbröckelung (?) sichtbar, auch der Typus ist ein anderer und erinnert dieser Knochen an jenen Lindenschmits, also mehr an einen Kufenknochen.

Ich schließe die Erörterung mit Vorführung des eben erst zugehauenen, noch ungebohrten und ungebrauchten Schlittknochens aus der walachischen Dobrudscha, wo der Knochenschlittschuh nach Dr. v. Almásy das Requisit einer jeden Fischerhütte ist — Abb. 133.

Wir sehen, dass die Fischer dem Knochenschlittschuh vermittelst Behauens eine entsprechende Form geben; die Hiebfläche ist auch dann muschelig, wenn ein Beil mit gerader Schneide gebraucht wird, ich betone dieses, weil es vorgekommen ist, dass jemand aus der Muscheligkeit auf ein paläolithisches Feuersteinbeil gefolgert und auf paläolithischen Ursprung geschlossen hat.

Ganz zum Schluss möge hier noch jener Knochenschlittschuh Platz finden, von welchem Friedel sagt,[1]) er sei eine ungeschickte kindische Nachahmung eines Holzschlittschuhes mit Eisen. Der Knochenschlittschuh befindet sich in der Sammlung des »Museum für deutsche Volkstrachten und Erzeugnisse des Hausgewerbes« in Berlin, ist der in Holz eingelassene Unterkieferknochen des Schafes — Abb. 134 —, an der Stelle der beiden Querlöcher befinden sich Lederschlupfen zum Einziehen von Schnüren. Ich kann nicht entscheiden, ob dies das nämliche Object ist, welches Virchow schon im Jahre 1887[2]) als ein, durch einen Alten nach dem Gedächtnis erzeugtes Modell in der Berliner Anthropologischen Gesellschaft vorgezeigt hat. Ich bin geneigt, mich der Ansicht Friedels anzuschließen, setze jedoch hinzu, dass es wichtig wäre, zu erforschen, welche Knochen des Schafes die Isländer als Knochenschlittschuhe benützten.

Wenn Munro in seinem Werke geneigt ist, die Verbreitung des Knochenschlittschuhes vornehmlich nach dem Norden zu verlegen, so kann dies mit Ausschließlichkeit nicht angenommen werden, denn die fortgeschrittenere Form ist ja im Bereiche des schwarzen Meeres — walachische Dobrudscha — gemein, ebenso, wie die primitivere Form an der mittleren Theiß sehr verbreitet war und aus der gemäßigten Zone voraussichtlich noch von zahlreichen Punkten bekannt werden wird. Das ist gewiss, dass der Knochenschlittschuh im Norden massenhafter vorkommen kann, spricht doch Dr. Stolpe im Bericht des archäologischen Congresses 1874 von 300, die am Mälarsee gefunden wurden; das liegt in der Natur der Sache.

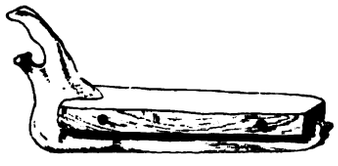


Abb. 134. Knochenschlittschuh aus dem Kieferknochen des Schafes.

Ich entsage der näheren Erörterung über die Verbreitung aus doppelter Ursache. Vorerst aus dem Grunde, weil viele Beschreibungen als solche Zweifel über den Entwicklungsgrad der nur in Worten abgehandelten Formen aufkommen lassen; ferner, weil ich hier nur die Zeitbestimmung und den Übergang des Knochenschlittschuhes, schließlich — wie Friedel richtig betonte — die Unterscheidung des Knochenschlittschuhes vom Kufenknochen möglichst durchführen wollte.

II. Die Knochenkufe oder der Kufenknochen.

Deutsch: Knochenschlitten, Beinschlitten, Pickschlitten. Englisch: *runner,* jedoch nicht bestimmt als Kufe.

In der Mitte des europäischen Continentes, in dessen civilisiertem Theile, waren wir Ungarn schier die letzten, die an der allerprimitivsten, ich möchte sagen »paradiesischen« Art des Schlittenfahrens sich ergötzten. Mitten im strengsten Winter schlüpfte aus der am Dorfende gegrabenen Erdhütte der nackte Zigeunerjunge heraus, lief was er konnte auf die nächste Erdwelle, auf der durch Begießen eine Rutschbahn hergestellt war und fuhr ohne irgend eine Unterlage blitzschnell herab, einmal, zweimal, dreimal, um dann wieder in die Hütte zu schlüpfen und sich des Feuers zu erfreuen.

[1]) »Brandenburgia«, Bd. VI, S. 325.

[2]) Verhandlungen der Berliner Anthropologischen Gesellschaft. Bd. XIX. [1887], S. 361 und Figur.

Das schnelle, anstrengungslose Herabrutschen ruft im Menschen das Wohlgefühl des freien Fluges hervor, und dort, wo der Winter andauernd und hart ist, wird das Herabrutschen als Volksvergnügen fleißig betrieben; ich verweise hier nur auf den Schneeschuhsport im skandinavischen Norden und auf die künstlich hergestellten Rutschberge Russlands, deren Bahnen ungemein steil von thurmhohen Gerüsten herabfallen, damit der Schlitten, auf ebenen Boden gelangt, noch weit, oft auch über Wellenbahnen dahinfliege.

Zur Zeit — auch noch in der ersten Hälfte des IX. Jahrhunderts — als in Ungarn besonders das Ende des Dorfes durch die im Urzustande befindliche Zigeunercolonie charakterisiert war, welche man schon von weitem an den umherliegenden, gebleichten Gerippen von Pferden, Rindern, Hunden und dergleichen erkennen konnte, dienten als Schlitten drei oder vier zusammengekoppelte Pferde- oder Ochsenrippen; den nämlichen Dienst leistete auch die Fassdaube. Die abgehärteten Jungen und Burschen des oberen Endes der Stadt Miskolcz warfen sich noch in den Vierzigerjahren auf geeigneten Lehnen einfach seitwärts auf den zottigen Schafpelz — *guba* — und rutschten kopfabwärts zu Thal. Zu gleichem Zwecke dienten auch die alten hölzernen Brodtröge — *melencze* — zur Aufnahme des ausgewalkten Brodes bestimmt.

Ob in Ungarn in historischer Zeit außer den Rippen noch irgendwelche Knochenschlitten benützt wurden, das weiß ich nicht; ausgeschlossen ist es nicht und es ist möglich, dass diese Arbeit zur Lösung dieser Frage beitragen wird.

Historische Daten, welche jenen über Knochenschlittschuhe entsprechen würden, kenne ich nicht und ist für mich die älteste literarische Angabe für Deutschland jene, welche ich der Güte des Herrn Hofrathes Dr. Hugo Schuchardt zu verdanken habe, welche aus dem Jahre 1826 stammt. In diesem Jahre erschien in Wien Adolf Müllners Trauerspiel: »Der neunundzwanzigste Februar«,[1]) worin der verloren geglaubte Knabe — Emil — die Ursache seines Ausbleibens wie folgt gibt:

»Als aus der Schul wir waren,
Spielten wir und ballten Schnee,
Führten Krieg und von der steilen Höh',
Wo das Hochgericht ist, glitten
Wir hinab auf Knochenschlitten.

Müllner wurde 1774 in Langendorf bei Weißenfels geboren und kann dieser Umstand auch als Andeutung für das Vorkommen des Knochenschlittens angenommen werden, freilich ohne die Beschaffenheit zu erklären. Ich bemerke übrigens, dass der »Galgenberg« — *akasztó* — als Rutschort auch bei der ausgelasseneren ungarischen Jugend frequentiert wurde. Ein zweites Datum steht — ebenfalls laut Schuchardt — bei Ranke: »Der Mensch«[2]) und lautet: »Schlitten, deren Kufen man nicht mit Eisen, sondern mit Knochen unterlegte, sogenannte Beinschlitten, waren im Anfang des XIX. Jahrhunderts vielfach und weitverbreitet im Gebrauche und sind es zum Theile heute noch.« Hier erfahren wir, dass der Beinschlitten Kufen hatte und den Eisenbeschlag Knochen vertraten.

So wie ich es beim Knochenschlittschuh that, will ich auch hier das Vordringen in das Dunkel der vorgeschichtlichen Zeit aus der jüngsten Vergangenheit versuchen.

Die erste Frage ist: ob es zwischen Schlittschuhlaufen und Schlittenfahren einen Übergang gibt? Ich glaube, die Frage sogar nett bejahen zu können. Virchow sagt ge-

[1]) »Deutsche Schaubühne seit Lessing und Schröder u. s. w. Bd. XXIV: I. Die Quälgeister; II. Der neunundzwanzigste Februar.« Wien 1826.

[2]) Zweite Auflage. 1894, II, 510.

legentlich einer Vorlage,[1]) welche Knochen betraf, er habe als Kind auch einen Pickschlitten besessen, welcher aus einem Brettstück mit als Kufen daran genagelten Pferdeknochen bestand; zu diesem Flachschlitten, welchen ich Virchow-Schlitten nennen will, gehörten zwei kurze Picken, und Virchow bemerkt, er habe mit diesem Schlitten viele Künste ausgeführt. Das war freilich vor mehr als siebzig Jahren!

Wir Jungen hier in Ungarn waren auch auf das Rutschen versessen, freilich nur auf einfachsten Holzschlitten; und wir hatten auch unsere Künste, darunter die »höchste Kunst«: auf dem Schlitten stehend hernieder zu sausen. Es ist wahrscheinlich, dass zu Virchows Künsten auch der stehende Rutscher gehörte, und da der Virchow-Schlitten auch auf ebener Eisbahn sitzend und stehend gebraucht werden konnte, ist der Übergang fertig.

Abb. 135. Virchow-Schlitten.

Abb. 136. Deutscher Reitschlitten.

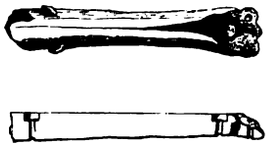


Abb. 138. Kufenknochen des Reitschlittens.

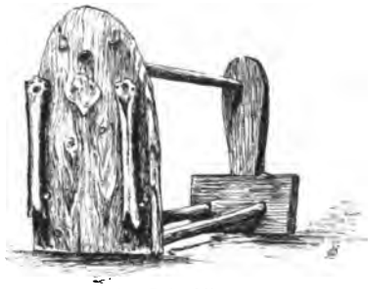


Abb. 137. Der Reitschlitten von unten.

Die weitere Entwickelung dieser Virchow-Form gestaltet sich nun wie folgt: Friedel erwähnt in seiner Zusammenstellung[2]) ganz kurz, dass sich im »Museum für deutsche Volkstrachten und Erz. d. Hausgew.« ein Schlitten befindet, welcher mit Knochen ausgestattet ist. Herr Sökeland, der unermüdliche Förderer dieses so wichtigen Institutes hatte nun die Güte, mir unter anderen auch die Photographie dieses Schlittens zu übersenden, welchen ich nun in Abb. 136 stehend, in Abb. 137 von unten gebe, während Abb. 138 den einen Kufenknochen von der Gleitseite — Sohle — und im Längendurchschnitt darstellt.

Wir sehen nun, dass die Form der Schlittensohle an jene des Plätteisens erinnert — Abb. 137; hier sehen wir auch die Lage der Kufenknochen, deren Befestigung Abb. 138 näher erklärt. Dieselbe geschah ursprünglich an beiden Enden durch entsprechende Bohrlöcher vermittelst Nägel, deren Köpfe versenkt wurden; wenn dann der Knochen ausbröckelte, so wurden auch seitlich Nägel ohne Kopf eingeschlagen und auf den Knochen gebogen, wie dies Abb. 137 und 138 zeigen.

[1]) Verhandlungen der Berliner Anthropologischen Gesellschaft. 1870, S. 19.

[2]) »Brandenburgia«. Bd. VI, S. 324.

Was den Fundort dieses Reitschlittens anbelangt, so schrieb mir Herr Sökeland, dass derselbe einen kleinen Zettel mit der Aufschrift »Mattsee« (ein Dorf im Salzburgischen, welches wir im Verfolge noch anführen werden) trug.

Ehe ich nun weiterschreite, muss ich auf einen Umstand noch besonders hindeuten. Wenn wir den einen, von der Gleitfläche gegebenen Kufenknochen — Abb. 138 — näher betrachten, so bemerken wir, dass er am vorderen Ende behauen war und hier noch zwei kleinere, paarige Löcher zeigt, welche jenen auf Lindenschmits »Knochenschlittschuh« entsprechen — Abb. 131, 2; hieraus und aus der Ausbröckelung am entgegengesetzten Ende folgere ich nun mit Sicherheit, dass der Leidener Knochen ein Kufenknochen war.

Wenn wir die fernere Entwickelung des Reitschlittens verfolgen, so gelangen wir zu jenem, welchen Prof. H. Jeitteles aus dem Salzkammergut, und zwar nebst Zubehör vor Jahren vorgelegt hat.[1]) Auf der Sohle dieses Reitschlittens befinden sich jedoch drei Kufenknochen, wie dies Abb. 139 zeigt.

Abb. 139. Jeitteles' Reitschlitten mit drei Kufenknochen.

Zu diesem Reitschlitten gehörten nun auch zwei »Schiebstelzen« — in Deutschland »Pieken« — deren Handhabung Abb. 140 zur Veranschaulichung bringt. Es ist als sicher anzunehmen, dass diese Form des Reitschlittens auf dem Mattsee, oder sonst einem anderen See des Salzburgischen, auf dem flachen Eise gebraucht wurde. Ich bemerke, dass hinsichtlich dieser Form der Schlitten auch durch Prof. Felix v. Luschan bekannt gemacht wurde.[2])

Abb. 140. Jeitteles' Reitschlitten mit Schiebstelzen und 3 Kufenknochen.

Schon aus den bisher angeführten Thatsachen geht es wohl klar hervor, dass zwischen gebohrten und ungebohrten Knochenschlittschuhen und den zum Aufnageln geeigneten Kufenknochen ein großer Unterschied besteht und wahrgenommen werden muss.

Unter den Knochenfunden finden wir aber, und zwar ziemlich häufig, auch solche Langknochen, zumeist des Pferdes, welche eine ebene Gleitfläche besitzen und an beiden Enden, auf der rauhen Seite, je ein großes — jedoch nicht durchdringendes — Loch aufweisen. Manchmal gehen diese Löcher ganz durch, jedoch sichtlich nur als Folge sehr starker Abnützung. Mich haben eben diese Knochen schon seit Jahren vielfach beschäftigt, darunter besonders jener, der durch den Eifer des Herrn Prof. Karl Herepei in die Sammlung des Bethlen-Collegiums in Nagy-Enyed gelangte — siehe Tafel V, Fig. 20.[3])

Wir wollen nun vorerst die hierher gehörigen Knochen unserer Tafel V ein wenig näher kennen lernen. Fig. 17 stammt von der Puszta Nagy-Alag, Fig. 18 von Csépa, Fig. 19 von Eresi, sämmtlich im ungarischen Nationalmuseum. Wenn wir nun alle diese

[1]) Zeitschrift für Ethnologie. Bd. VI, [1874], S. 176, Tafel XII, Fig. 1—3.

[2]) Mitth. d. Anthrop. Gesellsch. in Wien, VI, 142.

[3]) Herepei, in litt.

Knochen sammt jenen des Collegiums Nagy-Enyed, welcher von Ispánlaka stammt — Fig. 20 — genauer vornehmen, so bemerken wir am letzteren — Fig. 20 — ganz deutlich, dass in das Loch ein Zapfen gehörte, für dessen Schulterung eine entsprechende Quervertiefung ausgehauen wurde. Hieraus folgerte ich, dass es sich hier um Kufenknochen handelt und der Sitzschlitten vielleicht so ausgesehen haben mochte, wie dies Abb. 141 andeutet. Wenn auch der Form nach anders, wurde diese Voraussetzung doch durch Vorführung des Sitzschlittens nach Luschan,[1]) dessen Form ich hier als Skizze gebe — Abb. 142 — im wesentlichen bestätigt.

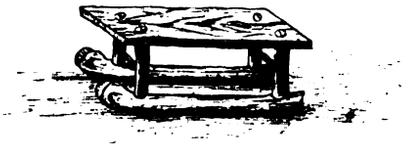


Abb. 141. Idealer Sitzschlitten mit Knochenkufen.

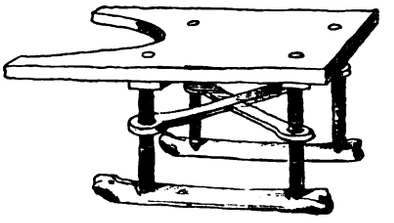


Abb. 142. Luschan-Sitzschlitten mit Knochenkufen.

Dieser Schlitten, dessen Construction sich von selbst erklärt, löst die Frage der an beiden Enden großgelochten Knochen als Schlittenkufen vollkommen. Der Fundort dieses Schlittens ist der Trumsee, ebenfalls nahe dem Orte Mattsee im Salzburgischen. Es kann als sicher angenommen werden, dass sich die Angabe »Mattsee« am Berliner Objecte eigentlich auch auf den Trumsee bezieht, somit ist auch der Fundort des von Herrn Sökeland mitgetheilten Schlittens — Abb. 136, 137 — entschieden. Eine besondere Eigenschaft des Luschan-Sitzschlittens ist der halbkreisförmige Ausschnitt, wahrscheinlich dazu bestimmt, um auch mit einer einzelnen Schiebstelze hantieren zu können.

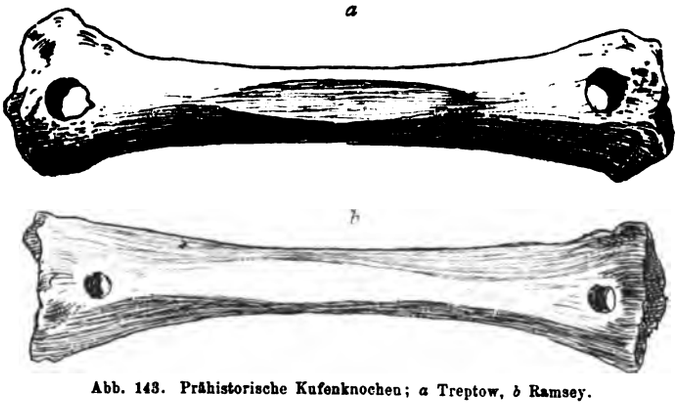


Abb. 143. Prähistorische Kufenknochen; *a* Treptow, *b* Ramsey.

Und nun steht uns nichts mehr im Wege, um den Versuch des Eindringens in das Dunkel vorgeschichtlicher Epochen zu wagen. Abb. 143 *a*, *b* zeigt uns prähistorische Kufenknochen aus Treptow und Ramsey,[2]) an welchen die Gleitfläche infolge der Convexität — in der Länge gemeint — nur von beschränkter Ausdehnung ist, woraus folgt, dass diese Knochen nicht paarweise angebracht sein konnten — wie z. B. bei Abb. 137 — und auch so nicht wie am Luschan-Sitzschlitten — Abb. 142 — weil infolge der Möglichkeit des Schaukelns keine ebene Gleitfläche hätte entstehen können. Es folgt hieraus, dass dieselben mittelst Zapfens entweder zu dreien so befestigt wurden, wie beim Jeitteles-Schlitten — Abb. 139 — oder an je einer Kufe etwa zu zweien hintereinander.

Die sehr charakteristische Gleitfläche dieser Knochen berechtigt zu der Voraussetzung, dass auch die sogenannten »Knochenschlittschuhe« von Spandau und aus der

[1]) Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien. Bd. X [1881], S. 327.

[2]) »Brandenburgia«, Bd. VI, S. 323, und Munro, a. a. O., S. 300.

Spree — Abb. 127 — Kufenknochen gewesen sein mochten, und zwar an beiden Enden angebunden, weil ja die Biegung des Knochens das Bindemittel schonte.

Ich bemerke, dass Munro den Ramsey-Knochen als *bone skate* anspricht, was aber offenbar ein Irrthum ist; das muss aber zugegeben werden, dass er auch Kufenknochen anführt, also unterscheidet.

Als *runner* unterscheidet Munro[1]) den hier in Abb. 144 abgebildeten Kufenknochen, welcher im Jahre 1848 ans Tageslicht kam. Dieser Kufenknochen — wahrscheinlich Unterarm des Pferdes — zeigt einen eigenen Typus, entsprechend dem Knochenschlittschuh (?) von Arches — Abb. 132.

Abb. 144. Kufenknochen aus Styxwold Ferry, Lincoln.

Die schärfere Zeitbestimmung gestaltet sich nun wie folgt: Der Herepei-Kufenknochen — Tafel V, Fig. 20 — wurde auf dem Territorium des berühmten Bronzefundes von Ispánlaka, aber auch mit anderen Objecten vermischt gefunden und wird daher von Prof. Herepei nur als sporadischer Fund bezeichnet, wenn wir aber diesen Knochen mit jenem des Luschan-Schlittens — Abb. 142 — und jenem von Csépa und Ercsi — Tafel V, Fig. 18, 19 — vergleichen, so ist die Zusammengehörigkeit außer Zweifel. Die Mehrzahl solcher Knochen kommt nun in Ungarn in der Terramarenformation vor, für welche Herr Prof. Béla v. Posta folgende Bestimmung gab: »Das Zeitalter der Terramaren Ungarns ist das Ende der neolithischen und der Beginn der Metallperiode.«[2]) Somit ist die Herkunft der Kufenknochen aus prähistorischer Zeit auch annehmbar, das Übergreifen in unsere Periode durch den Luschan-Schlitten außer Zweifel.

Abb. 145. Kufenknochen aus dem Burgwall von Potzlow.

Der Vollständigkeit wegen möge hier auch noch jener Knochen Platz finden, welchen Friedel in der »Brandenburgia« als aus dem Burgwall von Potzlow stammend anführt und ins XI.—XII. Jahrhundert verlegt — Abb. 145. Die Art des Bruches an beiden Enden scheint auf ursprünglich weite Bohrung hinzudeuten, woraus auf einen Kufenknochen geschlossen werden kann.

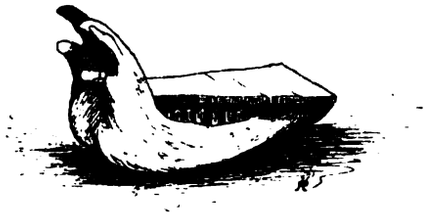


Abb. 146. Arnswalder Kieferschlitten.

Die ganze hier abgehandelte Reihe lässt uns auch hier zu demselben Schluss gelangen, wie beim Knochenschlittschuh, dass nämlich die Erscheinungen vom Ende der neolithischen und vom Anfang der Metallperiode, also aus prähistorischer Zeit bis auf unsere Tage herübergreifen.

Ganz zum Beschluss dieser Reihe möge hier noch ein echter und rechter Knochenschlitten Platz finden, welchen mir Herr Sökeland mitzutheilen so gütig war — Abb. 146.

Diese Art Schlitten wurde aus dem Unterkiefer der großen Hausthiere — Pferd, Rind — auf die Art hergestellt, dass auf die Bezahnung ein entsprechendes Brett fest-

[1]) Munro, a. a. O., S. 239.

[2]) Dr. Posta, in litt.

gemacht wurde. Friedel erwähnt diese Form aus Pichelsdorf, Virchow führt mit dem Schafschlittschuh zugleich — Abb. 134 — ein Modell vor. Das im Museum für deutsche Volkstrachten befindliche Stück stammt aus Arnswalde — Neumark, Provinz Brandenburg.

III. Keitelknochen, Netzsenker.

Die Verwendung der Langknochen des Pferdes, nur seltener des Rindes, an Fischnetzen, und zwar meist in bestimmter Zahl, scheint in ihrer Art bis jetzt eine ungarische Specialität zu sein, welche anderwärts nicht vorkommt.

Diese Verwendung kann auf mehrere Ursachen zurückgeführt werden, und zwar auf den schlammigen Grund der durch die Ebene — Steppe — dahinfließenden großen Gewässer, auf den Mangel an geeigneten Steinen und schließlich auf die Gelegenheit, welche sich in den gebleichten Gebeinen der umgestandenen Rosse eines fischenden Reitervolkes überall darbot und ein vorzügliches Material reichlich lieferte.

Die Antwort auf die Frage, was denn Keitel- und Netzknochen an dieser, den Schlittknochen gewidmeten Stelle zu schaffen haben, ist sehr einfach und klar: geeignete Knochen der betreffenden Fischergeräthe wurden vielfach abgelöst, und als Knochenschlittschuhe benützt; ihre ursprüngliche Verwendung verriethen die Reste der ursprünglichen Bohrung.

Die Behandlung dieser Knochen war aber auch aus der Ursache nicht zu vermeiden, weil es unter den aus Ungarn stammenden prähistorischen Knochenfunden auch solche Stücke gab, welche Netzknochen waren, ohne dass sie als solche in der Literatur behandelt worden wären.

Auch hier will ich die Richtung vom Bekannten in das Dunkel vorgeschichtlicher Perioden einschlagen.

Das jedenfalls merkwürdigste Knochennetz der fischenden Ungarn ist das Knochenkeitel — *kuszakecze* — dessen untere Sehne mit sieben oder neun Knochen beschwert ist, Abb. 147. Zwischen je zwei Knochen sind kurze Eisenrollen — *turbukvas* — eingeschaltet, heute meist Bleiringe. Am Ende der Schenkel des Rahmens befindet sich je ein schwerer Stein — *keczekő*. Das Netz selbst besteht aus zwei großmaschigen Spiegelnetzen, aus starker Schnur geknüpft — *regyina* oder *tükörháló;* zwischen beiden ist das aus feinen Fäden geknüpfte Garnfangnetz — *léhés* — eingeschaltet, dessen doppelte Enden aus zwei mittleren Maschen des Spiegelnetzes hervorhängen und vermittelst eines Riemens oder einer Schnur verknüpft sind.

Beim vollkommen correct beschwerten Knochenkeitel ist der mittlere, sogenannte Leitknochen immer der Radius vom Pferde, die nächsten beiderseits sind Metatarsi, die übrigen Knochen Metacarpi. Alle diese Knochen sind nun in ihrer Längenachse, jedoch nur an beiden Enden, derart gebohrt, dass ihr Anbinden auf die Art erfolgen kann, wie dies in Abb. 147 die untere, vergrößerte Zeichnung deutlich zeigt.

Das ganze Netz versenkt der Fischer an einer langen Leine in den Fluss, hält die Leine mit der linken Hand, und rudert stehend mit eingehängtem Ruder im Achter ∞ den zur Strömung quergestellten Kahn nach abwärts.

Von Zeit zu Zeit hebt er das Keitel empor, um nachzusehen, ob es Beute enthält. Ist eine solche vorhanden, dann stellt sich der Fang so dar, wie dies Abb. 148 deutlich erklärt. In das Bereich des Netzes gerathen, trachtet nämlich der Fisch durchzudrängen, wodurch das feinmaschige Garn-Fangnetz als Sack durch eine der großen Spiegelmaschen hervorgedrängt wird, dagegen die beiden Zipfel eingezogen werden. Der Fisch verfängt sich im feinen Garn des Fangnetzes mit Kiemendeckel, Flossen, ja Schuppen und

muss, ans Tageslicht gebracht, ausgelöst werden. Wenn alles ausgelöst ist, zieht der Fischer am Riemen, welcher die beiden Zipfel — Abb. 147 — verbindet, dadurch kommen die Zipfel heraus, die Fangsäcke hingegen werden hineingezogen und das Garn gespannt, mithin wieder fängisch gemacht. Der Fischer versenkt das Keitel und rudert weiter.

Dieses merkwürdige Netz wirkt nicht als Sack, sondern als Schleppe, damit es mit der, mit Knochen beschwerten unteren Sehne in die Gruben des Flussbodens einfalle und dieselben förmlich ausfege, wobei sich die Knochen an alle Unebenheiten des Flussbodens anpassen und leicht dahingleiten.[1])

Die gleiche Bohrung haben auch die Knochen des Zugnetzes an der mittleren Theiß, wie dies Abb. 149 deutlich erklärt. Die Knochen stehen hier von einander weiter entfernt und ist zwischen je zweien ein flacher, abgerundeter Senker aus gebranntem Thon angebracht, und zwar zu dem Zweck, um das Einschneiden der Sehne in den Schlamm zu erschweren.

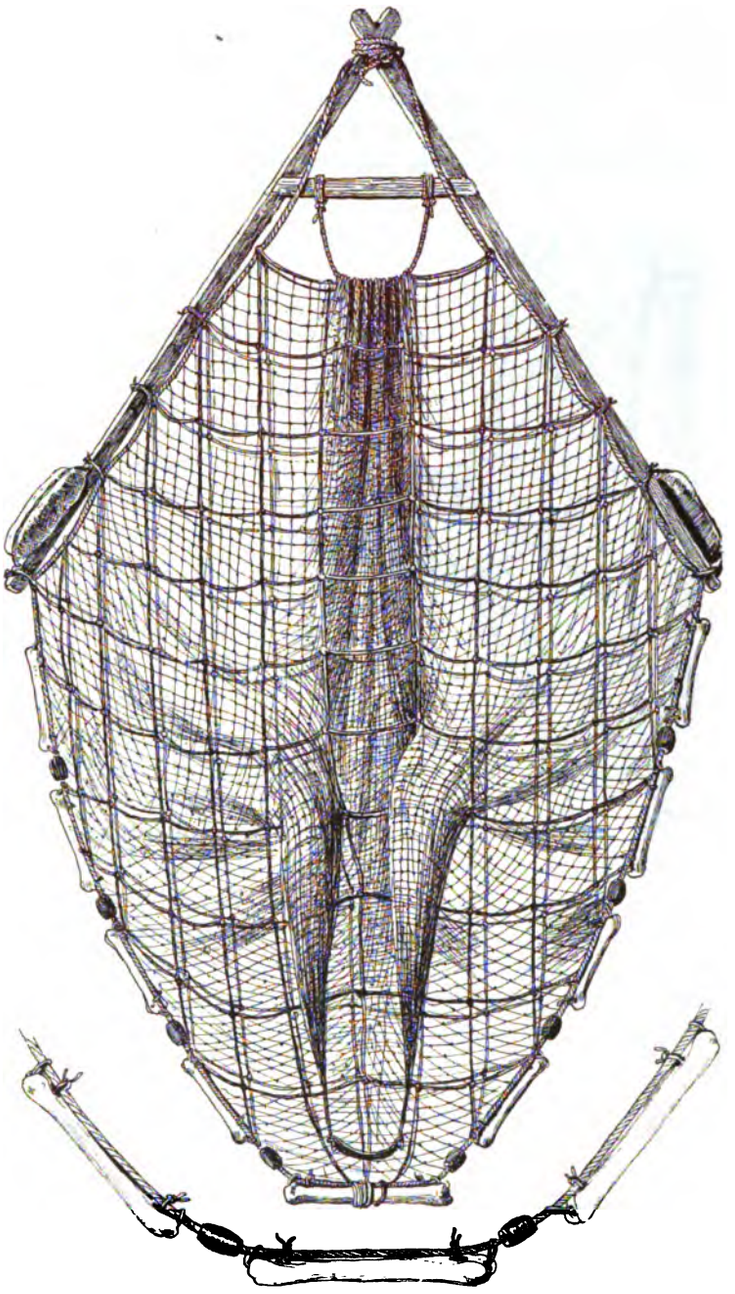


Abb. 147. Ungarisches Knochenkeitel.

[1]) Im Werke des Grafen Eugen Zichy: »Dritte asiatische Reise etc. Bd. I, zweite Abtheilung, 1900« ist das Knochenkeitel S. 419, Fig. 389 *a* so gegeben, als wäre die Zeichnung eine Copie jenes skizzenhaften Originales, welches ich in: »A magyar halászat könyve«, Bd. I, S. 174, Fig. 52, gegeben habe. Die angebliche Copie ist im Werke des Grafen Zichy sogar mit meinem Namen belegt, hat aber mit meinem Original und mit dem Keitel in natura eben im wesentlichen nichts gemein, ist ganz willkürlich als Sacknetz mit zwei Enden gegeben, was ja die oben soeben geschilderte Fangart geradezu ausschließt. Diese willkürlich entstellte Zeichnung übergieng auch in die Besprechung des Zichy'schen Werkes durch Dr. Birkner im »Globus«.

Es versteht sich nun von selbst, dass sowohl die Knochen des Keitels, als auch des Zugnetzes durch langen Gebrauch durch den feinen Schlamm walzig geschliffen und sozusagen poliert werden; aber die Eigenheit der Bohrung legitimiert sie stets als Fischnetzsenker. Die Spuren dieser Bohrung verbleiben auch dann, wenn der Knochen z. B. als Knochenschlittschuh verwendet wird, wie dies auf Tafel V, Fig. 8, ganz unzweifelhaft darlegt wird. Das prächtige Paar stammt aus Csongrád-Mindszent.

Hier habe ich nun den Punkt erreicht, von welchem aus ich ins Prähistorische übergehen kann. Vor allem müssen wir zu Tafel V zurückkehren, um das einschlägige Materiale näher zu betrachten. Die mit Fig. 21, 22, 23 bezeichnete Knochengarnitur nebst »Turbukeisen« ist correct zusammengestellt und besteht, wie schon gesagt, aus Radius — Fig. 21, Metatarsus- — Fig. 22, und Metacarpus- — Fig. 23 — Knochen des Pferdes. Alle Knochen standen lange im Gebrauche, sind also walzig abgeschliffen; Fig. 21 und 22 zeigen die eigenthümliche Bohrung. Die übrigen hierhergehörigen Knochen, als: Fig. 15, 16, 27, 28 sind alte, gebrauchte, zum Theil auch ausgebröckelte — Fig. 27 — Keitelknochen, die ich selbst vom Keitel abgelöst habe. Die Frage steht nun so: Was mochten die drei Knochen der Tafel V, Fig. 24, 25, 26, gewesen sein? Alle drei sind an beiden Enden zugerichtet und offenbar zum Anbinden gelocht, nach Ausbröckelung auch mehrfach; ferner sind sie rundherum abgeschliffen, wie die Keitelknochen.

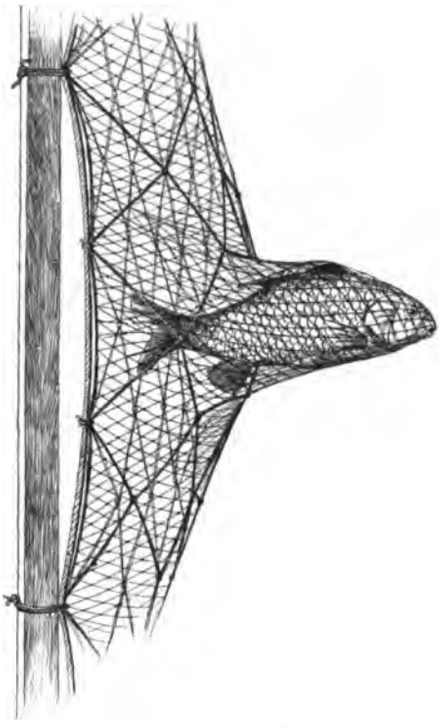


Abb. 148. Der Fang mit dem Knochenkeitel.

Der mit Fig. 25 bezeichnete Knochen hat schon seine Literatur. Er stammt aus den Terramaren von Tószeg und wird im ungarischen Nationalmuseum sub 50, 87/876 aufbewahrt. Der Knochen wird von Virchow in der Zeitschrift für Ethnologie, Bd. VIII, (1876), S. 251, angeführt, wo er das Folgende sagt: »Die Mehrzahl der Knochen gehört Hausthieren an. Ich fand deren — 1876 — eine große Samm-

Abb. 149. Knochen-Zugnetz, untere Sehne.

lung in einer Grube auf dem Hofe des Herrn Pfarrers Dolenszky in Tószeg. Ich bemerkte darunter zahlreiche Knochen vom Pferd und Rind, ferner solche von der Ziege, dem Schaf und dem Hund. In der Grube fand ich auch einen zerbrochenen Schlittknochen aus einem Pferde-Metatarsalknochen gefertigt. Er ist offenbar viel gebraucht, denn die Schlifffläche ist sehr tief und glatt. Am Ende ist ein großes, querdurchbohrtes Loch zum Einziehen einer Schnur, ganz ähnlich, wie wir es an den märkischen Schlittknochen bis in die neueste Zeit finden.« [1]) Dies ist der Knochen, der im ungari-

[1]) Fräulein Elisabeth Lemke war so gütig, mir dieses Excerpt zu besorgen.

schen Nationalmuseum deponiert und hier Tafel V, Fig. 25, von jener Seite abgebildet ist, welche Virchow als »tiefe Schlifffläche« angeführt hat. Munro befasst sich auch mit diesem Knochen [1]) und führt ihn auch als Knochenschlittschuh an, citiert dazu die Legende aus dem Kataloge der Sammlung gelegentlich des archäologischen Congresses zu Budapest 1876, und zwar wie folgt: »Un os troué aux deux bouts ayant peut être servi de patin.« Munro kommt aber im Appendix zu seiner »Generalconclusion« auf diesen und ähnliche Knochen ungarischer Provenienz zurück und sagt: »Es finden sich im Nationalmuseum zu Budapest noch einige Knochen, Metacarpi vom Pferde und vom Esel (?), der Gestalt nach wie Knochenschlittschuhe und auch gebohrt, doch fehlt ihnen die geschliffene Fläche — but none these objects presents a polished surface — es ist also wahrscheinlich, dass diese eine andere Bestimmung hatten.«[2]) Zwischen Munro und Virchow besteht also hinsichtlich des Knochens von Tószeg der Widerspruch, dass Munro Metacarpus, Virchow Metatarsus sagt, Munro das Charakteristikon des Knochenschlittschuhes, die polierte Fläche vermisst, Virchow dagegen von einer tiefen Schlifffläche, also von einer Art Furche spricht, die auf diesem Knochen — Tafel V, Fig. 25 — factisch vorhanden ist, den Knochenschlittschuh jedoch, der Natur der Sache nach, als solchen nicht charakterisieren kann; es scheint hier von Seite Virchows ein Irrthum vorzuliegen. Munro mag auch den Knochen von Kun-Szt.-Márton — im Nationalmuseum 307/896/858, vorausgesetzt, dass »858« die Jahreszahl ist — gesehen haben, hier auf Tafel V, Fig. 24.

Mit letzterem Knochen hat die größte Ähnlichkeit der Knochen von Tiszafüred — im dortigen Museum — welcher an beiden Enden gebohrt und auch zugerichtet ist; die Hiebfläche ist hier muschelig, was — wie wir wissen — von der Textur des Knochens kommt. Dieser wunderschön braune, interessante Knochen, kam gelegentlich der Fundamentierung des Brückenpfeilers der Theißbrücke von Tiszafüred mit Mammutknochen zum Vorschein, und Amateure bestimmten denselben als »Weberschiffchen«, und zwar mit einem paläolithischen Feuersteinbeil zugerichtet,[3]) wonach also hier eine Analogie der bekannten französischen Funde vermuthet wurde, welche den Homo sapiens mit dem Mammut zum Zeitgenossen machten. Gegen diese Annahme sprach der Umstand, dass in dem Grade, wie die Mammutknochen echt fossil waren, das sogenannte »Weberschiffchen« recent war.

Vom Knochenkeitel und Knochenzugnetz ausgehend, hatte ich überhaupt keinen Zweifel, dass es sich hier um prähistorische Netzknochen handle, ich griff aber — besonders auf den Knochen von Tiszafüred Rücksicht nehmend — doch zur vergleichenden osteologischen Untersuchung, welche Herr Dr. Eugen Vángel am zoologischen Institute der Budapester Universität durchführte. Das graphische Ergebnis stellt Abb. 150 dar, das Ergebnis lautet wie folgt:

Schon das Äußere der Knochen, wie Schlankheit, Längsfurche; ferner das Innere, der durch Zwischenwand getheilte Markcanal, welcher der Zusammenwachsung zweier Knochen entspricht, besagen, dass diese Knochen nicht von Einhufern abstammen können. Es kann hier nur das Rind oder eine stärkere Hirschart in Betracht kommen. Da aber die Knochen stark abgenützt und an den Enden abgeschlagen sind, musste der Versuch der Bestimmung auf einer anderen morphologischen Basis durchgeführt werden. Es empfahlen sich hierzu besonders die Foramina nutritiva, deren gegenseitige Entfernung als Längenfactor, dann die Dicke oder Stärke des Knochens, soweit dieses alles thunlich war. Das Ergebnis ist nun das folgende:

[1]) a. a. O., S. 292.

[2]) Munro, a. a. O., S. 306.

[3]) Dr. Andreas v. Jósa in einer kleinen Schrift.

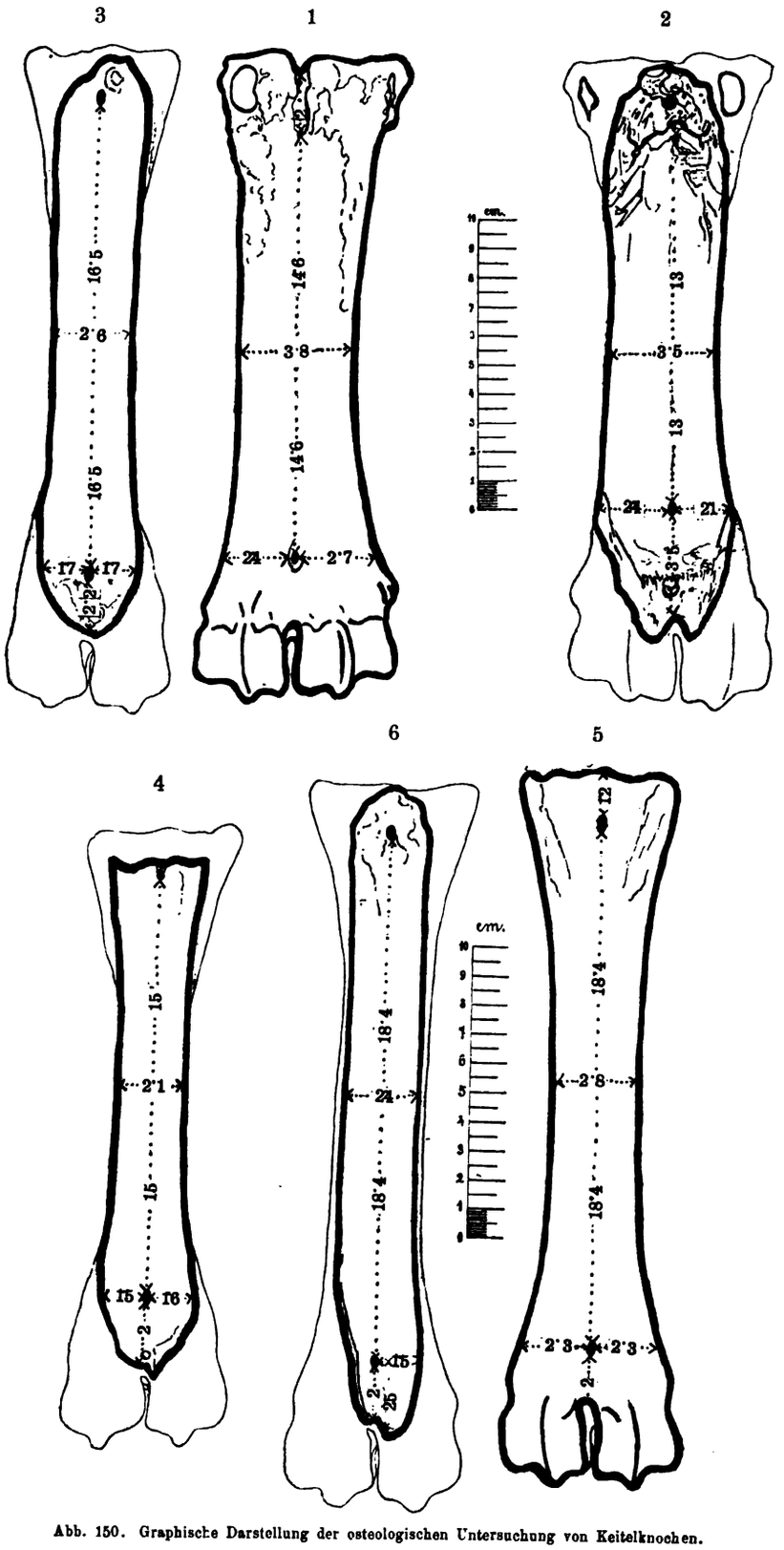


Abb. 150. Graphische Darstellung der osteologischen Untersuchung von Keitelknochen.

A. Am Metatarsus des Rindes: Längenfactor 18·4 *cm*, Dicke 2·8 *cm*, mithin kommt auf 1 *mm* der Dicke: 18·4 : 2·8 = 6·54 *mm*.

B. Am Metatarsus des Hirsches — Cervus elaphus: Längenfactor 24·4 *cm*, Dicke 2·2 *cm*, mithin 24·4 : 2·2 = 11·09 *mm* der Länge.

Es beträgt sonach das Wachsthum beim Rinde auf 1 *mm* der Dicke 6—7 *mm*; beim Hirsche auf 1 *mm* 10 *mm* der Länge.

Anwendung auf die zu bestimmenden Knochen:

1. Knochen aus Tiszafüred: Abb. 150, Fig. 1, recenter Pendant Fig. 2, der Knochen ist rechter Metacarpus des Rindes: 1 *mm* der Dicke entsprechend 3·8 *mm* der Länge.

2. Knochen aus Kun-Szt.-Márton: Abb. 150, Fig. 3, rechter Metatarsus des Rindes mit 1 *mm* der Dicke entsprechend 6·35 *mm* der Länge.

3. Knochen aus Tószeg: Abb. 150, Fig. 4, linker Metatarsus des Rindes mit 1 *mm* der Dicke entsprechend 7·4 *mm* der Länge.

4. Schlittschuhknochen aus der Dobrudscha, recent, Abb. 150, Fig. 5, Pendant Fig. 6, der Knochen ist rechter Metatarsus des Rindes mit 1 *mm* der Dicke entsprechend 6·35 *mm* der Länge.

Am sichersten war die Bestimmung beim Knochen von Tiszafüred, Tafel V, Fig. 26; Abb. 150, Fig. 2; dann beim Knochen aus der Dobrudscha, Abb. 150, Fig. 6; weniger sicher am Knochen von Kun-Szt.-Márton, Tafel V, Fig. 24, und Abb. 150, Fig. 3; am wenigsten sicher beim Knochen von Tószeg, Tafel V, Fig. 25, und Abb. 150, Fig. 4.

Nach dieser Erörterung bleibt nur mehr eine Frage offen, wie nämlich der recente Knochen von Tiszafüred zu den Mammutknochen kam? Es ist als sicher anzunehmen, dass dieser Knochen seit der Terramarenperiode im Schlamme des Theißflusses eingebettet lag und gelegentlich der großen Erdbewegung, welche die Fundamentierung des Brückenpfeilers nothwendig machte, durch Nachsturz in die Grube gerieth. Dass dieser Knochen ebenfalls den Terramaren angehört, ist schon aus seiner Ähnlichkeit mit jenem von Kun-Szt.-Márton anzunehmen.

Wenn wir zu allem diesen noch die Bohrung nehmen, so können wir aussprechen, dass die fraglichen Knochen auf Tafel V, Fig. 24, 25 und 26, den Keitel- und Netzknochen analog sind, mithin Netzknochen aus der Terramarenperiode repräsentieren, dass somit Munro richtig vorgieng, als er dieselben — Fig. 24, 25 — von den Knochenschlittschuhen trennte.

IV. Andere Langknochen.

Wie ich oben angeführt habe, wurden Knochenschlittschuhe auch als Glättknochen für Gewebe angesprochen, und zwar durch Dr. Tergast und Prof. Herepei — durch letzteren brieflich.

Der scharf beobachtende Friedel fand aber richtig in den Händen der Weber von Oderberg i. M. recente Knochen des Rindes als Glättknochen in Verwendung.[1]) Diese Knochen sind Metacarpi oder Metatarsi des Rindes, rundherum glatt, beinahe poliert und an einem Ende gelocht, wahrscheinlich um aufgehängt werden zu können. Mein Versuch, solche Knochen bei unseren schwäbischen Webern in der Bácska zu finden, verlief negativ; es ist aber nicht ausgeschlossen, dass bei den Webern der Zips und bei den Siebenbürger Sachsen noch etwas gefunden werden kann.

[1]) Friedel, in »Brandenburgia«, Bd. VI, S. 317, beziehungsweise 320.

Der zum Aufhängen gelochte Knochen von Oderberg — Abb. 151 — brachte mich aber auf die Vermuthung, dass der im ungarischen Nationalmuseum sub 75/93.96 aufbewahrte Knochen aus Gyoma, Tafel V, Fig. 14, ein Glättknochen aus der Terramarenperiode sein mag. Derselbe ist rundherum, aber noch wenig geglättet, besitzt ein Öhr, aber absolut keine Gleitfläche. Eine andere Erklärung könnte ich zur Zeit nicht geben.

Diese Abhandlung möge ein Knochenwerkzeug beschließen, welches mir im Jahre 1900 in der französischen Abtheilung der Ethnographischen Sammlung des Trocadéro in Paris auffiel, Abb. 152. Die Aufschrift sagt, dies sei ein »Ecorçoir avec lame de fer, pour enlever du tan du chêne«, und zwar aus den Ardennen. »Lame de fer« ist eine Art Meißel, wahrscheinlich zum Anschneiden der Rinde, um dann den »Ecorçoir« einschieben zu können. Ganz analog ist der deutsche Knochen, genannt Lohschnitzer, welchen Johannes Ranke in seinem Werke »Der Mensch«, Bd. II, S. 509, nach Dr. Krause anführt, und welcher ein Kuhknochen sein soll.

Abb. 151. Glätt- oder Gniedelknochen aus Oderberg i. M.

Ranke bezeugt übrigens im zwölften Capitel seines Werkes eine Auffassung, welche jener Virchows in seiner Vorrede zu Lubbocks Buch im ganzen entspricht und welche ich hier zu vertiefen und mit Thatsachen zu erhärten trachtete.

Abb. 152. Französischer Ecorçoir.

Wärmsten Dank für vielfache Unterstützung sage ich hier außer den im Texte schon Genannten, Herrn Prof. Dr. Josef Hampel, Sectionsdirector am Nationalmuseum in Budapest, Regierungsrath Franz Heger am kaiserlichen Hofmuseum in Wien, Dr. Eduard Krause am Museum für Völkerkunde in Berlin, Herrn Oberforstrath Anton v. Rónay in Ungvár und Seiner Hochwürden Andreas Tariczky, Begründer des Museums zu Tiszafüred; wiederholt und wärmstens danke ich meinem liebsten jungen Künstler, Eugen Koszkol, der die Zeichnungen mit der größten Freude und wirklich genial zur Ausführung gebracht hat, schliesslich der Redaction dieser Zeitschrift für die große Mühewaltung bei der Revision dieser Abhandlung.

Das Bauernhaus am Millstätter-See in Kärnten.

Von J. R. Bünker in Ödenburg.

(Schluss.)

G. Primitive Oberkärntner Wohnbauten.

Die Hauptaufgabe der vorliegenden Arbeit besteht in der Beschreibung des Bauernhauses aus der Gegend des Millstätter-Sees in Kärnten. Neben und unter den Bauernhäusern dieser Gegend liegen nun noch mancherlei andere kleine Bauten, die ebenfalls Wohnzwecken dienen. Sie können nicht außeracht gelassen werden, denn mich dünkt nicht nur, dass ihre Beschreibung zum Ganzen gehört, sondern ich halte auch dafür, dass uns das Beschauen dieser einfachen Hütten und Häuschen einen tiefen Einblick gewährt in die Wohn- und Lebensverhältnisse unserer Ahnen aus altersgrauer Zeit und auch Einblick in jene Urformen des kärntnerischen Hauses, aus denen es sich allmählich zu seiner gegenwärtigen Vollkommenheit entwickelt hat. Ein Theil dieser primitiven Bauten liegt in den Dörfern unmittelbar neben und zwischen den stattlichen Bauernhäusern; es sind die *Stübeln* und *Bad'stuben*, die den Altersschwachen und Armen des Volkes als Herberge dienen. Der andere Theil dieser unscheinbaren Menschenwohnungen muss fernab von der Heerstraße und den Dörfern in dunklen Forsten und auf den lichten Höhen der Alpenregion aufgesucht werden; das sind die Ochsenhalter-, Senn- und Holzknecht-Hütten, in denen die wetterharten Hirten und Holzknechte in Nacht und Sturm Obdach finden.

** Abb. 153. Die Zelsacher Ochsenhalter-Hütte.

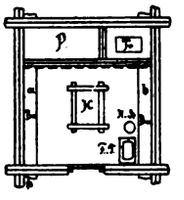


Abb. 154. Grundriss von Abb. 153.

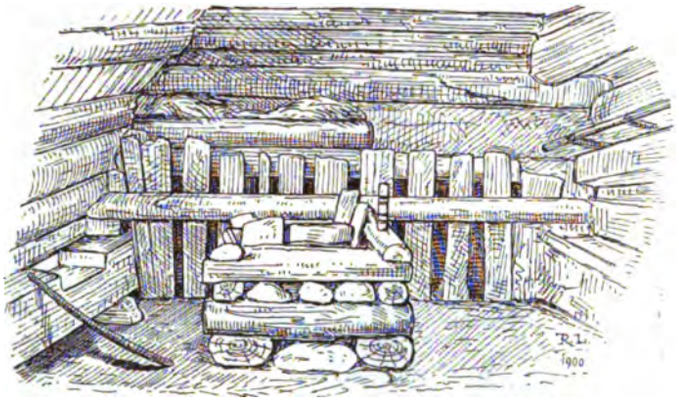
Von solchen primitiven Bauten soll jetzt die Rede sein.

1. Ochsenhalter-Hütten.

a) Die Zelsacher Ochsenhalter-Hütte.

Abb. 153 bringt ihr Bild. Sie liegt in einer Höhe von 1645 *m* über dem Meere auf dem Ballonknopf (in der Specialkarte: Ballonberg), der eine Vorstufe zum Gmeineck (in der Specialkarte: Hühnersberg) bildet, und von dem aus man einen herrlichen Überblick über das Thal des Millstätter-Sees genießt. Die Hütte gehört zum Dorfe Zelsach und dient den Sommer über dem Hüter, der dort oben die Ochsen der Zelsacher Bauern weidet, zur Wohnung. Die Hütte ist ein Blockbau, zusammengefügt aus unbehauenen 23—38 *cm* starken Baumstämmen, die an den Enden verkämmt sind und durch Dippelnägel aneinander gehalten werden. (Abb. 13, Fig. 20, zeigt die Art der Verdippelung zweier Balken.) Das Dach bilden *Klubbretter* (geklobene Bretter). Den Fußboden bildet die gewachsene Erde. Plafond hat die Hütte keinen, ihre einzige Decke ist das Dach. Die Thür ist 89 *cm* breit und nur 1·22 *m* hoch. Die Abb. 154 stellt den Grundriss der Hütte dar. In ihrer Mitte steht der Herd. Er ist 1·08 *m*

lang, 80 *cm* breit und 62 *cm* hoch. Der Herd ist aus einem Gefüge von Balken aufgebaut. Das Balkengefüge ist mit Erde ausgefüllt und oben mit Steinplatten belegt. Den Kranz der die Feuerstelle umfangenden Balken schützen schräg an die Balken gelehnte Steinplatten. Rechts und links laufen in der Hütte Bänke hin, die aus beiderseitig roh behauenen Baumstämmen gebildet sind, deren Stärke 25 *cm* beträgt, und deren Oberflächen 32 *cm* breit und vom Boden 52 *cm* hoch entfernt liegen. Im Hintergrunde der Hütte ist hinter einem Verschlag von aufrechtstehenden Brettern eine 1·15 *m* hohe und 1·05 *m* breite Bühne aus Brettern errichtet, die die Schlafstelle des Hirten bildet. Sie wird *Pograt'n* genannt. (Den Namen kann ich nicht erklären.) Zu Füßen des Lagers steht eine Truhe, in der der Ochsenhalter Mehl, Speck, Brot, Salz, Schmalz und Schnaps verwahrt. Über a und b sind Brettstellagen an den Wänden angebracht, auf denen die anderen Habseligkeiten des einsam Wohnenden ihren Aufbewahrungsort haben. d = Hackstock, c = Futtertrog für die Ziegen, die dem Ochsenhalter die Milch liefern. Abb. 155 bietet einen Einblick in die armselige Hütte. Wie aus dem Bilde zu erkennen ist, gleicht der Herd vollkommen jenem, den Meringer aus einer zu Mürzzuschlag gehörenden Holzknecht-Hütte im Band XXIII dieser Mittheilungen abgebildet hat. Sogar der hölzerne *Pfännhåba'*, dort *Gack* genannt, fehlt nicht.



* Abb. 155. Inneres der Zelsacher Ochsenhalter-Hütte.

** Abb. 156. Die Altersberger Ochsenhalter-Hütte.

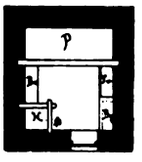


Abb. 157. Grundriss von Abb. 156.

b) Die Altersberger Ochsenhalter-Hütte.

Diese Hütte habe ich auf dem Bleinhoferboden aufgenommen. Sie liegt in einer Höhe von 1800—1900 *m* südöstlich vom Stoder, der den östlichen Theil des Gmeineck bildet. Die Abb. 156 bringt das Bild dieser Hütte. Sie ist aus Steinen ohne Mörtel (trocken) aufgemauert und hat ein Dach aus Klubbrettern. Die Dächer noch höher gelegener Ochsenhalter-Hütten bestehen, damit sie den Stürmen in den hochgelegenen Regionen trotzen können, aus großen Steinplatten. Im Bilde ist neben der Hütte noch ein kleiner Blockbau zu sehen. Es ist ein Stall, in dem die Ziegen des Hirten die Nacht verbringen. Die Ochsen lagern im Freien.

Der Eingang der Hütte ist 69 *cm* breit und 1·34 *m* hoch, die Thür dagegen etwas niederer, damit über derselben der Rauch vom Herdfeuer entweichen kann. Die Seitenwände der Hütte sind 1·45 *m* hoch, während die Giebelmauern eine Höhe von 2·5 *m* erreichen. Die Hütte hat keinen Plafond. Abb. 157 ist der Grundriss der Hütte. Die Mauern besitzen eine Stärke von 56 *cm*. Im Hintergrunde der Hütte liegt bei P die *Po-*

grat'n. Ba und Ba_2 = Bänke. Der Herd H ist hier in die linke vordere Ecke gerückt. Auch dieser Herd weist einen Pfannhaber auf. Auf der Bank Ba_2 steht bei Tr die Truhe des Hirten, und über Ba_2 ist eine Stellage befestigt. Sie ist durch punktierte Linien angedeutet. Über dem Herd befindet sich eine *As'n.* Die ganze Breite der Hütte beträgt nur 3·42 *m*, ihre Länge 3·86 *m*.

Die Ochsenhalter-Hütten sind die kleinsten einzelligen Bauten der Oberkärntner Alpen.

2. Die Holzknecht-Krame.

Die Wohnungen der Holzknechte, die Krame (sing. *Krām*), weisen, obwohl sie stets nur einzellig sind, bereits bedeutend größere Ausmaße auf, da sie nicht nur einen einzigen Menschen, sondern immer eine ganze »Partie« von Holzknechten, an deren Spitze der »Partieführer« steht, beherbergen. Krame gibt es zweierlei: Sommerkrame und Winterkrame. Die Sommerkrame sind bedeutend primitivere Bauwerke als die Winterkrame.

** Abb. 158. Eine Sommerkram.

a) Eine Sommerkram.

Die Sommerkram, welche die Abb. 158 abbildet, habe ich auf dem *Straßer-Köpf'l* bei Trebesing im Lieserthale aufgenommen. Die Kram hat die Form eines Zeltes oder die eines auf den nackten unebenen Waldboden gelegten Satteldaches. Die Sparren *(Rååf'n)* des Daches bestehen aus jungen Fichtenstämmen von circa 12 *cm* Durchmesser. Sie sind ihrer Rinde nicht entledigt worden. Je zwei Sparren bilden ein Paar. Sie sind an ihren oberen Enden durch Holznägel verbunden. Nur das dritte Sparrenpaar hat im fünften Sechstel seiner Höhe ein Bindeholz *(Pånt).* Die vier Sparren, welche die westliche Dachfläche tragen, sind in die Erde gerammt, während die vier der östlichen Dachfläche an zwei übereinander gelegten Baumstämmen, die miteinander verdippelt sind, mit Holznägeln befestigt wurden. Die beiden Baumstämme sind nothwendig geworden, um das unebene Terrain auszugleichen, und wohl auch deshalb, weil an der Ostseite der Kram das Terrain sehr abschüssig und felsig ist, so dass dort das Einrammen der Sparren nicht möglich gewesen wäre. Die vier Gesperre tragen auf jeder Seite vier Latten, die aus 8—10 *cm* dicken berindeten Fichtenstämmchen bestehen und mittelst Holznägeln an den Sparren befestigt sind. Das Deckmaterial ist Rinde von dicken Fichtenstämmen. Die Rinde wird gewöhnlich von stehenden Bäumen, die später gefällt werden, abgelöst, um die Blätter möglichst groß und unbeschädigt zu erhalten (1·6 : 1·3 *m*). Die Blätter werden, damit kein Regen durch das Dach dringen kann, in doppelter Lage an die Latten gelegt. An die Latten gepresst werden sie durch Stangen, die parallel zu den Latten über die Rindenblätter gelegt werden. Diese Stangen werden durch *Wieden* (Ringe aus Fichtenästen) mit den Latten zusammengehalten. Auch die Giebelseiten und die Thür werden mit

Rindenblättern bekleidet. Die Thür dreht sich an einem Stämmchen *(Grind'l)*, das unten etwa 2 *cm* tief in der Erde steckt und oben durch Holznägel am Dachsparren befestigt ist (vgl. Fig. 21 in Abb. 13). Von den Giebelseiten bleibt oben ein Dreieck frei, damit dort Licht in den Raum fallen kann.

Die Abb. 159 bringt den Grundriss der Kram. Die Kram ist 7·8 *m* lang und 5·4 *m* breit. Gleich innerhalb der Thür steht der Herd H. Er ist 1·88 *m* lang, 88 *cm* breit und 60 *cm* hoch. Er besteht aus einem im Blockverbande hergestellten Rahmen von 10 unbehauenen Fichtenrundhölzern von 15—20 *cm* Stärke, wovon an den Langseiten des Herdes je 3 und an den Breitseiten derselben je 2 übereinander zu liegen kommen. Der Rahmen ist mit Erde ausgefüllt, und die obersten Hölzer sind, wie beim Herde der Ochsenhalter-Hütte, durch schräg an dieselben gestellten Steinplatten gegen das Feuer geschützt. Auch hier fällt uns ein *Pfänn'håba'* auf. Ich habe ihn skizziert (vgl. die Fig. 22, Abb. 13). Ba und Ba_2 sind Bänke, die aus drei nebeneinander gelegten rohen Fichtenstämmen von 18 *cm* Durchmesser gebildet werden. Diese Bänke ruhen auf 40—45 *cm* starken Rund-

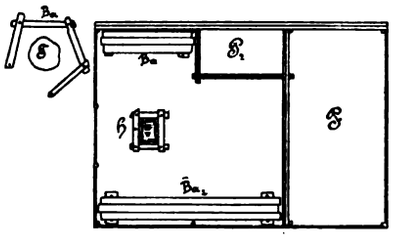


Abb. 159. Grundriss von Abb. 158.

** Abb. 160. Eine Winterkram.

hölzern auf. P = *Pograt'n* für 6 Holzknechte. P_2 = *Pograt'n* für 2 Holzknechte. Die *Pograt'n* werden eingeschlossen durch zwei aufeinander gelegte Holzstämme von 20—25 *cm* Stärke. Die *Pograt'n* sind bis zu ihrer halben Höhe mit Stroh ausgefüllt.

Vor der Hütte ist bei T der Jausentisch der Holzknechte. Er besteht aus dem Strunk einer mächtigen Fichte und ist von Bänken umfasst, die aus halbrunden Holzscheiten bestehen. Seitwärts, ungefähr 3 *m* von der Kram entfernt, ist die *Kuch'l* der Holzknechte. Sie ist gebildet aus einem Flugdach aus Rindenblättern und dem darunter liegenden Herd H_2. Dieser Herd besteht nur aus drei Steinplatten, die mit einer ihrer Kanten in der Erde stecken und zusammen die Form eines Hufeisens bilden.

Eine Sonnenkram wird in 15 Schichten erbaut, das heißt 15 Holzknechte arbeiten daran einen Tag lang oder 5 Holzknechte stellen sie in drei Tagen auf.

b) Eine Winterkram.

Die Abb. 160 zeigt das Bild einer Winterkram. Ich fand sie im Walde auf dem *Steinbrucker-Köpf'l* bei Trebesing. Sie wurde von Holzknechten ohne Zuhilfenahme von Zimmerleuten aufgebaut. Das Errichten einer Winterkram erfordert 25 Schichten. Die Hütte ist ein Blockbau, *z'sämgm'ächt aus gånz'n Holz,* das heißt die zum Bau verwendeten Stämme sind nicht behauen und auch nicht *gemeidet* (ihrer Rinde entledigt) worden. Der Blockbau der Holzknechte unterscheidet sich von dem, wie ihn die Zimmerleute bei Städeln und ähnlichen Bauten aufführen, in Folgendem: Während die Zimmerleute die Rundhölzer an ihren Enden dort, wo sie verkämmt werden, so tief einhacken, dass die

übereinander liegenden Hölzer direct aufeinander zu liegen kommen, hacken die Holzknechte die Baumstämme nur wenig ein, so dass zwischen Stamm und Stamm stets ein Zwischenraum von etwa 15 *cm* frei bleibt. Diese Zwischenräume werden dann durch dünnere Fichtenstämme, die genau hineinpassen, ausgefüllt. Die dicken, circa 30 *cm* starken Rundhölzer nennen die Holzknechte *Zimma'pam,* die dünnen Einschüblinge dagegen *Meis.* Die untersten, auf der Walderde aufliegenden Zimmerbäume der Langwände führen den Namen *Ånzugpam,* die beiden obersten, an denen die Dachsparren befestigt sind, heißen *Fea'schtåla'* oder *Ferscht'lpam,* die Dachsparren aber, welche die Zimmerleute *Spåa'n* nennen, heißen die Holzknechte *Rååf'n.* Die an den Ecken vorspringenden Balkenköpfe nennen die Holzknechte *Këg'l.* Die Einschnitte, welche gegen das Ende zur Verkämmung der Zimmerbäume gemacht werden müssen, heißen sie *Tāp'm.* Bei dünneren Stämmen macht man sie mit der Hacke, bei dickeren mit der großen *Zugsåg'* (Ziehsäge). Die Construction des Blockverbandes einer Winterkram erklärt die Fig. 23 in Abb. 13. Die Thüre besteht hier aus Brettern. Sie ist 1 *m* breit und nur 1·2 *m* hoch. Der Thürpfosten, an den die Thür anschlägt, heißt *Ånschlåg.* Die Schwelle wird *Trischip'l* genannt, und das Rundholz, an dem sich die Thür dreht, ist der *Grind'l.* Die Winterkram hat eine Decke (Plafond). Sie besteht aus dicht aneinandergereihten Baumstämmchen von 12—15 *cm* Stärke; man nennt sie *Pamlan* (Bäumlein) und die Decke nach ihnen einen *Pam'lpod'n.* Die Ritzen zwischen den Zimmerbäumen und Meisen und auch die Ritzen zwischen den einzelnen Stämmchen des *Pam'lpod'n* werden vor Eintritt des Winters mit *Mias* (Moos) gut verstopft, und der *Pam'lpod'n* zudem mit Erde beschüttet, damit die Wärme aus der Hütte nicht entweichen kann. Über der Thür der Hütte ist ein Loch angebracht. Es ist 30 *cm* lang und 10 *cm* hoch. Das Loch ist ein *Rauchloch,* früher nannten es die Holzknechte *Wolfloch.* Ein gleiches Loch ist in gleicher Höhe in der anderen Giebelseite der Hütte angebracht. Ein drittes Wolfloch (54 : 17 *cm*) befindet sich über dem Herd, der früher *Fouja'wåg'n* (Feuerwagen) oder *Ēs* (Esse) geheißen wurde. Eigentliches Fenster, das auch diesen Namen führt, befindet sich nur eines in der Hütte, und zwar im vorderen Theil der linksseitigen Langwand. Es hat die Form der Wolflöcher, ist aber etwas höher als diese. Im Winter wird es mit Glas vermacht. Die Fig. 24—26, Abb. 13, zeigen die Construction der Wolflöcher und Fenster. Fig. 24 stellt die Form der Wolflöcher in den Giebelseiten, Fig. 25 die Form des Wolfloches über dem Herd, Fig. 26 die Gestalt des Fensters dar.

Das Dach der Hütte ist wieder ein Rindendach. Die beiden über dem Schneidepunkt der Rafen emporragenden Enden derselben nennen die Holzknechte *Kro*[n] (Krone). Die oberste Dachlatte, die in diesen Kronen liegt, heißt die Firstlatte, die unterste die *Tråflåt'n* (Trauflatte). Die Holznägel, welche die Latten halten, werden *Låt'n-Pfosch'n* geheißen. Fig. 27, Abb. 13, zeigt, wie die Latte am Dachsparren durch den Pfoschen festgehalten wird.

Bevor die Herbststürme beginnen, ist der Holzknecht bedacht, das Dach der Hütte vor denselben zu sichern. Er legt von außen auf die Dachfläche in der Richtung der Sparren dünne Stangen, Stämmchen junger Fichten, von denen je zwei über dem First durch *Wieden* (Bänder von Lärchen- und Fichtenzweigen) zusammengehalten werden. Diese Stangen nennen die Holzknechte *Windgeier.*

Abb. 161 bringt den Grundriss der Winterkram. Wie dieser zeigt, ist das Innere der Hütte in zwei Theile gegliedert. Den vorderen Theil nimmt der Herd und die an den Wänden entlang laufenden Bänke ein. Dieser Theil, der den Speiseraum der Holzknechte bildet, erinnert gerade durch die rundum angebrachten Bänke und den in der Mitte stehenden Herd lebhaft an die Rauchstube des Bauernhauses. Selbst die Holz-*As'n,* welche

durch zwei die Hütte über dem Herd durchquerende Stangen gebildet ist, fehlt nicht. Der Herd gleicht dem in der Sommerkram. Er ist 1·2 *m* lang, eben so breit und 56 *cm* hoch. Die Bänke bestehen aus drei bis fünf nebeneinander gelegten Baumstämmen und variieren in ihrer Breite von 44—84 *cm* und in ihrer Höhe von 37—54 *cm*. Zum Theil sind die Bänke mit Rindenblättern bedeckt. Den rückwärtigen Theil der Hütte nehmen die Schlafstellen P und P_2, die *Pograt'n* ein. Wie aus der Abb. 162, die einen Einblick in die Kram gewährt, zu erkennen ist, liegen die *Pograt'n* hoch (1·3 *m*) über der Erde, nahe der Decke. Ein 19 *cm* starker Baumstamm trägt eine Bühne, die wie der *Pam'lpod'n* aus 12 *cm* starken Stämmchen gebildet ist. Auf diese Stämmchen kommt eine Schichte Schaubenstroh zu liegen. Auf dieser Strohschichte schlafen die Holzknechte angekleidet ohne jegliche weitere Unterlage, abgerechnet kleine Polster, die sie unter die Köpfe schieben. Die abgenähten Decken *(Gulter)*, mit welchen sich die Holzknechte in der Nacht bedecken, sind mit Werg gefüllt. Die *Pograt'n* wird durch einen Gang, der 57 *cm* breit ist und zu beiden Seiten von drei übereinander gelegten Stämmchen, die zusammen eine Höhe von 57 *cm* aufweisen, eingeschlossen wird, in zwei Theile getheilt. In den beiden Theilen der *Pograt'n* finden 12—14 Mann Platz. Die Sommerküche ist hier an die

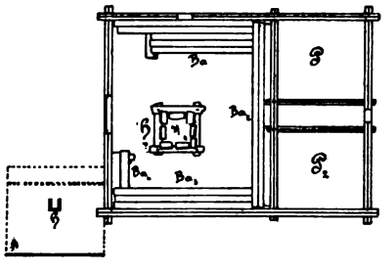
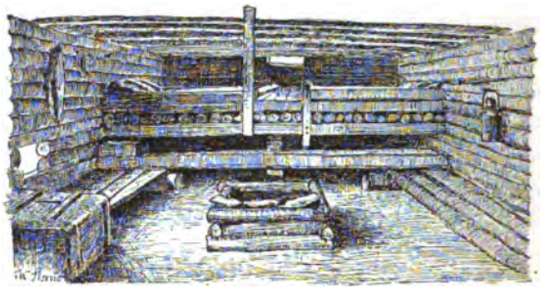


Abb. 161. Grundriss von Abb. 160.



** Abb. 162. Inneres der Winterkram.

Kram angebaut. Aus dem Namen sollte man glauben, schließen zu können, dass im Winter auf dem Herd in der Küche gekocht wird. Dem ist jedoch nicht so. Auch im Winter wird draußen gekocht, damit die Hütte nicht voll Rauch wird, denn das wäre lästig, und die Holzknechte könnten sich nicht frei bewegen, sondern müssten jeder auf seinem Platze sitzen bleiben. Es wird im Winter auf dem Herd in der Hütte nur geheizt, um die Hütte zu erwärmen. Dies geschieht durch eine Stunde vor dem Mittag- und Abendmahl, während in der Sommerküche das Mahl bereitet wird. Kommen dann die Holzknechte zum Essen, so ist der Rauch bereits verflogen, und sie finden eine warme Stube. Der Herd der Sommerküche besteht wie der neben der Sommerkram nur aus drei Steinplatten, die hufeisenförmig an einander gestellt und mit einer ihrer Kanten in die Erde eingerammt sind. Das Feuer wird zwischen den drei Platten auf der Erde angefacht. Der Kessel, in dem gekocht wird, ruht auf den oberen Kanten der drei Steinplatten. Die deutschen Holzknechte Oberkärntens ahmen jetzt in ihrer Kochweise das Beispiel der in der Gegend häufig verkehrenden italienischen Erd-, Straßen- und Bahnarbeiter nach. Die aus 12—14 Mann bestehende Partie isst nämlich in der Hauptsache gemeinschaftlich. Einer unter ihnen, der Koch genannt wird, kocht für alle. Die zum Kochen nöthigen Bedürfnisse werden natürlich auch gemeinsam eingekauft. Sie sind von geringer Zahl: Kukuruzmehl, Salz und Milch. Das Frühstück wird im Sommer schon um $^1/_2$5 Uhr eingenommen. Es besteht aus Polenta, nach italienischer Art zubereitet, und aus Frico. Den Frico, diese wohlschmeckende, nahrhafte, aber sehr fette Zuthat zur Polenta, bereitet sich jeder Holzknecht in einem langgestielten Schmalzpfännchen selbst. Die italienischen Arbeiter und mit ihnen auch

die deutschen Holzknechte machen sich den Frico auf folgende Art: sie schneiden geräucherten Speck in kleine Würfel und halten ihn in der Pfanne über das Feuer, bis er sehr heiß geworden ist. Dann legen sie Emmenthaler Käse, in Scheiben geschnitten, bei, wenden und drehen das Gemenge in der Pfanne über dem Feuer so lange hin und her, bis es eine sulzige Masse bildet.

Bei der anstrengenden Arbeit, die der Holzknecht zu verrichten hat, wird das schwere Gericht leicht verdaut. Um 11 Uhr wird das Mittagessen eingenommen. Es besteht wieder aus Polenta und Frico. Nach dem Mahle genießen die Holzknechte eine Stunde Rast. Um 8 Uhr abends, zum Schlusse der Arbeit, essen sie wieder Polenta, jetzt aber mit Milch. So geht es fort, Tag für Tag und Jahr für Jahr. Eine Abwechslung bietet nur der Sonntag. Den verbringen die Holzknechte bei ihren Angehörigen in den Dörfern. Dass sie dieselben noch Samstag abends erreichen können, wird an diesem Tage schon um 4 Uhr Feierabend gemacht. Zwischenmahlzeiten werden keine gehalten, auch wird die ganze Woche hindurch kein Schnaps getrunken.

Zur weiteren Ausstattung der Kram mag noch erwähnt werden, dass sich innen an den Wänden Stellagen angebracht finden, die durch Bretter gebildet sind, welche von langen Holznägeln, die in den Fugen zwischen den Baumstämmen stecken, getragen werden. Auf einem dieser Tragbretter finden wir in Papier gewickelt, Speck und Käse, dabei die Speckbretter, das sind Brettchen, die in eine Handhabe auslaufen und auf denen die Holzknechte in Ermangelung eines Tisches den Speck schneiden. Auf einer anderen Stellage finden wir die Schmalzpfannen und das Esszeug untergebracht. An Holznägeln, die in die Wände eingelassen sind, hängen Röcke, Hüte, Schnapsäcke (Ledertaschen), Milchkannen und Fußeisen. Auf den Bänken stehen kleine Kisten und Kofferchen, in denen die Holzknechte ihre besseren Habseligkeiten verwahren.

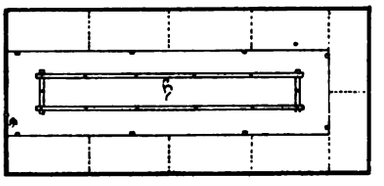


Abb. 163. Grundriss einer Holzknechthütte im steirischen Wechselgebiet.

Einer Analogie muss ich noch Erwähnung thun. Als ich der Sommerkram auf dem Straßer-Köpf'l ansichtig wurde, glaubte ich mich plötzlich in das steirische Wechselgebiet versetzt. Dort sah ich nämlich im Jahre 1896, von Mönichkirchen nach Vorau wandernd, in der Nähe der Thalberger Schwaig eine Holzknecht-Hütte, die in ihrem Äußeren der oberkärntnerischen Sommerkram so ähnlich war wie ein Ei dem anderen. Das Innere derselben — Holzknecht-Flug nennt man sie dort — unterschied sich von dem Innern der Sommerkram dadurch, dass sich der Herd fast durch die ganze Länge der Hütte erstreckte und die Schlafstellen der zehn Holzknechte, die die Hütte bewohnten, an den beiden Langseiten und der dem Eingange gegenüber liegenden Giebelseite angebracht waren. Dieser Holzknecht-Flug war nahezu 10 *m* lang und $4^1/_2$ *m* breit. Abb. 163 gibt den Grundriss dieser Hütte nach Aufzeichnungen, die ich meinem Notizbuche vom Jahre 1896 entnehme. Am langgestreckten Herde H hatte ein jeder der zehn Leute seine Kochstelle. Die punktierten Linien im Grundrisse scheiden die *Liegerstätten* der Holzknechte von einander. Dieser Holzknecht-Flug ist wohl schon lange verschwunden, ebenso werden auch die beiden beschriebenen Krame verschwinden, sobald die Holzknechte ihre Arbeit im Frühling (1901) zu Ende gebracht haben werden.

3. Sennhütten.

a) Die obere Loibeneck-Hütte.

Die obere *Loibeneck-* (so in der Specialkarte) Hütte ist die am höchsten gelegene Sennhütte des Gmeineck. Sie liegt circa 2000 *m* über dem Meere und gehört mit der

dazu gehörenden Alpe und der unteren Loibeneck-Hütte zum Leobeneck-Gute in Rojach, unweit St. Peter im Holz (das alte Teurnia), oberhalb Spittal a. d. Drau. Es kommt meines Wissens nur selten vor, dass ein Besitzer in ein und derselben Alpe zwei Hütten hat. Dass die Loibeneck-Alpe deren zwei aufweist, hat seinen guten Grund. Die Alpe ist nämlich eine der größten und erstreckt sich wohl durch 600—700 *m* von der unteren Hütte bis zur Spitze des Gmeineck. Wenn um den St. Veitstag das Vieh in die Alpe getrieben wird, so kommt es zuerst in die untere Region der Alpe, und die *Sendin* schlägt mit ihrem Personal in der unteren Hütte ihr Quartier auf. Wenn hier die Weiden abgegrast sind, wird das Vieh in die höher gelegenen Theile der Alpen getrieben und sowohl dieses als auch das Wartepersonal findet jetzt in der oberen Hütte Unterkunft. Vor dem Abtrieb, der gewöhnlich am kleinen Frauentag (Maria Geburt, 8. September) stattfindet, wird wieder auf einige Wochen in der unteren Hütte Station gemacht.

Die obere Loibeneck-Hütte ist ein gezimmertes Häuschen von 5·3 *m* Breite und 4·5 *m* Länge. Die Balken sind wie die eines Bauernhauses vierkantig behauen und 14 *cm* stark. Die Hütte tritt uns im Vordergrunde des Bildes Abb. 164 entgegen. Ihr Dach ist ein Satteldach. Der vordere Giebel ist verschalt, der rückseitige offen. In der rückseitigen

** Abb. 164. Obere Loibeneck-Hütte.

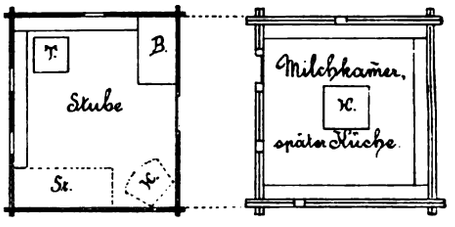


Abb. 165. Grundriss von Abb. 164.

Giebelwand der Hütte befindet sich die Thür. Hinter der Thür ist in Abb. 164 noch ein Gebäude sichtbar. Es ist dies ein roher Blockbau, aus unbehauenen Stämmen aufgeführt. Sein Dach ist ebenfalls ein Satteldach, dessen vorderer Giebel offen, dessen rückwärtiger aber geschlossen ist. Der Eingang befindet sich in der vorderen Giebelwand. Beide Hütten, deren Lage zu einander ihre Grundrisse in Abb. 165 angeben, sind durch ein Dach mit einander verbunden, das im Grundrisse durch die punktierten Linien angedeutet, aber in der Ansicht aus Versehen weggeblieben ist.

Die eigentliche Sennhütte ist die vordere mit den beiden auffallend großen Fenstern, die wahrscheinlich in neuerer Zeit vergrößert worden sein dürften. Die sich ihr anschließende Hütte wurde mir von den Ochsenhaltern, die gegenwärtig die Hütte im Sommer bewohnen, *Kasten* genannt. Die Hütte wird nämlich schon seit Jahren nicht mehr als Sennhütte, sondern nur mehr als Ochsenhalter-Hütte benützt. Ich fand sie darum bei meinem Besuche im verflossenen Sommer (1900) auch nicht mehr so ausgestattet wie gelegentlich meiner öfteren Besuche in früheren Jahren. Die Hütte hat als Fußboden ein Steinplatten-Pflaster und als Decke eine doppelte Bretterlage. Ich fand in ihr nichts als den Tisch T, die beiden stabilen Bänke und unter B das Bett der beiden Ochsenhalter. Vor Jahren, als die Sennhütte noch als solche diente und in ihr Käserei betrieben wurde, standen darin außer den angeführten Möbeln bei H ein Herd mit einem an einer Kesselreiden hängenden großen Kessel, in dem die Milch zur Käsebereitung gesotten wurde, und bei St war eine Stellage aufgestellt, in deren Fächern die wagenradgroßen Käse lagen. Als die Käserei aufgelassen wurde, verschwand sowohl die Stellage, als auch der Herd aus der Hütte. Die Stellage dürfte verbrannt worden sein, der Herd aber wurde

in den Kasten verlegt. Dort steht er jetzt noch in der Mitte des Raumes. Früher war dieser Raum die Milchkammer. Auf den rundumlaufenden Bänken standen in großen Stößen die Reinen, mit Milch gefüllt. Die nur aus einem Raume bestehende, also einzellige Sennhütte war, als Wohnstätte aufgefasst, entschieden primitiver als es die Krame sind, denn während die Kram heute zumeist nur als Ess- und Schlafraum dient, war diese Sennhütte Arbeits-, Koch-, Ess- und Schlafraum zugleich.

In Abb. 164 ist rechts noch ein aus Steinen aufgeführter Bau, der mit einem Pultdache gedeckt ist, zu erblicken. Es ist dies ein schmaler, aber wohl an die 40—50 *m* langer Stall, in dem zu der Zeit, als in der Sennhütte noch Käserei betrieben wurde, 30—40 Kühe in einer Reihe standen. Jetzt ist der Stall leer, da die Ochsen, die hier oben auf der Halt sind, bald da, bald dort im Freien nächtigen. Nur zur Zeit recht schlechten Wetters suchen sie den Stall auf.

b) Die Egarter-Hütte.

Abb. 166 stellt eine zweite Sennhütte dar. Es ist die Egarter-Hütte des Johann Oberegger vulgo Unter-Egarter in Altersberg. Sie ist eine der am tiefsten gelegenen Senn-

** Abb. 166. Die Egarter-Hütte.

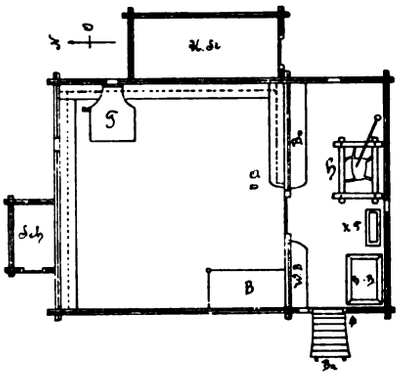


Abb. 167. Grundriss von Abb. 166.

hütten des Gmeineck-Gebietes und dürfte kaum höher als etwa 1400—1500 *m* über dem Meere liegen. Ich habe diese Hütte gelegentlich eines Ausfluges in die heimatlichen Berge schon im Jahre 1895 aufgenommen und photographiert. Die Abb. 166 hat Herr Franz Storno nach meiner Photographie angefertigt. Wie aus dem Bilde zu erkennen, ruht die eigenartige Hütte auf einem Unterbau aus unbehauenen Stämmen. Dieser Theil des Baues schließt den *Kuhstand* (Kuhstall) ein. Hierher kehren abends die Kühe, zusammengetrieben vom Halter, zurück, um hier gemolken zu werden und zu übernachten. Sie stehen in zwei Reihen, die Köpfe gegen die Langwände gerichtet und in der Mitte einen Gang frei lassend. Die eigentliche Hütte zerfällt, wie aus dem Plan Abb. 167 hervorgeht, in zwei Räume. Der eine Raum, der durch die Hüttenthür betreten wird, die in einer Langwand angebracht ist, ist der Herdraum, der zweite die Stube. Wir haben also in dem Riss dieser Hütte bereits den Plan eines oberdeutschen Hauses einfachster Ausgestaltung vor uns, nur der Unterschied ist wahrzunehmen, dass die Stube, der Ofenraum des oberdeutschen Hauses, hier keinen Ofen enthält. Dies ist leicht zu erklären. Öfen findet man in oberkärntnerischen Sennhütten meines Wissens überhaupt nie, weil sie ja im Winter nicht bewohnt werden.

Betritt man den Herdraum — ich vergaß leider bei meinem zweiten Besuche der Hütte im vergangenen Sommer, die Sennerin um den ortsüblichen Namen dieses Raumes

zu befragen — so hat man einen Bretterboden unter den Füßen, keine andere Decke aber über dem Kopfe als das Dach. Die Stube jedoch besitzt eine Decke.

Der Herdraum wird, wie aus dem Plane zu ersehen, durch drei Fenster erhellt. Sie sind breiter als hoch und nur mit Holzschubern zu schließen. Der Herd steht an die Giebelwand gerückt. Er gleicht den besprochenen Herden in den Holzknecht-Kramen und ist 1·5 *m* lang und 1 *m* breit. Die Oberfläche bilden Steinplatten, die in der Mitte eine Aschengrube frei lassen. Von der Herdoberfläche aus lehnen sich Steinplatten an die Hüttenwand, um diese vor dem Feuer zu schützen. Links vom Herd steht die Kesselreiden, an der der große Kessel hängt. Auf dem Herd fand ich einen einfachen dreieckigen Dreifuß. Am Feuer steht immer ein großer Hafen, in dem Wasser gehitzt wird. Rechts vom Herd steht der *Kawasa'-Trog* (K.-T.), meines Erachtens als Käsewasser-Trog zu deuten.

Über dem *Kawasa'-Trog* sind zwei übereinander angebrachte Stellagen befestigt. Auf der unteren stehen Töpfe, auf der oberen Käse, das *Kaschga'le* (in Seebaden und Treffling: *Kasa'le*) und das *Milchsöchta'le,* ein mit einer Handhabe versehenes schaffähnliches Gefäß, in das die Milch gemolken wird. Neben dem *Kawasa'-Trog* steht ein Hackblock. Darin werden, wie die Sennerin sagte, Nesseln, Kraftrosen (Arnica) und *Ånkåck* (Einhack = Disteln) mit einer *Taxpraxen* klein gehackt und mit Hafermehl und Salz überschüttet. Dieses Gemenge wird den Kühen beim Melken gegeben, dass sie stillhalten. Außer den aufgezählten Geräthen steht im Herdraume noch eine Wasserbank W.-B. und eine stabile Bank Ba.

Die Einrichtung der Stube ist eine äußerst einfache. Es steht darin ein Bett B, ein aufklappbarer Tisch und an drei Wänden stabile Bänke. Über den Bänken sind Stellagen, gebildet aus je einem Brett, angebracht.

Auf der Bank, die dem Stubeneingange gegenüber liegt, standen zwei *Rahmschaff'l* und in Stößen Milchreinen aus Holz, Thon, Blech und Zinn. Ich zählte deren 57. Unter der Bank sah ich fünf größere und kleinere *Sauremilchschaff'l* mit Deckeln. Aus der sauren Milch wird *Schotten* (Topfen) und aus diesem saurer Käse gemacht. Auf der Stellage über dieser Bank lagen die Butterstrützeln, 13 an der Zahl, und ein Buschen Milchspäne. Die Butter war mit einem Buttermodel verziert. Wie mir die Sennerin sagte, bleibt die Butter in der frischen Alpenluft stets frisch und wird nicht ranzig. Zu *Jåkastag'n* (Jakobi, 25. Juli) wird sie abgeholt und nach Hause gebracht. Dort wird sie ausgelassen und aus ihr das Rindsschmalz bereitet. Ganz frische Butter wird als Arzneimittel für Wunden und innere Krankheiten gebraucht:

»Butter aus dem Kübel
Ist gut für neun Übel.«

In der Ecke rechts von der Thür stand auf der Bank ein kleiner Trog *(Trög'l),* der in drei Fächer getheilt war. Darin befanden sich zwei verschiedene Mehlsorten und Salz. In derselben Ecke lagen unter der Bank die *G'leckseck.* Das *G'leck* besteht aus einer Mischung von Hafermehl, Gerstenmehl und *waza'ne Kleib'm* (Kleie vom Weizen). Auf der Stellage, die sich an der Wand befindet, an der der Tisch befestigt ist, stand Geschirr, auch lag dort das Gebetbuch, die Wäsche und der Nähkorb der Sennerin.

Auf der Stellage, die sich über der kürzesten Bank neben der Thür angebracht findet, ist die Apotheke der Sennerin untergebracht. Es stehen dort in Flaschen Terpentinöl, Bleiessig, Weinsteinöl und Skorpionöl. Letzteres wird nach der Mittheilung der Sennerin benützt, wenn sich ein Thier den Fuß *ausscheibt* (verrenkt). In einem *Multa'le* (kleine hölzerne Backmulde) ist dort noch *Supp'mmåchat* aufbewahrt. Es ist jene Art von

Käse, welche zur Bereitung der Käsesuppe verwendet wird. Die Sennerin sagte mir, dass dieser Käse aus dem Schotten der Rührmilch (Buttermilch) hergestellt wird.

An der Wand, an der das Bett steht und an der sich keine Bank befindet, hängt eine Uhr und die Kleider der Sennerin. Das Bett der Sennerin ist nicht viel besser als das Lager der Holzknechte. Das Unterbett besteht nur aus Stroh und einem darüber gebreiteten Leintuch, dem *Unta'leilach*. Darüber liegt das *Oba'leilach* mit dem *Gulter*. Der Stoff, aus dem der Gulter hergestellt wird, heißt *Rāss*. Er ist sehr rauh und besteht aus einem Gewebe von Werggarn und Baumwolleintrag. Der Polster ist klein, nur zwei Spannen lang, $1^1/_2$ Spannen breit und sehr hart. Er ist mit Garn aus aufgelassenen alten Strümpfen gefüllt. A Loch im Fußboden, das der Sennerin bei kleineren Bedürfnissen als Abort dient.

Auf dem Hüttenboden, d. i. die Decke der Stube, wird Heu untergebracht. Dort schläft der *Halter*. Das Heu bildet einen Futtervorrath für solche nicht selten vorkommende Tage, während welcher das Vieh nicht ausgetrieben werden kann, weil die Alpe mit Schnee bedeckt ist.

** Abb. 168. Die Messner-Hütte.

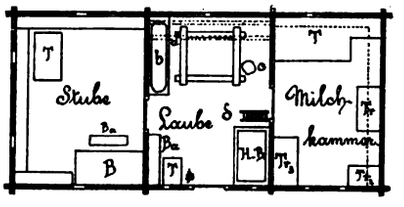


Abb. 169. Grundriss von Abb. 168.

c) Die Messner-Hütte.

Die Abb. 168 bringt das Bild der Messner-Hütte im Radlgraben, der sich von dem Dorfe Radl, zwischen Trebesing und Gmünd gelegen, in nordwestlicher Richtung allmählich ansteigend ins Gebirge hineinzieht. Die Messner-Hütte liegt etwa in der halben Länge des Grabens, zwei Stunden vom Dorfe Radl entfernt, in einer ungefähren Höhe von 1100 *m* in der Thalsohle des Grabens. In der unmittelbaren Nähe dieser Hütte liegen noch drei weitere Hütten, von denen zwei, die Lippbauer- und die Braunegger-Hütte, der Messner-Hütte vollkommen gleich sind. Die vierte, welche sich aber wesentlich von dieser unterscheidet, soll weiter unten kurz besprochen werden.

Die Messner-Hütte hat keinen Kuhstand unter sich. Das Zimmerwerk, welches außen nur roh, innen aber glatt behauen ist, ruht auf einem Unterbau aus Stein von 1—2 Spannen Höhe. Das Dach ist ein Satteldach. Die Giebel sind verschalt. Die Verschalung lässt aber das oberste Drittel des Giebels frei, damit hier der Rauch aus der Küche, welcher, da die Küche keine Decke hat, frei in den Dachraum emporsteigt, entweichen kann.

Aus Abb. 169, dem Grundriss der Hütte, kann ersehen werden, dass diese Hütte drei Räume in sich schließt. Die Küche, zu welcher die Eingangsthür führt, liegt in der Mitte. Sie hat drei Fenster, von denen jedes 17 *cm* breit und 11 *cm* hoch ist. Alle drei Fenster haben kein Glas und sind nur mit Holzschubern zu schließen. Links von der Küche ist die Stube, rechts eine Milchkammer angeordnet. Stube und Kammer haben Decken. Alle drei Räume sind mit Steinplatten gepflastert. Das Gebälke, das die drei Räume umschließt, ist schlecht gefügt. In die Kammer hat der Wind durch die klaffenden Fugen freien

Zutritt. Die Spalten in den Wänden der Stube und Küche sind mit Moos verstopft. Die Küche wurde mir *Lab'm* genannt. In derselben steht der Herd an die rückwärtige Wand gerückt. Er ist dem Herd in der Egarter-Hütte gleich, 1·6 *m* lang, 1·3 *m* breit und 70 *cm* hoch. Die Kesselreiden steht bei a auf dem vorstehenden Balkenkopf des Herdes auf. Über dem Herd ist eine Holz-*As'n*, im Plan durch punktierte Linien angedeutet, angebracht. Links vom Herd steht bei b ein Trog für das Kaspel, unter c ein Hackstock. d deutet eine übertragbare Leiter an, über die man auf die Dachböden gelangen kann. Im Vordergrunde der Laube steht links ein Tisch mit einer Bank, rechts der Hackblock H.-B.

Die Stube ist nur 1·64 *m* hoch und erhält durch vier Fenster Licht. Sie sind verglast, 33 *cm* breit und 23 *cm* hoch. Die Einrichtung der Stube ist eben so einfach als die in der Egarter-Hütte. Die Bänke sind ungleich hoch. Sie bestehen so wie der Dippelboden (Decke) der Stube aus halbrunden Stämmen. Interessant ist es, dass das Bett der Sennerin nicht verrückbar, da es an den Wänden, an denen es steht, befestigt ist. Es hat infolgedessen auch nur einen Fuß, der die freie Ecke des Bettes unterstützt.

* Abb. 170. Die Mallenteiner-Hütte.

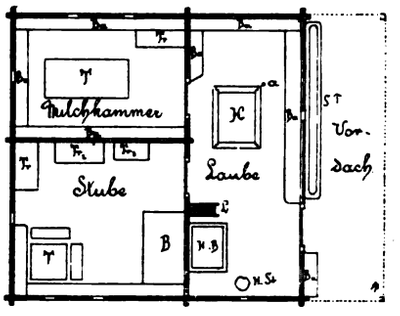


Abb. 171. Grundriss von Abb. 170.

Die Höhe der Milchkammer beträgt 1·9 *m*. T = Milchtrog, Tr—Tr_3 Truhen, in denen Koch- und Schüttmehl und Salz aufbewahrt ist. Die punktierten Linien deuten Stellagen an, auf denen saurer Käse und *Supp'mmâchat* steht.

d) Die Mallenteiner-Hütte.

Dass sich die Mallenteiner-Hütte, wie oben gesagt, von der Messner-Hütte wesentlich unterscheidet, geht schon aus der Ansicht der Hütte, Abb. 170, hervor. Sie hat nämlich wie die Egarter-Hütte einen Unterbau, der als Stall dient, zudem hat sie einen von vier Säulen gestützten vorhallenartigen Vorbau, das *Fürdach* genannt, und schließlich weist sie ihn ihrem Innern, wie aus dem Grundriss Abb. 171 hervorgeht, eine Untertheilung auf, die uns bei den bisher besprochenen primitiven Bauten noch nicht vorgekommen ist.

Die Eingangsthür liegt in der Giebelseite des Hauses. Der erste Raum, den wir durch sie betreten, ist wieder die Küche, auch hier *Lab'm* genannt. Sie hat zwei Fenster (27 : 24 *cm*). Da sie bei ihrer Kleinheit wenig Licht zulassen, ist die Thür tagsüber gewöhnlich offen. Der Herd nimmt fast die Mitte der Küche ein. Die Balken der Holzumrahmung sind nicht verkämmt, sondern verzinkt. Die Kesselreiden steht bei a. Den Herd umgeben an drei Wänden stabile Bänke. Im Vordergrund stehen bei H.-B. ein Hackblock, bei H.-St. ein Hackstock, L = Leiter.

Der Herdraum hat keine Decke. Die beiden sich an ihn angliedernden Räume weisen aber Decken auf. Sie bestehen aus doppelten Bretterlagen. Jede der Decken wird in ihrer Mitte von einem Unterzugbaum gestützt. Die beiden Räume sind gedielt. Das eine ist die Stube, das andere die Milchkammer. Die in den beiden Räumen untergebrachten Möbel sind durch die Einzeichnungen erklärt. Die Fenster der Stube messen 32 : 32 *cm*, die der Kammer 31 : 31 *cm*. Da wie dort sind sie verglast.

Unter dem *Fürdach* steht bei Ba. eine Bank und unter S.-T. ein Saufuttertrog. An der schmalen Außenwand der Küche sind zwei Tragbretter angebracht, auf denen die Milchreinen zum Trocknen hingestellt werden.

Da das Dach der Breite der Hütte wegen (7·5 *m*) groß werden musste, sind zum Tragen desselben wie bei den Bauernhäusern Pfetten angebracht worden.

Wie mir die alte Sennerin dieser Hütte sagte, sollen in früherer Zeit die Sennhütten alle *Fürdächer* gehabt haben. Da diese Vorhallen als Sammelplatz für Kälber, Ziegen und Schweine, besonders bei regnerischem Wetter als sehr praktisch anerkannt werden müssen — es ist dort ja auch ein Futtertrog aufgestellt — und ähnliche Vorhallen in Oberkärnten bei anderen Bauten, wie sich zeigen wird, gar nicht selten sind, ist es nach dem Ausspruch der Sennerin recht glaubwürdig, dass die Vorhallen bei Sennhütten früher häufig vorkamen. Jetzt errichtet man in der Nähe der Hütten gewöhnlich kleine Blockbauten (Kälberstände, Sauställe), in die sich das Kleinvieh vor dem Regen und vor den Strahlen der Sonne in der Mittagsstunde flüchten kann. Die *Fürdächer* sind daher überflüssig geworden.

An der Außenseite der Lippbauer-Hütte fand ich einen originellen Spruch mit dem Messer eingegraben. Der ehemalige Besitzer der Hütte, der alte Gauglhofer vulgo Lippbauer in Trebesing soll ihn selbst gemacht haben. Er heißt:

»Behüt' uns, Gott, das Vieh,
Das große und das kleine,
Die Schafe und die Schweine.
Gib große Butter und auch große Kas',
Ach Gott, wie gut wär' das.«

4. Auszügler-Stübel.

Der Auszügler-Stübel, kurzweg auch nur *Stüb'l* genannt, wurde schon wiederholt Erwähnung gethan. Ich sagte oben, dass ein solches Stübel beim Hofer-Hause in Treffling und ein anderes beim Jank-Hause in Trasischk stehe. Sie sind in die Pläne dieser beiden Hofstätten, Abb. 7 und Abb. 8, eingezeichnet. Bei größeren Gehöften fehlen solche Stübel selten, obwohl in neuerer Zeit, wie erwähnt, die Alten oder der Verkäufer einer Hube (z. B. die alte Sankin) als Heimstätte sich eine Stube im Hause selbst vorbehalten. Solche Stübel sind oft primitivster Natur. Es sollen im nachfolgenden einige besprochen werden.

a) Das Bartelbauer-Stübel.

Auch zum Bartelbauer-Hause in Treffling gehört ein Stübel, das unter eigener Hausnummer, 34b), in der Nähe des Bartelbauer-Hauses im Dorfe steht und jetzt von Paul Zelsacher, dem früheren Besitzer der Bartelbauer-Hube, und seiner Frau Marie im Ausgeding bewohnt wird. Das Stübel ist in der Abb. 172 abgebildet. Abb. 173 zeigt seinen Grundriss. Er weist drei Räume auf. Die Küche hält die Mitte, rechts davon liegt die Stube, links eine Vorrathskammer *(Kemet'n)*. Die Stube besteht aus Zimmerwerk. Es ist sorgfältig gearbeitet. Die anderen beiden Räume sind gemauert. Alle drei besitzen sie

Decken. Die Stube ist gedielt, die Küche hat ein Pflaster aus Mauerziegeln und die Kammer ein solches aus unregelmäßigen Steinplatten.

Die Stube ist mit einem gemauerten Ofen versehen. Die Anordnung der Möbel in der Stube lässt sich aus den Einzeichnungen ersehen. Von diesen erkläre ich nur die folgenden: N.-T. = Nähtischchen, N.-K. = Nachtkästchen, N. = Nachttischchen.

Die Küche hat einen Herd, der sich von den ortsüblichen und bereits besprochenen Herden im Bauernhause unterscheidet. Der Herd bildet nämlich eine Nische, die oben durch ein Gewölbe abgeschlossen ist, auf dem ein gemauerter Schornstein aufsitzt. Von der Herdoberfläche aus führt die Heize in den Ofen. Über dem Heizloch ist ein Zugloch angebracht. Über der Wasserbank W.-B. hängt ein Schüsselkorb und über a eine Schüsselrem, darüber noch eine Rem für die Hacken.

In der Kammer stehen drei Kästen, Bottiche und Fässer, ein Tisch und auf demselben Milchreinen.

Der Dachboden des Stübels ist ungetheilt. Im rückwärtigen Theil des Dachbodens befindet sich eine Werkstatt mit einer Hobelbank und vielem Tischler- und Schlosserwerkzeug. Sie erhält Licht durch zwei Dachlucken, die sich gegenüber im Dache be-

** Abb. 172. Das Bartelbauer-Stübel in Treffling.

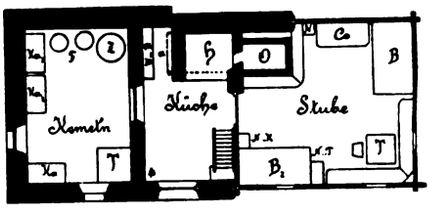


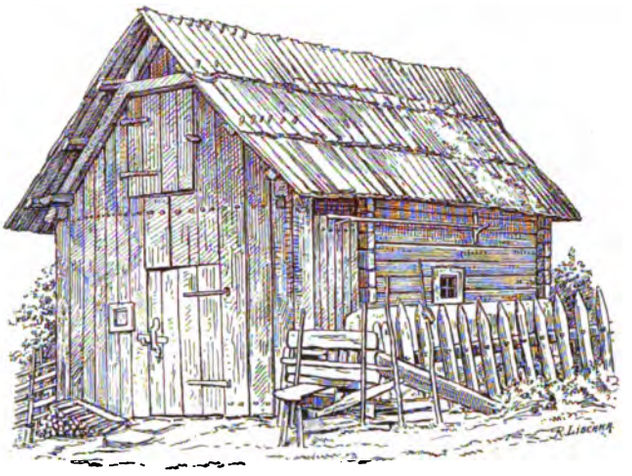
Abb. 173. Grundriss von Abb. 172.

finden. In der rückwärtigen Giebelwand ist eine Thür angebracht, durch die, wenn sie geöffnet ist, ebenfalls Licht zugelassen werden kann. Über der Küche stehen, wie man dies auch in den Bauernhäusern allenthalben findet, Mehltruhen, Haspel, Spinnräder, Reitern und alte Möbel. Die vordere Giebelwand ist offen, aber mit einer Brüstung versehen, wie wir sie sonst an den Gängen der Bauernhäuser angetroffen haben. Im vordersten Theil des Dachraumes steht ein Tisch mit einer Bank und Stühlen, eine Commode, eine Truhe und ein Bett. In diesem Bett schläft Zelsacher im Sommer.

Das Bartelbauer-Stübel gleicht in seiner Ausgestaltung, wenn von dem Material, aus dem es erbaut ist, abgesehen wird, ganz der Messner-Hütte im Radlgraben. So wie diese hat es eine Stube, eine Küche und eine Kammer. Während aber die Messner-Hütte nur eine Feuerstelle hat, weist das Stübel deren zwei auf. Es wird ja auch im Winter bewohnt. Heute ist das Häuschen dreizellig, früher dürfte es nur zweizellig gewesen sein und die Kammer erst später bekommen haben. Darauf deuten die großen Fenster der Kammer und der Umstand, dass die Mauer, welche an der linken Seite des Herdes ansetzt, nicht mit der Rückwand des Herdes in einer Linie liegt, sondern vorspringt. Zweizellig ist heute auch die große Mehrzahl aller anderen Stübel, die ich gesehen habe. An Vollkommenheit der Ausstattung stehen sie, wie sich aus der Beschreibung noch zweier Stübel ergeben wird, selbst den einfachsten Sennhütten, wie diese durch die Egarter-Hütte in der vorliegenden Beschreibung repräsentiert sind, nach.

b) Das Messner-Stübel in Treffling.

Dieses Stübel gehörte früher zum Messner-Hause und war dessen Ausnehmer-Stübel. Jetzt wird es von Elisabeth Bodesser bewohnt, die sich im Sommer als Sennerin verdingt. Während dieser Zeit ist das Häuschen geschlossen, ich konnte es daher auch nicht betreten, vermessen konnte ich es aber auch von außen ganz gut. Abb. 174 gibt das perspectivische Bild, Abb. 175 den Grundriss des Häuschens. Es besteht aus einer Stube und einem Vorraum. Die Möbel der Stube sind nur beiläufig, wie ich eben ihre Stellung zu einander durch die Fenster abschätzen konnte, eingetragen. Ich erkläre von den Einzeichnungen: Sp.-H. = Sparherd, H.-St. = Hühnersteige. Das Fenster, das neben der Eingangsthür angebracht ist, hat nur einen Holzschuber als Verschluss. Der Vorraum wurde mir bei anderen Stübeln theils Küche, theils Laube genannt. Die letztere Bezeichnung ist wohl die zutreffendere, denn, wie sich aus der Ansicht erkennen lässt, ist dieser Raum ja wirklich nichts anderes als eine Bretterlaube, eine der Stube vorgelegte, durch zwei Säulen gestützte und mit Brettern verschlagene Vorhalle. In dieser Vorhalle liegt bei H, dem Ofen vorgebaut, ein Herd. Er wird kaum mehr benützt, da er durch einen Sparherd überflüssig gemacht worden ist.



* Abb. 174. Das Messner-Stübel in Treffling.

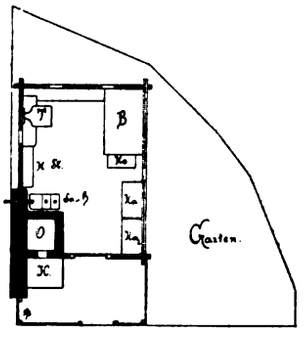


Abb. 175. Grundriss von Abb. 174.

** Abb. 176. Das Peterbauer-Stübel in Ober-Ailach.

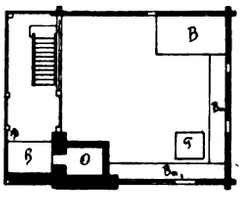


Abb. 177. Grundriss von Abb. 176.

c) Das Peterbauer-Stübel in Ober-Ailach.

Ober-Ailach liegt an dem Wege von Trebesing nach Altersberg. Am Ausgange des Dorfes steht unter der Nr. 2 das Peterbauer-Stübel, dessen Ansicht die Abb. 176 bietet. Die Abb. 177 bringt den Grundriss dazu. Das Peterbauer-Stübel gehört zum Peterbauer-Hause. In seiner Anlage gleicht es vollkommen dem Messner-Stübel in Treffling. Wie dieses besteht es aus einer Stube und einem vorhallenartigen Vorraum, in dem der Herd steht. Ob dieser immer da war und ob der Vorraum stets mit Brettern verschlagen war, konnte ich nicht mit Sicherheit ermitteln, ich bezweifle es jedoch: 1. weil die Bretterverschalung, wie ja auch aus der Zeichnung Abb. 176 zu erkennen, ganz darnach aussieht,

als ob sie erst lange nach der Erbauung des Stübels angebracht worden wäre; 2. weil die an den Wänden und an der Decke der Stube abgelagerten Rußschichten mit Sicherheit besagen, dass die Stube in früherer Zeit eine Rauchstube war, ein Herd im Vorraum deshalb damals ganz gewiss nicht gestanden sein wird; 3. weil ich andere primitive Wohnbauten gefunden, die den Stübeln sehr ähnlich sind, und offene Vorhallen, wie ich eine solche bei dem Peterbauer-Stübel zur Zeit seiner Erbauung annehme, bis auf den heutigen Tag in Oberkärnten immer und überall erhalten haben. Es sind dies die Badstuben, die Flachs-Dörrhütten und -Brechelhütten, von denen ich im nachfolgenden einige besprechen will.

5. Badstuben.

Welche Wichtigkeit der Badestube in deutschen Landen vor Jahrhunderten beigelegt wurde, das hat in diesen »Mittheilungen«, XXIII, S. 167 ff., Prof. Dr. Meringer auf Grund alter Quellen und neuerer Forschungen angedeutet. Er weist dort nach, dass die Badestube noch im XV. Jahrhundert im Winter gerne aufgesucht wurde, um sich dort zu erwärmen, und das wahrscheinlich dort, wo eine andere heizbare Stube nicht vorhanden war. Auch davon spricht Meringer mit Berufung auf Ernst Martin, T. Lund und A. Schultz, dass »der Gebrauch, das Badestüblein als Salon zu verwenden, dahin seine Freunde zu laden, dort zu baden und zu zechen, sich noch längst erhalten habe, als schon »Stube« und »Badestube« getrennte Begriffe waren«.

Ob die Badstuben des kärntnerischen Alpenlandes jemals eine ähnliche Rolle im Leben des Volkes gespielt, möchte ich fast bezweifeln. Sollte es dennoch sein, so müsste in Bezug auf den Sinn für Reinlichkeit im kärntnerischen Volke ein großer Rückschritt angenommen werden. Abgesehen davon, dass im Hauptraume des Bauernhauses, in der Rauchstube, von mustergiltiger Reinlichkeit, da Hühner dort nisten, brüten, aus- und eingehen, Hunden, Katzen und selbst Ferkeln der Zutritt nicht verwehrt ist, nie die Rede sein kann, muss ich hier, um der Wahrheit die Ehre zu geben, wenn es mir auch schwer fällt, aussprechen, dass der Bauer und sein Gesinde blutwenig auf Reinlichkeit halten, äußerst wenig sogar auf Reinlichkeit der Kleidung und des Körpers. Selbst das Waschen seines Gesichtes und der Hände ist dem Bewohner des Bauernhauses ein lästig Ding. Seife wird dazu in den seltensten Fällen gebraucht. Zum Baden des Körpers nimmt er sich schon gar nicht die Zeit. Wenn warmes Wasser zum Baden auch stets zur Hand wäre, so fehlen doch die Geschirre, in denen man sich baden sollte, im Bauernhause vollkommen. Dass man vor dem kalten Wasser eine unbegreifliche Scheu und Abneigung hat, habe ich bereits erwähnt. Ich glaube, ich könnte besonders von den älteren Leuten in der Seegegend sehr viele nennen, die, so bequem sie das Baden in dem herrlichen Wasser des Millstätter-Sees hätten, durch Jahrzehnte, und viele, die seit den Kinderjahren, da das Baden als ein Vergnügen gilt, überhaupt nie ein Bad im See genossen.

So wie die gemauerte Rauchstube im Frankhofer-Hause nach dem, was ich oben mitgetheilt habe, nur viermal geweißt, also nur viermal im Jahre einer eingehenden Reinigung unterzogen wird, so nehmen die Bewohner der Bauernhäuser zu denselben Zeiten, nämlich an den Vorabenden der drei hohen Feste und des Kirchtages auch an sich selbst nur viermal des Jahres gründliche Reinigung vor. Sie bestehen jedoch nicht in Bädern, sondern in Waschungen mit warmem Wasser und Seife. Wenn ich mich recht erinnere, so beschränken sich diese Waschungen nur auf den Oberkörper. Hiebei ist es Gebrauch, dass die Bäuerin dem Bauer und die Mägde den Knechten die Rücken waschen. Man nennt dies das *Buckel-Waschen*. Da diese Hilfeleistung durch die Mägde seitens der

männlichen Dienstboten allenthalben im Kärntner Oberlande als eine Verpflichtung aufgefasst wird, haben wir es hier wohl mit einem alten, aus grauer Vorzeit übernommenen Brauch zu thun. Wenn die Cultur in dem am Alten festhaltenden Gebirgsbewohner Oberkärntens auch nur langsam fortschreitet, so ist doch ein Fortschritt auf allen Gebieten des Wissens und der Gesittung unverkennbar. Es müsste darum wie ein Räthsel zu nehmen sein, wenn der Kärntner Bauer in verrauschten Jahrhunderten mehr auf Reinlichkeit, mehr auf Pflege des Körpers durch Bäder in eigens zu diesem Zwecke errichteten Badestuben gehalten hätte als in den heutigen Tagen, wo doch das Beispiel des Gebildeten und auch die gute Schule in so hohem Maße zur Belebung des Gefühles für Reinlichkeit im Volke beitragen.

Dagegen wird freilich eingewendet werden, dass der Name Badestube oder ma. *Bådstub'm* (genau eigentlich: *Påtsch-tub'm,* nicht etwa *Påd-schtub'm* gesprochen) da sei und alles erkläre. Anderseits existieren zwei mundartliche Ausdrücke, die mit der Badstube in enger Beziehung stehen und zu denken geben.

Während alle Mägde ohne Ausnahme die Flachsbrechel zu handhaben wissen, gibt es nur wenige ältere Frauen, die durch jahrelange Übung das Rösten des Flachses in tadelloser Weise verstehen. Sie werden der Reihe nach von allen Bauern eines Dorfes gedungen und wandern von Badstube zu Badstube. Man nennt eine solche Frau *Pātschin.* Das a in diesem Worte ist kein tief-, sondern ein hochlautendes. Das zweite interessante Wort besteht aus der Wurzel des Wortes *Pātschin* und heißt *Pā.* Unter der Bezeichnung *Pā* versteht man aber jene Menge Flachses, die in einer Badstube zum Rösten untergebracht und auf einmal geröstet werden kann. Beiden Worten aber liegt das Zeitwort *pān* (bähen) zugrunde. *A'Pā* lautet ins Hochdeutsche übertragen: eine Bähe, und *Pātschin* bedeutet nichts anderes als: die Bähende.

Das Wort bähen *(pān)* ist aus der Mundart des Kärntners fast ganz geschwunden. Man spricht nur mehr höchstens vom Bähen einer Semmel, nie aber vom Bähen des Flachses. Der Flachs wird geröstet oder gedörrt. Das schließt aber nicht aus, dass das Wort bähen früher für rösten oder dörren allgemein im Gebrauch war. Ich habe darum gedacht, ob die Kärntner *Påtschtub'm* nicht als *Pāschtub'm,* als Bähstube, in der der Flachs gebäht wird, aufzufassen sei. *Pāschtub'm* würde ganz gut zu *Pā* und *Pātschin* passen, und aus der *Pāschtub'm* kann erst eine *Påtschtub'm* geworden sein, als der Gebrauch des Wortes *pān* bereits aus dem Munde des Volkes geschwunden und der Geist des Volkes bemüht war, dem ihm unverständlich gewordenen Namen der *Pāschtube* einen zu geben, den es wenigstens dem Sinne nach zu deuten vermochte. Wie dem nun auch sei, die Sache ist wichtig genug, dass ihr nachgegangen werde.

Bevor ich auf die Besprechung der Badstuben eingehe, ist vor allem noch eines festzustellen, das nämlich, dass die Badstuben im Herbste, wenn die Zeit zur Bearbeitung des Flachses kommt, alle zum Rösten des Flachses und zum Brecheln desselben dienen. Die übrige Zeit des Jahres hindurch sind die Badstuben fast alle bewohnt. Früher wurden sie hauptsächlich als Auszüglerwohnungen benützt, jetzt werden sie an arme Leute: Taglöhner, Handwerker u. s. w. vermietet. Sie müssen darum unbedingt auch zu den primitiven Wohnbauten gerechnet werden.

a) Badstube aus Trebesing.

Die in Abb. 178 abgebildete Badstube liegt in Trebesing an dem Wege, der die Verbindung zwischen der alten und neuen Reichsstraße herstellt. Diese Badstube ist gemeinsames Eigenthum der Wirtin Zlattinger und des Bauern Gauglhofer vulgo

Lippbauer. Wie ein Vergleich der Ansicht dieser Badstube mit dem Bilde des Peterbauer-Stübels (Abb. 176) ergibt, weisen die beiden Bauten in ihrem Äußeren große Ähnlichkeit auf. Der Hauptunterschied beider Häuschen besteht darin, dass die Vorhalle, welche bei beiden Bauten eine Stiege, welche nach oben führt, zu schützen und dem Bewohner ein geschütztes Plätzchen zur Arbeit in freier Luft zu bieten hat, hier offen und dort geschlossen ist. Beim Vergleiche der beiden Ansichten wird meiner oben ausgesprochenen Annahme, dass das Peterbauer-Stübel früher auch eine offene Vorhalle gehabt haben wird, gerne beigepflichtet werden. Ich denke, die Vorhalle wird dort erst geschlossen worden sein, als der offene

** Abb. 178. Badstube aus Trebesing.

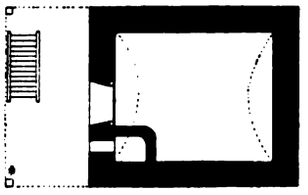


Abb. 179. Grundriss des Erdgeschosses von Abb. 178.

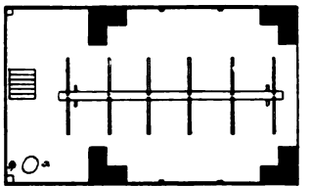
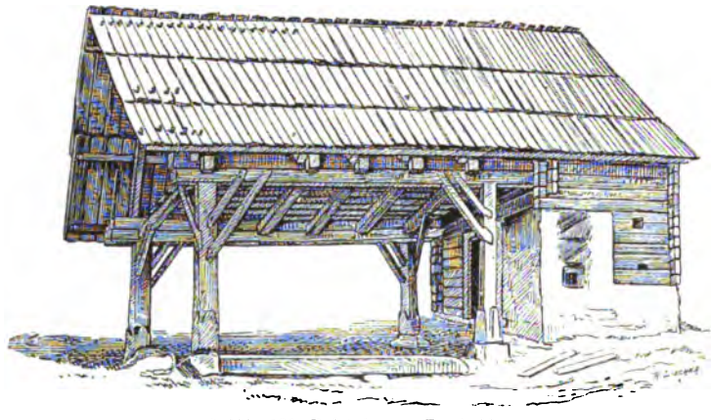


Abb. 180. Grundriss des Obergeschosses von Abb. 178.

Herd aus der ehemaligen Rauchstube in die Vorhalle verlegt worden ist.

Die Trebesinger Badstube ist gemauert wie die meisten Badstuben, und der Dörrraum ist wie bei vielen der gemauerten Badstuben gewölbt. Neben der Thür, die zur Dörrstube führt, ist rechts unten, fast am Boden, das Heizloch zu erkennen. Abb. 179 zeigt den Grundriss der Badstube. Die Trebesinger Badstube hat zum Unterschiede von vielen anderen Badstuben eine Art Obergeschoss. Die Mitte desselben nimmt, wie die Abb. 180, der Grundriss des Obergeschosses, zeigt, der lange vierkantige Brechelbaum ein, der auf vier Füßen steht, und an dem die Brecheln befestigt werden. Bei a steht ein Baumstrunk, auf dem der Flachs, bevor er gebrechelt wird, mit Keulen gepleut wird. Diese Arbeit besorgen Männer.



* Abb. 181. Badstube aus Trasischk.

b) Badstube aus Trasischk.

Abb. 181 bringt die Ansicht der Badstube des Johann Trasischker vulgo Bernhard in Trasischk. Sie unterscheidet sich von der Trebesinger Badstube dadurch, dass die Dörrstube aus Holz erbaut und der Brechelraum nicht über der Dörrstube, sondern in eine geräumige Vorhalle vor dieselbe gelegt ist. Gemauert ist, wie auch aus dem Grundriss Abb. 182 hervorgeht, nur die Feuerstelle.

Mein ehemaliger Schulgenosse Franz Gauglhofer, vulgo Jank in Trasischk, der mich zu dieser Badstube seines Nachbars führte, erklärte mir die Construction des Ofens,

wie folgt: Der Ofen ist gewölbt. Er hat die Form der Hälfte eines Fasses. Die Untermauerung des Ofens, sowie die Seitenwände, auf denen das Gewölbe liegt, sind aus Steinen und Mörtel gemauert. Das Gewölbe besteht ebenfalls aus Steinen, doch ist zur Herstellung derselben kein Mörtel verwendet, es ist »trocken« gemauert worden, damit die Wärme durch die Ritzen zwischen den Steinen leicht in die Dörrstube dringen könne. Um jedoch die etwa durch die Spalten aufsteigenden Funken, die den Flachs leicht entzünden könnten, niederzuhalten, ist das Gewölbe des Ofens mit einer großen Menge von größeren und kleineren Rollsteinen bedeckt.[1])

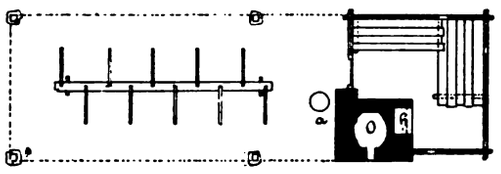


Abb. 182. Grundriss von Abb. 181.

Es ist klar, dass, wenn Funken durch die Ritzen zu dringen versuchen, der Rauch noch leichter seinen Weg zwischen den Steinen des Gewölbes findet und die Stube nach und nach erfüllt. Wird der *Pātschin* der Rauch in der Stube zu arg, so öffnet sie das mit einem nassen Rasen verstopfte kleine Loch, das unter dem Fenster in der Höhe des Heizloches in der Holzwand sichtbar ist, und ein zweites Loch, das in der gegenüberliegenden Wand hoch, unmittelbar unter der Holzdecke der Stube angebracht ist. Die durch das tief liegende Loch eindringende kalte Luft treibt dann den Rauch durch das hochgelegene Loch hinaus. Fenster seien, erklärte mir Gaugl-

Abb. 183. Badstube aus Kraut.

hofer, in einer Badstube nicht nöthig, er habe in seiner keine, doch die meisten Bauern vermieten ihre Badstuben an arme Leute, darum seien fast alle Badstuben mit Fenstern versehen. Auch der Nachbar habe seine Badstube — von der hier die Rede ist — durch lange Jahre vergeben gehabt, darum sei neben dem Ofen auch ein Herd angebracht. Die Lage des Herdes zum Ofen kann aus dem Grundrisse Abb. 182 ersehen werden. Da der Herd ein offener ist, hat die Stube den Charakter einer Rauchstube. Die Vorhalle, in welcher der Brechelbaum und der Block a zur Seite geschoben werden kann, dient, wenn nicht gebrechelt wird, als Wagenschupfen. Zur Zeit, als ich die Badstube besuchte und aufnahm, war sie nicht vermietet. Ich konnte darum in ihr die Bretterbühnen sehen, auf denen der Flachs zum Rösten aufgelegt wird. Ich habe sie in den Grundriss eingetragen.

---

[1]) Hiedurch sind vielleicht auch die Rollsteine auf den Öfen der Abb. 81 bei A. Schulz, worauf sich Meringer a. o. a. O. beruft, erklärt.

c) Badstube aus Kraut.

Die Badstube, deren Bild die Abb. 183 bringt, ist Besitzthum des Mathias Ortner, vulgo Oberschwinger in Kraut (Seeboden). Sie glich anfangs ganz der vorstehend beschriebenen Badstube des vulgo Bernhard in Trasischk und unterschied sich von dieser nur dadurch, dass sie gemauert ist. Sie ist aber nicht wie die Trebesinger Badstube gewölbt, sondern hat eine Decke aus halbrunden *verdippelten* Baumstämmen, die über sich ein Pflaster haben, wie die Rauchstuben der Bauernhäuser, damit die Wärme aus der Stube nicht so leicht entweichen kann. Später hat dann der Oberschwinger zur einen Badstube am Ende der Halle noch eine zweite hinzubauen lassen, so dass aus einer *einfachen* eine *doppelte Badstube* geworden ist. Ich ließ mir den Unterschied zwischen einer einfachen und einer doppelten Badstube vom alten Oberschwinger eingehend erklären.

Eine *Pā,* sagte er mir, die aus 7—8 *Påas'n* (Bündeln) à 50 Pfd. besteht, braucht 5—6 Stunden bis sie dürr wird. Ist die Stube einmal warm, so geht es schneller, die *Pā* wird in vier Stunden dürr. Ungefähr so lange dauert es aber auch, bis der gedörrte Flachs aufgebrechelt wird. Das Einlegen frischen Flachses bei einer einfachen Badstube ist aber, bis der Flachs der ersten *Pā* nicht aufgebrechelt ist, nicht möglich, weil bei fortwährendem Heizen der zuerst eingelegte Flachs leicht verbrannt werden kann. So muss denn erst dann frisch aufgelegt und geheizt werden, wenn die erste *Pā* aufgebrechelt worden ist. Es entstehen dabei Pausen von mehreren Stunden, die bei doppelten Badstuben vermieden werden können. Beim Brecheln ist man nämlich auf die Mithilfe von Dienstboten der Nachbarn angewiesen und will den Nachbarn ihre Leute nicht länger entziehen, als es unbedingt nothwendig ist.

Den Vorgang beim Brecheln in einer doppelten Badstube schilderte mir der alte Oberschwinger auch: »Die *Pātschin* beginnt um Mittag vorzurichten und zu heizen. Mit *Finsterwerden* (zu brecheln beginnt man eine Woche nach Michaeli, das ist zu Ende der ersten Octoberwoche) fangen die Brechlerinnen ihre Arbeit an. In 24 Stunden nur kurz unterbrochener Arbeit arbeiten 18 Brechlerinnen fünf *Pā'n* auf. Bis Mitternacht sind sie schon mit zweien fertig. Dann erhalten sie ein Frühstück, bestehend aus Krapfen und gelber Suppe. Hierauf begeben sie sich auf kurze Zeit zur Ruhe, denn schon um 4 bis $^1/_2$5 Uhr morgens, je nachdem der Flachs dürr wird, müssen sie wieder antreten. Bis 8 oder 9 Uhr arbeiten sie die dritte *Pā* auf, dann erhalten sie eine Jause. Sie besteht aus gesottenen *Arwas'n* (Erbsen) und einem halben Liter Schnaps für jeden Tisch. Nach kurzer Rast von etwa einer halben Stunde wird die vierte *Pā* in Angriff genommen und bis zum Mittag beendet. Zum Mittagmahl wird den Brechlerinnen eine Suppe und *Gerb'mnud'ln* mit *Köpf'lsålåt* oder Erdäpfeln gegeben. Um 2 Uhr kommt die fünfte *Pā* an die Reihe. Das Aufarbeiten derselben dauert bis *Sonn'zugehen* (Sonnenuntergang). Die Gerichte, die den Brechlerinnen jetzt gegeben werden, bestehen aus Suppe, aus Milch mit weißem Brot und aus Klanprein (Hirsebrei, mit Wasser oder Milch zubereitet). Muss noch weiter gearbeitet werden, so »geht nur mehr eine Badstube«, damit die Brechlerinnen öfter rasten und schlafen können. Die *Pātschin,* die kaum Ruhe genießt und »alles einrichtet und herrichtet, hat gedoppelten Lohn«.

Der Oberschwinger vermietet seine beiden Badstuben auch. Der Anbau, die neuere Badstube, fand ich, als ich sie aufnehmen wollte, verschlossen, weil die Bewohner abwesend waren. Ich nahm deshalb diese Stube auch nicht auf. Der Grundriss, Abb. 184, zeigt also nur die alte Badstube mit der vorgelegten Halle. Der Riss kommt also dem einer einfachen Badstube gleich, wie eine solche die Oberschwinger-Badstube früher in der That war. Die Ansicht, Abb. 183, aber zeigt das gegenwärtige Bild, das die Badstube nach

dem erfolgten Ausbau zu einer doppelten Badstube erlangt hat. Die alte Badstube konnte ich betreten. Ich habe darum auch die Anordnung der Möbel in den Grundriss eingezeichnet. K.-B. = Kinderbett, Ko = Koffer, Sp-H. = Sparherd, O = Ofen, der nur beim Dörren des Flachses geheizt wird und dem Ofen in der vorstehend besprochenen Badstube gleich ist, O_2 = Stubenofen, H = Sommerherd, dessen Bild die Abb. 185 zeigt, und der, wie sein Name sagt, nur im Sommer in Verwendung steht.

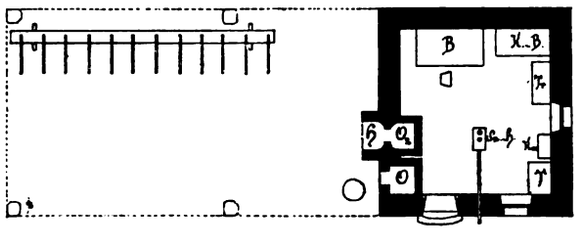


Abb. 184. Grundriss von Abb. 183.

Während der Zeit des Brechelns, das, da der Besitzer die Badstube zum Zwecke des Brechelns auch an Bauern vermietet, die keine Brechelhütte besitzen, durch mehrere Wochen dauert, muss die *Gästin,* die ständige Mieterin, die Badstube räumen und findet während der Dauer des Brechelns sammt ihren Möbeln Unterkunft in einer Stube des Bauernhauses. Statt der Möbel kommen die Bühnen *(Pin)* in die Stube. Die Fenster werden mit Rasenstücken gut verlegt und mit Brettern verschlagen. Bevor die Gästin wieder einzieht, lässt ihr der Bauer die Stube weißen, da sie während des Flachsdörrens ganz schwarz geworden ist.[1])

Da die doppelte Badstube, wie ja mitgetheilt wurde, bedeutend praktischer als eine einfache ist, findet man einfache nur selten, die doppelten sind vorherrschend geworden.

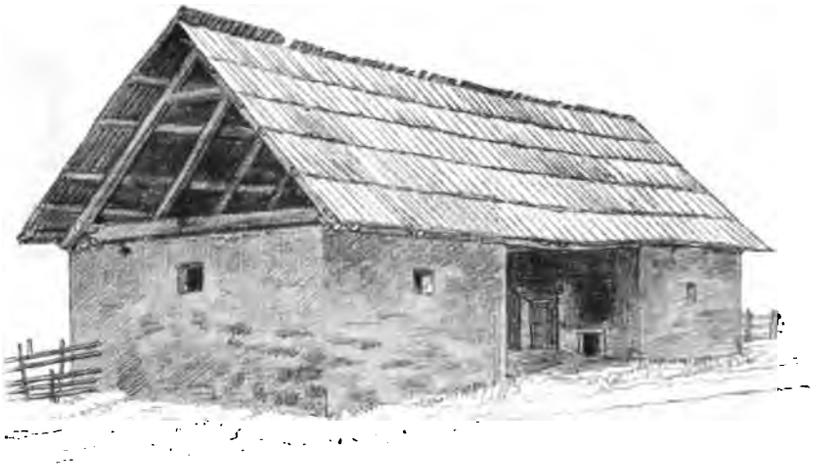
d) Badstube aus Techendorf.

In Abb. 186 bringe ich die Ansicht einer zweiten doppelten Badstube. Sie steht in Techendorf und ist Eigenthum der Techendorfer Nachbarschaft. Wohl deshalb, weil nicht einer, sondern mehrere über sie zu entscheiden haben, ist diese Badstube

* Abb. 185. Sommerherd der Badstube in Kraut.

[1]) In ganz gleicher Weise wird mit den *Hâa'stub'm* in der Gegend von Vorau vorgegangen, wie ich dies in der Anmerkung [1]) auf Seite 181, Bd. XXVII dieser »Mittheilungen« festgestellt habe. Ob dort neben *Hâa'stube* (*Hâa'* = Flachs) auch die Bezeichnung Badstube bekannt ist, weiß ich heute nicht mehr zu sagen.

nie vermietet gewesen. Sie hat darum auch kein Fenster, sondern nur Luftlöcher. Von der vorher besprochenen doppelten Badstube unterscheidet sie sich hauptsächlich dadurch,



* Abb. 186. Badstube aus Techendorf.

dass sie nicht erst durch einen Anbau zu einer doppelten ausgebaut, sondern schon von

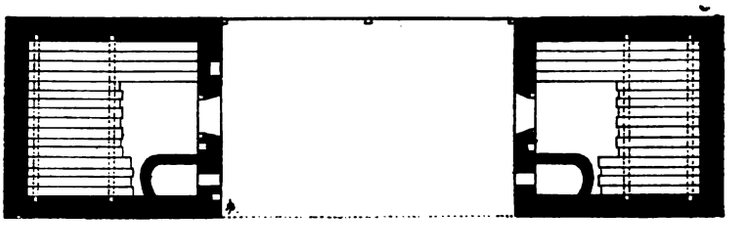


Abb. 187. Grundriss von Abb. 186.

** Abb. 188. Badstube aus Fresnitz.

Anfang an als doppelte Badstube angelegt wurde. Die Rückwand der Halle ist hier zudem mit Brettern verschalt. Abb. 187 zeigt den Grundriss der Techendorfer Badstube. Die beiden Dörrstuben sind vollkommen symmetrisch angeordnet. Die theils innen, theils außen im Mauerwerk ausgesparten Nischen dienen der *Pätschin* dazu, ihre Laterne dort abzustellen. Die Öfen gleichen dem aus der Trasischker Badstube beschriebenen Ofen. Herde fehlen hier.

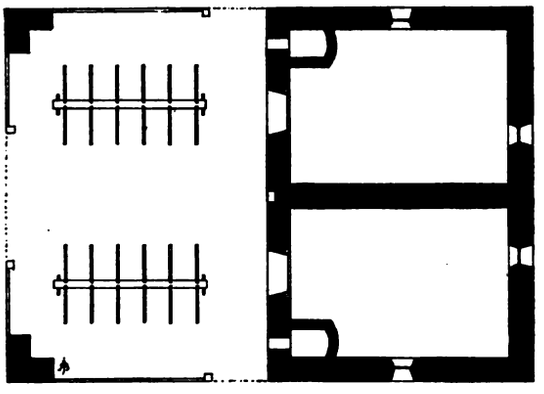


Abb. 189. Grundriss von Abb. 188.

e) Badstube aus Fresnitz.

In der Abb. 188 bringe ich schließlich noch eine Badstube zur Ansicht. Sie steht in Fresnitz bei St. Peter im Holz und bildet das gemeinsame Eigenthum der 9 Behausten Fresnitz' (4 Bauern und 5 Keuschler). Die Ansicht fertigte Herr Storno nach meiner Bleistiftskizze an. Abb. 189 bietet den Grundriss dieser Badstube. Wie auf den

ersten Blick zu erkennen ist, haben wir es hier auch mit einer doppelten Badstube zu thun. Die beiden Dörrstuben liegen jedoch nicht durch die Halle getrennt von einander wie bei den Badstuben aus Kraut und Techendorf, sondern sie liegen nebeneinander, und die Halle legt sich beiden Räumen vor. Sie ist rundum verschalt, lässt aber drei Zugänge offen. Die Halle ist sehr groß und bietet Platz für 24 Brechlerinnen. Die Dörröfen sind den besprochenen gleich. Die Badstube ist von zwei armen Familien bewohnt. Die spärliche Einrichtung der beiden Stuben bietet nichts von Interesse.

H. Zur Entwickelung des oberkärntnerischen Bauernhauses.

Die beiden einfachsten der besprochenen Bauernhäuser sind diejenigen, mit deren Beschreibung ich den Abschnitt E begonnen habe: die Rumpler-Keusche und das Mauerbauer-Haus. Ich habe oben schon darauf aufmerksam gemacht, dass den Wohnräumen aller weiterhin in demselben Abschnitt besprochenen Häuser mit Ausnahme eines einzigen entweder die Anordnung der Wohnräume des einen oder des anderen dieser Häuser zugrunde liegt. Diese Behauptung hat sich dann im Verlaufe der Schilderung der anderen Häuser, fasst man deren ursprüngliche Ausgestaltung ins Auge, als richtig erwiesen, denn, abgesehen vom letzten der dreizehn Häuser, dem Schmied-Hause, dessen Grundriss einer Combination des Schemas Abb. 19, das aus der Anordnung der Wohnräume der Rumpler-Keusche abgeleitet wurde, mit dem Schema Abb. 20, das aus dem Zusammenliegen der Wohnräume im Mauerbauer-Hause hervorgieng, gleichkommt, folgen dem Schema Abb. 19 in der That in dem Zueinanderliegen ihrer Wohnräume folgende Häuser: 1. Das Rumpler-, 2. das Jank-, 3. das Gasperle-, 4. das Winkler-, 5. das Hofer-, 6. das Bartelbauer-, 7. das Hatz- und 8. das Frankhofer-Haus. Das Schema Abb. 20 liegt dagegen folgenden Häusern zugrunde: 1. Dem Mauerbauer-, 2. dem Pacher-, 3. dem Rader- und 4. dem Jank-Hause.

Das Schema Abb. 19 liegt demnach der Mehrzahl der Wohnräume in den besprochenen Häusern zugrunde, und es kann zudem noch constatiert werden, dass die Häuser dieser Mehrzahl zum größten Theil sehr entwickelte Formen aufweisen. Unter den acht Häusern, die diese Mehrzahl bilden, sind nur zwei, die kein Obergeschoss besitzen. Unter jenen Häusern, in denen die Wohnräume nach dem Schema Abb. 20 angeordnet sind, ist das Verhältnis ein umgekehrtes. Von den vier Häusern hat nur ein einziges ein Obergeschoss. Obwohl auch sehr entwickelte Hausformen, wie eine solche durch das Jank-Haus vertreten ist, in der Anordnung ihrer Wohnräume den Charakter des Mittelflurhauses zeigen, so kann doch, nicht nur in Bezug auf die in dieser Abhandlung besprochenen Häuser, sondern in Hinsicht auf die Wohnräume des oberkärntnerischen Hauses überhaupt gesagt werden, dass der Mittelflurhaus-Typus mehr in kleineren ebenerdigen Häusern, der Seitenflurhaus-Typus dagegen in den entwickelteren Häusern mit Obergeschossen vertreten ist.

Ich habe oben gegen den Abschluss des Abschnittes E gesagt, dass alle von mir zur Besprechung gebrachten 13 Hausformen, wovon eine jede eine andere Stufe der Entwickelung zeigt, ganz gut in buntem Gemenge in ein und demselben Dorfe nachgewiesen werden können. Damit ist auch schon ausgesprochen, dass beide Typen, der Typus des Seitenflurhauses und der des Mittelflurhauses, ebenfalls in buntem Gemenge nebeneinander in ein und demselben Dorfe ihre Vertreter haben. So sehr sie auch verschieden sind, sie stehen jedenfalls schon seit vielen Jahrhunderten friedlich nebeneinander. Je weiter man in der Zeit zurückblicken wollte, desto einfacher, primitiver hätte man sich die Formen der nebeneinander stehenden Typen zu denken. Schließlich müsste man dann auf eine Urform kommen, aus der sich die beiden Typen, wie sie uns heute vor die

Augen treten, der eine nach der einen, der andere nach der anderen Richtung entwickelt haben.

Diese Urform festzustellen, soll die Aufgabe der nachfolgenden Zeilen sein.

Wie das oberdeutsche Haus im allgemeinen, so hat sich auch das oberdeutsche kärntnerische Haus aus einem ganz primitiven Häuschen entwickelt, das nur einen Raum in sich schloss, der Arbeits-, Koch- und Schlafraum zugleich war. Solche kleine Bauten, die dieser ursprünglichsten Zelle, aus der sich das oberdeutsche Haus entwickelt hat, gleich kommen, haben wir im vorstehenden Abschnitt in den Ochsenhalter-Hütten, in den Holzknecht-Kramen und auch in der oberen Loibeneck-(Senn-)Hütte, in ihrer ursprünglichen Form, da der *Kasten* neben ihr noch nicht errichtet war, kennen gelernt. Diese einzelligen Bauten bilden jedoch nicht nur die Urzelle für das oberdeutsche Haus, sondern auch für das sächsische Haus und für viele andere Hausformen. Ich stelle mich hier mit Dr. Meringer auf ein und denselben Standpunkt. Schon in Bd. XXIII dieser »Mittheilungen« sprach er sich folgendermaßen aus: »Das oberdeutsche Haus ist in seiner ältesten Erscheinung gerade so einzellig wie das sächsische, von dem es sich nur dadurch unterscheidet, dass das Vieh nicht im Menschenhause wohnt. Aber einzellig ist ursprünglich jedes Haus, wie v. Hellwald (Haus und Hof) richtig hervorgehoben hat.«

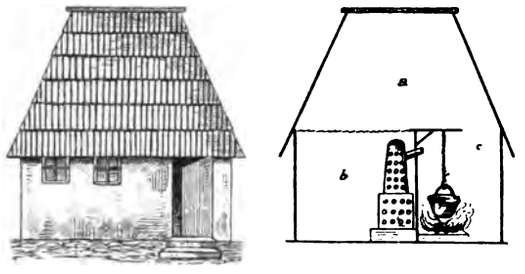


Abb. 190. Schema eines zweizelligen bosnischen Häuschens (nach Meringer).

Um zu erkennen, wie aus dem einzelligen Häuschen ein Bau entstanden ist, der die wesentlichen Merkmale der einfachsten Form des oberdeutschen kärntnerischen Hauses an sich trägt, müssen wir erst über das Charakteristische der einfachsten Formen, in denen das Bauernhaus in Oberkärnten auftritt, ins Reine kommen. Die Grundrisse der einfachsten Formen sind in den Schemen Abb. 19 und 20 festgestellt. Jedes dieser Schemen weist drei Räume verschiedenen Charakters auf. Der eine ist der Herdraum, der zweite der Ofenraum, der dritte ist die Laube (oder der Flur). Das Bauernhaus Oberkärntens ist also schon in seinen einfachsten Formen dreizellig. Vom einzelligen Häuschen bis zum dreizelligen Haus ist aber ein weiter Sprung. Im Herdraume des oberkärntnerischen Hauses, in der Rauchstube, ist die Urzelle des einzelligen Häuschens noch fast in ihrer ursprünglichen Form erhalten. Aus einem Vergleich der Rauchstube mit dem Innern einer Ochsenhalter-Hütte, einer Holzknecht-Kram lässt sich, worauf ja schon aufmerksam gemacht wurde, dies leicht erkennen.

Trachten wir nun festzustellen, wie im einfachsten oberkärntnerischen Bauernhause zu dieser einen Zelle die beiden anderen gekommen sind.

Wie aus dem Herdraum als zweite Zelle durch Abtrennung die Stube entstanden ist, erklärt uns Dr. Meringer durch ein Häuschen, das er in Bosnien gefunden hat, und dessen Schnitt er unter Abb. 78 in seiner bereits erwähnten Arbeit über das bosnische Haus S. 281 abbildet. Ich finde mich genöthigt, den Schnitt jenes Häuschens hier in Abb. 190 zu reproducieren. Meringer bemerkt hiezu S. 253: »Im zweizelligen (bosnisch-herzegowinischen) Hause führt die Hausthür immer in die Küche, niemals in die Stube. Die Küche hat keine Decke, gleich wie noch oft im alpinen Hause ist über ihr nur das Hausdach. Die Stube dagegen hat eine eigene Zimmerdecke.«

Ein paar Zeilen weiter unten fährt Meringer fort: »Ich habe mir einmal die Entstehung des zweizelligen Hauses so gedacht, dass zu dem ersten Raum, dem Herdraum,

der zweite, der Ofenraum, hinzutrat. Das bosnische Haus zeigt aber ganz klar, dass die Stube auch durch Abtrennung eines Raumes von dem Hauptraum entstanden sein kann. Es ist denkbar, dass die Stube überall so entstanden ist, worauf ja die Küchen ohne Decken in den Alpen auch ihrerseits hinweisen würden.«

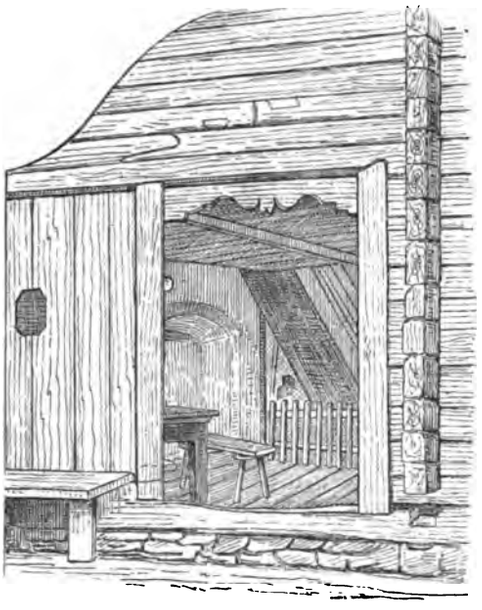
Ich pflichte Dr. Meringer darin soweit gerne bei, dass die Stube in den meisten Fällen durch Abtrennung in dem von ihm erklärten Sinne entstanden ist, denn wollte man durch die Egarter-Hütte, der viele andere Sennhütten vollkommen gleich sind, einen verticalen Schnitt sich gezogen denken, so hätte man auch von kärntnerischen Bauten, die freilich wohl keine Bauernhäuser, sondern nur primitive Alpenwohnungen sind, einen typischen Schnitt vor sich, der zum Schema des bosnischen Häuschens eine Analogie bildet, wie man sie nicht schöner construieren könnte, der Gedanke an die Entstehung der Stube durch Angliederung kann aber meines Erachtens nicht aufgegeben werden. Es wird sich zeigen, weshalb ich an der Möglichkeit der Angliederung festhalten muss.

Etwas schwieriger ist die Frage nach der Entstehung der dritten Zelle des kärntnerischen Hauses zu lösen. Es ist vor allem nothwendig, erst im allgemeinen über das Wesen der Laube (Flur) und über ihre Stellung zu den anderen beiden Räumen des oberdeutschen Hauses ins Reine zu kommen.

Ich lasse wieder Meringer, der sich bisher von allen Hausforschern mit dem Flur wohl am eingehendsten befasst hat, sprechen. Er sagt in seiner neuesten oben citierten Arbeit S. 249: »Das zweizellige Haus trug die Keime weiterer Entwickelung bereits in sich. Es war naheliegend, den Herd der Küche gegen die Thür abzusondern, wodurch der Vorraum entstand, der Flur, ebenso in der Stube die Lagerstätten von dem Wohnraume zu trennen, wodurch ein Schlafgemach, die Kammer, entstand. So entwickelte sich aus dem zweizelligen Hause — dem Küchen-Stuben-Hause — das dreizellige mit Flur, Küche, Stube oder Küche, Stube, Kammer und das vierzellige mit Flur, Küche, Stube und Kammer. Man kann diesen Entwickelungsgang noch heute bemerken und feststellen. Nur der Flur kann unter Umständen eine andere Herkunft haben. Er ist öfter nicht ein Theil der Küche, sondern ist eine hölzerne Laube, eine Vorhalle des ganzen Hauses, nicht bloß die Vorhalle zu einem Theile desselben.«

Ich verweise vorerst darauf, dass mir Vorhallen im wahrsten Sinne des Wortes, und zwar solche, die nicht nur einem Theile des Gebäudes, sondern dem ganzen Bau vorliegen, an den geschilderten primitiven Bauten Oberkärntens mehrfach vorgekommen sind. Bei den Stübeln sind sie häufig wohl schon sehr verkümmert und fast immer mit Brettern verschalt (vgl. die Ansichten Abb. 174 und 176 und die Risse 175 und 177). In diese kleinen Vorhallen sind oft die offenen Herde aus den ehemaligen Rauchstuben verlegt worden (vgl. die Beschreibung des Peterbauer-Stübels). Diese Herde können Uneingeweihte leicht zu der Annahme verleiten, man hätte es hier nicht mit einer Vorhalle, sondern mit dem alten Herdraum zu thun. Bei Badstuben kommen Vorhallen immer vor, sie sind zumeist offen, selten verschalt. Das schönste Bild einer dem ganzen Hause vorgelegten Halle tritt uns entgegen im Anblick der Mallenteiner-Hütte (vgl. Abb. 170 und 171) und der Fresnitzer Badstube (vgl. Abb. 188 und 189).

Es liegt nun sehr nahe, daran zu denken, dass die Vorhalle dieser primitiven Bauten, in denen wir ja ganz gewiss Bilder des oberkärntnerischen Bauernhauses aus entschwundenen Jahrhunderten vor uns haben, zur Laube des heutigen Bauernhauses geworden ist. Meringer schreibt ja gerade in Bezug auf das alpine Haus in Bd. XXII dieser »Mittheilungen«, S. 166: »Aber man muss sich hüten, zu glauben, dass jener Raum, welchen wir jetzt »Flur« nennen, unter allen Umständen der Nachkomme des alten Herd-



* Abb. 191. Bretterverschlag der Laube des Binderhauses in Techendorf.

* Abb. 192. Kirche in Tangern.

und Hauptraumes oder mindestens eines Theiles desselben gewesen sein muss. Schon der Name *d'Labn,* die Laube, für den Flur muss uns sehr bedenklich machen.«

An anderer Stelle, Bd. XXV dieser »Mittheilungen«, S. 57, äußert sich Meringer in ähnlicher Weise folgendermaßen: »Bei dem Seitenflurhaus kann ich an regelmäßige Abhängigkeit des Flurs von der Küche am wenigsten glauben. Hier gibt sich der Flur nach Lage und Material als junger Zuwachs. Bemerken will ich noch, dass im Herzen Tirols auch bei der dreitheiligen Anlage, wo der Flur die Mitte des Hauses einnimmt, dieser den Namen *d'Labn* führt.«

So wie beim Tiroler Hause und beim steirischen Hause, gerade so spricht auch beim oberkärntnerischen Hause der Name »*Lab'm*«, der dem Flur hier beigelegt wird, dafür, dass der Flur aus einer Vorhalle entstanden sein muss, obwohl sie heute den Charakter der Laube, des Vorhallenartigen schon fast ganz eingebüßt hat und in die Architektur des Hauses aufgegangen ist. Ich sage, fast ganz eingebüßt hat, denn es bestehen ab und zu bei einzelnen Bauernhäusern noch Merkmale, die an das Laubenartige oder Vorhallenartige des Flurs im Kärntner Hause erinnern.

Ich mache aufmerksam darauf, dass der Rauch aus den Stubenöfen in vielen Bauernhäusern, so im Rumpler-, im Mauerbauer-, im Rader-, im Pacher- und auch im Schmied-Hause frei in die Laube entweicht, genau so, wie der Rauch aus den Öfen der Badstuben frei in die offenen Vorhallen emporsteigt. Ich verweise dann auch darauf, dass

die rückwärtige Wand der Laube im Schmied-Hause nur durch einen Bretterverschlag gebildet ist (vgl. den Grundriss Abb. 63). Ähnliche Bretterverschläge an Lauben, die ja ganz und gar an die Verschläge der Vorhallen beim Messner- und Peterbauer-Stübel erinnern, habe ich noch bei einzelnen anderen Häusern gesehen, so in Lieserhofen *(Grafl,* H.-Nr. 6), in Mühldorf im Möllthal, in Techendorf beim Binder-Hause, H.-Nr. 11. Den Bretterverschlag dieses Hauses hat Herr Lischka gezeichnet (s. die Abb. 191). Aufmerksam machen muss ich weiter auch noch darauf, dass die Laube des Obergeschosses, der Obenauf, den Charakter der Laube vielfach fast noch vollkommen erhalten hat. Man besehe sich vor allem den Grundriss des Obergeschosses vom Gasperle-Hause, Abb. 34, in dem der Obenauf rundum mit Brettern verschalt ist, dann auch noch die Obergeschosse des Schmied-Hauses, Abb. 61, und des Hofer-Hauses, Abb. 46. Die Außenwände der Lauben der Obergeschosse bestehen übrigens immer aus Brettern, wenn sie nicht etwa gemauert sind, wie beim umgestalteten Frankhofer-Hause. In Groß-Dombra, oberhalb Millstatt gelegen, fand ich übrigens ein Haus, dessen Obenauf an der Ostseite keine Bretterwand hatte, sondern vollkommen offen war. In diesem Hause hat sich das Laubenartige zum mindesten im Flur des Obergeschosses am besten bewahrt. Es ist das Aichholzer-Haus, Nr. 4. Den vorhallenartigen Charakter der Laube erweist zum Schlusse, aber nicht in letzter Linie, meinem Gefühle noch der Umstand, dass der Bauer in die Laube mit bespanntem Wagen einfährt und dort Arbeiten verrichtet, die anderswo, wo das Bauernhaus keine solch großen Räume aufweist wie das kärntnerische Haus in seiner großen Laube, in den Tennen oder im Freien vorgenommen werden müssen.

Meringer hält den Flur des Seitenflurhauses nach dem oben gebrachten Citat aus dem Bd. XXV dieser »Mittheilungen« »nach Lage und Material als jungen Zuwachs«. Nach den Erfahrungen, die ich in Kärnten gemacht habe, kann ich mich, wenigstens in Bezug auf das Kärntner Haus, nicht zu gleicher Anschauung bekennen. Ich halte dafür, dass die Laube des oberkärntnerischen Hauses so alt als das Haus selbst ist. Für diese Annahme sprechen nicht nur die mit Vorhallen versehenen primitiven Bauten, sondern auch, worauf ich großes Gewicht lege, die kleinen Filialkirchen und Kapellen, die sich in ihrer Bauart stark von den großen Pfarrkirchen unterscheiden, und von denen man, eben diesen auffallenden Unterschied vor Augen gehalten, mit voller Bestimmtheit sagen kann, dass es volksthümliche Kirchenformen hohen Alters sind.

Eine solche Kirche bringt die Abb. 192 im Bilde. Die Kirche steht in Tangern. Von solchen Kirchen und Kapellen mit Vorhallen, die ich gesehen habe, zähle ich hier auf: eine kleine Kapelle in Laubendorf (sie steht beim Hause Nr. 10), die Kirche in Treffling, die St. Anton-Kapelle bei Spittal a. d. Drau, die Kirche in St. Peter im Holz, die alte Kirche in Platz bei Trebesing, die Kirche in der Nörring und die zweithürmige Calvarienkirche in Gmünd. Bei einzelnen größeren Kirchen ist die Vorhalle bereits auf ein Drittel der Kirchenbreite zusammengeschrumpft, so bei der Kirche in Maria-Pichel bei Lendorf (Station der Südbahn) und bei der Kirche in Plesnitz ob Leoben im Liesenthal. Bei der letzteren muss früher eine Halle gewesen sein, die die ganze Kirchenbreite einnahm, denn es liegt vor dem Kircheneingang ein Steinplatten-Pflaster von der Größe der Vorhallen bei anderen Kirchen. An großen Pfarrkirchen befindet sich wohl auch noch ab und zu eine Vorhalle, sie ist aber nur wenig breiter als das Thor, so bei den Pfarrkirchen in Lieseregg und Gmünd. Die altehrwürdige Kirche in Millstatt hat wohl auch eine Vorhalle, dieselbe ist aber in die Architektur der Kirche eingezogen. Erwähnen muss ich noch, dass nicht alle Vorhallen, wie die der abgebildeten in Tangern durch eine Brüstung eingefasst sind. Es kommt diese Einfassung aber nicht selten vor. Die Vorhalle der Tangerner Kirche ist leer. In anderen Vorhallen stehen ab und zu Bänke. Was das

Merkwürdigste und Bedeutungsvollste für mich ist, ist das, dass diese Vorhallen genau so wie der Flur des Bauernhauses *Laǔ'm* (Laube) heißt. In Tangern wurde ich dessen auf das Bestimmteste versichert.

Nach all dem, was ich über die Vorhalle bei oberkärntnerischen Kirchen mitgetheilt habe, ist es ganz sicher, dass wir es hier mit einem volksthümlichen Typus zu thun haben. Es ist hochinteressant, dass uns Meringer in seiner Arbeit über das bosnisch-herzegowinische Haus Abbildungen von Holzmoscheen bringt. von denen insbesondere zwei, die Patok-Džamija und die Mosnik-Džamija in Dolnja-Tuzla, der Kirche in Tangern auffallend ähnlich sind. Der einzige Unterschied zwischen dieser und den beiden Moscheen besteht darin, dass bei den Moscheen der Kirchenraum und die hölzerne Laube unter ein Dach gebracht sind, während die Laube in Tangern ihr eigenes Dach hat. Das höhere Dach der Kirche ist aber durch das gothische Gewölbe bedingt. Da die Holzlaube natürlich kein Gewölbe hat, lag kein Grund vor, das Dach der Laube ebenso hoch wie das Kirchendach anzulegen. Es ist aber sehr leicht möglich, dass die Lauben an oberkärntnerischen Vorhallen-Kirchen erst ihr eigenes Dach erhielten, als die Gewölbe in Kirchen allgemein wurden. Ich glaube darum, dass die ältesten Kirchen Oberkärntens ehedem auch so ausgesehen haben dürften wie die beiden herangezogenen Holzmoscheen aus Dolnja-Tuzla, und meine, dass sich in den entlegeneren Thälern Oberkärntens vielleicht sogar noch Kirchen und Kapellen werden auffinden lassen, die den Kirchenraum und die Laube unter ein Dach vereinigen wie die Holzmoscheen Bosniens.

Interessant und mir wieder sehr wichtig ist nun das, was Meringer in der angeführten Arbeit S. 254 über die Holzmoscheen Bosniens sagt: »Bei weiteren und vertieften Forschungen über das bosnisch-herzegowinische Haus wird der Vorhalle, der hölzernen Laube, besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden sein. Dabei wird man auch der Džamien, besonders der Holzmoscheen achten müssen, die immer ein und denselben Grundriss zeigen, einen viereckigen Kirchenraum mit einer Holzlaube auf der Seite, wo die Thür sich befindet. Das ganze Äußere dieser Džamien zeigt ein vergrößertes Bauernhaus ältester Form; man hat es mit einem einzelligen Hause sammt Vorhalle zu thun, einer Grundform, der bekanntlich Rudolf Henning einen hohen Ehrenplatz in der Geschichte des Wohnhauses der Indogermanen angewiesen hat.«

Was im vorstehenden Citat Meringer von den Džamien sagt, das gilt meiner Ansicht nach auch von den Vorhallenkirchen Oberkärntens, umso mehr, als ich doch in der Lage war, solche Bauten aus Oberkärnten zu beschreiben, die denselben Grundriss aufweisen, der den Vorhallenkirchen zugrunde liegt. Ich zähle diese Bauten noch einmal auf. Es sind dies: die Badstube in Trebesing (vgl. Abb. 178 und 179), die einfache Badstube in Trasischk (vgl. Abb. 180 und 181), der ältere Theil der Badstube des Mathias Ortner in Kraut (vgl. Abb. 183 und 184) und schließlich das Peterbauer-Stübel in Ober-Ailach aus der Zeit, da seine Stube noch eine Rauchstube war und in der kleinen Vorhalle der Herd noch fehlte (vgl. Abb. 176 und 177).

Ich glaube, ich kann mit voller Bestimmtheit mit den Worten Dr. Meringers im übertragenen Sinne sagen: »Das ganze Äußere dieser Vorhallenkirchen«, besonders wenn man sich, wozu sich nach dem oben Gesagten Berechtigung findet, die Vorhalle nach dem muthmaßlichen Aussehen der Kirchen der älteren Zeit, jener Zeit, da das Gewölbe noch nicht üblich war, mit dem Kirchenraum unter ein Dach gebracht vorstellt, »zeigt ein vergrößertes oberkärntnerisches Bauernhaus ältester Form«. Ist nun das einzellige Haus mit der Vorhalle in diesem Sinne die älteste Form des oberkärntnerischen Bauernhauses, so muss ich entgegen der Anschauung Meringers auch darin Recht haben, dass ich die Laube des kärntnerischen Hauses, wie oben gesagt, für

so alt halte wie das Haus selbst, denn die ehemalige Vorhalle der ältesten Form des Bauernhauses ist ja die Laube des heutigen Hauses in Oberkärnten.

Jene Grundform aber, »der Rudolf Henning einen hohen Ehrenplatz in der Geschichte des Wohnhauses der Indogermanen angewiesen hat«, ist die von ihm reconstruierte »Urform des arischen Hauses«, der ein Grundriss zukommt, wie ihn die Abb. 193 zeigt. Es ist der Grundriss des kleinen Tempels von Rhamnus in Attika.[1]) Derselbe Grundriss ist erhalten in den bosnischen Džamien Meringers, in den Vorhallenkirchen und den aufgezählten primitiven Bauten Oberkärntens.

Aus dieser Urform muss sich nun das kärntnerische Haus auf folgende Art entwickelt haben: Denkt man sich in der Richtung einer horizontalen Linie in Abb. 193 den einzigen geschlossenen Raum dieser Grundform in zwei Theile geschieden, wie Meringer durch Untertheilung oder Abtrennung die Entstehung der beiden charakteristischen Räume des oberdeutschen zweizelligen Hauses nach Abb. 190 erklärt, so haben wir bereits den Grundriss eines Hauses vor uns, der der Mehrzahl der oberkärntnerischen Bauernhäuser eigen ist. Nicht nur die Fresnitzer Badstube (vgl. Abb. 188 und 189), sondern auch der Wohntract der Rumpler-Keusche (vgl. Abb. 11 und das Schema Abb. 19) und mit ihm alle oberkärntnerischen Bauernhäuser, die in ihren Wohnräumen den Charakter des Seitenflurhauses an sich tragen, zeigen denselben Grundriss. Der oberdeutsche Charakter kann aber keinem der kärntnerischen Häuser, was ja schon oben betont wurde, abgesprochen werden, das im Grundrisse dem Schema Abb. 19 folgt, denn jedes dieser Häuser hat neben dem Herdraum seinen Ofenraum. Vom einfachen zweizelligen oberdeutschen Hause unterscheidet sich das kärntnerische Seitenflurhaus nur dadurch, dass jedes derselben als drittes Element die aus der Vorhalle entstandene Laube aufweist, welche sich bei den primitiven Bauten noch vielfach als Vorhalle erhalten hat und die bei den meisten Badstuben noch offen, bei der Fresnitzer Badstube zum Theil noch offen, zum Theil mit Brettern verschalt, bei den Stübeln zumeist mit Brettern verschlagen, im Bauernhause selbst aber in die Architektur des Hauses aufgegangen ist.

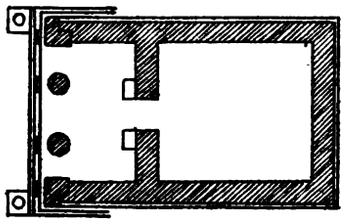


Abb. 193. Grundriss von Hennings »Urform des arischen Hauses«.

Und erst der Grundriss des Mittelflurhauses, wie ihn das aus dem Mauerbauer-Hause abgeleitete Schema Abb. 20 zeigt, er lässt sich durch die Voraussetzung der Entstehung der Laube aus der Vorhalle meines Erachtens gar nicht, durch die Anerkennung der Entstehung der Laube aus der Vorhalle aber auf die einfachste Art erklären.

Man besehe sich das Bild der Badstube aus Kraut (Abb. 183) und den Grundriss der ursprünglichen Theile derselben (Abb. 184). Die jetzt doppelte Badstube entstand aus einer einfachen, der der Grundriss der Urform zugrunde lag, durch die Angliederung einer zweiten Stube an das Ende der Halle, so dass diese jetzt durch zwei Stuben eingeschlossen ist, genau so, wie die Laube des Mauerbauer-Hauses durch die rechts und links liegenden Stuben eingeschlossen wird.

In gleicher Weise entstand, wie ich dies in Bd. XXIX dieser »Mittheilungen« in meiner Arbeit über das siebenbürgisch-sächsische Haus nachgewiesen habe, das Székler-Haus.

Auf dieselbe Weise wie nach dem soeben Gesagten die doppelte Badstube in Kraut und das Székler-Haus durch Angliederung eines zweiten geschlossenen Raumes an die dann in die Mitte zu liegende Vorhalle entstanden ist, so, denke ich mir, muss das ober-

[1]) Entnommen aus: Henning, Deutsches Haus (daselbst Abb. 58, S. 107).

kärntnerische Haus, das nach dem Schema Abb. 20 den Charakter des Mittelflurhauses hat, entstanden sein.

Diese meine Ansicht hat mich gezwungen, oben zu sagen, dass ich den Gedanken an die Angliederung eines Raumes an einen oder zwei bereits vorhandene in Hinsicht auf die Art der Entstehung oberdeutscher Hausformen nicht aufgeben kann.

Prof. Meringer hält in seiner Arbeit über das bosnisch-herzegowinische Haus die Entstehung eines Mittelflurhauses auf die von mir jetzt besprochene Art und Weise noch für zweifelhaft. Meringer tritt auch meiner im Bd. XXIX dieser »Mittheilungen« verfochtenen Annahme, dass der Entwickelung des oberdeutschen Hauses genau so wie der Entwickelung des griechischen, des italischen, des nordischen und des ostdeutschen Hauses die von Henning construierte »Urform des arischen Hauses« [1]) zugrunde liege, entgegen. Er bespricht in der »Zeitschrift für österreichische Volkskunde«, VI, 127 ff.: Julius Lippert, »Das alte Mittelgebirgshaus in Böhmen und sein Bautypus« (S.-A. aus »Beiträge zur deutsch-böhmischen Volkskunde«, Prag 1898) und an diese Kritik anknüpfend, kommt dann Meringer auch auf meine Arbeit über das siebenbürgisch-sächsische Haus zu sprechen, wobei er meine dort ausgesprochene Ansicht, dass das oberdeutsche Haus sich aus einem Herdraum mit vorgelegter Halle entwickelt habe, bekämpft.

Meringer sagt dort: »Eckflurhäuser mit offenem Flur hat J. R. Bünker (Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, XXIX, 225 ff.) bei den Széklern in Siebenbürgen nachgewiesen. Das eine seiner Beispiele daselbst, S. 225, Abb. 97 (Haus aus Uzon), hat eine Stube, wovor sich in einer Vorhalle untergebracht *eresz* (offen) und *kamra* befinden. Im *eresz* steht die niedrige Herdstelle. In seiner Abb. 99 sieht man ein Häuschen, das bloß aus einer Stube *(štuf)* mit Ofen besteht und einer vorgelegten Laube *(lef),* in der er einen Herdraum nicht verzeichnet.«

Hiezu habe ich nichts zu bemerken; Meringer constatiert hier nur Thatsachen. Dann fährt er fort: »J. R. Bünker hat flugs diese Funde benutzt, eine alte Theorie von R. Henning neu aufzuwärmen. Man weiß, dass Henning ein »arisches« Haus construierte, es habe aus einem Herdraum mit einer Laube davor bestanden, wie der griechische Tempel, das nordische (und armenische, muss man hinzufügen) Haus. Bünker freut sich nun in dem Gedanken, nachweisen zu können, dass die paar kleinen Székler-Häuschen das Urbild des siebenbürgisch-sächsischen Hauses sind, und damit, dass das Urbild des oberdeutschen Hauses der Herdraum sammt Vorhalle, also das »arische« Haus Hennings sei.

Der letzte Nachweis ist allerdings misslungen. Sein Haus, S. 225, Abb. 97, hat klar und deutlich zwei Feuerräume wie die nächstverwandten croatischen Häuschen, und bei Abb. 99, S. 227, hat er leider vergessen anzugeben, wo gekocht wird. Ich sehe keinen Grund, der dagegen spräche, dass die Laube *(lef)* einmal auch hier die Feuerstelle zum Kochen (es muss gar kein Herd gewesen sein) enthalten hat, und dass man sie aufließ, als man im Ofen der Stube oder auf einem gemauerten Tisch vor ihm Kochen lernte, wie so oft der Herd dem Backofen vorgelagert wird (Bünker, daselbst Abb. 69, 76, 79 u. s. w.«.)

Meringer meint, der Nachweis sei mir misslungen. Ich muss bekennen, dass mein Material ein kaum zureichendes war. Ich habe das beim Abfassen meiner erwähnten Arbeit gar wohl gefühlt und es dort im Schlussatze der Abhandlung auch ausgesprochen, dass ich erst aus einer das siebenbürgisch-sächsische Haus in seinem ganzen Umfange umfassenden Untersuchung die Bestätigung meiner Annahme erwarte. In Bezug auf das

[1]) Henning, Das deutsche Haus, S. 140.

Székler-Haus, das ich, wie ich dort des weiteren ausgeführt habe, für eine minder entwickelte Vorstufe des siebenbürgisch-sächsischen Hauses halte, bin ich jetzt schon in der Lage, aus einer kleinen Arbeit von Gabriel Szinte[1]) Belege zu bieten, die für meine Annahme, dass das Székler-Haus und mit ihm das siebenbürgisch-sächsische Haus sich aus einer Hausform entwickelt haben, dessen Grundriss dem des »arischen Hauses« gleichkommt, eine Bestätigung bilden, wie ich sie kaum erwartet habe.

Ich reproduciere zum Beweise des Gesagten von den acht Grund- und Aufrissen, durch welche Szinte die schematische Entwickelung des Székler-Hauses darstellt, in Abb. 194 nur jene vier, die die untersten Entwickelungsstufen veranschaulichen. Häuschen so einfacher Form, wie eines aus Sepsi-Köröspatak (Comitat Háromszék) in Nr. 1 abgebildet ist, habe ich selber in Siebenbürgen nicht gefunden und kaum erwartet, dass sich solche Häuschen mit vollkommen offener Vorhalle *(eresz)*, die den Badstuben Oberkärntens an Ursprünglichkeit gleichkommen, noch werden nachweisen lassen. Von dem Häuschen Nr. 1 sagt Szinte, dass es ein Kleinhäusler-Haus *(zsellér-ház)*, das primitivste Székler-Haus sei (S. 108).

Nr. 2 bildet ein Häuschen aus Étfalu (Comitat Háromszék) ab. Es wurde nach der über der Thür angebrachten Jahrzahl im Jahre 1711 gebaut. Die Vorhalle war früher

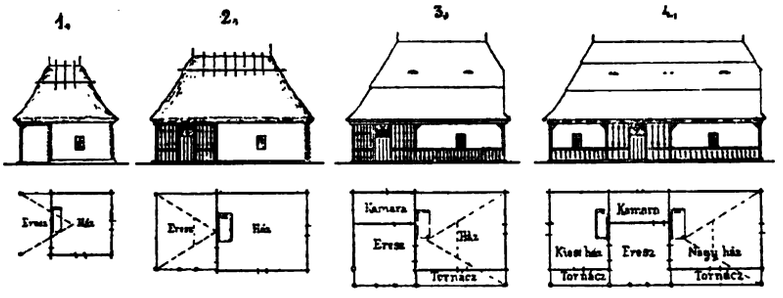


Abb. 194. Székler-Häuser nach Szinte.

offen. Der jetzige Besitzer des Hauses hat sie aber mit Brettern verschalen lassen, sie ist also jetzt geschlossen. In seinem gegenwärtigen Aussehen gleicht das Häuschen meinem Hüterhäuschen aus Kl.-Bistritz fast vollkommen (vgl. Abb. 98 und 99 in Bd. XXIX dieser »Mittheilungen«).

Meringer meint, ich hätte vergessen anzugeben, wo in dem Hüterhäuschen gekocht wird. Ich antworte jetzt darauf: auf der einzigen Feuerstelle, die das Häuschen in seiner Stube aufweist, und die wie der Lutter-Ofen des siebenbürgisch-sächsischen Hauses sowohl zum Erwärmen der Stube, als auch zum Kochen der Speisen eingerichtet ist. Die Székler-Häuschen Nr. 1 und 2 haben jedes auch nur eine einzige Feuerstelle, und keine der Vorhallen all der acht von Szinte abgebildeten Häuser weist einen Herd auf. So lange die Vorhalle bei den primitiven Holzbauten der Székler, als auch der siebenbürgisch-sächsischen Häuser noch vollkommen offen war, wie sie heute beim Häuschen Nr. 1 nach Szinte noch vollkommen offen ist (der Strich, welcher im Grundriss dieses Häuschens von der hinteren Hauswand zum Standpunkt der hinteren Säule gezogen ist, deutet nicht etwa eine Bretterwand, sondern einen am Boden liegenden Balken an, auf dem die Säule steht; die vordere Säule ist in die Ecke gerammt [S. 109]), kann man eine Feuerstelle darin nicht voraussetzen. Ursprünglich wird wohl die *lef* des sächsischen Hauses gerade so offen gewesen sein, wie sie bei

[1]) Szinte Gábor, A székely ház. Ethnographia, XI. Bd., Heft 7, 1900.

Szintes Häuschen Nr. 1 noch offen ist und beim Häuschen Nr. 2 vor wenigen Jahren noch offen war.

Es scheint fast, als wäre es nur ein Zufall gewesen, dass ich in einem der beiden in Bd. XXIX abgebildeten Székler-Häuschen aus Uzon (siehe dort die Abb. 97) in der Vorhalle einen Herd fand, was Meringer mit den Worten: »Sein Haus, S. 225, Abb. 97, hat klar und deutlich zwei Feuerräume« hervorhebt, um damit und mit anderem behaupten zu können, dass mein Nachweis misslungen sei.

Vom Häuschen Nr. 2 sagt Szinte, dass »ähnliche Gebäude in Gidófalva, Martonos und im allgemeinen in der ganzen Gegend sehr viele sind« (S. 110). Man hat es also jedenfalls mit einem Typus zu thun.

Das Haus Nr. 3 steht in Csík-Karczfalva. Es gleicht im Grundrisse sehr dem von mir im Bd. XXIX dieser »Mittheilungen«, Abb. 96 und 97, abgebildeten Székler-Hause aus Uzon und unterscheidet sich von jenem wesentlich nur dadurch, dass es eine geschlossene Vorhalle hat, und dass in diesem ein Herd fehlt. Dass der Stube ein Gang *(tornácz)* vorgelegt ist, betrachte ich nicht als wesentlich. Von dieser Entwickelungsstufe des Székler-Hauses sagt Szinte: »Es ist der erste Schritt in der Bauart, in der das Székler-Haus seine wahre Gestalt fand. Neben einem gefälligen Äußeren zeigt es in seiner Eintheilung eine Anordnung und Ausmaße, die entwickelungs- und außerordentlich umgestaltungsfähig sind, es ist die Mutter aller Székler-Häuser« (entwickelterer Form, hätte Szinte dazusetzen müssen).

Zu Nr. 4 schreibt Szinte: »Es ist genau das vorstehende Haus, als Modification schließt sich nur das »kleine Haus« (die zweite Stube) an die Vorhalle an. — — — Das Haus steht gegenwärtig in Gyergyó-Szárhegy (Comitat Csík) an der Landstraße; es wurde aber in Kilyenfalva erbaut und als fertiges Haus an seinen jetzigen Ort gebracht, was beweist, dass das Székler-Haus transportabel ist.« Szinte hält dieses Haus für den eigentlichen Typus des Székler-Hauses, das in dieser Form in tausenden von Exemplaren im Széklerlande zu finden ist. Alle weiteren Abweichungen von diesem Typus betrachtet er als unwesentliche Abänderungen.

Durch das, was ich hier aus der Arbeit Szintes mitgetheilt habe, bin ich in meiner Anschauung, dass sich das Székler-Haus und mit ihm auch das siebenbürgisch-sächsische Haus aus einem Häuschen, das nur aus einem geschlossenen Raum und einer davor liegenden Halle entwickelt hat, nur noch bestärkt worden und ich glaube, dass im Hinblick auf die von Szinte publicierten Hausformen Meringer kaum mehr wird denken können, dass die Laube *(lef)* einmal auch hier die Feuerstelle zum Kochen enthalten hat, und dass man sie aufließ, als man im Ofen der Stube oder auf einem gemauerten Tisch vor ihm kochen lernte. Ich glaube sogar, dass Meringer diesen Ausspruch gar nicht gethan hätte, wenn er, wie ich, das siebenbürgisch-sächsische Haus und seine Feuerstellen (die Feuerstellen des Székler-Hauses sind denen im sächsischen Hause fast gleich) gesehen hätte. Der Ofen des sächsischen sowohl als auch der des Székler-Hauses ist ja gar kein Ofen nach unseren mitteleuropäischen Begriffen, es ist nichts anderes als ein mit einem aus Kacheln gebildeten Feuerhut über der Herdfläche versehener Herd, und der Feuerhut hat nur das eine, freilich sehr Bedeutende vor dem Feuerhut sowohl der kärntnerischen als auch der Vorauer Rauchstube voraus, dass er den Rauch nicht in die Stube entweichen lässt, sondern ihn entweder in die Laube oder in den Dachraum ableitet (vgl. Abb. 63 in Bd. XXIX dieser »Mittheilungen«). So lange man nicht darauf gekommen war, den Rauch nach außen abzuführen, wird eben auch der einzige geschlossene Wohnraum des primitiven Hauses der Székler und der Sachsen eine Rauchstube gewesen sein.

Ich schulde Meringer noch eine Aufklärung, noch eine Antwort auf eine an mich gerichtete Frage. In seiner Besprechung meiner Arbeit sagt er nämlich weiterhin:

»Dass das alte einzellige Haus, das bloß eine Feuerstelle hatte, noch heute erhalten ist, war auch mir wohlbekannt. Die meisten Sennhütten zeigen diesen Typus, mit oder ohne Vorhalle. Auch das italienische, französische, herzegowinische, bulgarische Haus zeigen den Feuerraum (gewöhnlich durch Umwandlung des Herdes zum Kamin) erhalten als einzigen oder wenigstens als Hauptraum. Hat Bünker Lust, ein solches Haus, wenn es noch eine Vorhalle hat (wie etwa die bosnischen Holzmoscheen, die ich im Sarajevoer Glasnik, Bd. XXI[1]) abgebildet habe) Urbilder »oberdeutscher« Häuser zu nennen?«

»Urbilder oberdeutscher Häuser« werde ich solche Häuser, die nur einen Hauptraum und eine demselben vorgelegte Halle haben, allerdings nennen unter der Bedingung nämlich, dass ich solche primitive Häuser auf oberdeutschem Gebiet finde und ersehen kann, dass die höheren Hausformen derselben Gegend ihren Ausgang in der Entwickelung aus dem einzelligen Häuschen mit der Vorhalle genommen haben, wie ich dies vom Székler-Hause und dem siebenbürgisch-sächsischen Hause immer noch annehme, bis ich eines besseren belehrt worden bin, und wie ich dies nach dem gebotenen Material auch vom Bauernhause Oberkärntens und von jenem aus der Gegend von Vorau voraussetze. Sollten mir dagegen einzellige Häuser mit Vorhallen aus Italien, Frankreich, Bulgarien oder aus der Herzegowina bekannt werden, so werde ich wohl sagen, es seien Bauten, die dem von Henning reconstruierten »arischen Hause« gleichen, aber ich werde von ihnen nicht als von Urbildern oberdeutscher Häuser sprechen.

Nun noch eins! Meringer sagt a. a. O. weiter:

»Dass auch das oberdeutsche Haus aus einem einzelligen Haus mit bloß einer Feuerstelle erwachsen ist, wird wohl schlechthin von niemandem bezweifelt werden. Aber einen Herdraum sammt Vorhalle »oberdeutsch« zu nennen, geht nicht an, denn es fehlen alle Charakteristika. Wenn man nicht Wortmissbrauch treiben will, kann man, wie Henning und ich es thun, nur den Typus, der noch einen aus dem Herdraum abgetrennten Ofenraum besitzt, »oberdeutsch« nennen.«

Meringer spricht hier nicht direct zu mir, seine Worte sind allgemein gehalten. Trotzdem geht die Warnung an meine Adresse, und zwar — ich gestehe es offen — nicht mit Unrecht.

In der letzten Spalte meiner Arbeit über das siebenbürgisch-sächsische Haus habe ich eine nicht genug bedachte Äußerung gethan, die Meringer zur Aussprache der vorstehend citierten Sätze berechtigte. Ich sage dort (vgl. S. 231, Bd. XXIX dieser »Mittheilungen«): »Sowohl das mir wohlbekannte Haus meiner Heimat, das leider noch nicht eingehend beschrieben ist, als auch das Haus der Gegend von Vorau weist in seinen ursprünglichen Formen nur zwei Räume auf, von denen der eine die rauchige rußige Stube mit dem offen brennenden Herdfeuer, der andere der Flur (die *lab'm*) ist, welche nie eine Feuerstelle enthält, wenn sie dort nicht etwa erst in allerneuester Zeit errichtet worden ist. Diese Hausform ist doch zweifellos fränkisch-oberdeutsch.«

In dem letzten der beiden hier angeführten Sätze ist der Ausdruck »Hausform« schlecht gewählt, denn er gibt dem Worte »fränkisch-oberdeutsch« den Charakter des terminus technicus, welcher von den Hausforschern für das zweifeuerige Haus angewendet wird. Ich wollte in dem Satze gesagt haben, dass sowohl die oberkärntnerischen Häuser als auch die Häuser um Vorau zweifellos fränkisch-oberdeutsche Häuser in dem Sinne sind, als sie doch auf oberdeutschem Gebiete stehen

[1]) Wissenschaftliche Mittheilungen aus Bosnien und der Herzegowina. VII.

und von oberdeutschen Volksstämmen bewohnt werden. Aus der ganzen vorliegenden Arbeit kann ja Prof. Dr. Meringer erkennen, dass ich mit ihm und Henning in der Auffassung des Begriffes »oberdeutsches Haus« auf ein und demselben Standpunkt stehe, und ich erkläre hier gerne, dass ich in dieser Auffassung durch einen Briefwechsel mit Meringer bestärkt worden bin.

Festhalten muss ich aber nach den gemachten Erfahrungen und nach dem vorliegenden Material daran — und dies sei als Endergebnis meiner vorliegenden Arbeit ausgesprochen — dass sowohl das Székler-Haus in Siebenbürgen als auch das Haus Oberkärntens aus einem einzelligen Haus mit vorgelegter Laube, also aus einer Hausform, welche der Grundform Hennings gleichkommt, entstanden sein muss; hat es sich doch gezeigt, dass im Székler-Lande nach den Feststellungen Szintes die Urform theils mit offener, theils mit verschalter Laube noch vielfach vorhanden ist und sich in Oberkärnten in den primitiven Bauten und in den Hallenkirchen noch erhalten hat. Im entwickelten Székler- und Oberkärntner Bauernhause von schon oberdeutschem Charakter ist die Vorhalle, und zwar hier als *lab'm*, dort als *eresz* in die Architektur des Hauses aufgegangen. Das ist nach den in dieser Arbeit niedergelegten Erfahrungsergebnissen wohl nicht mehr anzufechten. In Bezug auf das siebenbürgisch-sächsische und das Vorauer Haus will ich mit Meringer gerne noch nähere Untersuchungen abwarten, ich bin aber dessen sicher, dass sie meine Anschauung bekräftigen werden.

Die letzten Zeilen dieser Arbeit mögen mir schließlich noch dazu dienen, die letzten Worte meiner Abhandlung über das siebenbürgisch-sächsische Haus zu modificieren. Es veranlassen mich dazu nicht nur die neuesten Erfahrungen, sondern auch der Gewinn, den ich aus dem Briefwechsel mit Prof. Dr. Meringer gezogen.

Am Ende meiner Arbeit im Bd. XXIX dieser »Mittheilungen« sagte ich nämlich, dass ich aus der Erforschung des alpinen Hauses meiner kärntnerischen Heimat und von einer das siebenbürgisch-sächsische Haus in seinem ganzen Umfange umfassenden Untersuchung die Anerkennung jener meiner Annahmen erhoffe, wonach auch dem fränkisch-oberdeutschen Hause der »Urtypus des arischen Hauses« zugrunde liege. Dieser Satz greift nach meinen neuesten Erfahrungen zu weit aus, denn obwohl Henning aus den Baurissen des Klosters St. Gallen aus dem Jahre 820 entnimmt, »dass einst auch das fränkisch-oberdeutsche Haus eine Vorhalle gehabt habe,[1]) und obwohl durch die vorliegende Arbeit der »Urtypus des arischen Hauses« als Ausgangspunkt zur Entwickelung des Székler-Hauses und des Hauses in Oberkärnten nachgewiesen ist, so hat doch Meringer durch sein bosnisches Häuschen, das ich in Abb. 190 reproduciere, gezeigt, dass die Entstehung eines Hauses oberdeutschen Charakters auch ohne Vorhalle möglich ist. Welchen der mannigfaltigen oberdeutschen Hausformen nun die einfache Zelle, und welchen das einzellige Häuschen mit der Vorhalle zum Ausgange in der Entwickelung gedient hat, das lässt sich heute noch nicht sagen. Die Zahl jener Häuser, denen das Vorhallenhäuschen in ihrer Entwickelung zugrunde liegt, ist gewiss keine kleine. Ich glaube nicht zu irren, wenn hieher alle jene Häuser auf oberdeutschem Gebiete zu rechnen sein werden, die Reste von Vorhallen, wenn auch nur in laubenförmigen Säulengängen, die sich den Wohnräumen vorlegen, erhalten haben,[2]) ferner jene Häuser, in denen der Flur »Laube« genannt wird.

---

[1]) Henning, Das deutsche Haus, S. 144.

[2]) Welche bedeutende Größe jenes Territorium einnimmt, das von Häusern mit Vorhallen beherrscht wird, hat Meringer feststellen geholfen. Er sagt nämlich in seiner Nachschrift Nr. 5, S. 286 der Arbeit über das bosnisch-herzegowinische Haus folgendes: »Meine Reise vom Jahre 1898 hat mir gezeigt, dass das zweizellige Haus (aus Küche und Stube bestehend) mit Vorhalle von den östlichen Grenzen Niederösterreichs über das westliche und südliche Ungarn bis nach Bosnien sich erstreckt.«

Es dürfte also ein ganz respectabler Procentsatz aller oberdeutschen Hausformen sein, denen das Vorhallenhäuschen als Ausgang zu ihrer Entwickelung gedient hat.

Nachschrift.

Am 4. Juli v. J. (1901) traf ich mit Herrn Prof. Dr. R. Meringer in Graz zu einer Besprechung in Sachen der Hausforschung zusammen. Die eingehende Berathung, welcher der letzte Abschnitt der vorstehenden Abhandlung im Manuscripte zugrunde gelegt wurde, brachte in Bezug auf das Wesentlichste des oberdeutschen Hauses eine Einigung zustande, die wir in nachfolgenden fünf Punkten feststellen:

1. Der Ausdruck arisches Haus ist aus bekannten Gründen überhaupt zu verwerfen, aber auch von einem indogermanischen Haus kann schwerlich gesprochen werden, weil wir uns die Behausung so früher Zeiten kaum primitiv genug vorstellen können und von einem einförmigen Typus überhaupt nicht die Rede sein kann. Die Form, die Prof. Henning reconstruiert hat — einen annähernd quadratischen Raum mit vorgelegter Halle — welche eine, wenn auch nur primitive Kunst des Zimmerns voraussetzt, mag vielleicht neben anderen, z. B. kreisrunden Hütten, vorhanden gewesen sein, aber diesem Hause den Namen arisch oder indogermanisch zu geben, liegt kein Grund vor, weil sich diese Form überall vorfindet.

2. Diese selbe Form nach Jahrtausenden oberdeutsch zu nennen, weil sie sich auf oberdeutschem Boden findet, geht nicht an, denn sie hat in dieser Zeit ebensowenig Charakteristisches an sich, wie in früheren Zeiten.

3. Es empfiehlt sich, den Ausdruck »oberdeutsches Haus« demnach nur für das charakteristische zweifeuerige Haus — Küchen-Stubenhaus — zu verwenden und andere Bezeichnungen, die dem Wesen der Sache in keiner Weise gerecht werden, wie z. B. der Ausdruck »Flurhallen-Haus« zugunsten der Einheitlichkeit in der Nomenclatur zu verwerfen.

4. Wir beide sind der Anschauung, dass das oberdeutsche Haus in gewissen Gegenden aus dem einzelligen Feuerraume, in anderen aus dem Feuerraume mit vorgelegter Halle entstanden ist. Auch in Bezug auf die weiteren Entwickelungen sind wir gleicher Ansicht. Dagegen glauben wir nach unseren Erfahrungen nicht, dass das oberdeutsche Haus in seiner Gesammtheit aus einem Herdraum und einer Vorhalle entstanden sein müsse. Die Vorhalle war unserer Überzeugung nach nicht überall vorhanden und ihre Annahme ist bei der Reconstruierung der Urform der einzelnen Typen nicht überall geboten.

5. Der Name »oberdeutsches Haus« kann keinen Anfechtungen unterliegen, wenn es sich auch auf deutschem Boden weit über Oberdeutschland und sogar über Gebiete, die von Magyaren und Slaven bewohnt sind, erstreckt, denn es weisen bestimmte Thatsachen darauf hin, dass der Ausstrahlungspunkt dieser Culturform Oberdeutschland war.

Die Bewohner der Insel Tumleo, Berlinhafen, Deutsch-Neu-Guinea.[1])

Von P. **Mathias Josef Erdweg**, S. V. D., Missionär in Berlinhafen.

(Mit 70 Abbildungen.)[2])

I. Lage und Gestaltung der Insel.

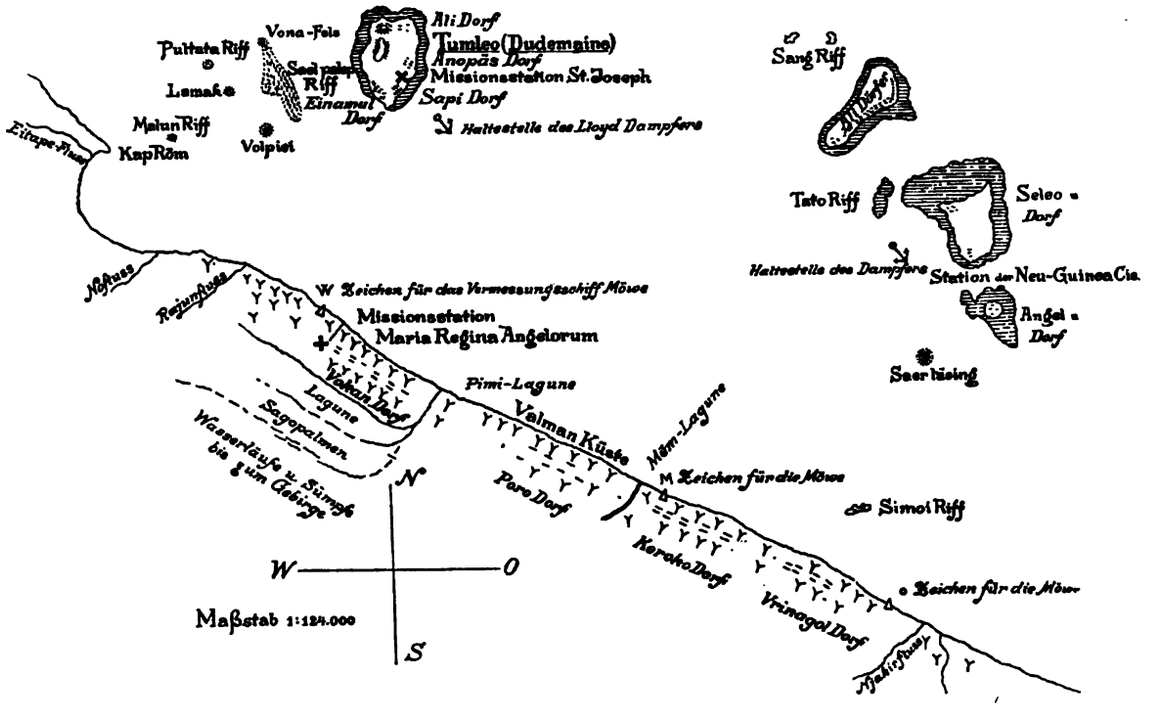
Tumleo (Tamara) gehört zu der aus vier kleinen Inseln bestehenden Gruppe, welche den Berlinhafen bilden (vgl. die Kartenskizze Abb. 195). Es liegt unter 142° 25″ östlicher Länge (Greenw.) und 3° 15″ südlicher Breite, etwa 60 Seemeilen von der Westgrenze Deutsch-Neu-Guineas. Tumleo ist eine Koralleninsel, es ist allenthalben von Riffen umgeben, nur auf einer ganz kurzen Strecke an der Südspitze fehlt die Barre. Der Flächeninhalt der Insel beträgt annähernd 90 *ha*. Sie liegt zum großen Theile nur 1—3 *m* über dem Meeresspiegel. Doch findet sich an der Westseite eine kleine Hügelkette, die sich in einer Entfernung von 100—150 *m* parallel dem Strande von Süden nach Norden hinzieht. Durch ein Querthälchen von dieser Kette getrennt, erhebt sich ganz in der Nordspitze der Insel ein kleiner Berg, *sol jalíu* »Berg am Meere« genannt, der eine Höhe von etwa 80 *m* erreicht. Derselbe ist ein durchaus vulcanisches Gebilde, seine Wurzeln ruhen zum Theil auf den Korallenriffen des Nordendes der Insel. An seinem Fuße im Süden graben die Frauen einen ganz vorzüglichen Lehm, der weiß und mit Tausenden von Korallensteinen von der Größe eines Fingers bis zu Centnerschwere durchsetzt ist; dicht daneben liegen die schwarzen vulcanischen Gesteinsmassen. Durch das beständige Ausgraben und Einstürzen

---

[1]) Diese Arbeit, die sich mit Beiseitelassung der anthropologischen Verhältnisse hauptsächlich mit der Darlegung der eigentlichen Ethnographie Tumleos befasst, erhält, wie ich glaube, ihren besonderen Wert dadurch, dass sie ein, wenn auch kleines, so doch scharf umgrenztes Gebiet umfasst, wodurch es dem Verfasser möglich wurde, seine Angaben mit möglichster Präcision zu fassen. Was die Qualification des Verfassers für seine Aufgabe angeht, so wird sie sich ja aus der Arbeit selbst ergeben; er selbst schreibt mir: »Ich habe mir die größte Mühe gegeben, mich über alle Sachen, über die ich geschrieben, persönlich aufs genaueste zu informieren, und ich hoffe, dass es mir gelungen ist, die Verhältnisse ziemlich der Wirklichkeit entsprechend dargestellt zu haben. Da ich jetzt vier Jahre beständig auf Tumleo war, dabei aber doch auch Gelegenheit hatte, andere Stämme und Sprachen kennen zu lernen, so glaube ich auch wohl durch die äußeren Verhältnisse so gestellt gewesen zu sein, dass ich manches sonst verborgen Gebliebene auffinden konnte.« — Weitere exacte Beobachtungen in der »Berlinhafen-Section« (s. R. Parkinson, Die Berlinhafen-Section, im »Internationalen Archiv für Ethnographie«, XIII, 18 ff.) werden sich bequem an diese eingehende Darstellung anlehnen können, um so eher, da Tumleo auch in anderer Hinsicht, durch sein Monopol in der Töpferei, ein Handelscentrum für ziemlich diesen ganzen District bildet. Auch die eben erwähnte Arbeit Parkinsons beruht zum sehr großen Theil auf schriftlichen Mittheilungen des Verfassers der vorliegenden Abhandlung an diesen, wie es jedem, der sich die Mühe nimmt, eine Vergleichung anzustellen, in sehr drastischer Weise klar werden wird. Es wäre wohl wünschenswert gewesen, dass Herr Parkinson selbst das etwas deutlicher angegeben hätte, auch schon der rein wissenschaftlichen Genauigkeit halber. P. Erdweg hat nämlich seine Mittheilungen immer nur als für Tumleo giltig machen wollen und stets sorgfältig angegeben, wo er auch anderweitige Verhältnisse berührt. Dem gegenüber ist es sehr unexact, wenn Herr Parkinson S. 40 seiner Arbeit von dem »Eingeborenen dieser Section« (also doch der ganzen »Section Berlinhafen«) das hinschreibt, was P. Erdweg nur von den Bewohnern von Tumleo zu sagen beabsichtigte. Ähnlich noch in mehreren anderen Punkten. P. W. Schmidt, S. V. D.

[2]) Sämmtliche Abbildungen sind vom akademischen Maler Herrn C. R. Lischka gezeichnet, und zwar die mit * bezeichneten nach Skizzen des Verfassers, die übrigen nach Originalen im Museum des Missionshauses St. Gabriel (bei Mödling).

der Lehmlöcher hat sich dort im Laufe der Jahre oder vielleicht der Jahrhunderte eine Rinne gebildet, die wohl 10 *m* breit, 1—2 *m* tief und einige 100 *m* lang ist. Während der *sol jaliu* an der Landseite, wenn auch ziemlich ansteigend, so doch noch recht gut zu erklettern ist, erhebt er sich von der Seeseite her zum Theil direct senkrecht aus den Gewässern, die seinen Fuß umgeben. Der nie rastende Drang der Wogen hat ihm dort schon manchen Fußbreit seiner Wurzeln abgerungen. Er ist dort im Norden umgeben von einem 10—20 *m* breiten Riff; nur bei tiefster Ebbe, während des Süd-Ost-Monsuns, kann man dieses betreten. Dasselbe bietet einige wunderschöne Partien, die man hier auf dem kleinen Inselchen gar nicht hätte suchen sollen.



* Abb. 195. Kartenskizze von Tumleo und Umgebung (Berlinhafen).

Geht man von dem im Norden der Insel gelegenen Dorfe Alí westwärts zu dem im Südwesten gelegenen Dorfe Einamúl am Meeresstrand vorbei, so muss man dieses Riff passieren. Zunächst führt der Weg über etwa 100 *m* langen Sandstrand, dann folgen angeschwemmte Steinmassen und darauf ein Stück vulcanischen Riffes, das vielfach von kleinen, scharfkantig geränderten Wassertümpeln durchbrochen ist. Dann folgt wieder ein wüstes Trümmerfeld, ein Theil des Berges ist hier durch die See unterwaschen worden und herabgestürzt. Über unseren Häuptern hängt noch gefahrdrohend eine breite Felsmasse, die aus zahllosen kleinen, schwarzen Steinen zusammengebacken ist. Den Weg, den wir passieren, hat die See ausgewaschen. Wir enteilen diesem gefährlichen Winkel und gelangen auf einen ziemlich geräumigen Platz, der vulcanisches Gestein und Korallen zur Grundlage hat. Zur Linken erhebt sich senkrecht der *sol jalíu*, zur Rechten braust die See. Heftige Erschütterungen haben hier in das Riff zwei mächtige Rinnen gegraben, deren Eingang von der See her verdeckt ist, die aber hier zu tage treten und sich zu einem Kessel von 3—4 *m* Tiefe erweitern. Von hier aus gehen sie dann noch weiter in den Fels hinein, wo die eine derselben sich noch wohl 100 *m* unterirdisch hinzieht. Die

nimmer ruhende Brandung presst jede Minute wohl ein halbes Dutzend mal ihre Wogen in den Eingang hinein, dadurch hebt sich das Wasser in dem offenen Kessel und in den Spalten, brausend und zischend stürmt das nasse Element darin herum, um sich beim Rückgange der Wogen wieder zu senken und dann mit der Brandung wieder zu steigen und so fort. Die durch das nachströmende Wasser gewaltsam aus den Schächten herausgepresste Luft reißt oft ganze Strahlen Wasser mit sich, die im Sonnenschein als schöne Regenbogen auf das Riff niederfallen. Wir klettern über die dicht hintereinanderliegenden Rinnen und gehen weiter. Da treffen wir wieder etwas Interessantes. Vor uns liegt ein mächtiger Felsblock, der wohl haushoch sein mag. Derselbe hat sich vom *sol jalíu* losgerissen, hat sich aber dann glücklicherweise so hingelegt, dass sowohl zwischen ihm und dem *sol jalíu* noch ein Spalt übrig bleibt, als auch nach der Seite des Riffes hin noch ein Pfad vorbeigehen kann. Ist man hier durchgegangen, so erblickt man einen ebenen Platz gleich dem vorigen. Hier steigt die Wand des *sol jalíu* am höchsten empor; nicht ein einziges Pflänzchen ist an dem dürren Gestein zu sehen. Dicht am Fuße der Wand zieht sich die Fortsetzung der obenerwähnten Rinne in Gestalt eines $^1/_2\,m$ breiten Canals hin. Gleich daneben nach der Seeseite hin ist auch die zweite, aber hier unterirdisch verlaufende Rinne; nur hie und da führt ein kleines Loch von dem Innern des Spaltes an die Oberfläche, durch welches je nach den Bewegungen des Wassers die Luft sich pfeifend aus- und einzieht.

Wiederum durch ein wüstes Steintrümmerfeld schreitend, erreichen wir endlich die letzte Partie des Ganzen. Links neben uns haben wir einen kleinen Thalweg, der zwischen dem *sol jalíu* und einer Felsenspitze hindurchgeht. Das kleine Thal ist mit vielen Pandanusbäumen bestanden. An einer Seite desselben findet sich eine kleine Höhle, die den Tumleo als Sitz eines Geistes gilt. In derselben trifft man eine Anzahl Parak-Flöten; wer hier vorbeikommt, nimmt wohl eine der Bambuspfeifen zur Hand, um ihr zu Ehren des Geistes einige Töne zu entlocken. Die Frauen meiden ängstlich diesen Ort, da ihnen die Geister nicht hold sind. Eine Unmasse der verschiedensten Steine, die früher durch vulcanische Einflüsse aneinandergebacken einen Theil des *sol jalíu* bildeten, jetzt aber losgewaschen sind, bedecken den Grund des Thalweges.

Geht man nicht diesen Weg weiter, sondern um die Felsspitze herum, so sieht man, dass diese in zwei Hälften gespalten ist, die sich aber oben wieder vereinigen und so ein hübsches Thor bilden. Etwas weiter biegt der Weg scharf um die Ecke, wir gelangen von der Nord- auf die Westseite der Insel. Vor uns haben wir das nahe Festland, welches eine kleine Halbinsel bildet, die ziemlich die Gestalt eines Rechteckes hat. Auf beiden Spitzen steht je ein mächtiger Fels, an dem sich donnernd und schäumend die Wogen brechen. Zwischen dem Festland und unserem Standpunkt liegt eine ganze Reihe von Fels- und Korallenriffen, die ihr graues Haupt aus den Fluten hervorstrecken und bei etwas Wind von einem weißen Schaumgürtel umgeben sind. Da sehen wir zunächst den *Vóna*, »Tamara-Fels« hat ihn das Vermessungsschiff »Möwe« genannt. Er bildet fast ein kleines Eiland und erhebt sich mehr als $10\,m$ über dem Meeresniveau. Bäume und Gräser kleiden ihn in ein grünes Gewand, zwischen dem hie und da das aschgraue Gestein trotzig hervorschaut. Weiter haben wir den *Lamák* und *Pultatá* und nicht weit mehr vom Festland den *Matún*, die sich alle nur $1—2\,m$ über die Hochflut erheben. Zwischen diesen Steinen erstreckt sich ein großes Riff, dessen höchste Spitzen bei niedriger Ebbe sichtbar werden. Zwischen dem *Vóna* und unserem Standort, wie auch zwischen dem *Vóna* und dem Festland bleibt je eine Passage für Schiffe, die natürlich nicht so ganz ungefährlich ist, zumal es noch einige Riffe dort gibt, die Fahrzeugen von größerem Tiefgang überhaupt den Weg versperren.

Gehen wir jetzt weiter, so müssen wir auch eine kleine Klettertour machen und befinden uns nach einer Minute in einem ziemlich von allen Seiten eingeschlossenen Thal. welches etwa 1 *ha* Ausdehnung haben mag. Bald gelangen wir auf einen Fahrweg, den unsere Mission vor einiger Zeit schlagen ließ, um zu den Steinen des *sol jalíu* zu gelangen, die ein gutes Baumaterial liefern. Derselbe führt uns auf die Spitze des Berges, von wo man eine schöne Fernsicht bis auf 24 Meilen in der Runde hat. Für die Schiffe bildet der *sol jalíu* ein gutes Wahrzeichen, welches schon zwei bis drei Stunden vor der Ankunft zu sehen ist.

Im übrigen ist der größte Theil der Insel mit Wald bestanden. Der Nutzhölzer gibt es nur wenige; das meiste Holz, was hier wächst, ist für den Schreiner und Zimmermann unbrauchbar, da es dem Wetter und schädlichen Insecten keinen Widerstand zu leisten vermag. Von den Nutzhölzern seien erwähnt: Eisenholz (Afzelia bijuga), Catapa terminalis, die Casuarina, die Betelpalme. Von weiteren Holzarten nenne ich noch Pandanus, Königspalme, Sykospalme. Von den übrigen weiß ich leider nur die Eingebornen-Namen, die hier aufzuzählen ja zwecklos wäre. Einen dichten Urwald findet man auf Tumleo nicht, dafür ist die Insel zu klein und die Bevölkerung zu zahlreich. Schlinggewächse gibt es jedoch genug hier. Manche Bäume sind über und über mit ihnen bedeckt. Darunter finden sich Exemplare von zehn und mehr Centimeter Durchmesser. Die kleinen und geschmeidigen Lianen finden eine Verwendung als Stricke.

Auf den ebenen Theilen der Insel findet man die Plantagen der Eingebornen. Indes sind dieselben weder besonders zahlreich, noch auch gut gepflegt. Die Ackererde ist etwa $1^1/_2$ Fuß tief, sie hat eine schwarze Farbe und ist von ziemlicher Güte. In den Plantagen werden Bananen, Taro, Yam, Süßkartoffeln, Kanakenkohl, Bohnen, Zuckerrohr und noch einige andere Gewächse gezogen. Die Cocospalmen befinden sich meistens in den Dörfern oder in deren nächster Umgebung. Sie liefern ziemlich reichen Ertrag.

Säugethiere und Vögel sind auf Tumleo nicht sehr zahlreich vertreten. Von den letzteren finden sich Tauben, Schwalben, Krähen, Seeadler, Seeschwalben, Honigsauger; die Singvögel fehlen gänzlich. Die Säugethiere, die heimisch sind, kann man an den Fingern einer Hand abzählen: Ratten, eine Art Eichhörnchen, Schweine, Hunde, einige Arten Fledermäuse. Die Katze wurde erst vor einigen Jahren durch die Missionäre eingeführt, ebenso die Ziege.

II. Die Bewohner Tumleos; Aussehen und Anzahl.

Die Hautfarbe der Tumleo ist eine hellbraune bis schwarze. Zwischen diesen beiden Grenzen gibt es alle möglichen Nuancen. Einige gar sind auffallend hell, man könnte sie mindestens für Kinder von Malaien und Eingebornen halten. Die schwarze Farbe ist für das Auge am angenehmsten, während die Halb-Weißen einen weniger günstigen Eindruck machen. Wegen der vielen Hautkrankheiten, die unter den Leuten herrschen, trifft man oft ganz eigenthümliche, buntscheckige Gestalten. Sogenannte Albinos habe ich hierherum noch nirgends gesehen.

In der Körpergröße bleiben unsere Tumleo meistens hinter dem Durchschnittsmaß eines Europäers zurück. Trotzdem wir Missionare gerade nicht auf unsere Leibeslänge zu pochen brauchen, kann man doch oft genug von den Eingebornen die Worte hören: »*Misionare jiji lama rakip* (Missionar, du bist ein riesengroßer Mensch)«. Im übrigen sind indes die Eingebornen durchgehends recht kräftig gebaut und gut genährt, schwächliche und krüppelhafte Personen sind selten.

Die Gesichtszüge der meisten Tumleo sind ziemlich ansprechend, fast beständig spielt ein Lächeln um den Mund. — Das Haar trägt der Tumleo-Mann in einer großen.

bald länglich, bald rundlich geformten Perücke, Frauen und Kinder tragen es meist kurz geschoren.

Die Anzahl der Bewohner Tumleos beläuft sich auf 280—290. Dieselben vertheilen sich auf die vier Dörfer: Einamúl, Sapí, Anopäs, welche den Süden, und Alí, welches den Norden der Insel einnimmt. Ein Zuzug von oder eine Auswanderung nach außen findet nicht statt. Von innen heraus scheint sich bis jetzt eine langsame Abnahme der Bevölkerung zu vollziehen. Öffentliche und geheime Schäden sind die Ursache dieser traurigen Erscheinung. Zu den ersteren gehören Kriege und Streitigkeiten, Krankheiten und Epidemien, ferner die Lebensweise der Eingebornen. Schäden mehr geheimer Art sind die Scheu der Eltern vor einer größeren Anzahl Kinder, moralische Verkommenheit, Heiraten in der Familie, Kindermord. Die einzelnen Ursachen werden im weiteren Verlauf dieser Arbeit eingehender besprochen werden.

III. Verlobung, Heirat und Ehe.

Während in Europa Verlöbnisse und Hochzeiten mit großem Pomp und vieler Freude der Betheiligten gefeiert werden, scheint der Tumleo sich unter diesen Dingen nicht viel Sonderliches vorzustellen. Eine Heirat ist denn auch mit so wenigen Ceremonien und Gebräuchen verbunden, dass man sich mit der Zeit daran gewöhnt, ohne dass irgend welche auffallende Äußerlichkeiten vorhergegangen wären, zwei gute Bekannte eines Tages als Mann und Frau wieder zu finden. Von einer glanzvollen Verlobung weiß der Eingeborne ebensowenig. Der Bräutigam geht zu den Eltern der Braut und hält um die Hand der Tochter an, wie es auch in Europa geschieht. Manchmal geschieht diese Brautwerbung schon jahrelang vor der Ehe, wenn beide Theile noch kaum dem Kindesalter entwachsen sind, andere melden sich erst kurz vor der Heirat, wieder andere, die nicht sogleich das Ja-Wort von den Eltern der Braut erhoffen dürfen, offenbaren sich letzterer allein und warten auf eine günstige Gelegenheit, ihre Bitte mit Erfolg anzubringen. Ein Vierter holt sich ohne viel Umstände bei Nacht und Nebel unter seinen Bekannten eine Frau, wohl nicht ohne Einwilligung der letzteren. Ernstere Streitigkeiten scheint es bei diesem Acte nicht abzusetzen. Es gehört allerdings zum guten Ton, dass die Betheiligten bei solchen Gelegenheiten einige Tage bewaffnet und im Kriegsschmucke herumlaufen, von Gefahren sprechen, die ihnen drohen, wenn sie in das Dorf oder den Dorfbezirk der anderen Partei kommen, aber die Sache entbehrt jeden Ernstes. Es wurde eben von jeher so gehalten, und »wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen«. Die Verlobung geschieht auf Tumleo in der Weise, dass der Bräutigam der Braut ein kleines Geschenk schickt, ein Kleid, Cocosnüsse, Betelnüsse und Betelpfeffer. Letztere scheinen bei jeder Verlobung eine Rolle zu spielen. Die Annahme dieser Sachen von Seiten der Braut gilt als Gegengelöbnis ihrerseits.

Die Heirat wird in der Weise vollzogen, dass die Braut ein kleines Essen im Hause ihrer Eltern oder Verwandten oder auch wohl anderswo bereitet und dazu den Bräutigam einladet. Das Erscheinen desselben bei dem Mahle besiegelt den Ehebund. Von einer Betheiligung weiterer Kreise an einer solchen Feier habe ich noch nie gehört. Bei der Heirat macht der Mann den Eltern seiner Braut auch wohl kleine Geschenke an Nahrungsmitteln, Schmucksachen, Waffen, Arbeitsgeräthen u. s. w. Diese Geschenke sind aber so gering, dass sie auf keinen Fall als ein Kaufpreis für die Frau betrachtet werden können. Ein durchschlagender Grund für die Richtigkeit obiger Behauptung ist der Umstand, dass diese Geschenke an die Verwandten der Braut gar nicht nothwendig sind, sondern vom freien Willen der Betheiligten abhängen. Die Ehehindernisse der Verwandtschaft und Schwägerschaft werden auch von unseren Tumleo respectiert. Es

ist mir aber nicht klar, bis zu welchem Grade diese Ehehindernisse gelten und ob unter Umständen keine Ausnahmen von der Regel gemacht werden. Ein anderer Gebrauch bringt es mit sich, dass vielfach wechselseitige Heiraten zwischen zwei Familien stattfinden, so dass das zwischen beiden geknüpfte Band dadurch noch inniger wird. Heiratet z. B. ein Jüngling in eine andere Familie, so heiratet ein Mitglied jener Familie eine seiner Schwestern oder eine seiner anderen weiblichen Verwandten. Die Leute sehen bei Verlobungen oft sehr darauf, dass ihren Verwandten auch Gelegenheit geboten wird, in jene Familie zu heiraten. Jüngst noch klagte mir ein Jüngling: »Was sagst du von der Juak (er meinte seine Schwester), die hat sich da plötzlich mit dem Wuimatjim verlobt, und der Mensch hat nicht einmal noch eine Schwester, was soll ich da jetzt anfangen, wie komme ich da zu einer Frau?«

Die Heiraten geschehen wohl zum größten Theile aus gegenseitiger Neigung der Contrahenten zueinander. Meist haben wir es hier mit Monogamien zu thun. Früher gab es in Tumleo vier Männer, die zwei Frauen hatten, in letzter Zeit sind noch drei neue dazugekommen, indem ältere Witwen sich mit Männern, die schon eine Frau hatten, verehelichten. Es ist ganz auffallend, dass Witwen vielfach erst dann wieder heiraten, wenn ihre Kinder, besonders die Jungen, schon herangewachsen sind. Es scheint somit, dass die älteren Kinder sich wenig mehr um die Mutter kümmern, wenn sie Witwe ist, und diese, um den jungen Leuten gegenüber ihre Autorität zu wahren und eine Stütze für das Alter zu haben, eine zweite Heirat eingeht, und zwar mit einem bedeutend jüngeren Manne, bei dem sie ganz gut Mutterstelle vertreten könnte. Ein älterer Mann würde eben auf die Dauer auch seine Frau nicht länger ernähren können. In anderen Gebieten scheint die Polygamie recht oft vorzukommen, man findet da Männer, die drei und mehr Frauen haben. Warum Doppelheiraten nicht auch hier häufiger vorkommen, dafür weiß ich keinen greifbaren Grund anzugeben, denn an Gelegenheit zu heiraten fehlt es den erwachsenen Männern nicht, da es eine große Anzahl Witwen hier gibt.

Ehescheidungen kommen bei den Eingebornen recht oft vor, manchmal ohne jede greifbare Ursache. Bald ist der Mann der schuldige Theil, »*sapor sauwen*«, sagen die Leute, »er will seine Frau nicht mehr«, bald ist es die Frau, die das Joch der Ehe abstreift, »*sauwen eirahil ra*«, heißt es dann, »die Frau ist durchgebrannt«. Öfter gelingt es wohl, ein solches Pärchen wieder zu versöhnen oder zusammenzubringen, oft aber schreiten beide Theile wieder zu einer neuen Ehe. Dass durch solche Trennungen der Verbreitung des Christenthums große Hindernisse in den Weg gelegt werden, ist klar, zumal da solche Ehescheidungen so oft vorkommen. Unter den etwa 45 Ehepaaren, die hier auf der Insel leben, mag wohl der dritte Theil in irgend welche Geschichten dieser Art verwickelt sein.

Der Tumleo-Jüngling heiratet fast immer auch eine Tumleo-Frau, aus dem einfachen Grunde, weil seine Zukünftige sich auf das Töpferhandwerk verstehen muss, falls sie in der Familie von Nutzen sein will. Da nun die Mädchen und Frauen anderer Stämme nichts von der Töpferei verstehen und auch dieses Handwerk nicht erlernen, so verzichtet der Tumleo lieber auf die Heirat, als dass er eine Frau heimführte, die nicht in diesem Gewerbe bewandert ist. Sonst ist Ehelosigkeit eine Seltenheit hier, bis jetzt sind mir nur ein Mann und eine Frau bekannt, die ausnahmsweise lange mit der Heirat warteten. Ersterer wurde, wie ich glaube, durch eine Wunde (er hatte einen offenen Fuß) verhindert, eine Ehe einzugehen. Nachdem wir dem Übel abgeholfen, nahm er bald eine Frau. Frühe Heiraten finden hier wohl kaum öfter statt, als in Europa. Die Mädchen sind meist schon erwachsen, wenn sie heiraten, und die Jungen müssen erst einen ordentlichen Bart haben, ehe sie daran denken dürfen.

IV. Geburt und Erziehung.

Bei der Geburt eines Kindes macht der Tumleo nicht viel Aufhebens. Es scheint fast, dass die Leute eine gewisse Scheu davor haben, solche Familienangelegenheiten in die Öffentlichkeit zu bringen. Es ist mir schon vorgekommen, dass ich erst nach Monaten erfuhr, dass einem guten Bekannten der Mission ein Kind beschert worden war, trotzdem ich vielleicht Dutzende Male am Hause des Betreffenden war. Der Vater hatte nie auch das Geringste von seinem jüngsten Sprösslinge vermerken lassen. Die ersten 5—8 Tage nach der ersten Niederkunft verbringt die Mutter mit dem Neugebornen in einem armseligen Häuschen, welches bald bei ihrer Wohnung, bald im Walde, aber immer in der Nähe der See liegt. Die Frau darf in dieser Zeit keinen Mann sehen, selbst nicht den eigenen Gatten. Wir wissen noch nicht recht, welche Vorstellung bei dieser Sache im Spiele ist. Die Männer selbst fürchten sich davor, eine solche Frau zu sehen, sie glauben, dass, wenn solches geschähe, ihr Körper aufschwellen würde und sie sterben müssten. Sind die 5—8 Tage um, so begibt sich die Mutter nach Hause. Sie bleibt aber in den ersten drei Monaten fast immer drinnen und kommt selten ans Tageslicht. Nach Beendigung dieser Zeit tritt der junge Weltbürger seine öffentliche Laufbahn an. Bei einer zweiten oder weiteren Geburt braucht die Mutter nicht mehr in das obenerwähnte Häuschen zu gehen, auch ist der Aufenthalt im Hause dann kürzer bemessen. Vielfach bringt die Mutter diese Zeit dann bei den Verwandten zu. Auffallend ist es, dass Eingeborne, besonders Frauen oder Mädchen, die sich wegen eines religiösen Gebrauches oft längere Zeit im Innern des Hauses aufhalten müssen und während dessen nicht den versengenden Sonnenstrahlen ausgesetzt sind, eine viel lichtere Haut bekommen, als sie früher hatten. Sobald sie jedoch wieder ans Tageslicht kommen, wird die Hautfarbe wieder dunkel wie zuvor.

Die Tumleo-Frau nährt ihr Kind viel länger, als dies bei uns in Europa der Fall ist, die Kleinen werden erst mit dem dritten oder vierten Jahre ganz entwöhnt. Daneben aber bekommen sie auch bereits frühzeitig andere Nahrung, schon in den ersten Monaten lernen sie das Fleisch der Cocosnuss, die sogenannte Kopra, Kartoffeln, Sago und Fische essen. Das Kind braucht bloß eine oder die andere Woche alt zu sein, dann fängt die besorgte Mutter schon an, es mit der Nutzbarkeit dieser Dinge bekannt zu machen. Wiegen, Bettchen und Kinderkleider sind für den kleinen Tumleo ein überflüssiger Luxus. Bis das Kind laufen kann, trägt die Mutter es meist in einer breiten Binde, die sie nach Art einer Schärpe angelegt hat, auf der Seite. Wenn das Kind einmal sich selbst fortbewegen kann, dann bildet der Ufersand oder die gute Mutter Erde sein Bettchen. Das Wasser macht den kleinen Tumleo nicht so oft Grausen als den Kindern in Europa. Wenn die Tumleo-Frau jeden Tag einmal ihren kleinen Liebling in der See badet, so meint sie schon übergenug gethan zu haben. Meistens sind solche Reinigungen von einem lauten Kinderconcert begleitet, just wie in der lieben Heimat drüben.

Auffallend ist, dass es hier so selten vorkommt, dass die Mutter ihr erstes Kind behält. Fast immer stirbt dasselbe, und wenn man einmal glaubt, diese oder jene Frau mache eine Ausnahme, so hört man nachher, dass sie schon früher ein Kind durch den Tod verloren habe. In dem Augenblicke, wo ich diese Zeilen schreibe, kann ich ohne weiteres Nachdenken vier junge Frauen aufzählen, die in den benachbarten Dörfern Anopäs mit etwa 35 und Einamúl mit etwa 80 Einwohnern ihre ersten Kinder verloren und das während der letzten 11—12 Monate. Ob das damit zusammenhängt, dass die Mutter das elende Häuschen, von dem ich oben sprach, beziehen und sich auch nachher so abgeschlossen halten muss? Das ist wohl nicht der einzige Grund, aber vielleicht doch einer von den Gründen, die diese Thatsache erklären. In den

vier Jahren, welche wir hier auf der Insel sind, wurden in den drei Dörfern Einamúl, Sapí und Anopäs mit etwa 210—220 Bewohnern nach unserer Aufzählung von etwa 28 betheiligten Ehepaaren 38 Kinder geboren; von diesen Kindern starben 11; davon bilden die Erstgeborenen die Hälfte. Diese Aufzeichnung ist nicht ganz genau, da wir im Anfange die Leute noch nicht kannten; es mögen einestheils einige Geburten, anderntheils auch einige Todesfälle von Kindern uns unbekannt geblieben sein. Annähernd richtig dürften aber die Zahlen doch sein.

Von einer Erziehung der Kinder kann bei den Tumleo keine Rede sein. Wenn die Kinder noch klein sind, sind die Eltern recht besorgt für dieselben, und umgekehrt zeigen auch die Kinder eine große Anhänglichkeit an die Eltern. Mit zunehmendem Alter der Kinder aber erkaltet vielfach ihre Liebe zu Vater und Mutter, letztere dagegen bewahren den Kindern auch bis ins Alter hinein meist eine große Zuneigung. Von kindlichem Gehorsam weiß der kleine Tumleo nicht viel. Schon frühe lernt er es, seinem Eigenwillen nachzugehen, den Trotzkopf zu spielen, das zu thun, was ihm beliebt. Die Schwachheit der Eltern ist all dem sehr förderlich; denn sie bringen es kaum über das Herz, dem Sprösslinge eine Tracht Prügel zu verabreichen. Nur wenn sie zornig sind, dann setzt es oftmals etwas ab. Ein Beispiel indes, dass die Eltern je ein Kind misshandelt hätten, ist mir unbekannt; selbst wenn der Vater erzürnt ist, kommt so etwas nicht vor.

Wenn die Kinder so weit sind, dass sie sich selbst helfen können, denken sie schon bald selbst daran, sich einen Theil der nothwendigen Nahrung zu verschaffen. Der Wald bietet so manche Früchte und Gemüse, die essbar sind, es gibt dort so manches Thierchen, angefangen von der Raupe, dem Holzwurm u. s. w., das einen kleinen Braten gibt, die See ist so reich an Fischen und anderen schwimmenden Lebewesen, dass es nicht gerade schwer ist, eine Zulage zur mütterlichen Küche zu erlangen. Auf das Kochen versteht ein Tumleo-Bürschchen von 6—7 Jahren sich ganz famos. Es brät sich Kartoffeln, macht sich verschiedene Salate zurecht, kocht und schmort Fische und anderes Gethier, und dies alles mit einem Ernst und einer Geschicklichkeit, die einem Erwachsenen alle Ehre machen würden.

Auf das Spielen sind die Kinder hier nicht so versessen, wie in Europa, jedoch ist immerhin ein guter Theil des Tages dem Spiele und der Erholung gewidmet. Bald tummeln sie sich in der See herum und halten Wettschwimmen, bald wählen sie den Ufersand als Spielplatz. Das einemal treiben sie sich auf den freien Plätzen im Dorfe herum, das anderemal geht es in den Wald hinein. Spiele, ähnlich den unseren, kennen die Tumleo-Kinder in Menge. Ein besonders beliebtes Spiel ist: Schießübungen mit dem kleinen Kinderbogen. Diese Übung hat für die Knaben den praktischen Nutzen, dass sie sich zu tüchtigen Schützen heranbilden. Auch Mädchen sieht man wohl den kleinen Bogen handhaben. Ein anderes Spiel ist das »Kartoffelpflanzen«. Dieses Spiel führt vor Augen, wie zwei Leute auf demselben Felde eine Pflanzung anlegen, ohne dass der eine etwas von der Absicht des andern weiß. Sehr treffend wird dabei die Überraschung der beiden Pflanzer über das Resultat ihrer Arbeit zur Darstellung gebracht. Ein weiteres Spiel ist das »Vogelspiel«, welches einen größeren Vogel vorführt, der seine Jungen gegen fremde Eindringlinge vertheidigt. Besonders gern treiben die Kinder Reigenspiele; dieselben werden stets mit fröhlichem Gesange begleitet. Stundenlang können dabei die kleinen Hände und Beinchen in Bewegung sein, die Jugend versäumt über diesen Spielen Schlafen und Essen und scheint nicht müde werden zu wollen, bis schließlich der untergehende Mond, denn solche Spiele finden meistens des Abends beim Vollmondscheine statt, dem Jubel ein Ende macht. Der Spielsachen kennen unsere Kinder nicht sehr viele. Ich erwähnte oben schon den Kinderbogen, dann machen die

Väter auch wohl kleine Schiffe für ihre Jungen. Der Ball (*tjapán*; Abb. 196) ist auch hier bekannt, nur tritt ein Geflecht aus Gras oder aus Bananenblättern an Stelle unseres Gummiballes; Knaben wie Mädchen spielen mit ihm, jedoch letztere mehr als erstere; der Ball wird in die Höhe geworfen und fällt dann mit der flachen Seite in die ihn auffangende Hand, wobei er ordentlich aufklatscht[1]).

Die Kinder lieben es auch, kleine Schiffe auf die See hinauszuschicken. Eine Cocosschale dient als Schiffsrumpf, ein Grashalm als Mast, ein Blatt ersetzt die Segel. Manchmal findet man mitten auf der See, wenn man eine Bootfahrt macht, ein kleines Schiffchen aus Holz, welches von Kinderhand den Wellen anvertraut wurde. Zeichnen und Malen

Abb. 196. Spielball (1/4 n. Gr.).

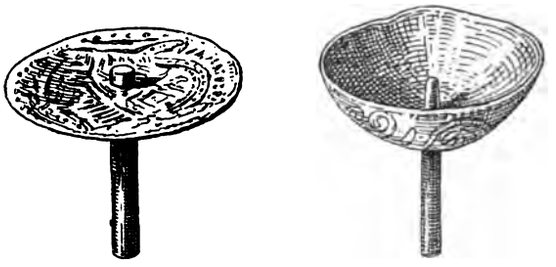


Abb. 197. Kreisel (1/8 n. Gr.).

Abb. 198. Ornament der Drehscheibe der beiden Kreisel (Abb. 197, 1/2 n. G.).

auf dem glatten feuchten Sande, den die Wellen an das Seeufer heraufspülen, ist auch eine Lieblingsbeschäftigung der Kinder. Segelschiffe, Dampfer, Canoes, Fische, Schildkröten, Vögel sind die Gegenstände, welche am meisten zur Darstellung kommen. Seit der Zeit, wo wir unsere Schule eingerichtet haben, sind vielfach auch die Thüren und Mauern unserer Nebengebäude mit derartigen Malereien geschmückt. Dort prangen Schiffe mit voller Takelage, mit Segel und Tauwerk; selbst Anker und Ankerkette sind

[1]) Von Suein, etwa 40 Meilen südöstlich am Festlande, kommen eine Art Brummkreisel, die aus einem kleinen Stück Cocosschale und einem durch dasselbe gesteckten Rohrstäbchen bestehen. In Tumleo heißen sie *patjipatji* (etwa = »noch nie dagewesen!«). Man nimmt entweder die Drehscheibe zwischen beide Hände, dreht sie und setzt dann den Kreisel zum Laufen auf den Boden, oder man fasst das Drehstäbchen unten zwischen Zeigefinger und Daumen der einen Hand, dreht dasselbe und lässt den Kreisel fahren. In Suein heißt der Kreisel *mitjik*. (Siehe Abb. 197 und 198.)

nicht vergessen, ein Zeichen, dass die kleinen Leute dem *lapil tjakin* »großes Schiff«, so nennt der Tumleo den Postdampfer, große Aufmerksamkeit schenken.

V. Krankheiten, Heilmittel, Krankheitszaubereien.

Erschöpfendes über die Krankheiten der Eingebornen zu schreiben, ist Sache des medicinisch gebildeten Fachmannes. Wenn daher an dieser Stelle das Thema »Krankheiten« behandelt wird, so soll gleich hier gesagt sein, dass bloß einige allgemeine Thatsachen, wie sie sich dem Auge des aufmerksamen Beobachters darbieten, angeführt werden sollen zugleich mit einigen Erfahrungen, die wir bei der Behandlung von Kranken machen konnten. Die Tumleo sind verhältnismäßig recht oft, wenn auch gerade nicht immer gefährlich, krank. In Europa gibt es Leute, die 30, 40 Jahre alt werden, ohne je einen Tag wegen Krankheit ans Bett gefesselt gewesen zu sein. So etwas kommt hier auf Tumleo nicht vor, jeder Eingeborne wird im Jahre das eine oder andere Mal krank, selbst die kräftigsten Männer sind davon nicht ausgenommen. Äußere Verwundungen sind bei den Tumleo im allgemeinen selten, die Arbeiten und Arbeitsgeräthe der Leute erklären dieses schon zum größten Theile, dagegen sind Hautkrankheiten und Geschwüre recht häufig. Von Hautkrankheiten seien erwähnt der Ringwurm und ein eitriger Ausschlag. Der Ringwurm ist eine Krankheit der Haut, die durch Eindringen eines Pilzes unter dieselbe verursacht wird. Die Krankheit breitet sich ringförmig aus, daher auch der Name. Zuerst ist eine kleine Hautstelle von ihr ergriffen, zuletzt breitet sie sich über den ganzen Körper aus. Die Haut löst sich dabei in Schuppen und kleinen Fetzen ab. Einen schädlichen Einfluss auf das sonstige Befinden scheint dieses Übel nicht zu haben, das starke Jucken, das es verursacht, ist der einzige Schaden, den es in dieser Beziehung bringt. Der Ringwurm wie auch die folgende Krankheit, »Eiterbildungen an bestimmten Stellen der Körperoberfläche«, ist ansteckend. Wenn sich letztere Krankheit herausbildet, sieht man zuerst kleine Knötchen auf der Haut, dieselben vergrößern sich, werden weich und gehen zuletzt auf, sie sind mit einem jauchigen, stinkigen Eiter angefüllt. Peinliche Sauberkeit ist das beste Mittel, diesen beiden Übeln vorzubeugen; eine Salbe, bestehend aus Waschseife, Schwefelblüte mit Zusatz von etwas Carbol, wie man sie in Europa mit Erfolg gegen Krätze gebraucht, ist ein recht wirksames Mittel, die Krankheitserreger zu vernichten und die Hautwunden zur Heilung zu bringen. Wenn allerdings der Ringwurm schon den ganzen Körper ergriffen hat, kann man ihm auf besagte Weise nicht mehr beikommen, der Kranke würde darob zu Grunde gehen, da das Mittel etwas drastisch ist. Geschwüre im Gehörgange findet man hier auch öfter, mit Erfolg kann man dabei Ausspritzungen des Ohres anwenden. Augenkrankheiten sind ziemlich selten, es kommt wohl öfter vor, dass Leute, die längere Zeit auf der offenen See fischten und ohne Schutz den Sonnenstrahlen ausgesetzt waren, sich ein Augenübel zuziehen, welches sich in einer allzugroßen Empfindlichkeit des Auges gegen Licht zeigt; aber diesem Fehler ist bald abzuhelfen, wenn man das Auge fleißig badet und sich einige Zeit im Dunkeln aufhält. Unter meinen etwa 50 Schulkindern habe ich augenblicklich drei Mädchen, welche den grauen Staar haben; zwei derselben haben ihn auf einem Auge, das dritte auf beiden Augen. Räthselhaft ist es mir, wie die kleine Anna, so heißt das letztere Kind, dabei noch etwas sieht, wenn sie auch schrecklich schielt. Das Übel ist schon so alt, dass ich längst glaubte, der Staar müsste reif sein.

Von den inneren Krankheiten ist an erster Stelle die tropische Malaria in ihren verschiedenen Formen zu nennen. Kein Tumleo bleibt von ihr verschont, der eine hat ein regelrechtes Fieber, der andere starken Schmerz in der Stirne, ein anderer Er-

brechen von Galle und galligen Massen, wieder ein anderer Schmerzen in der Leber. Glücklicherweise tritt aber die Krankheit nie bösartig auf. Es ist uns noch nie ein Fall vorgekommen, dass ein Tumleo an Malaria gestorben wäre. Den größten Procentsatz zu den Sterbefällen liefern die Lungenkrankheiten. Wenn hier für einige Zeit ein kühler Wind weht und dazu noch oft Regen fällt, haben die meisten Eingebornen an Erkältungskrankheiten zu leiden. Das tritt jedes Jahr ein- bis zweimal ein. Auffallend ist, dass während von diesen Krankheiten fast sämmtliche Insulaner betroffen werden, zu einer anderen Zeit die Kinder, und in einer ganz anderen Periode die Erwachsenen krank werden. Die schlimmste Zeit in dieser Beziehung sind die Monate August und September; solange wir hier sind, sind in dieser Periode noch immer Leute an Lungenkrankheiten gestorben. Voriges Jahr giengen ihrer acht mit dem Tode ab, jetzt, wo ich diese Zeilen schreibe (wir stehen gerade im September) habe ich wieder drei Todesfälle zu verzeichnen. Die Krankheit ist meist sehr acuter Natur, ein kräftiger Mann kann in 5—8 Tagen eine Leiche sein. Vielfach tritt vor dem Tode eine längere Bewusstlosigkeit bei den Kranken ein, dieselbe dauert bisweilen volle 24—48 Stunden. Mit gutem Erfolge haben wir gegen dieses Übel die homöopathischen Mittel Aconit und Bryonia angewendet, oft waren die Erfolge, die man mit diesem Mittel erzielte, ganz überraschende.

Von den epidemischen Krankheiten, die hier zu Zeiten herrschen, sind besonders die Blattern zu erwähnen. Diese Seuche wüthete 1895—1896 hier zum letztenmale, sie muss die Leute förmlich weggemäht haben. Aus der Zeit haben wir auch fast gar keine Kinder, es gibt manche Kleinen von 3—$3^1/_2$ Jahr, aber fast keine, die älter sind, bis man auf die Kinder von 6 Jahren kommt, von denen es wieder eine ziemliche Anzahl gibt. Das sind so die Krankheiten, mit denen unsere Tumleo am meisten zu kämpfen haben. Die Eingebornen sind vielfach selbst schuld daran, dass diese Zerstörer des menschlichen Organismus so günstigen Boden bei ihnen finden. Die mangelhafte Bekleidung und das gänzliche Fehlen einer Bedeckung während der Nacht, das stete Sitzen auf dem nasskalten oder feuchten Boden, das Schlafen im Freien, das alles kann auf den Organismus nur schädigend einwirken.

Heilmittel gegen eine Krankheit kennen unsere Tumleo, wie es scheint, nur wenige. Ist die Krankheit nur eine geringe, so kümmert man sich nicht viel darum; ist die Sache schlimmer, so glaubt der Tumleo zunächst stets an eine Behexung und wendet eher Mittel an, den Hexenbann zu brechen, als die Krankheit auf natürliche Weise zu heilen.

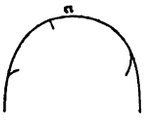
Bei solchen Hexereien sind vielfach die Geister der Verstorbenen, *mōs* genannt, im Spiele, man sucht sich daher womöglich immer auf guten Fuß mit ihnen zu stellen.

Hat jemand eine Krankheit, die den ganzen Körper angreift, so nimmt man an ihm die Procedur des *ralí mäl*, d. h. des Bestreichens mit Mälkraut, vor. Man macht das in folgender Weise: Einige Männer gehen in den Busch und sammeln dort verschiedene Kräuter als *mäl mōs*, d. h. Mäl des Mos, eine Art Pfefferminz, *mäl tjep, seijú, eindtun, njaun raun*. Die Pflanzen werden in ein oder je nach der Zahl der Kranken in mehrere kleine Bündel zusammengebunden und nach einem *alól*-Platze gebracht. Dort wird ein Feuerchen angezündet, und das oder die Kräuterbündel werden darauf gelegt und eine Zeitlang geschmort. Dabei fließt der heiße Saft aus den Pflanzen heraus, und im Innern des Bündels entwickelt sich eine ziemlich starke Hitze. Scheint den Leuten das Zeug heiß genug zu sein oder genug geschmort zu haben, so wird der Kranke herbeigerufen oder auf den *alól*-Platz getragen. Dort muss er sich mit gespreizten Beinen hinstellen. Zwei Männer nehmen nun die Ceremonie des Bestreichens vor. Einer von ihnen nimmt das Kräuterpäckchen, und zwar feierlich hinter dem Rücken her und

legt es dem Kranken zwischen die Füße. Hierauf öffnet er das Päckchen, nimmt etwas von den Kräutern und schlägt leicht damit den Körper und die Beine des Kranken. Dasselbe thut auch der andere Mann, der das Bestreichen mit vornimmt. Die Eingebornen nennen das *pakúp* = Bedecken (mit den Kräutern). Während die zwei diese Ceremonie vornehmen, sprechen sie, und falls noch andere Männer herumstehen, diese die folgenden Worte:

Pup, apuinjeć kaheć, ko neću, ko ās,
Urgroßvater, Großvater oder Vater herab! wir geben Cocosnüsse, geben Sagobrei,
ko paáp, kokáva, jeijeć saün vonín. Su li su maul, palé
geben Fische, gehe weg, er (sei) Körpers guten. Etwas Osten, etwas Westen, nicht
kajémpetj, kápu vonín; kapál Leming ko etét suvakeć; nu vonín, etét
fange an, sei gut; sage (den) Leming zu geben uns Tabak; See gut, wir
kaótj vut, eileijelpetj, paáp kápu tjol matá, etét
stoßen ab Norden, es ist die stürmische Zeit, Fische bleiben (auf) Stelle einer, wir
mataótj. Majér sos, sos oh, etét matahéo sos,
schießen sie. Die Wogen ruhig (im) Süden, (im) Süden oh, wir fahren (nach) Süden,
majér jalíu sála, etét mataótj vut.
die Wogen (auf) der See ?, wir stoßen ab nach Norden.

In flüssigerem Deutsch: »Geist des Urgroßvaters, des Vaters komm heraus! Wir geben dir Cocosnüsse, Sagobrei, Fische. Geh fort (von dem Kranken). Er sei gesund. Stifte hier und dort (= allüberall) nichts Schlechtes an. Der Kranke sei gesund. Sag den Lemingleuten (o Geist), dass sie uns Tabak geben. Sind die Wogen ruhig, so stoßen wir vom Lande abfahrend nach Norden (nach Tumleo) ab, es ist Nordwestzeit (wo die Brandung groß ist). Die Fische mögen auf einer Stelle bleiben, wir werden sie dann schon fangen; die Wellen im Süden, o im Süden (an der Lemingküste) mögen sich glätten, dass wir nach Süden (Leming) fahren können. Die See draußen soll sich glätten, dass wir vom Land nach der Heimat abstoßen können.«[1]) Ist die Bestreichung zu Ende, so legt man die Kräuter auf den Boden und befeuchtet (mit dem Finger) das Ohr des Kranken mit Speichel, welcher durch Zerkauen von Betelnuss, Pfeffer und Kalk blutroth gefärbt ist. Ebensolchen Speichel spuckt man unter die Achselhöhlen des Kranken. Dann zieht man die einzelnen Finger des Kranken, dass sie knacken, und spricht dabei wieder einige der vorhergehenden Worte. Dann nehmen drei Mann je einen *voljú*-Zweig, packen denselben an den beiden Enden an und bilden damit einen Halbbogen (Abb. 199), und mit der Mitte des Bogens *(a)* streichen sie den Kranken ab von Kopf bis zum Fuß, indem sie dabei sprechen:



* Abb. 199.

kalúj parés, kalúj njára, kalúj tjanjír, kasí,
Umfassend lass los, umfassend lass ab, umfassend lass fahren, geh weg,
kápu rien, kasí, kápu palók, rien nalí,
bleib (in) dem Wasser, geh weg, bleib (in) dem Schlammgrunde, das Wasser geht östlich,
palók nalí.
der Schlammgrund geht östlich.

»(Geist, der du den Kranken in Besitz genommen), lass los, lass ab von ihm, lass ihn fahren. Geh zu dem Wasser, in den Schlammgrund, das Wasser ist östlich,

[1]) Beim Abfahren vom Land gegen die Brandung benützt man die Stoßstange, weil der Grund dort noch nicht tief ist. Das Canoe erhält dadurch größere Fahrt und mehr Kraft, gegen die Brecher anzukommen.

der Schlammgrund östlich.« Hierauf wird das Kräuterbündel auf die *tjol páru* (Schädelstätte beim *alól*, s. S. 292) gebracht. Eine kleine Mahlzeit vereinigt nachher noch die Männer eine Zeitlang beim *alól*.

Bei Verwundungen einzelner Körpertheile sowie Schmerzen in denselben wendet man das Besprechen an, unsere Leute nennen es *nahám*. Neulich verletzte sich ein Einamúl-Mann am Auge, ein Holz war ihm ins Gesicht geschlagen. Ich kam gerade dazu, wie sein Bruder die Wunde besprach. Er nahm ein Blatt, hier *molraún*, d. h. Blatt vom Molbaume, genannt, bespie dasselbe und bestrich dann zu wiederholten Malen mit dem Blatte das Auge von oben nach unten. In einer Hand hielt er ein Stückchen *vorvór*-Rinde, die am Festlande wächst und, wie ich glaube, mit der *masói*-Rinde identisch ist. Die Tumleo brauchen bei ihrer Toilette und bei Behexungen diese Rinde, die einen eigenthümlichen scharfen Geruch von sich gibt. Von dieser Rinde hatte er ein Stückchen abgebissen, gekaut und dasselbe dann auch mit dem Speichel vermischt, der auf das Blatt gespieen war. Bei der Vornahme der Bestreichung mit dem Blatte sprach der Mann folgende Worte:

Matalangén	*motj*	*oh!*	*Matalangén*	*paráng*	*oh.*	*Laál oh,*	*lavít oh,*[1])	*kanjun njára,*
Auge	klar	oh!	Auge	offen	oh,	?	?	anziehe los,

[1]) Die Worte *laál oh, lavít oh,* sind mir noch unbekannt. Ein Mann sagt mir, man brauche dieselben, wenn man sich z. B. in der Brandung befände und es käme ein hoher Brecher, der einen über den Kopf zusammenschlüge; ich habe deshalb in der freien Wiedergabe für diese Worte die Übersetzung gewählt: Achtung da! Vielleicht wäre noch besser der Ruf: O weh! oder O was ist das doch! Zu bemerken ist noch, dass sowohl hier als auch auf S. 285 bei der interlinearischen Übersetzung die Wörter stets in ihrer ursprünglichen Bedeutung übersetzt sind, daher manchmal der Sinn etwas verworren, z. B. *kaíp* heißt »berühren«, »anfassen«, *parés* heißt »herab«. Der ganze Ausdruck *kaíp-parés* dagegen lautet: »ab-, loslassen«. Ein anderesmal erblickte ich eine mir gut bekannte Frau, die in der Nähe ihres Hauses am Boden kniete. In der Hand hielt sie ein Kräuterbüschel von Blättern, die hier *maaúl sakúl* genannt werden. Sie tunkte dasselbe in einen vor ihr stehenden, mit warmem Wasser gefüllten Topf, bestrich sich damit die linke Seite und spie auf dieselbe Stelle Speichel, der mit gekauter *vorvór*-Rinde vermischt war. Während der Procedur murmelte sie einen Spruch her. Ich fragte die Frau: »Tentjám, was machst du da!« Sie antwortete mir: »Ich habe in der linken Seite Schmerzen und bespreche die Stelle, damit die Schmerzen weggehen.« Das Besprechen nannte sie auch *nasám* oder *nahám*. Auf meine Bitten sagte sie mir auch am andern Tag das Sprüchlein, das sie bei dem Besprechen gemurmelt hatte. »Viele Frauen und auch die Männer kennen dasselbe nicht,« sagte sie mir, »ich dürfe es auch sonst niemand sagen.« Das Sprüchlein lautete:

Eipaú	*tamín*	*salés,*	*salés,*	*salés.*
Eipaus	Vater	glatt,	glatt,	glatt.
Eipaú	*tamín*	*tjatjír,*	*tjatjír,*	*tjatjír.*
Eipaus	Vater	rücke,	rücke,	rücke.
Motj	*tamín*	*salés,*	*salés,*	*salés.*
Motjs	Vater	glatt,	glatt,	glatt.
Motj	*tamín*	*tjatjír,*	*tjatjír,*	*tjatjír.*
Motjs	Vater	rücke,	rücke,	rücke.

Übersetzen kann ich das Verschen beim besten Willen nicht. *Eipaú* soll, wie mir die Frau sagte, in der Geheimsprache Sago bedeuten. *Motj* heißt sonst »rein«, kann aber hier nicht Attribut zu *tamín* »Vater« sein, da es dann nachstehen müsste. Äußerlich möchte der Zauberspruch fast einem der vielen sinnlosen Sprüche dieser Art gleichsehen, wie sie ja auch im Volksaberglauben »civilisierter« Völker vorkommen. Jedoch ist es auch nicht ausgeschlossen, dass der Spruch etwas Vernünftiges bedeutet, dass er an einen Ahnengeist oder sonstigen Geist gerichtet ist, der beschworen wird, den Kranken in Ruhe zu lassen, von ihm wegzugehen. Wie mir die Tentjám sagte, würden auch die *manúp*-Zweige von der Friedenspalme, die man an dem Hause befestigt, wenn ein Kranker oder Verwundeter dort sich befindet, mit denselben Worten aufgehängt, um dadurch den bösen *mōs* abzuhalten, der dem Kranken schaden möchte. Als vor Jahresfrist Markós aus Sapí von einer Schlange gebissen war, und die Wunde anschwoll, brachte auch ebendieselbe Tentjám diese *manúp*-Zweige am Hause des Markós an.

kanjun njára, laál oh, lavít oh, kalúij tjanjír, kaluíj parés, naheí na, matalangen
anziehe los, ? ? umfassend los, umfassend ab, herab gehe, Auge
paráng, matalangén paráng, matalangén niétj
offen, Auge offen, Auge ?

d. h. wohl: »O Auge, sei klar, Auge, sei offen (Achtung da! [du Geist?] lasse los, lasse ab), heraus mit dir, gehe fort! Das Auge sei offen, das Auge sei offen. Das Auge??«

Manchmal gehen Schwerkranke in das Haus eines guten Bekannten oder Verwandten, sie glauben, dass der *mōs* sie da vielleicht nicht finden würde. Ist jemand ernstlich krank, so gehen die Leute auch wohl auf Reisen, um zu erfahren, ob nicht jemand von einem benachbarten Stamme oder Dorfe den Kranken behext und dem Tode geweiht habe. Diese Behexung geschieht durch den *tjapel*. Ein Tumleo, der einem anderen übel will, sucht sich etwas von dessen Sachen, z. B. Kleid, Haare, Speichel, Blut, Speiseüberreste, zu verschaffen, wickelt das in gewisser Weise ein und wirft das Päckchen ins Feuer mit der Verwünschung, der und der, dem die betreffende Sache angehört, möge sterben. Wer eigentlich hier das *tjapel*-Machen versteht, ob es Vorrecht einer gewissen privilegierten Classe von Menschen ist, habe ich nie erfahren können. Es heißt immer: die und die Leute haben *tjapel* gemacht, aber man kann nie einen greifbaren Grund dafür finden, ob etwas an der Sache ist, und wer speciell der Schwarzkünstler ist. Wegen dieses Glaubens an den *tjapel* hüten sich die Leute mit peinlichster Sorgfalt, von ihren Sachen etwas zu verlieren. Als ein Mann, der eine Wunde im Munde hatte und daran beständig blutete, zu uns kam, um sich verbinden zu lassen, war seine treue Gattin sorgfältig bemüht, allen Auswurf zu sammeln und in die See zu bringen. Wegen der Furcht vor dem *tjapel* verrichtet der Eingeborne seine Bedürfnisse, wenn es eben geht, in der See oder im Waldesdunkel; aus Furcht vor dem *tjapel* wird alles Zeug, was man zur Wundbehandlung verwendete, sorgfältig gesammelt und ins Wasser geworfen; die Furcht vor dem *tjapel* treibt die Leute an, ein kleines Stoffetzchen, das sie verloren, mit größter Mühe zu suchen. Weilen sie in der Fremde, so halten sie alle Sachen gut bei sich, werfen alle Speiseabfälle ins Meer, ja sie verwischen sogar die Stelle, wo sie gesessen. Es ist mir aber noch nie bekannt geworden, dass die Kundschafter, die auf das Aussuchen des Kranken-*tjapel* ausgeschickt waren, je herausgebracht hätten, ob eine Hexerei vorläge, und wer den Zauber bewirkt habe.

Medicamente sind den Eingebornen hier auf Tumleo, wie schon vorhin gesagt, sehr wenige bekannt, auch von einer Pflege der Wunden verstehen sie nichts. Das einzige, was sie in der Beziehung thun, ist, dass sie dann und wann eine Wunde reinigen. Zu diesem Zwecke nehmen die Leute stets Seewasser, da das Trinkwasser meist knapp ist. Das scharfe Seewasser reizt aber die Wunden sehr, und somit ist das Reinigen derselben mit solchem Wasser der Heilung sehr wenig förderlich. Dann und wann sieht man auch einmal, dass jemand eine Wunde mit Blättern verbindet; das geschieht aber nur, um die lästigen Schmeißfliegen abzuhalten, die sich so gerne auf einer wunden Stelle niederlassen. Blutungen stillen die Tumleo gerne dadurch, dass sie die Wunde mit Korallensand bestreichen. Der Sand verbäckt mit dem Blute zu einer festen Kruste, und so kommt das Blut zum Stillstand, falls nicht gerade eine größere Ader getroffen ist, denn dann hilft natürlich das Mittel nichts.

Seitdem die Missionäre hier sind, gewinnen die Tumleo allmählich Vertrauen zur Wundbehandlung und den Medicamenten der Europäer. Im Anfange war es nicht gerade leicht, die Leute zu bewegen, bei uns Hilfe zu suchen. Das Misstrauen hielt sie vielleicht davon ab. Als sie aber allmählich einzusehen begannen, dass der Missionär stets nur auf ihr Bestes bedacht ist, fiengen sie an, in ihren Krankheiten um Rath zu bitten. Mehrere

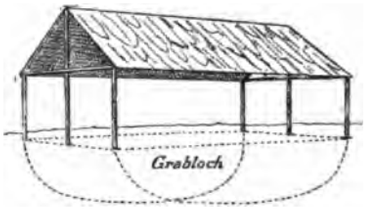
erfolgreiche Curen verbreiteten unseren medicinischen Ruf, und jetzt wird man fast überall mit Freuden aufgenommen, wenn man seine Hilfe zur Zeit der Krankheit anbietet. Leute, die uns näher bekannt sind, kommen von selbst zu uns, um Heilung zu suchen. Früher kostete es auch viel Arbeit, die Leute dazu zu bewegen, einen Verband sitzen zu lassen. Ein Mann, dem ein fallender Baum den Unterkiefer an zwei Stellen gebrochen hatte, riss sich gleich am ersten Tage zweimal den Verband herunter; ein anderer, der durch ein Unglück eine Hand verloren hatte, ließ sich in kurzer Zeit zweimal die Binden abnehmen, weil er glaubte, dadurch seine Schmerzen verringern zu können. Ich machte den Mann darauf aufmerksam, dass er diese Unklugheit wahrscheinlich mit dem Leben büßen müsste. Was ich gefürchtet, traf auch ein, nach ein paar Tagen wimmelten die Wunden von Würmern. Die Schmeißfliegen hatten in das entblößte Fleisch ihre Eier gelegt, und aus diesen entwickelte sich eine Menge von Maden; der arme Patient gieng zugrunde. Ich hielt den Männern, die dem Kranken das Verbandzeug abgenommen, eine ordentliche Strafrede und bedeutete ihnen, dass sie mit Schuld seien am Tode ihres Landsmannes. Ob das etwas geholfen hat? Thatsache ist, dass die Leute jetzt einen Verband meist ruhig sitzen lassen. Die homöopathischen Heilmittel erzielen bei unseren Kranken recht gute Erfolge. Die Leute leben nüchtern, würzen keine Speisen, kennen keine alkoholischen Getränke und sind somit recht gut für die Aufnahme der ebengenannten Medicamente disponiert. Bei Fieber thut Chinin seine gute Wirkung, der schlechte Geschmack desselben macht den Tumleo nicht viel Kopfzerbrechen; ich habe schon gesehen, wie ein Mann ganz ruhig das Chininpulver regelrecht mit seinen Kauwerkzeugen bearbeitete. Gegen die Pocken scheint das Impfen probat zu sein. Mehrere Männer von hier, die früher auswärts auf einer Plantage arbeiteten und dort geimpft worden waren, erzählten, dass sie alle von den 1895—1896 herrschenden Pocken verschont geblieben seien.

VI. Tod und Todtenfeierlichkeiten.

Ist eine Krankheit recht hartnäckig oder langwierig, so werden die Leute des Kranken leicht überdrüssig, und mancher denkt: »Wenn der doch nur bald sterben würde!« Ja, ich möchte fast glauben, dass dem Sterben dann und wann etwas nachgeholfen wird. Ein Kranker befindet sich meist in halbliegender Stellung; eine Frau aus der Verwandtschaft stützt ihn in dieser Lage. Doch lässt sie den armen Menschen nie in Ruhe, beständig wird der Kranke hin- und hergeschüttelt, bald dreht man ihn so, bald so herum, dazu kitzelt man ihn mit einer Feder in Gesicht und Nase. In und bei dem Hause eines Schwerkranken findet man stets eine Anzahl Leute aus der Verwandt- oder Nachbarschaft. Die Besucher nehmen aber meist sehr wenig Rücksicht auf den Kranken, sie machen Feuer, rauchen und qualmen, dass es einem übel werden möchte, kauen Betel, erzählen sich Tagesneuigkeiten u. s. w. Sie sagen dem Kranken geradezu ins Gesicht, dass es bald mit ihm aus sein werde. Der Ton, in dem die Unterhaltung bei einem Krankenbesuche geführt wird, ist ein ganz eigenthümlicher. Wenn der Missionär nur einigemale solchen Gesprächen gelauscht hat, dann findet er bald heraus, wo schwer erkrankte Eingeborne darniederliegen. Vor dem Tode scheinen unsere Tumleo gar keine Furcht zu haben, sie nehmen ohne Jammer und Klage von dem Leben Abschied, sie sterben meist langsam dahin, erlöschen wie eine Kerze.

Ist der Tod eingetreten, so brechen die Verwandten in ein herzzerreißendes Weinen aus, ihre Klagen sind so rührend, dass man dabei selbst ganz elegisch gestimmt wird. Ist der Todte ein erwachsener Mann, so wird gleich nach dem Hinscheiden die große Trommel gerührt, deren dumpfe Töne weithin das Ableben eines Dorf- oder Stammesgenossen verkünden.

Die Leiche wird in dem Sterbe- oder auch in einem Nachbarhause aufgebahrt, die Beerdigung erfolgt gewöhnlich nach 24—30 Stunden. Der Todte wird in halb sitzender, halb liegender Stellung mit dem Rücken an ein Brett angelehnt, der ganze Körper ist mit Lehm beschmiert, Hals, Arme, Brust und Ohren tragen Perlenschmuck oder Ringe, ein schönes Lendentuch umschlingt den Leib. Um ihn herum sind meist noch allerlei Waffen oder Schmucksachen aufgestapelt. Auch legt man wohl Schädel von Verwandten, z. B. des anderen Ehetheiles, der Kinder, zu dem Todten. Die Hausgenossen und Bekannten des Heimgegangenen bestreichen zum Zeichen der Trauer das Gesicht, den Körper, Arme und Beine mit einem gelblich weißen Lehm. Eine ganze Anzahl Leute, meist Frauen, hält bei dem Verstorbenen die Todtenwache. Sie singen fort und fort, oft die ganze Nacht, Todtenlieder in langgezogenen, klagenden Tönen. Zum Zeichen der Trauer wirft man unter Gesang und Weinen allerhand Geräthe aus dem Hause, in dem der Todte liegt, hinaus. Man kann noch lange die Scherben der Töpfe, Stücke von Pfeilen und Bogen, von Rudern auf der Schwelle liegen sehen. Handelt es sich um einen sehr geliebten Todten, z. B. um das einzige Kind, so schlägt der Vater in wildem Schmerze seine Boote oder wenigstens eines derselben entzwei, er fällt mehrere, oft bis ein Dutzend Fruchtbäume, als Cocos-, Brotfrucht-, Gemüsebäume, um seiner Trauer Ausdruck zu verleihen. Meist gehörten diese Bäume zum Eigenthume des Heimgegangenen oder waren, wenn es sich z. B. um ein Kind handelt, für denselben gepflanzt. Wenn man hier im Walde herumgeht, sieht man Dutzende dieser Bäume herumliegen; fragt man, weshalb man dieselben abgehauen, so erhält man regelmäßig die Antwort: »*Tumleo eikamät*«, »das geschah zum Andenken an einen verstorbenen Tumleo«, wörtlich: »Ein Tumleo ist gestorben«. Wir haben schon oft die Leute darauf hingewiesen, dass sie doch diese Unsitte abstellen möchten, es sei doch besser, die Bäume stehen zu lassen und sie sammt ihren Früchten für die Verwandten oder auch für die etwaigen Kinder des Verstorbenen aufzubewahren; bis jetzt hat das noch wenig gefruchtet, die Eingebornen sind eben zu sorglos, sie denken nur an heute, was nachher kommt, das wird sich schon so finden.



* Abb. 200. Grab.

Kommt die Zeit des Begräbnisses heran, so legt man den Verstorbenen in einen Sarg, der meist aus Betelholz gemacht ist und wie unsere Särge aus einem Kasten und einem Deckel besteht. Der Sarg *(raptr)* und auch der Deckel *(rapék)* sind mit Bananenblättern ausgeschlagen. Letzterer wird erst dann aufgesetzt, wenn der Sarg im Grabe steht. Das Grab wird entweder im Hause oder bei demselben gemacht. Ist das erstere der Fall, so legt man auf den Betelholzfußboden eine Lage von Baumbast, schüttet darauf Meeressand, setzt den Sarg hinein, verschließt diesen mit dem Deckel und bringt auf das Ganze noch eine 20—30 *cm* dicke Schichte Sand, und das Grab ist fertig. Wird der Todte neben dem Hause beigesetzt, so macht man eine etwa 40—50 *cm* tiefe Grube, setzt darein den Sarg und überschüttet denselben mit einer etwa 30—40 *cm* dicken Sandschicht. Über ein solches Grab wird ein kleines Schutzdach errichtet, dessen Construction man aus Abb. 200 ersehen kann. Wir konnten bis jetzt noch keinen greifbaren Grund dafür finden, weshalb man diesen Todten in, jenen außer dem Hause begräbt; in letzter Zeit hat man schon mehrfach auf unseren Wunsch hin von einer Beisetzung der Todten in dem Hause Abstand genommen. Wenn ein Haus recht klein ist, so kommt es kaum vor, dass man einen Todten darin begräbt, ist es aber groß und geräumig, so findet man auch wohl zwei Gräber in einem Hause. Während die Herstellung des Sarges den Männern

aus der Verwandtschaft des Todten zufällt, bereiten die Frauen meistens das Grab. Zu dem Begräbnis versammeln sich in der Regel viele Leute.

Die Thränen fließen bei dieser Gelegenheit reichlich, das Klagegeschrei will gar kein Ende nehmen. Die Ceremonien bei den Begräbnissen sind vielfach verschieden. Das Herausbringen des Sarges aus dem Hause nimmt meist lange Zeit in Anspruch, es wird dabei herumgeredet, bald wird der Sarg so, bald so gestellt; der eine der Betheiligten sagt hier, der andere da etwas, dass man glaubt, sie wüssten nicht recht, was zu thun sei. Doch endlich, nach langem, langem Harren scheint Klarheit in die Sache zu kommen, und der Sarg wird herausgebracht. Man stellt ihn in das Grab hinein. Bevor man den Deckel aufsetzt, nimmt man dem Todten die schönen Schmucksachen, mit denen man ihn geziert, ab und lässt ihm nur noch wenige Ringe oder Perlenschnüre. Einigen Todten gibt man Pfeile mit ins Grab, andere bekommen ein Ruder mit, anderen legt man Gebeine von verstorbenen Angehörigen bei. Einen sonderbaren Vorgang beobachtete ich vor Jahresfrist, als ein älterer Mann aus dem Dorfe Sapí begraben wurde. Die Leiche war ganz roth mit Lehm bemalt. Es dauerte eine endlose Zeit, bis der Sarg einmal aus dem niedrigen Sterbehäuschen herausgebracht wurde. Immer dachten wir, nun geht die Geschichte los, aber da gab es, wer weiß, was zu thun, und eine halbe Stunde schier musste ich mit meinem Confrater warten, ehe man die sterblichen Überreste des alten Tjápam herausbrachte. Doch jetzt hieß es, die Augen aufmachen. Teiwar, die steinalte, treue Haushälterin des Verstorbenen, hatte ein Stück Sagobrei zur Hand genommen und rieb damit den Todten ab. Während wir noch über den Sinn dieser Ceremonie nachdachten, sahen wir zu unserem Entsetzen, dass die Alte den Sago ganz munter verzehrte. Dann nahm sie einige Fische, bestrich auch damit den Todten und ließ auch diese zwischen ihren Zähnen verschwinden. Dann legte man den Sarg ins Grab, that den Deckel darauf, und nun stellten sich zwei Männer mit Bogen und Pfeilen bewaffnet an der linken Seite des Todten auf, einer am Kopf, der andere am Fußende. Beide legten einen Pfeil auf die Sehne und schossen diese in der Mitte neben dem Sarge kreuzweise übereinander, dann zog man die Pfeile wieder heraus. Letztere Ceremonie wurde auch noch neulich bei dem Begräbnisse eines Mannes aus Anopäs vorgenommen.

Das Zuwerfen des Grabes besorgt stets eine große Zahl von Leidtragenden, und zwar mit den Händen; auch bei diesem Anlasse wird viel geklagt und geweint, die Thränen, die den Augen entströmen, graben ganze Furchen in die mit Lehm bestrichenen Gesichter. Doch darf man aus dieser Thränenmenge nicht auf die Größe der Trauer schließen. Von Krokodils-Thränen wissen unsere Tumleo zwar noch nichts, aber sehr tief sitzt das Thränenwasser bei ihnen auch nicht. Wenn officiell bei ihnen geweint werden muss, dann fließen die Wasser in kleinen Bächlein; ist die Ruhepause oder das Ende des Klageliedes gekommen, dann versiegt wie mit einem Zauberschlage die Quelle.

Die Gräber sind hier auf Tumleo recht einfach gehalten, man baut ein kleines niedriges Häuschen darüber, und bemüht sich, stets den Ort rein zu halten. An bestimmten Tagen im Jahre wird eine ziemlich allgemeine Reinigung der Begräbnisstätten vorgenommen, dies geschieht etwa um den Frühlingsanfang. Die Leute glauben, dass dieser Liebesdienst, den sie den Verstorbenen erweisen, Glück auf der See und im Handel, die Vernachlässigung der Begräbnisstätten dagegen großes Unglück bringen werde. An dem frischen Grabe wird eine Zeitlang ein Feuer unterhalten. Im Sterbehause selbst muss eine weibliche Anverwandte des Verstorbenen, seine Frau, Schwester, Schwägerin, Nichte oder Tante noch längere Zeit Todtenwache halten. Diese Todtenwache dauert einige Wochen bis zwei, drei Monate; sie schließt mit einem kleinen Feste, an dem Verwandte und Nachbarn des Verstorbenen theilnehmen. Nach dieser Zeit wird auch das Feuer am Grabe

nicht mehr unterhalten, man glaubt, dass der Geist, der bis dahin noch nicht an dem Orte der Seligen weilte, nun an seinen Bestimmungsort gelangt ist (s. S. 298). Die Todtenwächterin muss stets im Hause bleiben, nur bei wichtigen Umständen darf sie selbes verlassen; zum Zeichen der Trauer ist sie mit Lehm bestrichen, von Zeit zu Zeit lässt sie Klagelieder in weinendem, wehmüthigem Tone erschallen. Sonst kann sie irgend eine Arbeit vornehmen. Durch das lange Verweilen in dem Innern des Hauses wird, wie ich schon früher bemerkte, die Hautfarbe der betreffenden Person eine ganz helle, doch dauert das nur so lange, als ihr Hausarrest anhält, sobald sie sich wieder der Sonne aussetzt, wird die Haut so dunkel wie vorher.

Unsere Tumleo glauben ganz bestimmt an eine Fortdauer der Seele nach dem Tode, haben auch eine Ahnung von Belohnung oder Strafe, die der Menschen wartet, aber es ist recht schwer, etwas Bestimmtes über ihre diesbezüglichen Ansichten zu erfahren, da die einen die Sache so, die anderen so darstellen. Es scheint mir fast, dass ihre gegenwärtige Anschauung über das Leben nach dem Tode, und ihre ganze Religion und ihr ganzer Geisterglaube nur mehr die Bruchstücke eines früher besser ausgebildeten religiösen Systems sind. Da über diese Punkte aber in dem Capitel »Religion« Näheres gesagt werden wird, will ich mich hier mit wenigen Andeutungen begnügen. Das Andenken an die Todten wird öfters im Jahre begangen, so wie vorhin schon gesagt, bei der Reinigung der Gräber, dann finden auch sonst noch kleine Feste zu ihrer Ehre statt. Jüngst gieng ich durch ein Dorf und hörte aus einem Hause lautes Weinen. Ich gehe hin und frage: »Alōk, warum hast du dich denn so mit Lehm beschmiert und weshalb weinst du so?« »Ich beweine meinen verstorbenen Bruder«, sagt die Angeredete. Der betreffende Bruder ist aber schon vor zehn Monaten gestorben. Auch setzt man wohl den Todten ein Denkmal. In Tumleo sind diese meist recht einfach, man fällt einen jungen, 7—10 *m* hohen Baum, entlaubt ihn und steckt ihn bei dem Hause des Verstorbenen in den Boden. Die Äste des Baumes werden mit Erdfrüchten, Cocosnüssen, Lendentüchern, Töpfen und Schmucksachen behangen. Während die Gräber und Grabdenkmäler der Tumleo recht einfach gehalten sind, findet man bei den Festlandbewohnern vielfach sehr nett geschmückte Gräber, die ganz gut auf einen europäischen Kirchhof passten. Sie sind mit einem Lattenzaun umgeben, manchmal sind kleine, niedlich geflochtene Häuschen über denselben errichtet, manchmal ist die Grabstätte ein schönes Blumengärtchen, und mancher Gärtner einer europäischen Residenz würde sich freuen, wenn er die farbenprächtigen Blumen ziehen könnte, die dort bei geringer Pflege gedeihen. Auch findet man dort ganz imposante Grabdenkmäler. Dieselben sind über und über mit allerlei Esswaren, Geräthschaften und Waffen behangen. Am Fuße des Denkmals lehnt ein hölzerner Kriegsschild, der mit einigen dreißig Pfeilen, die nicht selten die zolldicke Bretterwandung durchschlagen haben, gespickt ist. Solche Grabdenkmäler machen, ich möchte fast sagen, einen großartigen Eindruck.

Während man in Europa die Gebeine des Entschlafenen ruhig dem Auferstehungstage entgegen schlummern lässt, dauert die Grabesruhe des Tumleo meist nicht lange, indem dieselben nach zwei bis drei Jahren wieder ausgegraben werden. Dieses Ausgraben der Todtengebeine ist stets mit großen Feierlichkeiten verbunden, besonders, wenn es sich um einen erwachsenen Mann handelt. Diese Todtenfeierlichkeiten werden im Monate December vorgenommen. Zur bestimmten Zeit versammeln sich die Jünglinge und Männer des Dorfes, um die Vorbereitungen zu treffen; sie schleppen einen ganzen Haufen von Waffen und Schmucksachen zusammen und stapeln diese in der Nähe des Hauses, welches dem betreffenden Dorfbezirke seinen Namen gibt, auf. Die Sachen werden schön geordnet und gruppiert, manches Museum würde sich glücklich schätzen, eine

solche Sammlung von Ethnologica zu besitzen. Hierauf setzen die Männer sich gruppenweise zusammen und bereiten ein kleines Essen. Ein jeder der Theilnehmer trägt etwas zu dem Schmause bei, der eine hat Cocosnüsse, der andere Sago mitgebracht, ein dritter brät Kartoffeln, ein vierter hat einige Fische, ein weiterer besorgt das Gemüse. Nachdem der Hunger gestillt ist, greift man zur Cigarre oder zur Betelnuss. Während des Mahles und Rauchens wird fleißig geplaudert und erzählt. So wartet man geduldig, bis die Mittagszeit kommt. Steht die Sonne im Zenith, so kann das Ausgraben der Gebeine vor sich gehen. Es begeben sich zu diesem Zwecke mehrere Leute zu der oder zu den Begräbnisstätten, räumen die kleinen Häuschen und andere Sachen weg, die man bei dem Grabe niedergelegt oder angebracht hat, und fangen an, mit den Händen die Gebeine auszugraben. Zuerst wird der Kopf bloßgelegt, derselbe wird auf den Platz vor dem Bezirks- oder Jünglingshause gebracht. Dann gräbt man auch die anderen Gebeine aus. Einige derselben stecken die Leute zu sich, z. B. die Unterarmknochen, die Schulterblätter, die Rippen, die Halswirbel, die anderen werden gesammelt und neben dem Grabe niedergelegt. Auch die Schmucksachen, die dem Todten mitgegeben wurden, werden herausgegraben, mit Wasser übergossen und dann von den Lebenden wieder getragen. Die Theile des Sarges, die sich noch vorfinden, werden auch zu den übrigen Gebeinen gelegt. Das Ganze wird dann gesammelt und in das Leichenwäldchen gebracht.

Das Leichenwäldchen, *tjol páru* nennen die Tumleo es, ist ein kleines Gebüsch, in das die Gebeine, Sargüberreste und andere Sachen, die mit den Todten in Berührung gekommen sind, gebracht werden. Die *tjol páru* mag meist einige 20 *m* ins Geviert messen, sie ist dicht mit Bäumen und Sträuchern bestanden und liegt, falls es sich um die *tjol páru* der Männer handelt, meist dicht bei dem Bezirkshause, dem *alól*. Es gibt eine *tjol páru* für alle männlichen Personen, die den Lendenschurz tragen, und eine solche für alle weiblichen Personen und diejenigen Knaben, die noch nicht mit dem Lendenschurz, der hier landesüblichen Kleidung, ausgestattet sind. Die Frauen und Knaben dürfen die *tjol páru* der Männer nicht betreten, das würde Unglück bringen. Ihre *tjol páru* liegt etwas vom Dorfe entfernt oder auch wohl im Busch. Die *tjol páru* bietet einen Anblick, den nur starke Nerven ertragen können. Da liegen Trümmer von Särgen herum, Überreste von den Grabhäuschen, zerschlagene Töpfe. Geht man etwas weiter, so grinsen einen wohl ein Dutzend Menschenschädel vom Boden an, allenthalben sieht man Knochen herumliegen, kein Wunder, dass da den Weißen, der zuerst eine solche Todtenstätte betritt, ein kleines Schaudern erfasst.

Was machen die Leute nun mit den Knochen, die sie zu sich nehmen? Dieselben finden eine verschiedene Verwendung. Die Halswirbel flicht man vielfach in Armbänder ein, aus einem Rippenpaar macht man ein Halsband, mit den Schulterblättern ziert man die Körbchen und Handtäschchen, die Unterarmknochen trägt man als Schmuck bei feierlichen Gelegenheiten, meist sind dieselben mit einer Schnur am Halse befestigt und hängen über den Rücken herunter. Man trägt sie vorzüglich im Kriege und wendet sie auch an, wenn man guten Wind machen will für eine Seefahrt. Die Schädel, welche, wie ich oben sagte, auf den Platz vor das Bezirkshaus gebracht werden, werden nachher bei Schluss der Ausgrabungsfeierlichkeiten in das Haus getragen und auf eine Art Wandbrett aufgestellt. Auch einer der Oberschenkelknochen findet dort seine Stelle. In dem Bezirkshause findet sich eine ganze Menge Schädel; so lange noch Platz auf den Wandbrettern ist, lässt man alle ruhig beieinander stehen, ist aber der Platz besetzt und es kommen noch neue Schädel hinzu, so werden die ältesten weggenommen und in die *tjol páru*, das »Leichenwäldchen«, geworfen.

Nach den Ausgrabungsfeierlichkeiten müssen einige Männer aus der Verwandt- oder Bekanntschaft des Ausgegrabenen in dem Bezirkshause *(alól)* Todtenwache halten. Diese Wache dauert 3—5 Tage. Die Wächter dürfen nur ganz leise miteinander sprechen, um den Geist des Todten nicht zu stören, auch dürfen sie nur im Falle der Noth den Ort verlassen. Sonst aber geht es ihnen recht gut. Ganze Körbe von Speisen (Sago und Fischen) werden herbeigeschleppt. Die Kauwerkzeuge der biederen Wächter müssen in diesen Tagen das Menschenmögliche leisten. Die Leute haben immer Feiertag, wenn sie im *alól* Todtenwache halten. Am letzten Tage beschließt ein kleines Fest die ganze Ausgrabungsfeier.

Die vorhin beschriebenen Gebräuche werden, streng genommen, nur dann beobachtet, wenn es sich um das Ausgraben eines Mannes handelt, bei allen anderen, als Jünglingen, Kindern, Frauen, Jungfrauen, sind die Gebräuche anders. Es würde zu weit führen, wenn ich mich noch im einzelnen mit diesen Unterschieden befassen wollte, ich will deshalb versuchen, durch folgendes Schema zu erklären, wie es mit den Ausgrabungsfeierlichkeiten bei den verschiedenen Altersclassen und Geschlechtern gehalten wird:

I. Geschlecht und Alter der Person	II. Das Ausgraben wird besorgt	III. Die Schädel- und Schenkelknochen werden aufbewahrt	IV. An den Mahlzeiten nach der Ausgrabungsfeier nehmen theil
Ein Mann	von verwandten Männern oder solchen, die im selben Dorfbezirke wohnen	in dem Bezirkshause	nur Männer aus der Verwandtschaft oder Bekanntschaft. Das Essen findet statt im *alól*.
Eine Frau	von Frauen aus dem Dorfe oder Stamme	im Sterbehause, falls sie Nachkommen hat, wenn nicht, so kommen sie in die *tjol páru* der Frauen	Männer und Frauen der Verwandt- und Bekanntschaft. Das Essen ist im Sterbehause.
Ein Jüngling	vom Vater, der Mutter oder von Verwandten	im Sterbehause	Jünglinge, Jungfrauen und Männer. Das Essen ist im Sterbehause.
Eine Jungfrau	vom Vater, der Mutter oder von Verwandten	im Sterbehause	Jünglinge, Jungfrauen, Männer und Frauen.
Ein Kind	vom Vater, der Mutter oder von Verwandten	im Sterbehause	Frauen, Jungfrauen, Kinder. Das Essen ist im Sterbehause.

VII. Religiöse Anschauungen der Tumleo. [1])

Auch der Tumleo-Mann, so armselig sein geistiges Eigenthum und sein Bildungsgrad sein mögen, weiß von einem überirdischen Wesen, das über die Menschen

[1]) Da Herr Parkinson bei diesem Capitel in seiner obenerwähnten (s. S. 274) Arbeit ausnahmsweise die Autorschaft des P. Erdweg deutlich zum Ausdruck bringt (a. a. O. 45 ff.), so könnte ich es füglicherweise hier wohl weglassen. Da indes doch wohl von manchem das Fehlen gerade dieses wichtigen Theiles in der hier vorliegenden Arbeit unliebsam empfunden würde, so glaube ich es doch stehen lassen zu sollen, umsomehr auch, da es die Eigennamen, die bei Parkinson theilweise uncorrect wiedergegeben sind, richtig bringt. P. W. Schmidt.

erhaben ist. Hören wir, was die Tumleo-Leute sich über dieses Wesen, sowie die Art und Weise, wie sie zur Kenntnis desselben gekommen sind, erzählen:

Vor alten Zeiten lebten nördlich von Cap Lapar, hier *vol tangen sauvin* genannt, etwa sieben bis acht Meilen von hier, die Sael-Leute. Das Dorf der Sael stand etwas landeinwärts, in der Nähe zweier Flüsschen, die dort ins Meer fallen. Die Sael verehrten einen weiblichen Schutzgeist, *Mokrakun* genannt, der bei ihnen in einem eigenen Hause wohnte. Eines Tages kam ein großes Unglück über den Stamm. Durch heftige Regengüsse angeschwollen, wälzten einem verheerenden Strome gleich die beiden Flüsschen ihre schmutzigen Wasser gegen das arme Dörfchen, und da nach der Landessitte die Grundpfeiler der Häuser nicht fest fundamentiert sind (die Leute müssen mit hölzernen Spaten den Boden aufgraben), und zudem der Boden am Festlande vielfach nur loser Sand ist, so hielten die Häuser dem Anpralle des Wassers nicht lange stand. Ein Haus nach dem anderen sank in Trümmer, und bald war das ganze Dorf vernichtet. Die Sael, durch dieses Unglück entmuthigt, wagten es nicht mehr, ein neues Heim auf der alten Wohnstätte zu errichten. Sie zerstreuten sich unter die benachbarten Stämme und verschmolzen allmählich mit ihnen, so dass heute kaum mehr eine Spur von ihnen zu finden ist. Nur der Name des Platzes, wo sie wohnten, gibt noch Kunde von ihnen, er deckt sich, wie das hier immer der Fall ist, mit dem Volks- oder Stammesnamen.

Wo blieb aber der Schutzgeist der Sael bei diesem Unglücke? Die Sage berichtet darüber weiter: Als neben den Hütten der Eingebornen auch die Wohnung des Geistes von den Wellen hinweggefegt wurde, da rettete sich dieser auf einen der umhertreibenden Balken, der eine kleine Höhlung hatte. In diese Höhlung verkroch sich die *Mokrakun,* die nur ein winziges Persönchen ist. Der Strom führt das Holz in die See und ein günstiger Wind brachte es von dort an die Tumleo-Küste. Einige Frauen aus dem Dorfe Sapí waren um diese Zeit gerade damit beschäftigt, am Ufer Wasser zu schöpfen. Sie sahen den Balken, der nahe an ihrem Standorte vorbeitrieb, und hörten, wie aus einem Loche, das in dem Balken war, eine dumpfe Stimme ertönte, die immer »*tjo vüĕp, tjo vüĕp, tjo vüĕp*« sagte. Das erregte natürlich im höchsten Grade ihre Neugierde. Sie riefen dem unbekannten Wesen, das sich auf dem Baume befand, zu und baten es, ans Land zu kommen. Der Geist zauderte anfangs, ließ sich aber doch endlich durch die Bitten der Frauen bewegen, heranzukommen. Der Balken wurde nun ganz ans Ufer gezogen, und die Frauen suchten in der Höhlung nach dem Geiste. Sie fanden dort ein ganz kleines weibliches Wesen, die *Mokrakun,* nahmen es heraus und verbargen es in einem *tjik,* das heißt in einem Zaune, an dem die Cocosblätter, die man zu Fackeln verarbeiten will, zum Troeknen aufgestellt werden.

Die Männer bekamen bald von der Sache Wind; sie vertrieben eines guten Tages alle Weiber aus dem Dorfe, suchten den Geist und brachten ihn in das schönste ihrer *alól* (Bezirkshäuser), welches in dem Districte *tjol aluvut* (Nordplatz) des Dorfes Sapí liegt. Dann giengen sie daran, dem Geiste ein eigenes, geräumiges Haus zu bauen, *parák* genannt. Nachdem dieses vollendet war, brachten sie die *Mokrakun* dorthin. Mit der Zeit gebar die *Mokrakun* mehrere Kinder, lauter Mädchen. Die Sapí-Leute schenkten die ersten drei derselben an die Bewohner der anderen Tumleo-Dörfer, eines nach Einamúl, ein anderes nach Anopäs, das dritte nach Alí. Dann gaben sie auch an die benachbarten Stämme einige Kinder ab, dasselbe thaten die anderen Tumleo-Dörfer, nachdem die von ihnen verehrten Geister auch Kinder geboren hatten. So gab Sapí eines der Kinder nach der Insel Angél, Einamúl nach Seléo, Anopäs nach Alí (Insel). Sonderbar ist dabei, dass gerade auch heute noch diejenigen Dörfer, welche eines der Kinder zum Geschenke gaben, respective erhielten, gegenseitig befreundet sind. Unsere Sapí gehen immer nach

Angél auf Besuch, die Einamúl-Leute halten es mit denen von Seléo, die Anopäs fahren nach Alí, und doch liegen die Inseln so nahe zusammen, dass es fast ebenso leicht ist, zur einen, wie zur anderen zu kommen. Ebenso erhielten auch die Leming-Leute und nach und nach auch die anderen Küstenbewohner, die mit den Tumleo in freundschaftlichem Verkehre stehen, einen Schutzgeist.

Die Geister haben alle einen gemeinsamen Namen *Tapum*. Dieser Name hängt augenscheinlich mit dem hier auf der Südsee überall bekannten Worte *tapu tabu* = »heilig«, »den Göttern geweiht«, zusammen. Die *Tapum* sind lauter weibliche Gottheiten, sie haben keinen Vater, nur einen Sohn gebar die Göttermutter *Mokrakun*. Dieser, *Teim kato* genannt, that später seiner Mutter Gewalt an. Schließlich wurden der Geister so viele, dass hier auf Tumleo jedes Dorf mehrere Schutzgeister hat; in Sapí hat sogar fast jede Familie einen. Die Leute haben auch ihre Namen für diese Geister, und die Kenntnis des Namens vom Familien-Schutzgeiste vererbt sich vom Vater auf den Sohn. Es mögen einige dieser Namen hier angeführt werden: *Apukraun, Rolot* = Atap, *Parak aliu* = »der Parak schlägt«, *Parakter, Taminsaliu* = »Köchin«, *Meintatj, Timjon, Aluvut* = »Nordgeist«. Die Bedeutung der Namen der einzelnen ist uns mindestens zur Hälfte klar, während die andere Hälfte vielfach aus einem Worte besteht, dessen Bedeutung uns noch recht dunkel ist.

Die *Tapum* sind gute Geister, welche denen, die sie in Ehren halten, Glück bringen. Hat der Tumleo Glück auf der Jagd oder beim Gewerbe, gelingt es ihm, einen reichen Fischzug zu thun, eine Schildkröte zu fangen, erlegt er ein Schwein, ein Känguruh oder einen Casuar auf der Jagd, so schreibt er das dem Schutze seines Hausgeistes zu und bringt das auch deutlich bei dem eventuellen gemeinsamen Mahle, bei dem das Thier verzehrt wird, zum Ausdruck. Diese Mahlzeiten werden nämlich vielfach bei dem *parák* gehalten. Der Hausgeist beschützt den Tumleo auch in der Fremde, sorgt für Sago und andere Lebensmittel, die der Tumleo bei anderen Stämmen einhandeln muss, er macht ihm die Fremden geneigt. Hat man dagegen die Gunst der *Tapum* verscherzt, so rächt sich das, das Unglück verfolgt den Missethäter, und oft findet derselbe ein trauriges Ende unter den fremden Stämmen, die der Geist gegen ihn aufreizte.

Abb. 201. Bambus-Wasserflöte ($^1/_{11}$ n.Gr.).

Wie verehrt man aber die *Tapum*? Zunächst muss dafür gesorgt werden, dass sich die Wohnung der Geister, der *parák*, immer in einem guten Zustande befindet und der Platz, auf dem derselbe liegt, immer recht sauber ist. Jedes Jahr, vor dem Beginne des Südost-Passates, wird der schadhafte *parák* ausgebessert und der dabei liegende Platz gesäubert. Dieses Geschäft ist stets mit einer großen Feierlichkeit verbunden und wird mit Festgelagen, Tänzen und Spielen gefeiert. Ist die Reparatur eine größere, so dauert das Fest immer mehrere Tage. Schon des Morgens früh hört man aus dem *parák* die dumpfen Töne der Bambus-Wasserflöten, die von den Jünglingen des Dorfes geblasen werden; dieselben, *serompadp* genannt, bestehen aus zwei ineinandergesteckten Bambusröhren, da ein Bambusstück nicht lang genug wäre; durch ein Loch, das unten angebracht ist, bringt man Wasser in dieselben und bläst dann stoßweise hinein, (siehe Abb. 201). Den Tact zu der Musik schlägt man auf der großen *garamuth*-Trommel, die sich im *parák* findet. Allmählich versammeln sich die Männer des Ortes, um die Arbeiten vorzunehmen. Am Abende wird ein Schmaus gehalten, zu dem jeder Familienvater seinen Antheil geliefert hat. Dabei hat man so recht Gelegenheit, zu sehen, was ein Tumleo-

Magen zu leisten vermag, wenn die Kauwerkzeuge mit Hochdruck arbeiten, und ich weiß nicht, ob man sich mehr über die Quantitäten des genossenen Materials oder darüber wundern muss, dass die Theilnehmer nicht alle Magendrücken bekommen. Auch sonst werden öfters auf dem Platze vor dem *parák* kleine oder größere Mahlzeiten gehalten, und immer werden dieselben mit Musik und Trommelschlag eingeleitet. Solche Mahlzeiten finden statt, wenn jemand im Dorfe einen reichen Fischzug machte oder reiche Jagdbeute mit nach Hause brachte. Ein Theil der Beute wird dann immer auf dem Platze vor dem *parák* verzehrt.

Sonderbar ist, dass die *parák*-Geister den Frauen und Kindern nicht hold sind, trotzdem sie selbst weibliche Wesen sind. Das zeigt sich im ganzen öffentlichen und privaten Leben der Tumleo. Eine Frau, ein Kind dürfen den *parák* niemals betreten, ja nicht einmal auf dem Platze unmittelbar vor demselben verweilen. Bei den Haupt-*parák*-Festen, wenn etwas am *parák* restauriert oder auch nur auf dem *parák*-Platze gearbeitet wird, müssen sämmtliche Weiber und Kinder das Dorf verlassen und in den Busch oder sonstwohin gehen. Erst am Abend, wenn die Herren Gemahle, Väter oder Brüder ihre Mahlzeit beendet haben, dürfen sie zurückkommen. Bei den gewöhnlichen Festen mögen sie zwar im Dorfe bleiben, aber oft müssen sie noch die Thür verschließen und sich hübsch ruhig verhalten. An einigen wenigen Festen dürfen sie sich auch draußen, aber nicht in unmittelbarer Nähe des *parák* aufhalten. Wenn in einem Dorfe ein *parák*-Fest gefeiert wird, hüten sich die Kinder eines anderen Dorfes, wenn sie des Morgens zur Schule oder von da nach Hause gehen, wohl, jenes Dorf zu passieren, sie nehmen dafür ihren Weg durch den Busch oder auf einem Seitenpfade. Wie ich schon früher bemerkte, benützen die Männer diese Wahnvorstellung, dass der *parák*-Geist dem weiblichen Geschlechte nicht hold gesinnt sei, dazu, die Frauen in gewisser Weise unter ihrer Botmäßigkeit zu halten und sie dahin zu bringen, möglichst viele Speisen, als Sago, Gemüse, Fische, für die *parák*-Feste herzurichten. Wenn eine Frau das *parák*-Haus betritt, so wird sie krank oder muss gar sterben, so sagen die Männer, dasselbe würde geschehen, wenn die Frauen bei den großen *parák*-Festen im Dorfe blieben und nicht in den Busch flöhen. Die Leute behaupten steif und fest, selbst solche Fälle erlebt zu haben, wo neugierige Frauen vom *parák*-Geiste mit dem Verluste des Augenlichtes oder sonstwie bestraft wurden, was an der Sache Wahres ist, entzieht sich vollständig unserer Beobachtung. Sicher ist, dass die Männer eine Frau, die in frecher Weise die *parák*-Gesetze verletzte, niederschießen oder sonstwie aus dem Wege räumen würden. Deshalb haben auch die Frauen eine leicht begreifliche Angst vor dem Geisterspuk, trotzdem sie ganz gut wissen, dass sie in dieser Beziehung von den Männern hinter das Licht geführt werden. Die letzteren aber haben allen Grund, die Frauen in ihrem Glauben und ihrer Furcht zu belassen, ich führte vorhin schon zwei Gründe dafür an; es gelingt ihnen nämlich so leichter, die Frauen in Botmäßigkeit zu halten und zur Zubereitung der *parák*-Mahlzeiten anzuspornen. Auch sonst haben die schlauen Männer noch manches Profitchen bei der Sache. Wenn zum Beispiel ein großer Theil der reichen Jagdbeute dem *parák* geweiht wird, so dürfen die Frauen nichts von dem geopferten genießen, die Männer brauchen ihr Mahl also nicht mit der Familie zu theilen, sie können sich allein den culinarischen Genüssen hingeben. Hat ein Mann einen Baum, auf dem recht schöne Gemüseblätter wachsen, so hängt er ein paar Palmblätter, die früher zur Bedeckung des *parák*-Hauses dienten, daran auf. Keine Frau, die dieses Wahrzeichen sieht, wird es wagen, aus Furcht vor der Rache des *parák,* etwas von diesen Blättern zu nehmen. Wenn die Haupt-*parák*-Feste gefeiert werden, so kommen, wie die Männer den Frauen sagen, die Geister selbst herab und verzehren die ihnen von den Männern mitgebrachten Speisen. Schon vorher beim Beginne des Festes

kündigen die *Tapum* an, dass sie Hunger haben. Sie benützen dazu die *parák*-Pfeifen. Wenn diese erklingen, sagen die Männer, so kann man aus ihrem Tone deutlich die Worte heraushören: »*Tjo vúëp, tjo vúëp, tjo vúëp, paap manaën, äs manaën*«, das heißt wohl: »Der *parák*-Geist ist da, er will Fische und Sago essen.« Die Frauen müssen diese Speisen nun in Menge bereiten und dann das Dorf verlassen. Die Männer bringen sie zum *parák* und verzehren sie dort selbst. Um das *parák*-Geheimnis möglichst sorgfältig zu bewahren, dürfen Frauen und Kinder nicht neben demselben vorbeigehen, sie müssen um ein solches Haus im Bogen herumgehen. Wenn die Männer uns Missionären von *parák*-Geschichten erzählen, so wird Frauen und Kindern ein Zeichen gegeben, dass sie sich vorher entfernen. Nachher sagt man uns auch, dass vieles von den Sachen nur erlogen sei, um die Frauen zu hintergehen, wir möchten aber um alles in der Welt willen diesen nichts davon mittheilen. Dass wir dieses Versprechen nicht machen, sondern es als unsere Pflicht ansehen, unsere weiblichen Katechumenen über den Parákschwindel aufzuklären und ihnen die Furcht vor dem Spuk zu nehmen, ist ja selbstverständlich. Wie es der Pastoralklugheit entspricht, rathen wir ihnen zwar an, im Anfange recht vorsichtig in diesen Sachen zu sein und nicht unnöthig die Männer zu reizen, nehmen sie aber auch ebenso nachdrücklich gegen abergläubische Forderungen und Verfolgungen der letzteren in Schutz. Dasselbe Verfahren muss man auch bei den Kindern beobachten, auch sie haben viel unter den *parák*-Geschichten zu leiden. Wenn ein recht großartiges *parák*-Fest gefeiert wird, z. B. Einweihung eines neuen *parák*, Beendigung einer großen Reparatur am alten, so werden so viel Spukereien getrieben, dass die Kinder vielleicht halbe oder ganze Wochen lang die Schule nicht besuchen können. Dass wir uns darum energisch zur Wehr setzen, wenn es sich um Arrangierung eines solchen Festes handelt, wird jeder begreifen, der weiß, wie schwer es ist, den Eingebornen, der noch keine Ahnung von irgend welchem Zwang hat, an ein geordnetes, regelmäßiges Leben zu gewöhnen, ihn für die christliche Civilisation zu gewinnen. Wir dürfen unseren Schulkindern nicht einmal eine Woche Ferien geben, dann wäre schon wieder ein großer Theil unserer Anstrengungen umsonst, noch viel weniger dürfen wir ihnen demnach erlauben, einfach die Schule zu versäumen, dann könnten wir bald die leeren Bänke unterrichten.

Außer den *parák*-Geistern kennen die Tumleo auch noch andere überirdische Wesen, die sich hier oder dort aufhalten. Meist sind ihre Wohnplätze irgendwie durch die Natur ausgezeichnet. So wohnt ein Geist *Mänsaül tamin* oder *Mänvolím tamin* »Zehn-Vogel-Weib« auf dem »Seeberge« *sol jalíu* bei dem Dorfe Alí, den ich oben (S. 274 f.) des näheren geschildert habe. In der Schlucht in einer Höhle stehen einige Bambuspfeifen und wenn die Männer dort vorbeikommen, versäumen sie es nicht, denselben einige Töne zu entlocken. Bei regnerischem Wetter kommt der Geist aus seinem Versteck hervor, um sich im Dorfe Sago zu stehlen. Nachher macht er auf dem Berge Feuer, um sich sein Mahl zu bereiten, und selbst beim dichtesten Regen wirbelt der Rauch, der seinem Feuerchen entsteigt, lustig am Berge hinauf. Ein anderer böswilliger Geist, der *Auvang*, wohnt in einem kleinen, dichten Hain, hinter dem Dörfchen Anopäs. In den Jahren 1895 und anfangs 1896 hat dieser Geist nach Ansicht der Leute die schreckliche Pockenepidemie, die damals hier herrschte, hervorgerufen. Auch heute noch wäre er fähig, ein solches Unglück anzustiften, wenn man z. B. einen der Bäume des Haines fällte und ihn dadurch erzürnte. Auch gibt es noch andere Stellen auf unserer Insel, die bestimmten Geistern geweiht sind, da solche Stellen immer mit einer gewissen Scheu von den Leuten umgangen und gemieden werden.

Ebenso allgemein verbreitet, wie der Glaube an ein oder mehrere höhere Wesen, an einen Gott oder mehrere Götter, scheint unter den Tumleo die Überzeugung von der

Fortdauer der Seele nach dem Tode zu sein. Wenn der Mensch gestorben ist, so ist nicht alles aus mit ihm; sein Leib ist zwar todt, aber das, was in dem lebenden Menschen denkt, spricht, hört, fühlt, das stirbt nicht, es ist weggegangen, hat den Körper verlassen. Dieses Wesen, von dem unsere Tumleo nur eine sehr undeutliche Vorstellung haben, nennen sie *mōs* von dem Augenblicke an, wo es den Körper verlassen hat. Der *mōs* kommt, so wie er den Leib verlassen hat, an einen unterirdischen Ort, der sich hier auf der Insel tief unter dem Boden befindet. Dort haust ein Geist, *Su asin tjakin,* »das große Übel« genannt. Die Wohnung desselben befindet sich bei einem großen Wasser, welches ein jeder passieren muss, der zu dem Wohnorte der Seligen will. Über dieses Wasser führt eine einzige Leiter, die sich im Gewahrsam des *Su asin tjakin* befindet. Jeder, der diese Leiter benutzen will, muss dem Geist eine kleine Abgabe entrichten. Um es dem Todten zu ermöglichen, diesen Tribut zu bezahlen, gibt man ihm einen Ohrring aus Schildpatt mit einem kleinen Muschelringe darin und ein Armband, worin ein großer Muschelring eingeflochten ist, mit in das Grab. Kommt der *mōs* nun bei dem Geiste an und bittet ihn, die Treppe benützen zu dürfen, so fragt dieser: »Bekomme ich denn auch das Armband, wenn ich dich passieren lasse?« Stimmt der Todte bei, und ist der *Su asin tjakin* bei Laune, so kann er ungestört über die hingelegte Leiter hinübergehen und das andere Ufer gewinnen. Wehe aber dem, der es wagen würde, die einem andern hingelegte Leiter benützen zu wollen, ohne dem Geiste einen Preis entrichtet zu haben. Alsbald würde dieser gewahren, dass er noch keinen Tribut erhalten, da er den Arm- und Ohrring noch bei dem Todten sieht. Er fährt diesen an: »Warum hast du mich um mein Recht betrügen wollen? Das musst du mir aber büßen.« Spricht's und kehrt die Leiter um. Der arme *mōs,* der sich darauf befindet, plumpst in das tiefe Wasser, in dem er jämmerlich zugrunde geht. Gelingt es dagegen dem Todten, wie vorhin erwähnt, glücklich hinüberzukommen, so erwarten ihn am andern Ufer zwei *mōs,* die ihn auf ein Canoe bringen und von Tumleo aus nach Sisanó bringen, das etwa 25—30 Meilen nordwärts von hier am Festlande liegt. Dort befindet sich ein großer Fluss, der *Rien palep,* »Großer Strom«, worin sich drei unterirdische Todtenstädte befinden, *Parim, Samilamat* und *O* genannt. Dort nimmt der Geist seine Wohnung, und zwar, wie schon vorhin erwähnt, von dem Zeitpunkte an, wo die Todtenwache aufhört, und das Feuer am Grabe nicht mehr unterhalten wird. Er kann diese Stätte aber auch verlassen und auf der Welt herumstreifen, um dort je nachdem Glück oder Unglück zu bringen. Besonders ist er natürlich denen nahe, mit denen er früher zusammenlebte, und die ihm durch Bande des Blutes oder der Freundschaft verbunden sind.

VIII. Feste.

Trotzdem der Tumleo eine ganze Reihe von Festen kennt und feiert, besitzt er doch in seiner Sprache kein besonderes Wort für »Fest«, noch für »Fest feiern«. Die meisten Feste werden zur Zeit des Nordwestwindes begangen, weil dann die Leute am besten Muße haben, sich der Festesfreude hinzugeben. Im einzelnen weisen die Feste in ihrem Ursprung, in der Art ihrer Feier und in der Betheiligung seitens der Bevölkerung große Verschiedenheiten auf. Aber doch finden sich auch bei allen wieder gemeinsame Punkte. Diese wären etwa folgende: Die Festtheilnehmer erscheinen bei den Feierlichkeiten zumeist in Gala, wenn man so sagen darf, sie haben sich eigens für das betreffende Fest geschmückt und herausgeputzt. Ferner sind die meisten Feste mit einem kleineren oder größeren Festessen verbunden, welches, wenn man so sagen will, den Gipfelpunkt des Festes bildet oder mindestens für manchen der Hauptreiz bei der Sache ist. Grund zu Festfeiern sind für den Tumleo Ereignisse sowohl freudiger wie trauriger Natur.

Die Geburt eines Kindes wird durch ein kleines Fest begangen, welches gewöhnlich nach der Rückkehr der Mutter in ihr Haus stattfindet. Die ersten Tage nach der Entbindung verlebt die Wöchnerin, wie wir schon sahen, in einem kleinen Häuschen am Meeresufer oder im Walde oder auch in einem Eckchen unter dem Hause. Sind die Tage der Reinigung vorüber, so geht die Mutter wieder in ihr Haus zurück, und bei dieser Gelegenheit findet für die älteren weiblichen Anverwandten ein kleines Festessen statt, auch werden wohl Cocosnüsse, Kartoffeln und andere Sachen an die Festtheilnehmerinnen vertheilt. Erhält das Kind sein erstes Kleid, was bei Knaben meist um die Zeit geschieht. wo dieselben ins mannbare Alter eintreten, so werden Verwandte und Freunde wiederum zu einem Feste eingeladen. Bei den Mädchen, die oft schon ziemlich frühe ein Kleidchen erhalten, ist die Feier der *mol*-Anlegung meist eine recht bescheidene, während dann und wann für die Jungen eine größere Feier veranstaltet wird. Dieselbe hat einen religiösen und einen privaten Charakter. Über die religiösen Feierlichkeiten anlässlich des Anlegens der ersten Kleidung wird im Abschnitt X das Nähere gesagt werden. Die private Feier besteht auch in einem Festessen für Verwandte und Freunde, auch werden noch vielfach Speisen an dieselben ausgetheilt. Bei den Todtenfestlichkeiten, beim Ausgraben der Leichen, wie sie in dem betreffenden Abschnitte geschildert wurden, finden außer den dort schon beschriebenen Feierlichkeiten und Festessen auch noch öfter größere Feierlichkeiten statt, wenn z. B. die Eltern, Kinder, Brüder oder verheiratete Schwestern des Todten noch leben. In diesem Falle verschenken selbe an die Verwandten des oder der Verstorbenen: Fische, Sago, Lianen- und andere Schnüre, Bogen, Pfeile, Täschchen, Paradiesvögel, die ausgestopft sind, Armringe, Ohrringe, Armbänder, Töpfe, Eisen, einheimische *(mol-)*Kleidung. Diese Sachen werden bei den Todtenfeierlichkeiten zum Theil an einer Art Zaun zur Schau ausgestellt. Die Festlichkeiten beim Ausgraben eines Todten, bei der Anlegung des ersten Kleides haben ihren Ursprung in den religiösen Gebräuchen, die mit diesen Feiern verbunden sind.

Einen ebensolchen Ursprung haben auch einige kleine Feste, die besonders zur Zeit der Übergangsperiode vom Nordwest- zum Südostwinde gefeiert werden. Unsere Leute sind des Glaubens, dass, wenn sie in gutem Verhältnis zu ihren Göttern (Geistern) und den Manen der Verstorbenen stehen, dieses ihnen Glück im Handel und bei der Schiffahrt bringen würde. Sie machen sich deshalb in der Übergangsperiode, wenn der Verkehr bald wieder eröffnet wird, daran, die *parák* und *alól,* d. h. die Häuser, in denen ihre Geister (Götter) und die Manen der Ahnen wohnen, zu reparieren, falls sie zerfallen sind, und den herumliegenden Platz zu säubern und zu reinigen. Dabei bittet man auch ausdrücklich um den Schutz jener betreffenden Wesen. Ein solcher Bittspruch z. B. lautet:

lapíj oh, ās oh, paap oh, su jatúl oh, etét taën pak,
Brot da! Sago da! Fische da! etwas hungrig ach! wir essen Festland,
álun kótem tamín, to tamín talál, to sumatín raén kápu jalíu;
anderes geben Frauen, geben Jungfrauen, geben Jungen zu essen, sind auf der Seeinsel.
lapíj amát ro etét tapúm, etét totahéo.
Sagomehl frisches gebt uns zu schlagen, wir bringen es zu Schiffe weg.

d. h. »Ihr Geister: Brot ach, Sago ach, Fische ach! (verlangen wir). Wir haben großen Hunger und wünschen (solches) am Festlande zu essen. Wir geben auch davon den Frauen, Mädchen und Knaben, die in der Heimat sind, zu essen. Gebet uns frisches Sagomehl, dass wir es schlagen können (aus dem Baume heraus), wir bringen dasselbe zu Schiffe weg.« Ein kleines Mahl, aus Sagobrei, Gemüse und Fischen bestehend, auf dem

Platze vor dem *parák* oder *alól* eingenommen, beschließt die Feier. An den Arbeiten und dem Essen dürfen nur solche männliche Personen theilnehmen, denen bereits der Bart zu sprossen beginnt oder die schon älter sind. Alle anderen männlichen und alle weiblichen Personen ohne Unterschied sind von diesen Festen ausgeschlossen.

Andere Feierlichkeiten, die auch beim *parák* oder *alól* gefeiert werden, und die ohne Ausnahme mit einem kleineren oder größeren Festessen verbunden sind, haben zur Ursache einen reichen Fischzug, eine glückliche Jagd, die Erlegung eines größeren See- oder Landthieres. Dadurch, dass diese Sachen an den *parák* oder *alól* gebracht werden, werden sie dem gemeinsamen Gebrauche entzogen und ausschließliches Eigenthum der Männer des betreffenden Dorfbezirkes oder des ganzen Dorfes, je nachdem die Feier am *alól* oder *parák* stattfindet. Manchmal werden auch Feste dort gefeiert, ohne dass sie eine uns bekannte Ursache hätten; ob das regelmäßig wiederkehrende Feiern sind, die zu gewissen Zeiten begangen werden, ist uns bis jetzt noch nicht bekannt. Bei den meisten *parák*-Feierlichkeiten werden auch von einigen Jünglingen (von 14—20 Jahren) die dort befindlichen Musikinstrumente, die Bambuspfeifen und Trommeln gespielt, respective geschlagen. Ein Mehreres über diese Festlichkeiten ist übrigens schon in dem Abschnitt über die religiösen Vorstellungen der Tumleo gesagt worden, weshalb wir hier das Betreffende übergehen können.

Zuletzt wären noch zu erwähnen die Festlichkeiten beim Stapellaufe eines neuen Schiffes, bei der Vollendung der Reparatur an einem *alól* oder *parák* oder bei Vollendung eines Neubaues derartiger Häuser. Über die erstere Feier ist beim Capitel: »Canoe-Bau« die Rede (s. Cap. XIX). Die letzteren Feste finden auf dem *alól-* oder *parák*-Platze statt, sind mit einem Festschmause für die Männer verbunden und geschehen wohl zum Gedächtnisse der Verstorbenen oder Geister, wie es auch bei den gewöhnlichen Festen, die an diesen Orten gefeiert werden, der Fall ist. Die Einweihung eines neuen *alól* oder *parák* habe ich noch nicht mit erlebt, aber die dabei stattfindenden Feierlichkeiten und Schmausereien müssen großartig sein, wenn man daran denkt, was die Leute schon in der Beziehung leisten, wenn sie nur eine größere Reparatur in diesen Häusern vorgenommen haben. Da werden Tanzvergnügen veranstaltet, Festschmäuse gegeben, die *parák*-Pfeifen und Trommeln in Bewegung gesetzt und geblasen und getrommelt, dass es eine Art hat. In Sapí wurde einmal bei einer größeren Reparatur am *parák* wohl sieben Tage lang das Fest gefeiert. Jeden Morgen gegen $^1/_2 7$ Uhr ertönten Pfeifen und Trommel, die Männerwelt versammelte sich auf dem *parák*-Platze zu einem Plauderstündchen, das aber den ganzen Tag dauerte, und bei dem Cigarette und Betelnuss natürlich nicht fehlen durften. Den Schluss bildete jedesmal ein Essen. An den Reparaturarbeiten hatten sich auch Eingeborne eines benachbarten Stammes betheiligt; sie wurden während des Festes gut bewirtet, und es kam ihnen die Ehre zu, die letzte Hand an die Reparatur zu legen, gleichsam den Hahn aufs Dach zu setzen. Die letzte Arbeit bestand nämlich im Schmücken der beiden Dachschnabelspitzen des *parák,* die sich etwa 15 *m* hoch über der Erde erheben mögen. Diese Arbeit wurde unter allerlei komischen Geberden und Kletterkünsten auf zwei Leitern, deren Sprossen wohl meterweit auseinanderstanden, vollzogen.

Eine Sitte besteht hier noch, die man auch wohl füglich als eine Festfeier, und zwar als eine solche im Famlienkreise bezeichnen kann. Es kommt hier wohl öfters vor, dass ein Familienvater ein großes Quantum, ein paar Centner Sagobrei herstellen lässt. Die Masse wird tonnenweise in Blätter eingehüllt und auf einen großen Haufen geschichtet oder in ein eigens dazu aus Zweigen erbautes und geschmücktes Gestell gebracht. Dazu kommen noch wohl Fische. Überdies wird eine ganze Sammlung von Bogen, Pfeilen, Gürteln *(mol)*, Brustschildern, Täschchen, Leibschilden und anderen Schmucksachen auf einige Stangen,

die einen kleinen Zaun bilden, aufgestapelt. Alle diese Sachen werden dann an einen bestimmten Verwandten verschenkt. Ebenso schenkt wohl eine Familie der anderen mit ihren Verwandten ein ganzes Fass voll Sagomehl; diese Schenkung geht auch unter gewissen Förmlichkeiten vor sich. Die Geschenknehmer müssen sich selbst den Sago abholen per Schiff oder Tragkorb. Ferner schenkt in der Weise eine Familie der anderen ein fettes Schwein. Hält sich hier jemand ein derartiges Thierchen, so ist das bei Leibe nicht für die eigene Familie, sondern stets für die Verwandten bestimmt, und zwar für eine bestimmte Classe von Verwandten. Die Hausleute ziehen das Schwein groß, und wenn es dick und fett geworden ist, müssen sie es an die Verwandten, für welche das Thier bestimmt ist, abliefern. Von diesen wird es geschlachtet und verzehrt. Zu dem Schwein müssen sie außerdem noch eine Reihe der vorhin genannten Schmucksachen zugeben. Sie selber essen von dem Thiere, wie ich meine, gar nichts. Nur wenn sich jemand ein altes Schwein in der Fremde gekauft hat, kann er es selber schlachten und essen, aber auch dann fällt noch immer ein guter Theil für die Verwandtschaft ab.

IX. Tanzfeierlichkeiten.

Die größten Festlichkeiten finden hier auf Tumleo bei Gelegenheit der Tänze statt, die alljährlich in den Monaten während der Nordwest-Zeit abgehalten werden. Es ist uns noch Manches dunkel in Bezug auf diese Tanzfeste, trotzdem wir stets bemüht waren, die Sache gründlich zu erforschen. Durch bloßes Fragen kommt man eben bei den Eingebornen lange nicht immer zum Ziele. Man muss selber Beobachtungen machen, auf Grund der gemachten Erfahrungen Nachforschungen anstellen, in verschiedenen Wendungen dieselben Fragen wiederholen, dabei nie sagen: »Ist das und das so?« oder: »Das wird ja so gemacht,« sonst sagt der Eingeborne schon aus Faulheit oder Schmeichelei: »*äh*«, ja so ists, »du weißt es,« sondern: »Wie macht ihr das,« »Was soll das?« und dann endlich erfährt man tropfenweise den ganzen Inhalt dessen, was man erforschen will. Doch kommen wir nun zur Sache. Wie es scheint, haben die Tanzfeierlichkeiten auch immer eine bestimmte Veranlassung, und zwar werden sie von einem Manne oder einer Familie zu Ehren einer anderen Familie oder ihres Hauptes gegeben. Auch weiß ich, dass einmal ein Vater zu Ehren seines Sohnes, der den ersten *mol*-Gürtel angelegt hatte, ein Tanzfest gab. Damit war zugleich eine Reparatur an dem neben dem Hause stehenden Dorf-*parák* verbunden. Tanzfeste, die ein Verwandter dem andern gibt, haben öfter ähnliche Veranlassung, so gab z. B. Markós, ein vornehmer Sapi-Mann, seinen Neffen, den Söhnen seiner Schwester Alés, ein Tanzfest anlässlich der Anlegung des *mol*, den der erste der Jungen um diese Zeit bekommen hatte. Ein anderesmal werden Tanzfeierlichkeiten zu Ehren eines Todten veranstaltet. Verwandte des Todten geben diese Festlichkeiten dem Bruder oder allernächsten Verwandten des Verstorbenen, bei denen derselbe begraben liegt. An den Tanzfeierlichkeiten betheiligen sich zunächst die Verwandten der Festgeber und derjenigen, denen das Fest gegeben wird, dann die Freunde der beiden Familien, weiters das Dorf, woraus die Familien sind, endlich noch jeder andere von der Insel, der an der Sache Interesse hat und mit den Festgebern bekannt ist oder irgendwie in Verbindung steht.

Zu den Tanzfesten werden große Zurüstungen gemacht, ganze Körbe voll Fische werden auf den Festplatz zusammengeschleppt, riesige Quantitäten Sagobrei werden von den Weibern der Verwandtschaft gekocht. Damit die Zubereitung der Nahrung um so besser und schneller vor sich gehe, und man bei etwaigem Regen sowohl während des Kochens als nachher beim Feste ein provisorisches Unterkommen finde, schlägt man vielfach auf dem Festplatze ein leichtes Ataphaus auf. Das Dach ist meistens einseitig, der

vordere Raum wird vielfach durch Canoesegel abgeschlossen und dadurch die Köchinnen den Blicken der Außenwelt entzogen. Ein älteres Canoe, das doch so wie so repariert werden müsste, wird förmlich abgetakelt und unter der Hütte aufgestellt. Eine Anzahl Frauen trägt beständig Wasser, um damit die Bäuche des Canoes aufzufüllen und es nachher zum Kochen zu verwenden. Die Menge des Sago, der zubereitet werden muss, ist nämlich so groß, dass die gewöhnlichen Wassereimer nicht mehr ausreichen. Dann werden auch noch wohl etwa tausend oder noch mehr, meist schon gekeimte Cocosnüsse entweder in einem Viereck aufgespeichert oder an einem aus Stangen bis zu 200 *m* Länge hergestellten provisorischen Zaune aufgehängt.

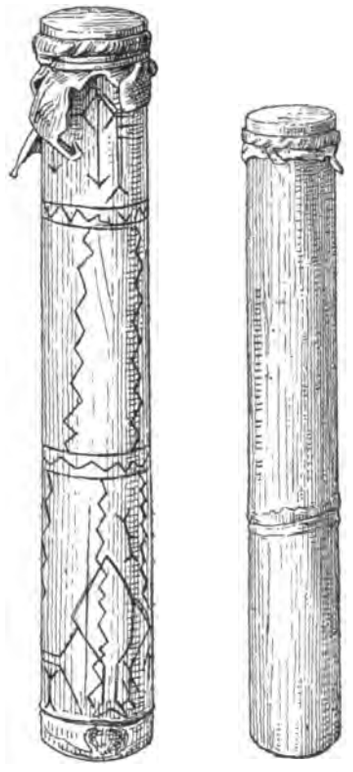


Abb. 202. Trommeln ($^1/_4$ bezw. $^1/_6$ n. Gr.).

Endlich wird noch bei den Tänzen zu Ehren eines Todten von den Festgebern eine Thierfigur verfertigt, welche den Mittelpunkt der Tanzenden bildet oder vielmehr von einem Manne gehalten, unter Umständen auch geschwenkt wird, und um welche die Festtheilnehmer herumtanzen. Die Figur stellt einen Fisch, Vogel, eine Schlange oder anderes dar, und zwar ist bald dieser, bald jener Fisch, bald dieser, bald jener Vogel, der besonders bekannt ist, zur Darstellung gebracht. Das Thier besteht aus einem Holzgerüste, welches mit Baumbast *(mol)* überzogen ist, Flügel, Schnabel, Füße, Schwanz u. s. w. sind meist aus weichem Holz. Nach den Tanzfestlichkeiten wird das Bild, welches reichlich bemalt ist, an einem vielästigen Baumzweige angebracht, den man neben dem Hause aufhängt, in welchem derjenige wohnt, zu dessen Ehren das Fest gegeben wurde, wo es verbleibt, bis Wind und Wetter es vernichten.

Ist die Zeit für die Feier des Festes gekommen, so versammeln sich die Theilnehmer meist in großer Gala auf dem Festplatze. Wir werden im Abschnitt X die Toilette, welche die Männerwelt für diese Festlichkeiten wählt, des näheren beschreiben und können jetzt darüber hinweggehen. Eine gute Anzahl derselben, sowie auch erwachsene Jünglinge tragen kleine Handtrommeln *(ati)* bei sich. Diese sind entweder einfach aus einem Stück *jim* (= Stamm) gemacht, oder aus einem festen Holzklotze gebrannt und geschnitzt. Die Trommeln sind bis 40 *cm* lang und 10—12 *cm* breit. Wählt man einen *jim*-Stamm zur Herstellung einer solchen (Abb. 202), so braucht man bloß ein entsprechend langes und dickes Stück abzuhauen und dasselbe dem Regen auszusetzen, die weiche markähnliche Masse, welche das Innere des Stammes zu vier Fünftel ausfüllt, wird alsdann ganz faul, und man kann es mit einem Messer herausholen. Macht man eine Trommel aus einem massiven Holzklotze, so ist die Arbeit des Aushöhlens, die mit Feuer und einem spitzen, unten nach Art eines Stemmeisens zugeschliffenen Nagel gemacht wird, recht schwer. An diese letztere Trommel schnitzt man meist auch noch eine Handhabe an und versieht sie auch sonst mit manchen Schnitzereien. Öfter ist die Form dieser Trommel gleich der zweier schwach stumpfen Kegel, die in der Mitte übergeschnitten und aneinandergefügt sind (Fig. 203). Oben über der Trommel wird eine buntscheckige Eidechsenhaut gespannt, vielleicht die Haut des großen Leguans, die seitlich mit einem oder ein paar Ringen festgehalten wird. Reißt ein kleines Loch in das Fell, so stopft man dasselbe mit einer kleinen

Masse *aulgnät* = Kitt vom Brotfruchtbaume, den man durch Anzapfen des Stammes gewinnt, indem man den herausfließenden Saft sich verdicken lässt. Die Trommel wird mit den Fingern geschlagen. Manche Männer haben außer Bogen und Pfeilen und ihrem Täschchen, welche alle männlichen Theilnehmer mitführen, keine weiteren Instrumente bei sich, aber auch sie wissen noch einen musikalischen Beitrag zum Feste zu liefern: mit ihren eingekerbten Betelstäbchen (Abb. 222 *a*), mit denen sie aus der Kalebasse den Kalk zum Munde führen, raspeln sie im Tacte in der Mündung der Kalebasse herum und verursachen dadurch ein weithin hörbares Geräusch.

Die älteren Frauen führen vielfach ein kleines Fischernetz mit sich, das sie über den Kopf gehängt haben, oder sie tragen ihr Täschchen an dem Henkel über dem Kopf. In ihrer Hand sieht man wohl öfters Cocosblattfackeln oder Palmblätter. Dazu sind sowohl sie, wie auch die Jungfrauen und Mädchen oder besser gesagt alle Theilnehmer am Tanzfeste mit Perlen, Ringen, Schnüren, Muschelchen und Blätterbüscheln geschmückt, Gesicht und Brust sind vielfach mit weißen, schwarzen und gelben Farben bemalt; außer der landesüblichen Kleidung hat man noch alle möglichen Tuchlappen, die man besitzt, umgehängt, das Haar ist mit einheimischer Pomade eingerieben und röthlich gefärbt.

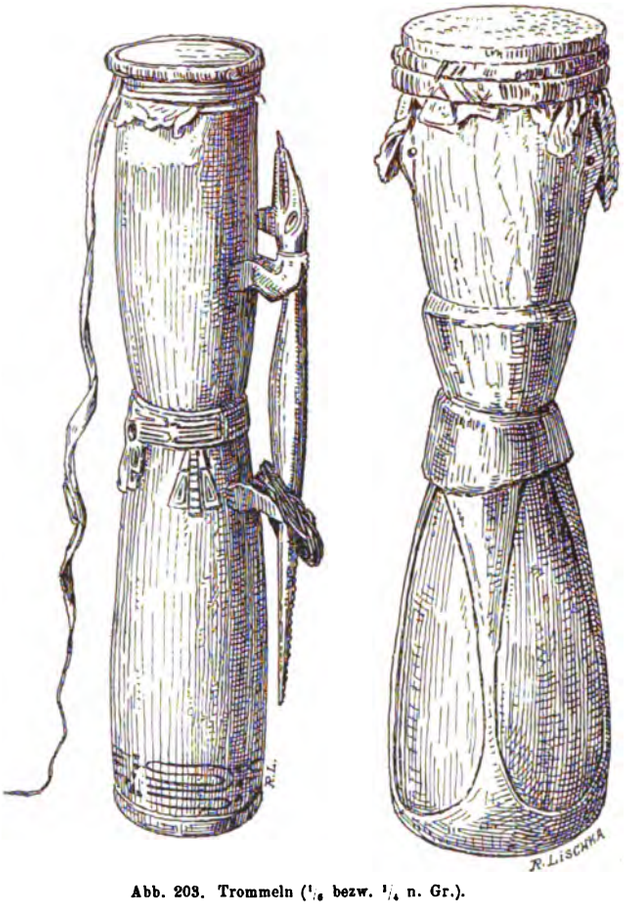


Abb. 203. Trommeln ($^1/_6$ bezw. $^1/_4$ n. Gr.).

Wenn der Tanz endlich beginnt, es geschieht das mit verschwindend wenigen Ausnahmen am späten Abend, so stellen sich die Tänzer und Tänzerinnen ziemlich im Kreise auf. Die Mitte nimmt derjenige ein, welcher das vorhin beschriebene Thier an einer Stange trägt, falls ein solches für die Tanzfestlichkeiten hergestellt wurde. Öfters steckt der Tänzer die Stange auch wohl in den Boden, so dass sie von selbst stehen bleibt. Um diesen Mann herum stellen sich die Trommler auf, ihr Instrument in der Linken haltend. Daran schließen sich die noch rüstigen älteren Männer und Jünglinge, daran die Frauen und Jungfrauen und mit ihnen vermischt oder in derselben Peripherie die Kinder, Knaben und Mädchen. Die Alten sitzen unterdessen in dem Häuschen auf dem Festplatze und pflegen dort der Unterhaltung bei einer Cigarette oder Betelnuss. Bei Beginn des Tanzes verstummt plötzlich das Stimmengewirre, das bis dahin die Luft erfüllte, und einer der Trommler fängt mit ziemlich lauter Stimme zu singen an. Er ist, wenn man so sagen soll, der Vorsänger. Während seines Vortrages steht die Menge ruhig und schweigend. Plötzlich, im richtigen Augenblicke, fällt der ganze Chorus der Trommler oder Männer ein und singt,

dazu werden die kleinen Trommeln im Tacte gerührt, der ganze Haufen setzt sich in Bewegung, und in concentrischen Kreisen tanzt alles um den gemeinsamen Mittelpunkt, bis plötzlich die Melodie abbricht und die Trommeln verstummen. Damit stehen auch die Tänzer still, verschnaufen etwas, räuspern sich, bis nach kurzer Zeit ein neuer Vorsänger auftritt und Gesang, Spiel und Tanz wieder von neuem beginnen. Über die Melodie, nach welcher die Tumleo singen, etwas zu schreiben, ist mir unmöglich, einerseits weil ich jeder musikalischen Kenntnis entbehre, dann weil es weder mir, noch einem meiner Confratres je gelungen ist, eine solche Melodie, die von unseren Gesangsweisen ganz abweicht, im Gedächtnisse zu behalten. Nur das eine kann ich sagen, dass derselbe Text immer wieder in verschiedener Melodie wiederholt wird, und dass so jeder Einzeltanz immerhin 3, 4 bis 5 Minuten dauern mag, während der Text der einfachen Melodie, selbst langsam gesungen, in einer Minute zwei- bis dreimal wiederholt werden könnte. Auffallend ist auch, dass die Melodie immer plötzlich abgebrochen wird.

Das Tanzen selber angehend, so ist dieses bei den einzelnen Tänzergruppen verschieden. Wenn der Tumleo-Mann tanzt, so spreizt er die Beine etwas seitlich nach vorne, knickt die Knie etwas ein und so springt er auf und nieder, immer etwas be Seite rückend, bis er einen Cirkel beschrieben hat. Das Springen ist kein heftiges, unanständiges, sondern ein mehr drolliges, durch den Tact der Trommel geregeltes. Die Männer und Jünglinge, welche hinter den Tänzern hergehen, gehen einestheils langsam, ruhig nach dem Tact, das Gesicht etwas nach dem Centrum gewandt, im Kreise herum; einige von den jungen Leuten scharen sich auch zu drei bis vier Mann dicht nebeneinanderstehend, zusammen, fassen einander gegenseitig über der Schulter an und springen oder rutschen springend langsam im Kreise herum. In dieser Weise tanzen auch die Frauen und Jungfrauen und die Kinder, nach Geschlechtern gesondert. Bei dem Tanzen schwingen die Frauen ihre Baumblätter oder Fackeln, welch letztere entzündet sind und eine angenehme Helle in der Dunkelheit verbreiten. Bei dem Herumrutschen stoßen auch nach dem Tact die Jungfrauen und auch wohl andere Theilnehmer vielfach einen eigenthümlichen Pfiff aus, indem sie die Wangen an die Zähne seitwärts ansaugen und die Lippen etwas spitzen, der Ton wird durch eingezogene Luft hervorgebracht.

Die Tanzvergnügen dauern die ganze Nacht hindurch, bis am anderen Morgen die aufgehende Sonne gegen 6—7 Uhr die Tänzer aus dem Felde schlägt. Ein jeder der Verwandten und Freunde erhält, nachdem er sich schon vorher reichlich gesättigt hat, eine ordentliche Portion Sago und Fische mit auf den Weg, und so kann er den Heimweg antreten. Später werden noch große Haufen Sago, Eimer voll Fische und hunderte von Cocosnüssen, die für das Fest hergerichtet waren, an die Verwandten vertheilt; man bringt ihnen die Sachen ins Haus, nur die Cocosnüsse müssen sie sich, wie es scheint, selber holen. Bei den großen Tanzfesten wird auch wohl dann und wann nachmittags vor dem eigentlichen Tanzabend, also einige Stunden vorher, ein kleiner Vortanz gehalten, zu dem sich auch alle Theilnehmer auf dem Festplatze versammeln. Dieser Tanz dauert nicht länger als eine halbe bis ganze Stunde, und hierauf begeben sich die Tänzer wieder nach Hause, um bei der Dämmerung gegen Abend wiederzukommen. Einmal ist, wie ich mich erinnere, ein großer Tanz im benachbarten Dorfe Sapí gefeiert worden, und als er vorbei war, am anderen Tage, versammelte sich noch eine kleine Gruppe der Tänzer und zog mit dem Vogelträger, der einer der ältesten Männer des Dorfes war, von einer *anitjól* zur anderen. Dort wurden vor dem einen oder anderen Hause kleinere Tänze aufgeführt, an denen sich außer dem Vogelträger und den Trommlern nur wenige Männer betheiligten. Der Vogel wurde dabei herumgeschwungen dicht über dem Erdboden hin,

als wolle man den Platz einweihen oder etwas Böses daraus verbannen. Einmal legte sich der Vogelträger dabei platt auf den Boden, als wenn er todt wäre. Was es für eine Bewandtnis mit diesen Sachen hat, muss uns noch die Zukunft lehren.

Es muss noch erwähnt werden, dass unsere Leute dann und wann auch fremdländische Tänze, die sie anderen Stämmen abgesehen haben, aufführen. Diese Tänze sind vielfach von den unseren ganz verschieden, so wird z. B. oft dabei eine große hölzerne *garamuth*-Trommel im Tacte geschlagen. Die Leute singen nach dem Tacte der Trommel, und nur dann und wann springt einer aus der Gruppe der dasitzenden Sänger auf, tanzt herum, indem er dabei lebhaft springt, gesticuliert, auf einem Beine im Tacte balanciert; dann geht er wieder zurück, um einem anderen Platz zu machen; öfter wohl kommt auch der zweite Tänzer zu dem ersten, beide machen dann dieselben Sprünge und Bewegungen, stellen sich auch wohl einander gegenüber, balancieren auf einem Fuße, während sie mit dem anderen sich berühren. An diesem Tanze betheiligen sich nur Männer, ebenso an dem folgenden. Er wird ebenfalls unter dem Klange der großen Trommel vollführt. Die Tanzenden, welche auch meist bloß zu ein oder zweien sind, befinden sich dabei in sitzender Stellung, aber so, dass der Körper sich eine gute Handbreit über dem Boden befindet. In dieser Stellung nun springen sie vor- und rückwärts und seitwärts, während die anderen Theilnehmer dazu singen. Wenn unsere Tumleo in der Fremde auf Reisen sind, so mögen sie sich auch wohl, wenn dort getanzt wird, an den Festesfreuden betheiligen. Wie ich glaube, führen sie, wenn es ihre Zahl zulässt und gerade ein besonderer Grund vorliegt, auch wohl einheimische Tänze dort auf. Vor kurzem noch fuhr eine ganze Reihe von Einamúl-Leuten sogar eigens nach dem Festlande hinüber, um dort an einem Tanzfeste theilzunehmen, welches die Familie einer Einamúl-Frau, die dort verheiratet ist, gab. Der Tanz fand in unmittelbarer Nähe unserer dort am Festland befindlichen Missionsstation Maria Regina Angelorum statt. Die Leute tanzten auch dort nach Tumleo-Weise. Voriges Jahr fuhr sogar eine ganze Anzahl von Leuten, Männer, Weiber und Kinder, nach dem 20 Meilen von hier gelegenen Aróp, um dort an Tanzfeierlichkeiten theilzunehmen.

Außer den feierlichen Tänzen, die wir bis jetzt beschrieben, werden auch wohl dann und wann kleine Tänze veranstaltet, zu denen sich hauptsächlich die Jugend und die rüstige Männerwelt einfindet. Diese Tänze sind, wenn man so sagen soll, nur improvisiert, sie verlaufen ohne jede Feier und Förmlichkeit. Irgend ein fröhliches Ereignis, eine mondhelle, stille Nacht, kann Veranlassung zu denselben geben.

Zum Schlusse dieses Capitels mögen noch einige Liedertexte nebst Übersetzung, wie sie hier bei Tänzen gesungen werden, folgen. Zu bemerken ist, dass, wie es mir scheinen möchte, eine jede *anitjól* ihren eigenen Gesang hat, ebenso wie auch eine jede einen besonderen Vogel, Fisch oder besser gesagt, ein besonderes Thier hat, das bei Tanzfesten eventuell hergestellt und benützt wird. Dabei ist aber zu berücksichtigen, dass die Leute früher, wo sie, wie sie sagen, zahlreicher waren als jetzt, eine andere *anitjól*-Eintheilung hatten als gegenwärtig, dass also jetzt manche Familien derselben *anitjól* verschiedene Liedertexte gebrauchen, eben weil sie früher in andere *anitjól* gehörten. Auch sonst im Leben z. B. bei der Verwandtschaft, bei der die *anitjól* (s. Abschnitt XIX) auch eine Rolle spielt, kommt das zum Ausdrucke. Wenn aber auch diese Tanzgesänge sich in den einzelnen Familien unterscheiden, so kennt doch jeder auch eine Anzahl Lieder von fremden *anitjól*, so dass immer solche da sind, die bei den Festlichkeiten mitsingen können.

1. Tanzlied.

Nátun tamén, vopák Tamiõn marámoa sol Paník káto sos,
Kinder weibliche, der Landwind Tamión tanzt Berg Paník bleibt Süden,
káto õn, káto vut, káto õn.
bleibt dort, bleibt Norden, bleibt dort.

»Ihr Mädchen, der Geist (der *mõs*) des Landwindes tanzt auf dem Berge Paník, der dort im Süden liegt, der dort im Norden liegt.« Das Wort *Paník* ist der Name der südlich von hier gelegenen Gebirge am Festlande. Vom Festlande her kommt auch der Landwind. Das Wort *Tamiõn* ist mir unbekannt, ich meine fast, es müsse damit der Geist irgend eines Todten gemeint sein, vielleicht ein solcher Geist, dem die Tumleo Einfluss auf den Landwind zuschreiben.

2. Tanzlied.

Njavál, mõs taleó
Njaval, Geist (des) Nordwestmonsun
Njavál, mõs nu, kajojisí.
Njaval, Geist (der) Wellen, zieh in die Höhe.

Ist dieser Text vielleicht eine Bitte an den Todtengeist, der nach hiesiger Ansicht die Nordwestwinde lenkt, dann dürfte die Übersetzung lauten:

»Njaval, du Geist des Nordwestwindes,
Njaval, du Geist der Wellen, zieh mich heraus.«

Die Nordwestwinde sind sehr stark und machen für Canoes die Seefahrt sehr gefährlich. Bei Seenoth rufen die Leute die Geister ihrer verstorbenen Verwandten um Hilfe an und gebrauchen dabei auch wohl die Gebeine der Verstorbenen, die sie vielleicht bei sich haben (siehe darüber »Feierlichkeiten bei Ausgraben der Leichen«).

3. Tanzlied.

Su anón kajém Parjám tamín,
Das dort thut Parjáms Vater,
Su anón kajém Jelkä tamín.
Das dort thut Jelkäs Vater.

Et tamūl talúje mil, mil oh!
Ich gehe (nach Norden) zu fassen rothen Lehm, rothen Lehm, oh!
Síes kokú li ka li kokú líen.
Die See führte fort ostwärts, fort ostwärts, fort ostwärts.
Et tamūl talúje neiu neiu oh!
Ich gehe (nach Norden) zu fassen Cocosnüsse, Cocosnüsse, oh!
Síes kokú sos, ka sos, kokú sósen.
Die See führte fort südwärts, fort südwärts, fort südwärts.

In besserer Übersetzung lautet der Gesang: »Das da that Parjáms Vater, das da that Jelkäs Vater (Jelkä und Parjám sind zwei hiesige Personennamen). Ich aber gieng nordwärts, um rothen Lehm zu holen. Aber ach, der rothe Lehm! Die See hat ihn nach Osten, nach Osten, nach Osten weggeschwemmt. Ich gieng nordwärts, um Cocosnüsse zu holen. Aber ach, die Cocosnüsse, die See hat sie nach Süden, nach Süden, nach Süden weggeschwemmt.«

4. Tanzlied.

Sasuaú	*sies*	*jalíu*	*kauví*
Sasuaú-Fische	See	Fläche	gehet
kalisí,	*Seramúr*	*tamín.*	
erhebet euch	Seramúrs	Vater.	

»Ihr Sasuaú-Fische auf der hohen See, kommt wieder hervor in die Höhe, du Seramúrs Vater, d. h. Vater des (oder der) Seramúr.« Sasuaú ist eine Art großer Fische in der offenen See.

5. Tanzlied.

Ahúljakä, vavós mirmiranjakä
Ahúljakä vävós mirmirsóljakä.

Von diesem Texte kann ich kaum ein Wort entziffern. Wie ich meine, soll es ein Jagdgesang des *mōs,* eines Ahnengeistes sein, der auf die Casuarjagd geht und bei einem Wasserloch ein Thier findet.

X. Kleidung.

Die Kleidung der Bewohner von Neu-Guinea ist im allgemeinen eine sehr primitive, die der Tumleo macht von dieser Regel keine Ausnahme. Die Kinder gehen vollständig unbekleidet. Erst wenn sie größer werden, erhalten sie die landesübliche Kleidung, einen Bastgürtel, *mol* genannt (Abb. 204). Derselbe ist recht fest und stark. Will man einen solchen Gürtel anfertigen, so löst man von einem Baume den Bast in einer Länge von $2—2^1/_2\,m$ bei einer Breite von etwa $25\,cm$ ab. Sobald das Stück ein wenig getrocknet ist, bearbeitet man es mit einem hölzernen Schlägel solange, bis es ganz zerfasert ist, es bekommt dann das Aussehen eines grauen Gewebes. Der Schlägel ist aus Hartholz (Eichenholz) gemacht. Er mag mit seiner Handhabe 40—45 *cm* lang sein. Die Handhabe ist rund, der Körper des Schlägels viereckig. Um die Wirkung des Instrumentes zu erhöhen, ist es an der unteren Seite durch Längs- und Querschnitte in eine große Anzahl kleiner, etwa 6—8 *mm* ins Geviert messende Quadrate abgetheilt (siehe Abb. 205).

Der Gürtel wird in der Weise angelegt, dass man ihn zuerst um die Lenden herumschlingt und dann die Blöße damit verhüllt. Die Frauen tragen außer diesem Gürtel noch eine breitere Schürze. An Festtagen legen die Männer einen mit langen

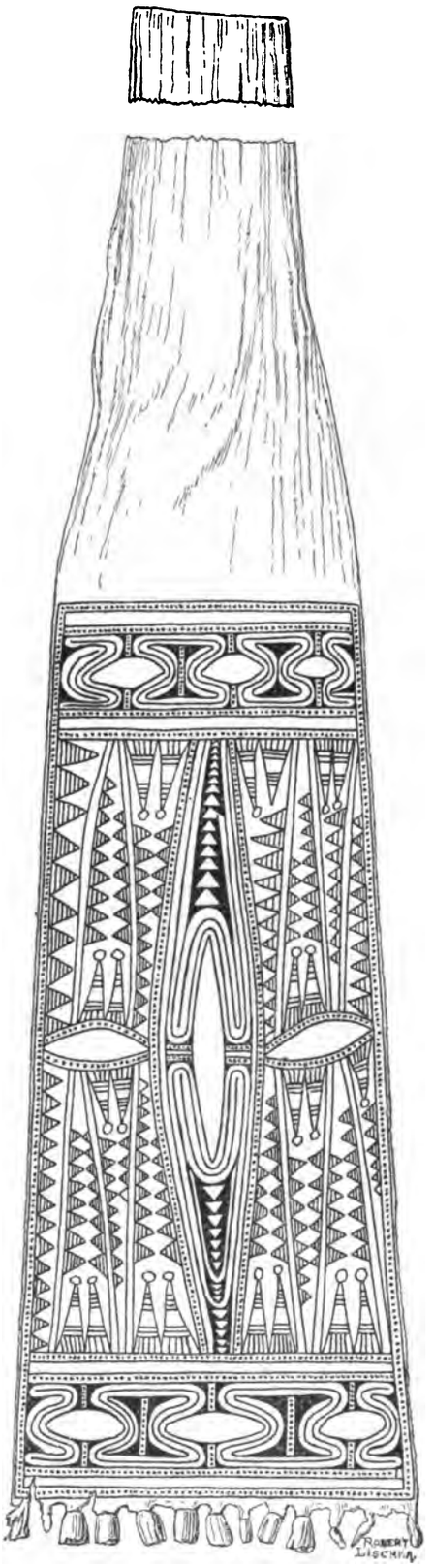


Abb. 204. Bastgürtel aus Monumbo ($^3/_{12}$ n. Gr.; ganze Länge 2·30 *m*).

Fransen verzierten Gürtel an, dessen Enden vorne und hinten bis auf den Boden reichen. Dazu bekleidet man dann auch noch vielfach den Unterleib mit einem runden Leibschild aus Baumrinde, der seine 25—35 *cm* breit sein mag und oft recht schön geschnitzt ist (Abb. 206 bis 208). Vollendet wird der Festtagsschmuck durch ein kleines Schürzchen, welches schön mit Muscheln besetzt ist, die nach verschiedenen Mustern gruppiert sind. Der Lendengürtel, der aus der Ferne einem breiten Leibriemen nicht unähnlich sieht, wird öfters verdickt durch einen schönen aus Gras oder einem anderen Stoffe geflochtenen Gürtel. Die letzteren sind oft recht schön bemalt. An hochfeierlichen Tagen besteht der Überzug des Lendengürtels wohl aus einer Art Leibriemen, der aus einem hanfähnlichen Bast verfertigt, mit Muschelchen besetzt und zumeist geschmackvoll bemalt ist. Einen weniger kostbaren, aber doch immerhin noch schönen Überzug für den Gürtel liefern die langen Blätter einer Pandanusart. Dieselben werden bis $1^1/_2$ *m* lang und sind gezähnt. Man schneidet sie ab, entfernt die Blattrippe und lässt sie trocknen. Diese Gürtel sind ziemlich stark, biegsam, von dunkel weißer Farbe, und machen sich ganz gut.

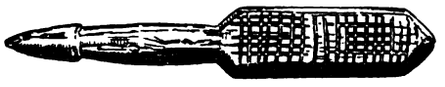


Abb. 205. Bastschlögel ($^1/_6$ n. Gr.).

Abb. 206. Rindengürtel ($^1/_4$ n. Gr.).

Das Anlegen des ersten Gürtels ist in einigen Dörfern auf der Insel mit

Abb. 207. Ornament der Innenseite des Rindengürtels (Abb. 206).

großen religiösen Feierlichkeiten verbunden, in anderen Dörfern sind die damit verbundenen Festlichkeiten nicht so ausschließlich religiöser, sondern mehr profaner Natur. In dem Dorfe Einamúl z. B. müssen die Jünglinge, wenn sie den Gürtel bekommen, mehrere Tage in dem Gemeindebezirkshause *(alól)* in Abgeschiedenheit zubringen. Sie dürfen dort nur leise sprechen, dürfen nur gemeinsam und wegen eines wichtigen Grundes ausgehen, müssen auch dann eingezogen und schweigend ihres Weges gehen und darauf achten, dass sie keine Frauensperson sehen. Zu Anfang oder nach Beendigung dieser Zurück-

gezogenheit wird ihnen der Gürtel gegeben. Die Jünglinge sind bei dieser Gelegenheit festlich geschmückt und geputzt. Bei dieser Einkleidungsfeier erhalten sie auch Bogen und Pfeile und dürfen von da ab diese Waffen frank und frei führen, während sie früher nicht eigentlich berechtigt waren, Waffen zu tragen, wenn man auch die Kinder schon von Jugend auf mit diesen Jagd- oder Mordinstrumenten herumhantieren sieht. In anderen Dörfern sind die Feierlichkeiten, die mit dem Anlegen des ersten Gürtels verbunden sind, nicht so ausschließlich religiöser Natur, als das, wie schon gesagt, in Einamúl und ähnlich

Abb. 208. Ornament der Außenseite des Rindengürtels (Abb. 206).

auch in Alí der Fall ist. In letzterem Dorfe erhielten anfangs dieses Jahres zwei Kinder beim Begräbnis ihres Vaters den Gürtel. Vielleicht will man durch die bei dieser Gelegenheit vorgenommene Ceremonie der Einkleidung den Waisen zu Gemüthe führen, wie sie jetzt als Männer der Hausmütter mannhaft den Kampf ums Dasein aufnehmen und für etwaige jüngere Geschwister sorgen müssten. Die Feier wäre in diesem Falle eine ganz sinnige. Bei den Mädchen ist das Anlegen des ersten Kleides nicht mit vielen Feierlichkeiten verbunden. Es kommt öfters vor, dass Eltern ihre heranwachsenden Töchter zum Besuche bei fremden Stämmen mitnehmen, und dass dieselben dort von ihren Gast-

freunden den ersten Gürtel erhalten, welche Begebenheit natürlich durch ein kleines Familienfest gefeiert wird.

So wenig Wert die Eingebornen darauf legen, dass die Kinder eine genügende Bekleidung tragen, ebenso sorgfältig achten sie darauf, dass die Erwachsenen, wenn sie einmal den Gürtel angelegt haben, stets anständig bedeckt sind. Ich habe nie gesehen, dass ein Erwachsener sich in dieser Beziehung unanständig gezeigt hätte. Wenn die Leute in der See baden, so nehmen sie den Gürtel entweder gar nicht ab oder erst dann, wenn sie schon ganz im Wasser sind. Wenn ein Kranker einmal aus Unachtsamkeit nicht anständig bedeckt ist, so ordnen die Verwandten, sobald sie darauf aufmerksam werden, sein Kleid. Auch die Todtendenkmäler werden, wie ich vorhin erwähnte, mit Gürteln behangen, dieselben sollen nach landläufigen Begriffen den Abgestorbenen zur Bekleidung im Jenseits dienen.

(Schluss folgt in Heft V.)

LITERATURBERICHTE.

17.

Vjesnik hrvatskoga arheološkoga društva. Organ arheološkoga odjela narodnoga muzeja u Zagrebu. Nove serije, sveska V, 1901. Urednik Dr. Josip Brunšmid. (Jahrbuch der kroatischen archäologischen Gesellschaft. Organ der archäologischen Abtheilung des Landesmuseums in Agram. Neue Serie, Band V, 1901.) 4°, 264 S. Mit 145 Abbildungen.

In diesem letzten sorgfältig redigierten Bande finden wir wieder eine Reihe interessanter, für die Archäologie Kroatiens wirklich wertvoller Beiträge. Wie vorher, findet man auch in dem vorliegenden Bande am häufigsten die Berichte und Abhandlungen des unermüdlichen Prof. J. Brunšmid. Dieser Autor setzt seine archäologischen Notizen aus Dalmatien und Pannonien (IV. Theil) wieder fort. Er erwähnt hier eine Menge Funde, besonders aus der Römerzeit und beschreibt dann die Funde des bronzezeitlichen Friedhofes auf der Klaćenica bei Jablanac (Bezirk Senj). Aus diesem Friedhofe erwähnt Brunšmid einige Bronzegegenstände, wie Fibeln und Nadeln des bekannten Hallstätter Charakters. Die Gegenstände von Vranica und Široka Kula haben denselben Hallstätter Charakter und sind von Brunšmid ausführlich beschrieben und abgebildet. Auf einige der Fibeln des erwähnten Fundortes waren stellenweise farbige Glasperlen aufgereiht, eine Fibel zeigt die bekannte Brillenform.

Außerdem erwähnt Brunšmid aus dem Fundorte von Vranica noch einige Nadeln, Ohrringe, eine Pincette, eine La Tène-Fibel und den Deckel einer steinernen Aschenkiste.

Gemeinsam mit Jevremović Luka beschreibt Brunšmid einige antike Inschriften aus der Umgebung von Požarevac in Serbien, und endlich behandelt er einige kroatische Ruinen, die Funde der Münzen in Kroatien und Slavonien und ein neues Fragment der griechischen Inschrift aus Lumbarda auf der Insel Curzola.

Celestin Vjekoslav berichtet über römische Thonlampen aus Essek.

Dr. Jelić Luka beschreibt einige römische und mittelalterliche Alterthümer der Stadt Nin (Nona), Klaić Vjekoslav die römische Mauer von Fiume bis Prezid.

Laszowski Emilije gibt einige Notizen zur Geschichte Agrams.

Ostermann Stjepan veröffentlicht einen weiteren Bericht über die Funde am Lagerplatze des diluvialen Menschen von Krapina in Kroatien. Es ist ein Auszug aus der in diesen »Mittheilungen« erschienenen Arbeit des K. Gorjanović-Kramberger, mit welchem Ostermann die Forschungen bei Krapina unternahm.

Purić Josip gibt einen Bericht über die prähistorischen Ansiedlungen in der Umgebung von Erdut.

Neben diesen Arbeiten findet man in diesem Buche eine Reihe von kleinen Berichten über die Thätigkeit verschiedener kroatischer Vereine, dann kleine historische, museologische Notizen, Literaturberichte u. s. w.

J. V. Želizko.

18.

Rijks Ethnographisch Museum te Leiden. Verslag van den directeur over het tijdvak van 1 Oct. 1900 tot 30 Sept. 1901. Met 16 pl. Haag 1901.

Wie in den Vorjahren, so gewinnt auch insbesondere heuer dieser Bericht durch die beigegebenen prächtigen Tafeln dauernden Wert. Unter den von Nieuwenhuis' Expedition in Borneo herrührenden Objecten vermögen mehrere wichtige Zwischenglieder in der von Dr. W. Hein in den Annalen des Wiener Hofmuseums (Bd. XIV) versuchten Erklärung eines dajakischen Ornamentmotives abzugeben. Ferner finden wir eine interessante Bronzetrommel von Alor abgebildet, dann eine Reihe ausgezeichneter Erzeugnisse ostasiatischen Kunstgewerbes, Bronzen und ein Elfenbeinschnitzwerk von Benin, endlich eine Collection central- und südwestafrikanischer Gegenstände (besonders die Masken aus dem Kuango- und Sankurugebiet sind erwähnenswert).

19.

Hnatiuk, W.: Etnograficzni materjały z uhorskoi Rusy. (Ethnographische Materialien aus dem ruthenischen Nordungarn.) Lemberg 1897—1900.

Die ungarischen Ruthenen wurden bisher in ethnographischer Beziehung nur wenig untersucht. Höchst dankenswert war also das Unternehmen W. Hnatiuks, welcher im Jahre 1895—1896 sich nach Nordungarn begab, die ganze von Ruthenen bewohnte Region durchstreifte und nach seiner Rückkehr die während seiner Forschungsreise gesammelten ethnographischen Materialien veröffentlichte.

Seit 1897 sind schon mehrere Bände seiner Materialien erschienen. Wir beginnen mit der Besprechung der zweibändigen Märchensammlung.

Der erste Band zerfällt in zwei Theile: »Legenden« und »Novellen«. Unter Legenden versteht der Verfasser Varianten der dem alten Testament entlehnten Erzählungen, ferner Marien-, Christus- und Heiligensagen, dann allerlei religiöse Stoffe und schließlich alles, was sich auf Religion bezieht und eine erzählende Form hat. Das Märchen vom Glück und Unglück, oder von zwei Brüdern, von denen einer Reich und der andere Arm ist, die Volkserzählung vom Ritter, welcher mit dem Tode einen Zweikampf eingeht, die Madeisage (ein Räuber tödtet seine Eltern und thut dann Buße, indem er den einem Asceten gehörigen Stock mit dem auf den Knien herbeigeschafften Wasser so lange begießt, bis der Stock Wurzel schlägt und Zweige treibt), alles dies zählt der Verfasser unter die Legenden, bloß weil dort ethische Fragen behandelt werden.

Darin kann man ihm nicht Recht geben. Unter dem Namen »Legende« sind wir gewohnt, eine vom religiösen (und zugleich übernatürlichen) Charakter durchdrungene Hervorbringung zu verstehen, und diese Definition passt nicht auf die oben genannten Erzählungen.

Gleichfalls kann man nicht als Legenden bissige (übrigens sehr mittelmäßige) Anekdoten ansehen, welche die anderen (insbesondere die calvinische) Confessionen verhöhnen. (»Warum schmücken sich die Calviner bei ihrem Kirchengang mit Blumen«, »Wie wurde ein Calviner von einem ruthenischen Popen aus dem Todesschlaf erweckt«, »Über drei ruthenische Confessionen«.) Sie haben gar nichts mit der Legende gemein. Gleichzeitig fügen wir hinzu, dass sie völlig abgeschmackt sind und der ungarisch-ruthenischen Denkweise nicht viel Ehre thun.

Anlässlich der Bibelepisoden, die im Munde der ungarischen Ruthenen vom ursprünglichen Text abweichen, möchten wir uns auch eine Bemerkung erlauben. Mehrere der Hnatiuk'schen Texte unterscheiden sich so wenig von dem, was man in den Volksschullehrbüchern findet, dass es am besten gewesen wäre, wenn er knapp mit einigen Worten die Abweichung angegeben hätte.

Anders ist es, wenn es sich um apokryphische Erzählungen handelt (»Wann schrieb David das Psalterbuch«, sechs Salomonlegenden). Da hatte Hnatiuk gewiss recht, einen vollen Text zu geben.

Um mit den kritischen Bemerkungen über diese übrigens wertvolle Veröffentlichung zu endigen, wollen wir noch folgendes sagen:

Der Verfasser hat alle seine Texte im ungarisch-ruthenischen Dialect mitgetheilt. Für einen Dialectologen ist es eine willkommene Gabe, anders steht es um den Folkloristen. Die Mundart der ungarischen Ruthenen ist von der eigentlichen ruthenischen Sprache ziemlich verschieden, sie enthält außerdem viele ungarische Wörter. Die Folge davon ist, dass sogar einer, dem die ruthenische Sprache geläufig ist, alle Mühe hat, sich durch diese Texte durchzuschlagen. Wie muss es nun einem anderen sein, der das Ruthenische mit einem Wörterbuch liest!

Außerdem hat Hnatiuk die fremdsprachigen Wörter erst am Ende des zweiten Bandes in einem besonderen Wörterbüchlein zusammengetragen. Viel besser wäre es gewesen, wenn er sie im Texte in den Fußnoten gegeben hätte.

Die Menge der europäischen Sprachen ist sehr groß, anderseits ist der vergleichende Folklorist am glücklichsten, wenn er seine Materialien aus den ursprünglichen Texten schöpft. Dazu aber muss er wenigstens ein Dutzend Sprachen erlernen. Das gibt schon ziemlich viel Mühe; möge man ihm also seine Aufgabe nicht erschweren, indem man Volksmaterialien vorwiegend in der Mundart veröffentlicht. Infolgedessen sind viele treffliche Publicationen, wie z. B. diejenigen Pitrés über Sicilien recht schwer zu benützen. Infolgedessen haben es auch die französischen Folkloristen seit lange unterlassen, Volksmaterialien im Mundarttexte mitzutheilen, und zu ebensolchem Beschluss sind neuerdings die Folkloristen Polens gekommen. Natürlich kann man solche Forderungen an Volksliedertexte nicht stellen.

Wir hoffen also, dass Hnatiuk uns künftighin seine ungarischen Volksmaterialien in gutem Ruthenisch bringen wird.

Weiter wäre es erwünscht, dass der Verfasser die irrthümliche, zu verallgemeinernde Nomenclatur, deren er sich bedient, verwerfe. Wir haben schon deren schwache Seiten bezüglich der »Legenden« hervorgehoben, dasselbe ließe sich in Bezug auf Hnatiuks andere Kategorien, wie z. B. die »Novelle«, sagen. Wo endet die Novelle und wo beginnt das Märchen? Manche der Hnatiuk'schen Novellen gehören zu den

Märchen (wie denn umgekehrt Märchenepisoden in seinen Legenden vorkommen). Anderseits sind manche seiner Novellen nichts als »Faits divers«, das heißt Erzählungen über die Begebenheiten der letzten Tage, aller Abrundung und Pointe, welche eine Novelle kennzeichnen, bar.

Nun übergehen wir zur stofflichen Seite des Buches.

Wie erwähnt, beginnt es mit »Legenden«. Die Reihe wird von den Varianten der Bibelerzählungen eröffnet. Die erste: »Der Ursprung der Welt und der ersten Menschen«, ist theilweise apokryphisch, die Mehrzahl der folgenden (»Lucifers Kampf mit Michael«; »Noe«; »Lot und seine Frau«; »Sodoma und Gomorrha«; »Joseph«; »Moses und Pharaon«; »Samson«; »Jonas«) bieten aus oben besagten Gründen weniger Interesse. Hervorzuheben wäre nur, dass die Altägyptier von ungarischen Ruthenen mit Zigeunern identificiert wurden. Im Gegentheil ist der Salomoncyclus (»Salomon als Kind, Jüngling und König«; »Salomon und seine Frau«; »Salomon und die Teufel im Fass«; »Salomon schlichtet den Streit der Bettler«) recht interessant.

Dasselbe kann auch von Christussagen gesagt werden. Insbesondere gern zeigt uns die Volkslegende den Gottessohn auf seinen Wanderungen. Selbstverständlich gaben dazu die evangelischen Wanderungen Anregung. Sehr schütter sind dagegen bei den ungarischen Ruthenen die Mariensagen vertreten: neben zehn Nummern der ersten Gruppe sieht man nur eine einzige der zweiten.

Es folgen hierauf zwei Heiligensagen (»Basilius und Euladius«; »Teophist«; die letztere ist eigentlich eine Fassung der Eustachiuslegende), die Legende vom Engel als Dienstboten (welcher neulich Gaston Paris einen sehr interessanten Aufsatz gewidmet hat), sowie mehrere andere Volkserzählungen, deren Platz in dieser Gruppe wir oben beanständet haben.

»Novellen« sind vorwiegend Schwänke. Da finden wir Fassungen der Grimm'schen Erzählungen (»Das dumme Weib« = Der Frieder und das Catherlieschen; »Der dumme Pope und sein Diener« = Der junge Riese; »Der Kirchensänger als Dieb und der Pope als Zauberer« = Doctor Allwissend; »Wie eine Prinzessin arm und dann wieder reich wurde« = König Drosselbart; »Der ruthenische Soldat und der König« = Der Stiefel von Büffelleder; »Der Prinz als Dieb« = Der Meisterdieb; »Wie der Arme mit dem Reichen rechtete« = Die beiden Wanderer); andere Schwänke knüpfen an mittelalterliche Stoffe an (»Sage niemals deiner Frau die ganze Wahrheit« = »Quod mulieribus non est credendum« in den Gesta Romanorum[1]); »Beginne nichts ohne Überlegung« = »De omnibus rebus cum consensu et providentia semper agendis« in demselben Sammelbuche.[2]) Mehrere Schwänke scheinen localen Ursprunges zu sein. Interessant ist, dass in einem derselben ein — Phonograph die Hauptrolle spielt (»Wundermaschine«, Bd. I, S. 172—173).

An diese Gruppe wären eigentlich die achtzehn bis zwanzig Anekdoten, die der Verfasser am Ende des zweiten Bandes untergebracht hat, anzuschließen. Sie unterscheiden sich von den »Novellen« bloß durch ihre Kürze. Meistens beziehen sie sich auf Zigeuner und Popen und stehen in künstlerischer Hinsicht höher als die ersteren.

Der zweite Band enthält außerdem drei Thiermärchen (Parallelen zu Grimms: »Der Wolf und der Mensch«, »Der alte Sultan« und »Der Fuchs und die Frau Gevatterin«), sechs historische Sagen, worunter vier vom König Matthias (die beiden anderen sind: »Von Josef II.« und »Warum bekommen die alten Soldaten Kossuths ein Jahresgehalt«) und schließlich 38 Märchen.

Darunter heben wir folgende Parallelen mit den Grimm'schen Märchen hervor: »Wie Kontiufit Sonne und Mond erlangte« = Sechse kommen durch die ganze Welt; »Von drei Prinzen und der Prinzessin auf dem Jassińberge« = Das Wasser des Lebens; »Drei Brüder: Abend, Mitternacht, Tagesanbruch« hat manches mit demselben Märchen gemein; »Wundermühle, Lamm und Stöcke« = Tischchen deck dich, Goldesel und Knüppel aus dem Sack; »Vom Jäger, der allerlei Thiersprachen verstand« = Die weiße Schlange; »Nemtuda« = Der Eisenhans (zweite Hälfte); »Von sieben Brüdern als Kolkraben und von ihrer Schwester« = Die sieben Raben; »Vom Kaiser, der silberhaarige Kinder hatte« = Das Mädchen ohne Hände; »Vom Taufsohne des Kaisers« = Die Gänsemagd; »Marcus der Reiche und seine Sonnenreise« = Der Teufel mit den drei Haaren; »Der Zigeuner als Krieger« = Das tapfere Schneiderlein; »Der junge Freiherr in Amerika« = Der Räuber und seine Söhne.

Überhaupt gibt es beinahe kein einziges Märchen in dem Hnatiuk'schen Buche, das ohne Parallelen dastände. Wir widmen mehr Platz derjenigen aus der Sammlung der Brüder Grimm, weil die Sammlung allgemein bekannt ist und gewissermaßen ein Gemeingut aller gebildeten Leute bildet. Doch fügen wir die Bemerkung hinzu, dass, wie es überhaupt mit den Parallelen der Fall ist, die Hnatiuk'schen Märchen einerseits mit den angeführten Grimm'schen Märchen manches gemein haben, in mancher Beziehung aber sich davon unterscheiden.

Unter den anderen Nummern citieren wir vor allem eine Fassung der Lenorensage (Bd. II, S. 151).

---

[1]) ed. Österley, n. 124.
[2]) ed. Österley, pag. 431—434.

Allen diesen Legenden, Schwänken und Märchen hat Hnatiuk vergleichende Noten hinzugesellt. Weil insbesondere ruthenische, polnische und russische Quellen dort recht gut vertreten sind, so erhöht dies noch mehr den Wert des Hnatiuk'schen Buches für vergleichende Märchenforscher. Hier und da (übrigens sehr selten) sind die Angaben nicht völlig genau. So z. B. wird die im Archiv für slavische Philologie (1891) veröffentlichte Arbeit des Gezeichneten: »Eine kleinrussische Version der Lenorensage«, von Hnatiuk zwar citiert, doch wird nicht einmal die Zeitschrift, wo sie erschienen ist, angegeben. Indes enthält eben diese Arbeit eine sehr vollständige Literatur der Lenorenfassungen, welche bis 1891 bekannt waren, und manche der dort citierten Versionen sind Hnatiuk unbekannt.

Andererseits ist noch ein Desideratum an diese vergleichenden Noten (und diesmal bezieht es sich nicht nur auf die Hnatiuk'sche, sondern auf viele andere vergleichende Märchenpublicationen) zu stellen. Man ist gewohnt ein Märchen mitzutheilen und hierauf eine Anzahl Parallelen folgen zu lassen. Doch besteht gewöhnlich das Märchen aus mehreren Episoden und manchmal sind dieselben darin ganz locker hineingeflochten.

Man sollte eigentlich Episodenparallelen angeben. Als Beispiel möge das erste Hnatiuk'sche Märchen »Der junge Freiherr in Amerika« dienen. Wie schon der Titel zeigt, weist das Märchen eine interessante Modernisierung auf, und wenn man dazu Parallelen bringt, so wäre auch anzugeben, ob darin dieselbe Modernisierung vorkommt oder nicht. Zweitens enthält das Märchen eine Polyphemversion, mehrere Reminiscenzen aus dem Sindbadcyclus und schließlich die Episode von dem trauernden Ehegemahl, der sich mit seiner verstorbenen Frau begraben lässt. Im gegebenen Fall hat Hnatiuk diese drei Motive von einander geschieden und sie besonders behandelt, dieses Verfahren aber befolgt er jedoch nur von Zeit zu Zeit.

Sodann sind manche seiner Parallelen eigentlich nur stoffverwandt. Es ist nicht ohne Wert, auch derlei Erzählungen anzugeben, doch möge man ihr Verhältnis zum Grundmotiv von vorneherein bestimmen.

Alle, welche den Mechanismus der vergleichenden Märchensammlungen von nahe besehen haben, wissen, dass das, was wir bezüglich Hnatiuks hervorheben, sich beinahe auf alle anderen Publicationen dieser Gruppe beziehen kann. Es scheint uns aber, dass mehr kritische Sichtung in derlei Arbeiten höchst nöthig wäre.

Hnatiuks Buch, welches gewiss die beste ruthenische Märchensammlung der letzten Jahre ist, enthält außerdem noch eine Inhaltsangabe aller Nummern der beiden Bände und mehrere Selbstbiographien der Erzähler. In unserer Besprechung des Lew'schen Buches haben wir dargethan, wie wertvoll solche auf Volkserzähler bezügliche Mittheilungen sein können. Ein näher zu beleuchtender Punkt ist noch der oftmals pedantisch moralisierende Ton der Erzählungen. Sie riechen nach Kirchensängerphilosophie. Bei den galizischen Ruthenen spielen die Kirchensänger eine bedeutende Rolle im Volke; es wäre interessant gewesen, etwas über diese Persönlichkeiten und ihre Beziehungen zur Volksliteratur im ruthenischen Nordungarn zu erfahren.

Paris. Dr. W. Bugiel.

20.

Grandidier, Alfred: L'Origine des Malgaches. Paris 1901, 4°, 180 S.

Der berühmte Erforscher Madagaskars gibt in dieser Schrift, welche einen Band des monumentalen, 52 Bände umfassenden Werkes: »Histoire physique, naturelle et politique de Madagascar« bildet, eine nach historischen Gesichtspunkten gruppierte Darstellung der Besiedelung der großen afrikanischen Insel. Im Gegensatze zu der bisher allgemein angenommenen Auffassung, wonach die ersten Bewohner Madagaskars vom afrikanischen Festlande kamen, stellt Grandidier die Ansicht auf, die Insel sei zuerst durch Einwanderungen indo-oceanischer Neger, welche er als Indo-Melanesier bezeichnet, bevölkert worden. Greifbare Beweise für diese seine Behauptung vermag er jedoch nicht zu geben, obwohl er die Einheitlichkeit der Sprache auf der ganzen Insel, welche in ihrem heutigen Bau schon lange vor der Ankunft der Malaien (richtiger Javaner) bestand und nach ihm den melanesischen Idiomen nahe stehen soll, in erster Linie als Stütze für seine Theorie in Anspruch nimmt. Weiters muss der von Grandidier unternommene Versuch einer zusammenfassenden ethnographischen Schilderung der das südliche Asien und die Inselwelt Oceaniens bewohnenden Völkergruppe unter Hinweis auf die Übereinstimmungen mit den Sitten und Gebräuchen der Madegassen als wenig geglückt bezeichnet werden, denn bei der Zusammenfassung einer solchen Zahl verschiedener Rassen und Völkerschaften, wie Negrito, Melanesier, Polynesier, Mikronesier, Malaien etc. zu einer einzigen Völkergruppe, einer ethnographischen Einheit, müssen naturgemäß jene den einzelnen Bestandtheilen der Gruppe eigenthümlichen Merkmale unberücksichtigt gelassen werden, und schließlich bleibt nur eine kleine Menge allen Theilen der Gruppe gemeinsamer Momente übrig, welche eben bei allen Naturvölkern anzutreffen sind und im Grunde nichts anderes darstellen, als die Bastian'schen Elementargedanken.

Um dies noch deutlicher zu machen, wollen wir einige der für die Theorie Grandidiers ins Treffen geführten ethnographischen Übereinstimmungen zwischen Indo-Oceaniern und Madegassen hier anführen:

Die Identität der Charaktereigenschaften der Indo Oceanier mit den Madegassen; das Vorkommen des Nasengrußes, der Teknonomie, der Sitte, die Frauen an Gastfreunde zu verleihen, die Verbreitung des Bauopfers, den Glauben an die Seelenwanderung bei den Vornehmen, die Leidenschaft für Thierkämpfe, die absolute Freiheit der Mädchen vor der Heirat, die Polygamie, die Unreinheit der Wöchnerinnen, Behandlung der Kinder etc.

Es ist wohl überflüssig, darauf hinzuweisen, dass selbst der Nachweis einer großen Zahl solcher Berührungspunkte zwischen den Bewohnern Madagaskars und Indo-Oceaniens für die Frage der Herkunft der Urbevölkerung der Insel bedeutungslos ist.

Die Bevölkerung Madagaskars hat im Laufe der Jahrhunderte infolge beständiger Einwanderung fremder Rassen, nicht zum wenigsten auch durch den seit dem XV. Jahrhunderte beständig gepflogenen Verkehr mit Europäern derartige Veränderungen und Vermischungen erfahren, dass vom ursprünglichen materiellen und geistigen Culturbesitze fast nichts auf uns gekommen ist. Daher ist die Ethnologie nicht imstande, uns die Frage der Herkunft der Madegassen zu beantworten; viel eher dürfen wir von der physischen Anthropologie eine Lösung des Räthsels erhoffen. In der That haben auch de Quatrefages (Hist. gener. des Races Humaines, 1889) und Hamy (Crania Ethnica) bereits auf die Ähnlichkeit der Madegassenschädel mit Papuaschädeln hingewiesen. Allerdings gelang es Duckworth nicht, an den aus Madagaskar stammenden Schädeln des anatomischen Museums der Universität zu Cambridge Ähnlichkeiten mit melanesischen Cranien zu entdecken, doch konnten ebensowenig Beziehungen zu afrikanischen Stämmen, insbesondere der benachbarten Küste Ostafrikas, nachgewiesen werden (Journ. Anthropol. Inst. of Great. Brit., vol. 26, 1897, pag. 289—290). Vielleicht wird das Studium eines größeren Vergleichsmateriales das Dunkel lichten.

Der übrige Theil der Grandidier'schen Schrift beschäftigt sich mit der Geschichte der malaiischen und semitischen Einwanderungen nach Madagaskar. Als Jahreszahl für die Ankunft der Javanen, der Vorfahren des jetzt die Provinz Imerina beherrschenden Adels der Andriană, an der Ostküste der Insel, werden die Jahre 1555 und 1560 angegeben. Besonderes Interesse bietet namentlich die Schilderung der Beziehungen zwischen Arabien und Madagaskar, die Gründung zeïditischer, ismaëlitischer und karmathischer Colonien auf der letzteren Insel. Die Nachkommen dieser und anderer arabischer Einwanderer sind noch heute in den Stämmen der Onjatsÿ, der Zafind Raminia, der Antimoronă und der Antalaotră erhalten, und soll auch der durch die Lehre der zeïditischen und karmathischen Secten gebotene Incest heute noch bei einigen dieser Stämme im Schwange sein.

Das mit einer erstaunlichen Literaturkenntnis geschriebene Werk Grandidiers lässt uns das Erscheinen des noch ausständigen 4. Theiles des Hauptwerkes, welcher die Ethnographie (von Grandidier) in zwei Bänden, Anthropologie (von Hamy) und Linguistik (von Grandidier) in einem Bande, umfassen soll, mit Ungeduld erwarten.

Horn (Niederösterreich). Dr. Richard Lasch.

21.

Schück, A.: Die Stabkarten der Marshall-Insulaner. Hamburg 1902, 37 S. Mit 11 Tafeln.

Der Verfasser, nicht der erste praktische Seemann, der sich mit dem genannten Thema beschäftigt — schon 1884 veröffentlichte derselbe in der Zeitschrift der königlich niederländischen geographischen Gesellschaft einen Artikel darüber, und Capitän Winkler hat 1898 in der Marine-Rundschau eine für die Deutung dieser lange unverstandenen »Karten« grundlegende Arbeit geliefert, die auch eine Übersetzung ins Englische erfahren hat[1]) — gibt vorerst einen historischen Überblick unserer Kenntnis von den (aus Stäben zusammengebundenen) Karten der Marshallaner und geht dann auf die Erklärung der einzelnen Arten: Lehrkarten, Übersichtskarten und Specialkarten einzelner Inselgruppen über. Das gesammte bekannte, auf den Tafeln skizzierte Material wird eingehend beschrieben, die Bedeutung der einzelnen Stäbe (als Dünungen, Ausgleichstellen, Sichtweiten, Kabbelungen u. s. w.) bei den verschiedenen Karten erörtert. Die Frage, ob ähnliche Stabkarten auch außerhalb der Marshall-Inseln vorkommen, scheint heute eher verneint werden zu müssen. Als Vorläufer der Stabkarten bezeichnet der Verfasser das Verfahren, Steine oder dergleichen nach der Lage der Inseln (beziehungsweise überhaupt geographischen Positionen) auf den Boden zu legen; mir scheint dies nicht der Fall zu sein; denn der Unterschied zwischen der bloßen Darstellung der geographischen Situation der Inseln zu einander und der Darstellung der auf den Marshallkarten außerdem ersichtlich gemachten nautischen Thatsachen ist ein viel zu großer, als dass man ohneweiters an einen genetischen Zusammenhang denken müsste. Ersteres scheint wohl eine allgemein-menschliche Äußerung geographischen Verständnisses zu sein, die eben bei allen Völkern spontan sich ergibt, die für die geographische Beschaffenheit ihrer Umgebung Sinn zu haben genöthigt sind. Die vom Verfasser mitgetheilte Steinsetzung in Mer (Torres-Straße)

[1]) Smithsonian Report for 1899, pag. 487, Washington 1901.

scheint eine ganz andere Richtung der Fortentwickelung dieser primitiven Kartographie darzustellen, als die rein praktischen Bedürfnissen dienenden Karten der Marshallaner, die in der That etwas in ihrer Art einziges darstellen dürften, wenn auch ihre Fortentwickelung nicht eine primäre ist, was noch dahingestellt bleiben mag. L. B.

22.

Laufer, Dr. Heinrich: Beiträge zur Kenntnis der Tibetischen Medicin. I. Theil. Berlin 1900.

In dieser kleinen Schrift, welche sich als Vorläuferin einer umfangreichen Bearbeitung der medicinischen Literatur Tibets ankündigt, finden wir eine dankenswerte Übersicht der bisher bekannt gewordenen tibetischen Werke über Medicin, sodann eine zum Theil auf diesen, zum Theil auf den Nachrichten der Forschungsreisenden und Linguisten basierende Zusammenfassung der anatomischen und physiologischen Anschauungen, sowie der Kenntnisse über allgemeine und specielle Pathologie und Therapie der Tibetaner. Als Hauptquelle dient das Buch r Gynd bzhi, d. h. die vier Tantra, ein im VIII. Jahrhundert n. Chr. aus dem Sanskrit in die tibetische Sprache übersetztes medicinisches Werk. Das Sanskritoriginal ist bisher nicht bekannt geworden. Dementsprechend geben auch die anatomischen und physiologischen Capitel in jenem Buche genau die indischen Anschauungen jener Zeit wieder. Die Neigung der Inder zur übertreibenden Spielerei mit Zahlen kommt dabei deutlich zum Vorschein. Im ganzen gibt es 900 Nerven, 12 große und 250 kleine Gliedergelenke, 11.000 Kopfhaare, 11 Millionen Haarporen u. s. w. Vom Blutkreislauf hatte man keine Ahnung, die größeren Arterien werden als Canäle des Windes angesehen. Übrigens werden Sehnen, Nerven und Adern oft mit einander verwechselt.

Die fast heilig gehaltenen vier Tantra bilden heute noch in Tibet und in der Mongolei das »standard work« für die Medicin.

Der Abschnitt der Laufer'schen Schrift, welcher über specielle Pathologie und Therapie handelt, bietet auch einen wertvollen Beitrag zur Nosogeographie und Rassenpathologie. Wir erfahren daraus, dass die Blattern eine große Plage Tibets seit jeher darstellen, während die Cholera sehr selten oder gar nicht vorkommt und auch die Pest zu fehlen scheint. Lepra ist ebenfalls selten, in Ladâkh gänzlich unbekannt, dagegen in Baltistan (südlich des Karakorum-Gebirgszuges) und in der indischen Ebene sehr häufig. Erwähnenswert ist, dass die Anhänger der alten Bon-Religion (der vorbuddhistischen Religion Tibets) der Ansicht sind, die Lepra sei eine von den Erdgöttern und Schlangendämonen gesandte Strafe für Verunreinigung des Herdes durch überfließende Milch oder ähnliches. Syphilis ist in Tibet ungemein weit verbreitet, als Heilmittel dagegen wird Quecksilber in Form von Pillen angewendet.

Centralasien gilt schon seit langer Zeit als ein großer Kropfherd und Laufer widmet dem Vorkommen der Krankheit in Tibet eine eingehende Untersuchung. Auch im Buche r Gynd bzhi ist dem Kropfe ein besonderer Abschnitt eingeräumt.

Die Angaben über Erkrankungen des Herzens, der Nieren, des Verdauungstractes und der Bewegungsorgane können wir, als lediglich den Arzt interessierend, hier übergehen, hervorzuheben sind noch die Nachrichten über das häufige Vorkommen von Augenerkrankungen unter den Himalaya-Völkern, und genießen die herumreisenden tibetanischen Augenärzte, die mit Salben und Augenbädern curieren, einen guten Ruf.

Die Ausübung des Heilberufes liegt in Tibet ausschließlich in den Händen der Priester (Lamas) und sind einzelne Klöster wirkliche Hochschulen für Medicin. Die Lama-Ärzte nehmen als Priester eine sehr geachtete Stellung ein und bestreben sich auch, nach Beendigung ihres Studiums Neues zu lernen.

Im allgemeinen erhält man bei Lectüre der in Rede stehenden Schrift den Eindruck, dass die tibetische Medicin in einer über die einer viel höheren Culturstufe angehörigen Nachbarvölker Indiens und Chinas weit hinausragenden Weise vorgeschritten ist und dass namentlich specielle Pathologie und Therapie sich auf einer nicht zu unterschätzenden Höhe befindet, dagegen sind Anatomie und Physiologie verhältnismäßig in der Entwickelung stark zurückgeblieben und die Volkshygiene, zu der sich sonst von vielen Naturvölkern deutliche Ansätze beibringen lassen,[1]) hat sich in die tibetische Medicin überhaupt keine Aufnahme zu verschaffen gewusst.

Horn (Niederösterreich). Dr. R. Lasch.

[1]) Vgl. Bartels, Medicin der Naturvölker. Leipzig 1893, S. 220 ff.

RUDOLF VIRCHOW

† 5. September 1902.

Die Bewohner der Insel Tumleo, Berlinhafen, Deutsch-Neu-Guinea.

Von **P. Mathias Josef Erdweg**, S. V. D., Missionär in Berlinhafen.

(Schluss.)

(Mit 56 Abbildungen.)

XI. Schmuck und Schmucksachen der Tumleo.

So wenig Gewicht die Eingebornen im allgemeinen darauf legen, in ihrer Kleidung über das Allernothwendigste hinauszugehen, umsomehr Zeit und Sorge verwenden sie auf Schmuck und Putz. Aber sonderbar, während bei uns in Europa die Damenwelt am meisten auf Mode und Toilette sieht, verlegt sich hier fast ausschließlich das starke Geschlecht auf das Studium der Verschönerungskünste, wogegen die Mädchen und Frauen mit einigem einfachen Schmuck zufrieden sind. Betrachten wir einmal einen Tumleo-Mann, wenn er sich zu einem Feste herausputzt. Die meiste Arbeit macht die Herrichtung der Haare. Das Geschäft wird auf irgend einem Platze im Dorfe vorgenommen, mit Vorliebe wählt man dazu ein schattiges, mit Sand bestreutes, oder ein am Meeresufer gelegenes Plätzchen. Haarkünstler von Profession sind den Tumleo auch noch unbekannt, der erste beste Freund übernimmt mit Vergnügen diese Arbeit. Er kniet auf den Boden nieder, sein Kunde legt sich vor ihm platt auf den Bauch, und das Werk kann beginnen. Unsere Eingebornen tragen das Haar entweder ganz- oder halblang. Im ersteren Falle lassen sie dasselbe zu einer riesigen Perücke heranwachsen, die über der Stirne, etwas nach hinten gewölbt, sich bis 10 *cm* emporhebt, dann über dem Kopfe nach hinten herunterhängt und an 50 *cm* in der Breite und Länge messen mag. Oft sogar sieht man, allerdings nur bei fremden Besuchern, dass diese Perücke wie eine dichte Mähne ganz über den Rücken heruntergeht. Im letzteren Falle hat der Haarputz mehr halbkugelige Gestalt. Aufgabe des Friseurs ist es nun, die jeweilige Form des Kopfschmuckes möglichst vortheilhaft zum Ausdrucke zu bringen und die Haare zu einer mächtigen Perücke herauszuputzen oder ihnen eine schöne halbkugelförmige Gestalt zu geben. Er beginnt sein Geschäft damit, aus dem Gesichte und von der Stirne jedes Härchen, das nicht schön in Reihe und Glied steht, wegzurasieren. Als Scheermesser dienen die Scherben einer Flasche, die man zu diesem Zwecke zerschlagen hat, und die Barbiere verstehen ihre Kunst so gut, dass der Kunde, trotzdem die Manipulation ganz trocken vorgenommen wird, kein Tröpfchen Blut vergießt. Hierauf wird das Haar mit einem einheimischen Kamme durch und durch gekämmt, bis es ganz locker wird. Nun gibt man ihm vermittelst einer Haarpomade die nöthige Geschmeidigkeit. Diese Haarpomade wird auf folgende Weise zubereitet: Man nimmt das Fleisch einer ganz reifen Cocosnuss, schält es ganz aus der harten Schale heraus und röstet es etwas im Feuer. Dann zerreibt man mit einer scharfen Muschel das ganze Fleisch in kleine Stückchen, ähnlich wie man bei uns die Kartoffel auf dem Reibeisen zerreibt. Diese Stückchen bringt man in ein Bastgewebe, wie solche am Blattstiele der Palmblätter (Cocos) wachsen, ringt sie aus und das Cocosöl fließt heraus in eine dafür bereitgehaltene Perlmuschelschale. In dieses Öl streut man einen mennigartigen Lehm, den man vorher fein pulverisiert hat, vermischt ihn mit dem Öl und so erhält man eine röthliche, stark riechende Haarpomade. Den Lehm findet man nördlich

von hier bei den Festlandsstämmen. Die Pomade wird nun auf das Haar aufgetragen und durch vieles Herumstreichen und Kämmen mit dem Haare vermischt. Letzteres wird dadurch ganz weich und geschmeidig und legt sich in schönen Wellen und Löckchen sanft neben- und übereinander. Um den Haarputz zu vollenden, steckt man noch eine Anzahl Federn hinein. Am beliebtesten sind die langen Hahnenfedern, welche, auf das Haar gepflanzt, sich bei jeder Bewegung des Kopfes majestätisch hin- und herneigen. Oft werden diese Federn noch eigens beschnitten, um ihnen ein schönes Aussehen zu geben, öfters steckt man auch eine Feder in die andere, damit dieselben noch besser hin- und herschwingen können. Der Tumleo legt einen großen Wert darauf, eine ziemliche Anzahl dieser Federn zu besitzen. Für ein Paar derselben arbeitet er wohl einen Tag. Die Hähne hält er fast nur dieser Federn wegen, und deshalb sieht man auch in den Dörfern fast nie einen Hahn mit ordentlichem Schwanze herumstolzieren; sobald das arme Hähnchen auch nur einige brauchbare Federn hat, wird es unbarmherzig gerupft. Selbst die Hähne der Mission müssen sich das gefallen lassen. Auch andere Federn sind für den

Abb. 209. Haarkamm ($^1/_3$ n. Gr.).

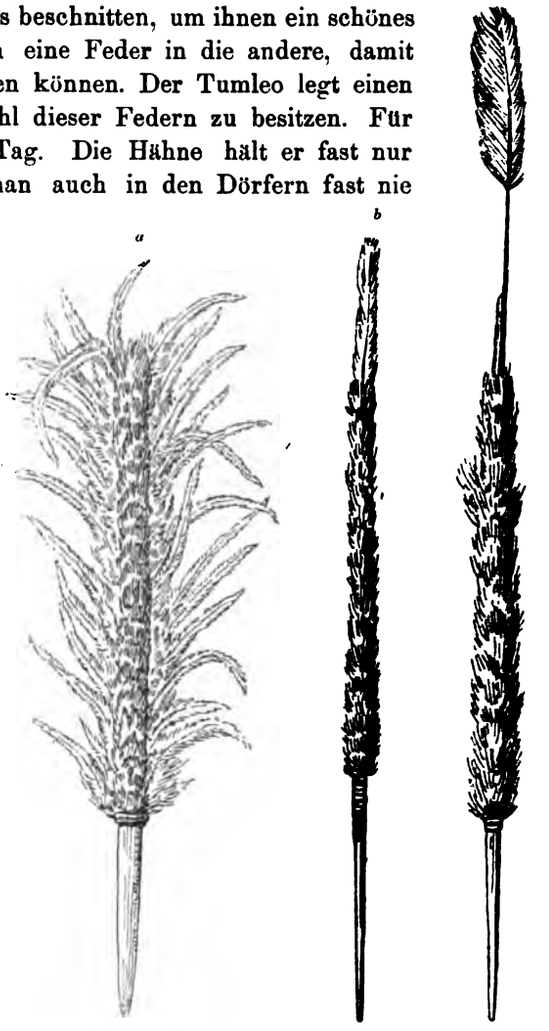


Abb. 210. Haarnadeln (*a*, *b* $^1/_4$, *c* $^1/_5$ n. Gr.).

Kopfschmuck erwünscht, so die weißen Federn der hier zahlreichen Tauben, Federn vom Kakadu, von der Krontaube, vom Paradiesvogel und den hier am Festlande zahlreichen Papageien. Die weißen Taubenfedern verwendet man meist so, dass man damit den vorderen oberen Theil der Perücke halbkreisförmig umrahmt. Die Federn der Krontaube werden meist an dem oberen Ende eines Haarkammes befestigt. Der Kamm wird in das Haar gesteckt, die Federn selbst ragen dann senkrecht über dem Kopfe hervor und geben dem ganzen Putz ein recht malerisches Aussehen. Haarkämme (Abb. 209) und Haarnadeln (Abb. 210) sind, wie schon aus dem Gesagten hervorgeht, den Eingebornen bekannt. Man verfertigt selbige aus den harten Blattrippen der Fächerblätter hiesiger Palmenarten. Die Haarkämme bestehen meist aus sechs bis acht solcher Blattrippen und werden durch schöne

kleine Geflechte zusammengehalten. An ihrem oberen Ende, der Handhabe, sind sie meist verziert. Entweder sind sie dort mit Perlen oder Muschelchen besetzt oder sie tragen eine Perlenkette als Anhängsel. Oft findet man auch Kämme, deren Handgriff mit dem rostbraunen Pelze einer hier am Festlande heimischen Beutelratte, die im Volksmunde *arúr* heißt, umwickelt ist.

Abb. 211. Haarbinde ($^1/_3$ n. Gr.).

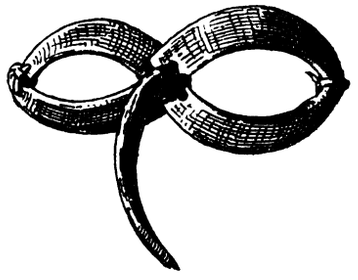


Abb. 212. Stirnschmuck ($^1/_4$ n. Gr.).

Abb. 213. Ohrschmuck ($^1/_4$ n. Gr.).

Wenn der Kopfputz fertig ist, kann der Mann daran gehen, auch seine anderen Schmucksachen anzulegen. Die Zahl derselben, die hier im Gebrauche sind, ist eine sehr große. Es ist kein Theil, kein Glied des Körpers, das nicht einen besonderen Schmuck hätte. Das Haar hält man mit verschiedengestaltigen Haarbinden (Abb. 211) zusammen. Die Stirne schmückt man mit dem Stirnband. Über der Stirne trägt der Tumleo wohl eine Art Brille (Abb. 212) aus Eberzähnen, es fehlen nur noch die Gläser darin, sie würde dann ganz gut als Brille europäischen Stiles Verwendung finden können. In die Ohren bohrt man nicht ein, sondern gleich zwei bis drei Löcher, damit das halbe Dutzend Schildpatt-, Muschel- und Holzringe und damit die Schweineschwänzchen, Perlenschnürchen, Geflechte, Papierröllchen u. s. w., welche er in jedem Ohre trägt, genügend Platz finden (Abb. 213). Durch die Nasenscheidewand, welche eine weite Öffnung zeigt, wird ein bis daumendickes Bambus- oder schön geschliffenes Muschelstäbchen (Abb. 214 *a*) gesteckt. Die Nasenflügel werden dadurch ganz seitlich gedrückt, ein Athmen durch die Nase ist, wenn das Stäbchen massiv ist, ganz ausgeschlossen. Um diesem Übel abzuhelfen, macht man die Muschelstäbchen meist nur so dick, dass sie noch ein leidliches Athmen durch die Nase gestatten. In die hohlen Bambusstäbchen brennt man dagegen für jeden Nasenflügel ein Loch, und so kann man, wenn das Stäbchen, wie nicht gerade selten, auch fast $^3/_4$ Zoll dick ist, doch noch

Abb. 214. Nasenschmuck (*a* $^1/_1$, *b* $^1/_4$ n. Gr.).

bequem durch die Nase athmen. Vielfach trägt man auch eine besondere Art Perlmutterringe an der Nase. Dieselben haben die Gestalt eines lateinischen q. In dem Bogen befindet sich eine kleine Öffnung, durch welche es ermöglicht wird, das Ding in der Nasenscheidewand festzuklemmen. Weiters sieht man kleine Löcher seitlich auf den Nasenflügeln, durch welche man ein kleines Perlschnürchen oder sonst etwas zieht.

Perlenketten für den Hals kannten die Tumleo schon eine ganze Anzahl, ehe sie mit den europäischen Glasperlen durch malayische Händler bekannt wurden. Es gibt hier verschiedene Arten von Früchtchen und Muscheln, die sich ganz hübsch zu diesem Zwecke verwenden lassen. So hat man am Festlande in Sissanó, etwa 30 Meilen (Seemeilen) nordwärts von hier, kleine schwarze Früchtchen, welche ganz unseren kleinen schwarzen Glasperlchen ähneln. Sonstwo findet man einen Strauch, der reiskornartige, graue Früchtchen trägt.[1]) Dann hat man die schön rothgefärbten Pater noster-Böhnchen. Diese Früchtchen müssen alle, wie auch unsere Rosenkranzperlen, durchbohrt werden, bevor man sie auf

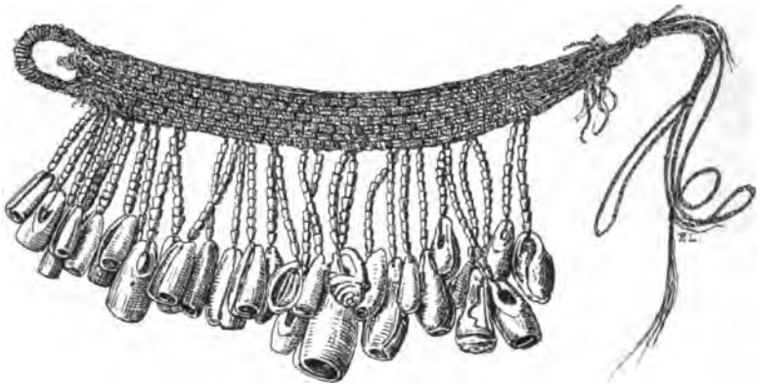


Abb. 215. Halsschmuck (1/3 n. Gr.).

eine Schnur aufreihen kann. Mit diesen Perlen macht man lange Halsketten, die schön ineinander und durcheinander gewirkt sind. Außer diesen langen Halsketten trägt man noch große Muschelringe um den Hals, die durch eine kurze Perlenkette festgehalten werden. Dann hat man noch Halsschnüre mit Fransen, die mit den grauen, vorhin erwähnten Früchtchen vielfach besetzt sind (Abb. 215). Dieser Halsschmuck ist einem Fliegen garne, wie es vielfach die Pferde vor der Stirne tragen, täuschend ähnlich. Sehr gesucht und geschätzt sind endlich Halsbänder von Hundezähnen. Dieselben bestehen aus einer steifen, geflochtenen Binde, die den Hals umfasst und in welche die Hundezähne strahlenförmig eingesetzt sind. Die Zähne stehen mit der Spitze nach außen. Das dickere Ende ist durchbohrt und durch einen Faden, der durch diese Öffnung geht, an der Binde befestigt.

Quer über der Brust tragen die Tumleo eine Art Brustschnüre, mit Früchtchen oder Muschelchen besetzte, fingerbreite und gewebte Schnüre, die von der rechten Schulter unter die linke Achsel gehen. Andere trägt man auf der linken Schulter zur rechten Achselhöhle. Auf die Brust hängt man den Brustschild, eines der schönsten und kunstreichsten Schmuckstücke, welche die Eingebornen hier herum kennen (Abb. 216). Es hat eine herzförmige Gestalt und mag, da es vorzüglich auch als Kriegsschmuck getragen wird, in erster Linie wohl den praktischen Nutzen haben, das Herz vor den Geschossen der Gegner zu schützen. Aber auch als Schmuckstück macht der Brustschild besonderen Effect, der, wie

[1]) Wohl Coix lacrima.

schon gesagt, eines der kunstreichsten Erzeugnisse heimischer Industrie ist. Er besteht aus einem herzförmigen festen Geflechte von 2—3 dm^2 Oberfläche als Unterlage. Am oberen Rande sind einander gegenüberstehend auf jeder Seite etwa fünf bis acht Eberhauer angebracht. Der untere Theil ist symmetrisch in verschiedene Felder abgetheilt. In diese Felder wird eine klebrige, leimartige Masse gethan und darauf werden rothe Paternoster-Böhnchen gestreut. Man drückt dieselben in die klebrige Masse ein, und wenn diese trocken ist, haften die Früchtchen fest. Am Rande des Brustschildes kommt das Geflecht zum Vorschein und bildet den Abschluss der Felder.

Abb. 216. Brustschild ($^1/_9$ n. Gr.).

Ein anderes Schmuckstück ist der Leibschild (Abb. 206), der aus einem 15—30 *cm* breiten Streifen Baumrinde verfertigt ist und in zwei bis drei Windungen den Unterleib umgibt. Er dient in Friedenszeiten auch zur Vervollständigung der Toilette. Meist sind diese Schilde auch mit allerlei geschnitzten oder eingebrannten Figuren oder Schnörkeln verziert. Im Kriege dagegen leistet der Schild die besten Dienste zum Schutze der Unterleibsorgane, ein Speer wird nicht leicht durch die zähe Rindenmasse hindurchdringen können, zumal dieselbe ganz rund um den Leib liegt und nach außen gewölbt ist, wodurch ja die Durchschlagskraft des aufprallenden Pfeiles etwas gehemmt wird.

An den Armen tragen die Tumleo die verschiedensten Arten von Schmucksachen, als Armbänder von Schildpatt, mit oder ohne eingeschnitzte Verzierungen (Abb. 217), eine Art

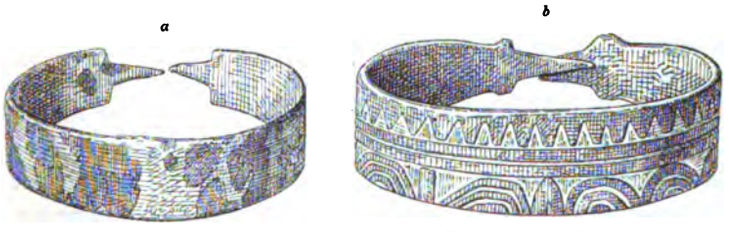


Abb. 217. Armringe aus Schildpatt, *b* aus Monumbo ($^1/_4$ n. Gr.).

Abb. 218. Armschmuck aus Schildpatt ($^1/_3$ n. Gr.).

Manchetten aus Schildpatt oder Flechtwerk (Abb. 218), Armringe, die aus einer Muschel (Tridacna) vermittelst Bambusbohrer ausgebohrt werden (Abb. 219), oder aber aus der Mündung einer Muschel *(green snail shells,* Schalschnecken) geschnitten und gefeilt sind. Ferner gibt es

geflochtene oder gehäkelte Armbänder, mit oder ohne Verzierungen von Früchtchen, Muschelchen, rothen Pasternoster-Böhnchen, mit oder ohne eingeschaltete Muschelringe oder Eberzähne (Abb. 220). Oft flicht man auch Armbänder, in welche kleine bis schalengroße Muschelringe eingewirkt sind. Auch für die Beine hat der Tumleo kleinere Schnüre, Ringe, Muschelglöckchen als Schmuck.

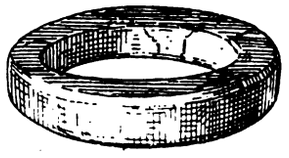


Abb. 219. Muschelarmring (1/8 n. Gr.).

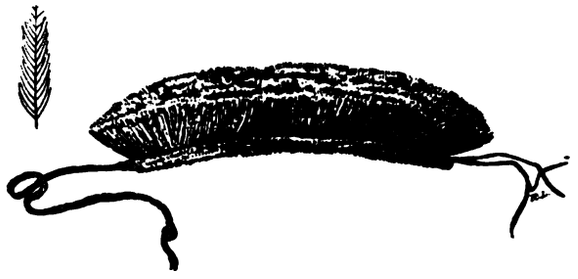


Abb. 221. Rückenschmuck (1/6 n. Gr.).

Wenn es hochfestlich hergeht, zieht der Mann neben dem gewöhnlichen Lendenschurze noch ein kunstreiches, in verschiedenen Mustern mit Muschelchen besetztes Bastgewebe an. Dasselbe wird nach Art der Männerschürzen getragen und geht vom Gürtel

Abb. 220. Armbänder (1/3 n. Gr.).

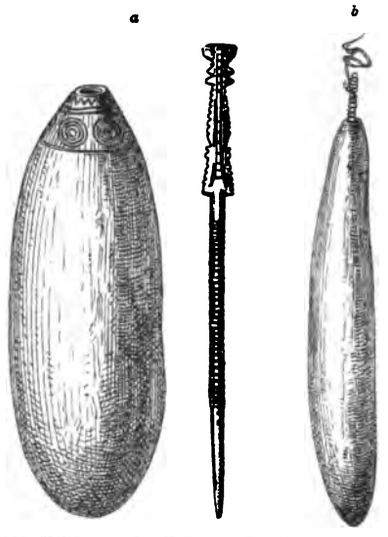


Abb. 222. Kalebassen für Kalk zum Betelkauen (a 1/4, b 1/6 n. Gr.).

bis über die Knie herab. Das ganze Gewebe mag etwa so lang und breit sein wie ein großes, einmal gefaltetes Taschentuch. Der eigentliche Lendenschurz, den der Tumleo zu einem Feste anzieht, entbehrt auch nicht der Verzierungen. Er ist so lang, dass er nach Art eines breiten Gürtels hinten und vorne fast den Boden berührt. Die beiderseitigen Spitzen laufen in schöne Fransen aus. Dann muss ich noch eines Rückenschmuckes (Abb. 221) Erwähnung thun. Es ist damit eine Art Bürste gemeint, die aus den schwarzen Federn des ausgewachsenen Casuars geflochten ist und an einer Schnur über dem Rücken getragen wird. Weiters hängt der Mann noch ein kunstvoll gehäkeltes, mit Früchtchen, Muschelchen, Thierpelzen und allerlei Anhängseln verziertes Täschchen auf die Schulter. Dasselbe enthält die nothwendigsten kleinen Geräthe, die der Tumleo tagsüber bei der

Arbeit, beim Essen und bei der Erholung gebraucht. Dieses Täschchen ist der beständige Begleiter unserer Leute, nur dass an den gewöhnlichen Tagen auch das Täschchen selber einfacher ist. Es ist für die Leute dasselbe, was ein Handkoffer mit dem unentbehrlichsten Reisegepäck für den wandernden Europäer ist. In diesem Täschchen findet man verschiedengeformte Knochen und Harthölzer, die als Bohrer, Messer, Meißel und Löffel dienen; Muscheln, die man als Löffel, Reiber und Kratzer verwendet, eine Art Behälter, worin der Tabak verwahrt ist, Betelnüsse, Betelpfeffer, eine ausgehöhlte und mit schönen geschnitzten oder eingebrannten Figuren versehene und mit pulverisiertem Muschelkalk gefüllte Kalebasse (Abb. 222), welch letztere Sachen sämmtlich beim Betelkauen Verwendung finden. Dann enthält das Täschchen noch einen Spiegel, Büchschen mit wohlriechender Baumrinde (Masoi-Rinde) oder mit verschiedenen Farbstoffen (Abb. 223), Messer, Nägel u. s. w. Auf dem Täschchen sind in der Regel noch ein oder zwei Muschelglöckchen angebracht und die Männer wissen es so einzurichten, dass bei jedem Schritte, den sie machen, das Glöckchen tactmäßig klingt. Zu guterletzt greift der Mann noch zu Pfeil und Bogen. Diese beiden Mordwaffen, seine unzertrennlichen Begleiter, dürfen auch beim Feste nicht fehlen. Dafür sind sie aber auch bei solchen Gelegenheiten auf das schönste geschnitzt, mit Flechtwerk und Federn geschmückt, so dass man deutlich sehen kann, dass sie in diesen Fällen mehr des Prunkes als der Vertheidigung wegen da sind.

Abb. 223. Bambusbüchse für rothe Farbe ($^2/_3$ n. Gr.) und abgerolltes Ornament derselben ($^1/_2$ n. Gr.).

Sehen wir uns nun einmal einen geputzten Tumleo aus dem Sapí-Dorfe an, wie er sich z. B. zu einem Tanzfeste nach dem Alí-Dorfe begibt. Da der Hauptweg von dem ersten westwärts von hier gelegenen Ort dorthin, gerade vor unserem Hause vorbei führt, haben wir oft und reichlich Gelegenheit, die männlichen Stutzer Revue passieren zu lassen. Schon von weitem kündet der tactmäßige Klang des Muschelglöckchens das Nahen eines Festgastes an. Bald taucht er selbst zu Anfang der Allee auf, die von unserem Hause zum Meeresufer führt. Stolz schreitet der Mann daher, sein ganzer Leib vom Scheitel bis zur Fußsohle ist aufs sorgfältigste geschmückt und geziert, es ist auch kein Härchen an dem Kerl, dem nicht eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet worden wäre. Man sieht es ihm aber auch an, dass er seine Würde und Schönheit zu schätzen weiß. Jeder Schritt und Tritt wird mit einer berechneten Bewegung der Extremitäten und Schwenkung des Körpers gemacht, man ist versucht zu glauben, der Mensch hätte es einer Modedame abgesehen, wie man sich anstellen müsste, um beim Gehen recht viel Effect zu machen. Bald ist es uns auch möglich, seine Identität festzustellen, vorher gieng das nicht gut,

denn er hat sich das ganze Gesicht so mit Topfruss und Öl bemalt, dass man ihn erst auf einige Schritte kennen kann. Kommt der Festgast näher heran, so hören wir, wie er mächtig mit einem gekerbten und schön verzierten Stäbchen, das dazu dient, beim Betelkauen den Kalk aus dem Kalkbehälter in den Mund zu bringen, im Halse der Kalebasse, die er unter dem Arme trägt, hin- und herarbeitet. Er ruft damit ein Geräusch hervor, das nach landläufiger Ansicht eigens darauf berechnet ist, die Aufmerksamkeit des Beobachters zu wecken. Jetzt geht unser Mann vorüber. Er würdigt uns nicht einmal eines Blickes, geschweige denn eines Grußes. Wir rufen ihn daher auf Tumleo an: »Wohin des Weges?« — so lautet der hier übliche Gruß. Stolz und kalt wirft der Angerufene den Nacken nach hinten, er dünkt sich viel zu hoch, um auf eine solche Frage Rede und Antwort zu stehen. Majestätisch, mit dröhnendem Schritte, wie ein schwerer Reiter, strebt er vorüber. Allmählich verstummt das Scharren mit dem Betelstäbchen und nur noch der gleichmäßige Tact des Muschelglöckchens tönt von der Hinterfront unseres Hauses herüber. Wir merken, dass der Tumleo, wenn er in seinem Festputze erscheint, sich nichts vergibt, auch wenn er nicht beobachtet wird; er hat so viel Achtung und Respect vor sich selber, dass er auch da noch erhobenen Hauptes und gemessenen Schrittes einherstolziert.

XII. Waffen der Tumleo.

Die Waffen unserer Insulaner sind Bogen und Pfeile, nebst Dolchen von Casuarknochen. Der Bogen (*tur-anín;* Abb. 224) ist von eisenhartem Palmholz und oft mit schönen Verzierungen, als Schnitzereien, Geflechten, Vogelfedern oder auch ganzen plattgedrückten Vogelbälgen geschmückt. Um diese Verzierungen zu schonen und die Farben immer lebhaft zu erhalten, umgibt man dieselben für gewöhnlich mit einer Schutzhülle von Baumbast. Nur im Kriege, bei Festlichkeiten, Besuchen wird die Hülle entfernt, damit jeder Mann die Schönheit des Bogens bewundern könne. Die Bogensehne ist von Rotang und oben und unten mit einer Schlinge versehen. Die untere Schlinge ist genau der Spitze des Bogens angepasst und sitzt fest auf, die obere dagegen ist etwas größer, um das Spannen und Abspannen des Bogens zu ermöglichen. Das Spannen geschieht in der Weise, dass man das eine Ende des Bogens auf die Erde setzt. Dabei muss man zusehen, dass die Spitze nicht auf einen Stein aufsitzt, da sie sonst abbricht und der Bogen damit verstümmelt ist. Dann drückt man mit einem Knie, das man etwa in die Mitte des Bogens setzt, fest gegen das Holz des Bogens. Dabei hält man mit der einen Hand den Bogen oben fest, mit der anderen greift man die Sehne, bringt sie in die Nähe der oberen Spitze und sobald das Holz hinreichend gebogen ist, streift man die Schlinge über die Spitze. In entsprechender Weise geschieht das Abspannen. Die Bogen, die hier im Gebrauch stehen, sind von stattlicher Größe, sie mögen etwa 2 *m* hoch sein. Das Holz, aus

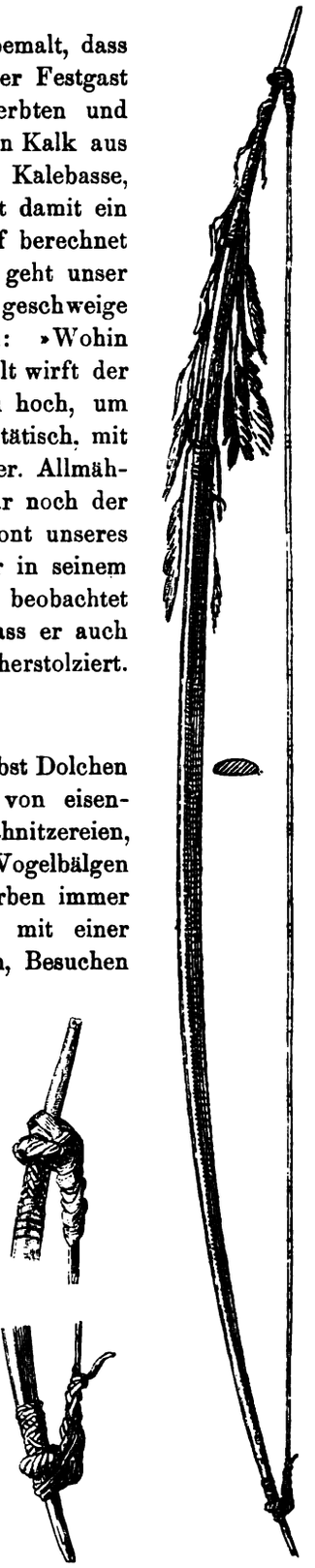


Abb. 224. Bogen ($^1/_8$ n. Gr., Details in $^1/_2$ n. Gr.).

dem der Bogen verfertigt ist. misst in der Mitte etwa 4 *cm* in der Breite und 2 *cm* in der Dicke. Nach den Enden hin verjüngt sich der Bogen und schließlich läuft er in zwei Spitzen aus, die am äußersten Ende etwa der Dicke eines kleinen Fingers entsprechen mögen. Der Bogen ist, wie schon gesagt, aus Palmholz gemacht, und zwar aus einer Betelart. Diese Palmen zeichnen sich dadurch aus, dass sie eine fast steinharte Rinde, aber ein ganz weiches, faseriges Innere haben. Man haut den Baum um, spaltet ihn dann der Länge nach zunächst in zwei Hälften und diese zwei in beliebige Theile, wie man es benöthigt. Dann werden von den einzelnen Latten oder Lättchen, die man so erhalten hat, noch die inneren weichen Faserbestandtheile bis auf die harte Rinde entfernt und die Latten oder Lättchen sind fertig zur Verwendung. Will man nun einen Bogen machen, so nimmt man ein bis 2 *m* langes und 5 *cm* breites Lättchen, mit dem Beile schlägt man das Holz zurecht, dass es sich nach oben und unten hin verjüngt. Um den Bogen schön glatt zu machen, kratzt man ihn mit einer spitzen harten Muschel solange ab, bis er so blank ist, als wäre er unter dem Hobel gewesen. Etwa 5 *cm* von den beiderseitigen Spitzen entfernt wird ein Knopf um die Spitze herum geflochten, der sehr fest ist und etwa die Größe einer wilden Kastanie haben mag. Auf dieses Geflecht streift man die Sehne und somit wird verhindert, dass bei der kegelförmigen Gestalt der Spitzen, die Schlingen an den Sehnen sich erweitern, heraufrutschen und dadurch der Bogen schlaff wird. Dann nimmt man eine entsprechende Sehne, macht daran die zwei Schlingen und passt sie an.

Die Pfeile (*tatúr;* Abb. 225) werden aus verschiedenem Material gemacht.

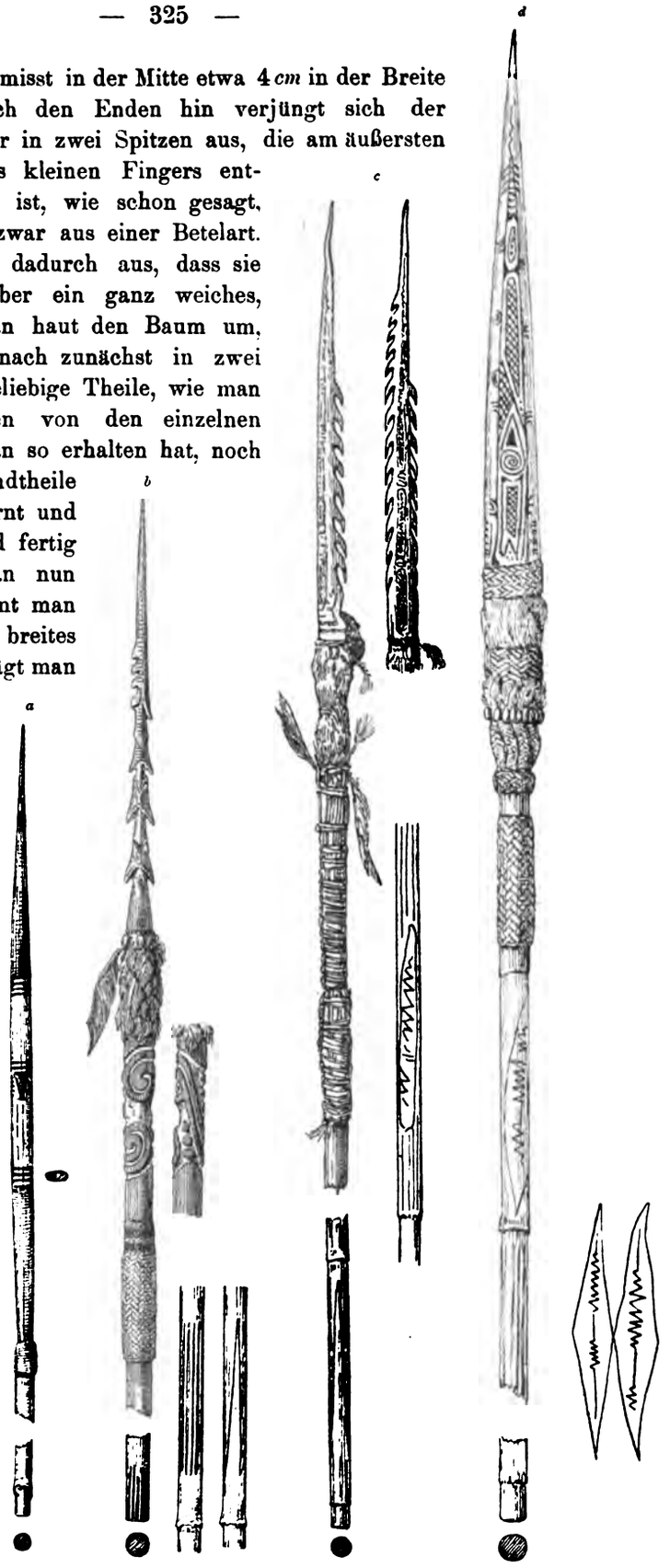


Abb. 225. Pfeile ($\frac{1}{4}$ n. Gr.: ganze Länge von *a* 125, *b* 143, *c* 144 und *d* 149 *cm*).

Der Pfeilschaft besteht immer aus einem schilfartigen, aber harten, etwa fingerdicken Rohr, hier *nakán* genannt. Die Spitze des Pfeiles besteht aus Betelholz, aus Hartholz oder Bambus. Die Pfeilspitze wird in das ebengenannte Rohr eingesteckt und dieses an derselben Stelle mit einem kleinen Geflecht umgeben. Auch die Pfeile sind oft recht schön bemalt, mit Flechtwerk und mit Federn geschmückt. Man kennt ganz einfache glatte Pfeile, gekerbte, gezähnte und mit Widerhaken versehene Pfeile, sie haben eine Spitze aus Hartholz oder Betelholz. Die Spitze der Bambuspfeile ist entweder glatt oder auch mit Widerhaken versehen. Bei Jagden auf größere Thiere und im Kriege werden diese Bambuspfeile mit Vorliebe gebraucht, da sie bis 4 *cm* breit sind und somit ganz furchtbare Wunden machen.

Bogen und Pfeil weiß jeder Tumleo ebenso zu handhaben, wie der Jäger seine Büchse. Schon als kleines Kind lernt der Knabe das Schießen. Der Vater schnitzt ihm einen kleinen Bogen, macht ihm einige Pfeile von Gras oder harten Blattrippen der Sagopalmblätter dazu, und der angehende Schütze kann seine Lehrzeit beginnen. Zuerst ist der Bogen mehr ein Spielzeug, je mehr das Kind sich aber entwickelt, umso besser lernt es den Bogen gebrauchen. Um sich im Schießen zu üben, stellen die Kinder am Seeufer einen ungeheuren Bananenstrunk auf, postieren sich in kurzer Distanz hinter demselben und die Schießerei geht los. Ferner ist ein beliebtes Spiel das Schießen auf dahinrollende Früchte, z. B. wilde Apfelsinen. Die Knaben stellen sich in einer oder zwei Reihen abwechselnd auf, einer wirft eine Apfelsine diese Reihe entlang und jeder bemüht sich, die Frucht zu treffen, während sie auf dem Boden dahinrollt. Dann machen auch die Kinder schon Jagd auf allerlei kleines Gethier, als Eidechsen, Fische, Buschratten und kleine Vögel. Trotzdem aber die jungen Leute schon so früh die Waffen in die Hand nehmen, dürfen sie dieselben mit Fug und Recht erst dann führen, wenn sie mannbar geworden sind und den Gürtel erhalten. Nach Anlegung desselben darf der Knabe auch Waffen tragen als ebenbürtiger Krieger. Zeit und Gelegenheit auch ferner im Waffenhandwerk sich auszubilden, gibt es genug. Auch die Jünglinge veranstalten öfters Probeschießen. Dann gehen sie auch fast alltäglich auf den Fischfang, wobei ebenfalls der Bogen gebraucht wird. Wenn es Krieg gibt, sind sie auch dabei, und somit erlangen die jungen Krieger mit zunehmendem Alter eine immer größere Fertigkeit im Schießen. Man muss sich wundern, wenn man sieht, wie weit und sicher die Leute ihr Ziel zu treffen wissen. Eine ziemliche Zahl von Wunden, die ich schon gesehen, zeigt beredter als alles andere, was unsere Leute im Schießen vermögen. Ich sah einen Jüngling, welcher Wunden im Oberarm hatte, der Speer soll ihm durch den Oberarm hindurch noch in die Seite gegangen sein. Drei andere sah ich, die in die Brust getroffen waren, ein anderer hatte eine klaffende Wunde im Oberschenkel, der Bambusspeer war durch und durch gegangen, und zwar kaum einen Zoll von der großen Oberschenkel-Pulsader entfernt. Wieder ein anderer hatte eine Wunde im Hals. Die Leute schießen mit erstaunlicher Sicherheit schwimmende Fische; eine Cocosnuss auf dem Baume zu treffen, ist ihnen Kinderspiel. Auch Vögel und anderes Gethier fällt ihren Schusswaffen zur Beute.

Um sich gegen diese Waffen im Kriege zu schützen, haben unsere Leute verschiedene Arten von Schilden (*lïon*, Abb. 226), als Brust-, Leib- und Holzschild. Über die Brust- und Leibschilde ist bereits im Capitel XI »Schmucksachen« das Nöthige gesagt worden. Mit den Holzschilden, die an 140 *cm* hoch und bis 50 und 70 *cm* breit sind, kann der Krieger seinen ganzen Leib decken. Oben, etwa im zweiten Drittel des Schildes, sind in der Mitte zwei Löcher angebracht, durch welche eine Schnur geht. Vermittelst dieser Schnur, die nach Art eines Henkels benutzt wird, trägt der Krieger diesen Schild auf dem Gelenkaufsatz des Oberarmes (da, wo das Gelenk in dem Schulterblatt aufsitzt) und hat so beide

Hände zur Handhabung des Bogens frei. Jedoch vermögen diese Schilde nicht absolut vor Pfeilschüssen zu sichern, da ein mit voller Wucht auffallender Pfeil oft mehrere fingerbreit durch den Schild hindurchschlägt. Der Krieger muss sich daher wohl hüten, den Schild allzufest auf dem Körper zu tragen, er muss suchen, eine möglichst geringe Körperfläche unmittelbar mit demselben in Berührung zu bringen, und das geschieht dadurch, dass man ihn etwas schräg über die Schulter hängt, und zwar an der Seite, wo die Hand sich findet, welche den Bogen hält, während die andere Hand die Sehne zieht. Da unsere Tumleo bald links, bald rechts schießen, je nach ihrer Angewöhnung, wird somit auch der Schild bald auf der rechten, bald auf der linken Schulter getragen.

Eine Art Dolche bilden die Casuarknochen, deren sich die Tumleo als Vertheidigungs- oder auch Angriffswaffe bedienen (Abb. 227). Es sind die Röhrenknochen von den Schenkeln des Casuar, die wohl an 40 *cm* lang sein mögen. Den oberen Gelenkansatz benutzt man als Handhabe. Die Dolche sind recht stark und spitz, und man kann sehr gefährliche Wunden damit schlagen. Auch diese Dolche sind oft recht schön mit Schnitzereien verziert.

Obschon Kriege und Streitigkeiten hier in unseren Gegenden fast nur von den Männern ausgefochten werden, so haben doch auch die Tumleo-Frauen eine Schutz-

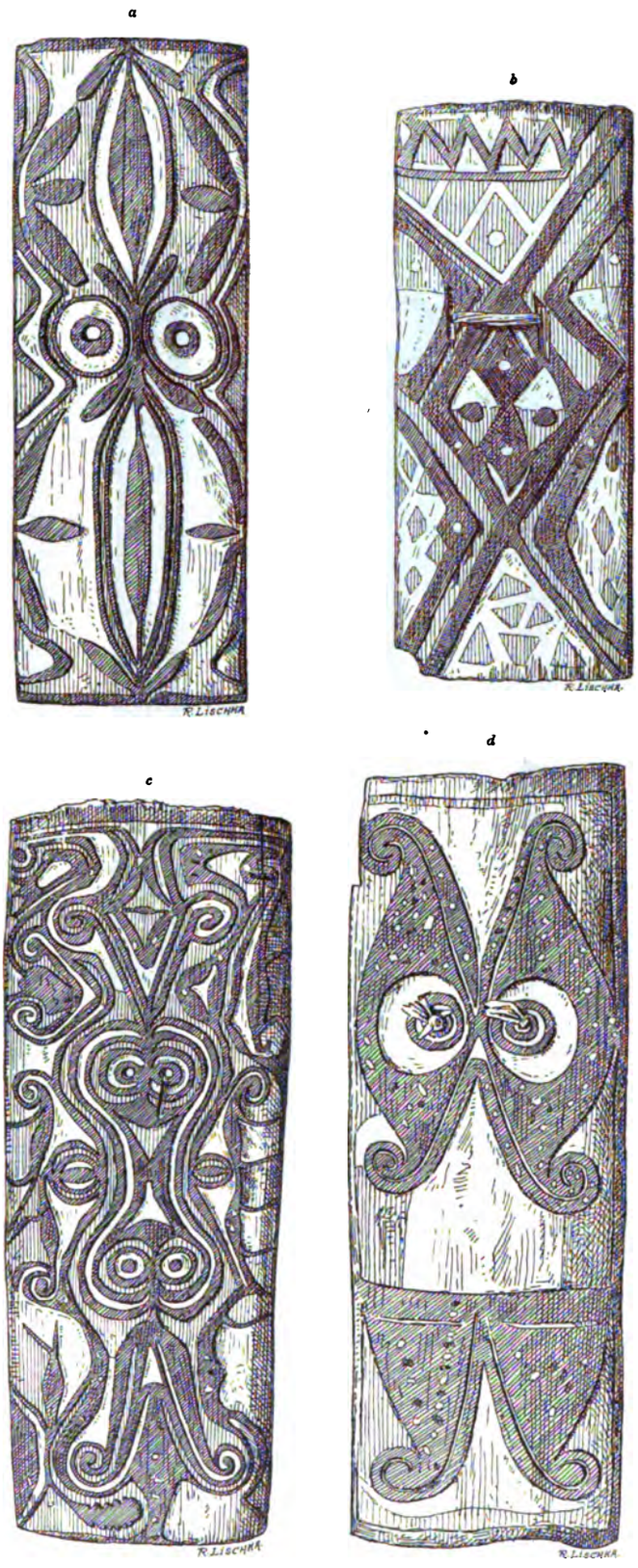


Abb. 226. Schilde (*a*, *b* $^1/_{10}$, *c* $^1/_{14}$, *d* $^1/_{12}$ n. Gr.).

waffe, den *lakúp* (Abb. 228—230). Der *lakúp* gleicht an Gestalt sehr einem Infanterie-Seitengewehre, nur ist er größer und in der Mitte etwas breiter als oben und unten. Das Instrument mag an die 80 *cm* in der Länge messen. Es besteht ebenfalls aus Betelholz. Oben ist es ähnlich den Seitengewehren mit einer Handhabe versehen. In Friedenszeiten dient der *lakúp* einer ganz harmlosen Bestimmung. Die Frauen benützen ihn dann oft als Stütze und Spazierstock, z. B. wenn sie schwere Lasten zu tragen haben, oder wenn sie in größerer Anzahl

Abb. 227. Knochendolche (a $^1/_4$, b $^1/_2$ n. Gr.).

Abb. 229. Griff der Frauenwaffe Abb. 228 a ($^1/_2$ n. Gr.).

Abb. 228. Frauenwaffen *lakúp* (a $^3/_{10}$, b $^3/_{20}$ n. Gr.) sammt Ornament der Klinge ($^1/_4$ n. Gr.).

auf ein anderes Dorf zu Besuch gehen. Als Waffe wird der *lakúp* meist bei Familien- oder persönlichen Streitigkeiten angewendet. Er dient da als Säbel, mit dem man furchtbare Streiche austheilen und leicht dem Gegner den Kopf einschlagen oder spalten kann, da das Holz sehr schwer und fest ist. Somit ist der *lakúp* in den Händen der Weiber, »wenn diese zu Hyänen werden«, eine gefährliche Waffe. Doch hat sich, solange wir hier sind, noch kein Fall ereignet, dass jemand durch dieses Instrument schwer verwundet worden wäre; früher soll es öfter vorgekommen sein, besonders wenn ein Mann sich eine zweite Frau nahm.

Ich sprach vorhin von den Kinderbogen. Zu einer gewissen Zeit des Jahres, im November und Anfang December, sieht man diese Kinderbogen vielfach in den Händen der Erwachsenen; selbst Mädchen und Jungfrauen begegnet man allenthalben, die diese kleinen Bogen tragen. Die Jugend, und recht oft sieht man auch Männer in den besten Jahren dabei, zieht scharenweise in den Wald, um dort Graspfeile »*räng*« zu suchen. Ist eine genügende Anzahl derselben vorhanden, so theilt sich die Gesellschaft in zwei Parteien und es beginnt eine regelrechte Schlacht. Die *räng* fliegen hin und her, dicht wie Hagelkörner durchsausen sie die Luft. Wenn auch bei diesen Schlachten niemand todt bleibt, so gibt es doch vielfach eine Unzahl kleiner Hautwunden und sind die Theilnehmer an

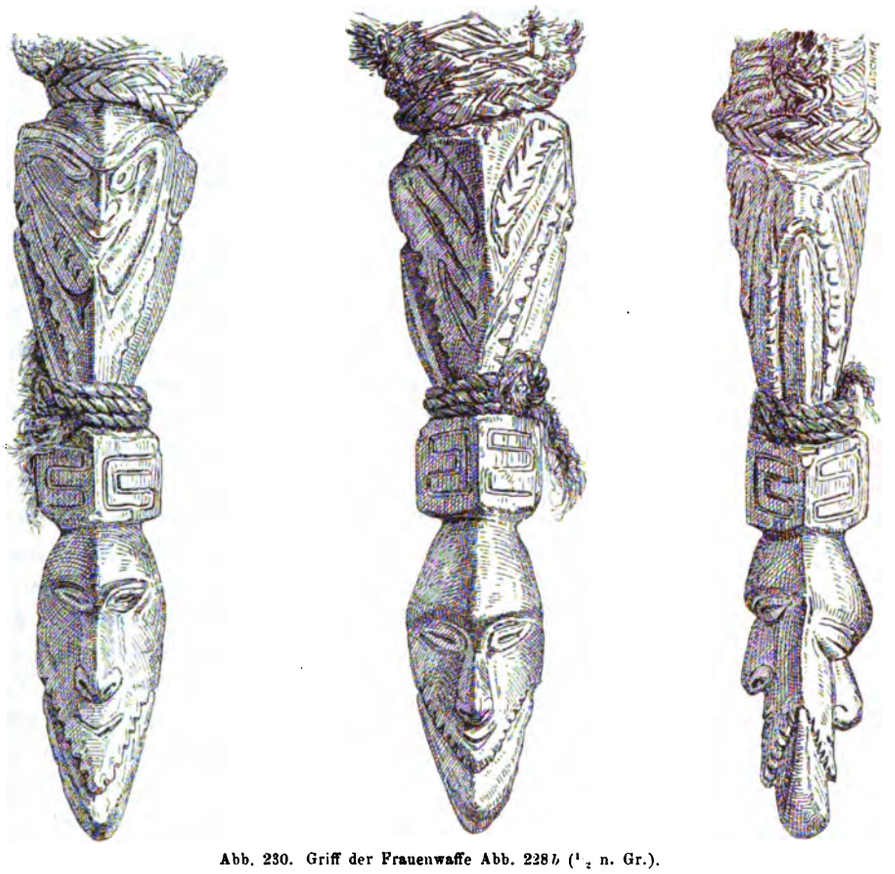


Abb. 230. Griff der Frauenwaffe Abb. 228*b* ($^1/_2$ n. Gr.).

solchen Schlachten oft förmlich mit Blut überströmt. Was der Grund für diese sonderbare Gepflogenheit ist, konnten wir bis jetzt noch nicht erfahren. Wahrscheinlich spielt der Übermuth eine große Rolle dabei. Gegen Anfang November haben unsere Insulaner Sagovorräthe beisammen, auch manche andere nothwendige und nützliche Sachen wurden in der Fremde während des Südostpassats eingetauscht, wo die See ruhig und die Brandung am Festlande nur eine geringe ist. Jetzt beginnt eine Zeit des Schlaraffenlebens. Während des Nordwestmonsuns (November bis Mai) ist die See stürmisch und die Brandung am Festlande so groß, dass es nur selten möglich ist, den nächsten Nachbarn drüben an der Küste einen Besuch abzustatten. Die Leute haben somit sechs Monate Zeit todtzuschlagen, und dass man dabei übermüthig werden kann und nach Zerstreuungen hascht, ist nur zu natürlich. Da bieten dann die *räng*-Schlachten, die *mosaléo*-Spiele (von denen später

noch gesprochen wird), die Tänze, das Ausgraben der Todtengebeine, Feste zu Ehren der Götter und Ahnen eine angenehme Abwechslung. Während des Südost hatte man gar keine Zeit, sich mit diesen Dingen abzugeben. Da ist der Tumleo nur Kaufmann, da mögen ihm Tänze, Ahnen, Geister und alles andere gestohlen bleiben, ja er hat nicht einmal einen Namen für die Monate, die in diese Zeit fallen, trotzdem er die Zeit nach Monaten eintheilt und auch für die Monate, welche in die Zeit des Nord-Westmonsuns fallen, Namen hat.

Während des *räng*-Monates, so heißt der Monat, wo diese Kampfspiele gefeiert werden, herrscht hier ein förmlicher Fastnachtstrubel. Johlend und pfeifend zieht die Jugend, ziehen selbst manche erwachsene Männer in den Busch, um die *räng* zu machen. Auf allen Wegen und Stegen tönt einem der *räng*-Gesang entgegen. Schlachten werden geschlagen, und wehe dem, der in diesen Tagen die Dummheit machen würde, sich über das Gebaren der Jugend zu ärgern, diesem Ärger durch Worte Luft zu machen oder gar sich zur Verfolgung der *räng*-Helden aufzumachen. Der Betreffende brauchte für den Spott nicht zu sorgen und Ärger würde es auch genug absetzen. Er würde etwa dieselben Erfolge erzielen, die jemand erringt, wenn er sich hinter eine Schar Bauernburschen machen wollte, die zur Ziehung gehen.

Das *räng*-Lied, mit dem die Kämpfer hinausziehen, das hundertemale in diesen Tagen gebrüllt und gesungen wird, hat folgenden Wortlaut: *Telelēl, ah oh vakamén; raín óho Pikrōm, Pikrōm. Măson naŭvín óh. hŭ hŭ.* Wie die meisten Texte für Tänze und sonstige Lieder, so ist auch dieses Lied seinem Inhalte nach uns und auch den Leuten selber ein Räthsel. Nur ein Paar Wörter desselben können näher gedeutet werden. So glaube ich, dass *ráin* soviel als *räng* bedeutet; *Pikrōm* muss der Name eines Kriegers sein, der hier vor Zeiten lebte und der vielleicht mit der Entstehung der *räng*-Geschichte in Verbindung steht; *naŭvín* ist eine Art wurmförmiger, fingerlanger Fische, die man gerade während des *räng*-Monates fängt, weshalb man den *räng*-Monat auch wohl *naŭvín*-Monat heißt. Diese Fische müssen des Abends beim Fackelscheine, ehe der Mond aufgegangen ist, gefangen werden, da sie bei Mondlicht sich nicht so leicht erhaschen lassen. Bei dem Fischfange, der auf oder vor dem die Insel umgebenden Riffgürtel betrieben wird, rufen die Leute ihre Ahnen an, dass sie ihnen doch eine große Anzahl dieses Gethieres ins Netz bringen. Es scheint eine ziemliche Kunst zu sein, diese Thierchen zu fangen, oft gelingt es ganze Eimer voll derselben zu ergattern, viele Fischer gehen aber auch ziemlich leer aus. Dazu ist die Zeit für den Fischfang nur kurz bemessen, da er um eine solche Zeit stattfindet, wo der Mond schon bald aufgeht, etwa 8 oder 9 Uhr. Während des Mondscheines aber ist es nichts mit dem Fischen. Die Fische werden mit großer Freude eingeheimst, gekocht und verzehrt; sie spielen etwa dieselbe Rolle wie die Martins-Gans in gewissen Gegenden der deutschen Heimat, oder wie Buchweizen-Kuchen und Milchsuppe, die den Kindern in meiner Heimat vorgesetzt werden, nachdem sie sich abends an der Feier der zur Ehre des hl. Martinus von Tours angezündeten Freudenfeuer betheiligt haben.

XIII. Fischerei.

Der Fischfang ist eine Hauptbeschäftigung der Tumleo, er wird von Jung und Alt, Mann und Frau, am Tage und während der Nacht betrieben, wie die Gelegenheit es mit sich bringt. Die Männer gehen meist mit Bogen, Pfeilen oder Fischspeeren auf den Fang. Beim Fischen braucht man meist nur die glatten Pfeile. Der Fischspeere gibt es mancherlei Arten. Einige werden mit dem Bogen geschossen, andere mit der Hand geschleudert. Erstere sind fast wie die Pfeile gearbeitet, nur dass sie etwa $^1/_2\,m$ länger sind

und bis 8 und 10 Spitzen haben, die zusammen vereinigt sind. Den Schaft dieses Fischspeeres bildet dasselbe Rohr, welches auch den Schaft zu den Pfeilen liefert, die kleinen Spitzen sind von Betelholz. Eine Art der Fischspeere, die mit der Hand geschleudert werden, gleicht der ersten Art sehr, nur dass diese Speere viel größer und stärker sind und mehr Spitzen haben (Abb. 231 *b*). Der Schaft besteht aus Bambus. Die Spitzen oben mögen wohl einen Kreis von 5 *cm* im Durchmesser bedecken. Andere Fischspeere haben nur drei große Zähne (Abb. 231 *a*), weitere nur einen Zahn. Auch sahen wir schon Fischspeere, die mit einem Tau versehen waren, ähnlich einer Harpune. An der Seite der Fischspeere, die für die Hand bestimmt sind, finden wir etwa $1^1/_2$ *m* von der Spitze entfernt einen kleinen Haken, der durch eine Liane fest an den Speer geschnürt ist. Dieser Haken ermöglicht es, den Speer fester anzugreifen und mit größerer Wucht zu schleudern. Die Männer schießen, wenn sie mit Bogen und Pfeilen oder dem kleinen Fischspeere auf die Jagd gehen, die Fische entweder von einem am Seeufer liegenden Baumstrunk oder von einem das Riff überragenden Steine aus, oder aber sie besteigen das Canoe und schießen von dort aus auf die Fische. Dann und wann errichtet man auch in der Nähe des Ufers in der See einen kleinen Pfahlbau, der eine kleine Plattform trägt. Auf dieser wartet man, bis sich in der Nähe Fische zeigen, die man dann erlegt. Jedoch muss ein Canoe in der Nähe sein, welches die erlegten Fische auffängt und die Speere wieder zurückbringt. Die großen Fischspeere mit den vielen Zinken entsendet man nur vom Canoe aus, auch werden sie bloß zur Nachtzeit gebraucht.

Abb. 231. Fischspeere (a $^1/_4$, b $^1/_{18}$ n. Gr.; ganze Länge von a 198 *cm*).

Der nächtliche Fischfang wird von den Männern im großen Stile betrieben. Sowie die Nächte dunkel sind, sieht man bald eine Anzahl Canoes vom Ufer abstoßen. Oben auf dem Sitze glimmt ein Holzscheit. Sobald das Canoe etwa 100 *m* in See ist, entzündet der Mann, der vorne in dem Fahrzeuge sitzt, seine Fackel an diesem Holzscheite und beleuchtet damit die nähere Umgebung. Diese Fackeln sind aus den trockenen und dürren Cocosblättern gemacht. Wenn ein Cocosblatt dürr wird, holen es die Tumleo, wenn es noch nicht bald von selbst herabfällt, vom Baume herunter und bringen es nach Hause oder an einen anderen ihnen gehörigen Platz, wo sie schon eine ganze Menge solcher Blätter zum Trocknen aufgestellt haben. Die Blätter werden an einen Zaun angelehnt und verbleiben dort solange, bis sie durch und durch trocken sind und man ihrer benöthigt. Ist das der Fall, so nimmt man die Blätter weg, reißt die einzelnen Fächerblätter von dem großen Stile los und dörrt sie noch etwas über dem Feuer. Aus ihnen macht man die Fackeln, die großen Blattstiele braucht man beim Brennen der Töpfe. Die Fackeln werden in der Art hergestellt, dass man die Fächerblätter zu kleinen Bündelchen zusammenlegt, die etwa 2 *m* hoch sind und 7—8 *cm* im Durchmesser zählen. Diese Bündelchen umwickelt man mit Bändern von frischen Cocosblättern. Die Bänder sitzen etwa zwei Spannen von einander. Da die Fackeln ziemlich fest von den Bändern umschnürt sind, so muss man sie, wenn sie brennen und aufleuchten sollen, schwenken. Dieses feste Schnüren hat dabei aber doch den Vorzug, dass es das Abbrennen der Fackel verhindert zu der Zeit, wo man kein

Licht gebraucht und somit die Fackel unnütz verbrennen würde. In der Regel vereinigen sich mehrere Canoes zum nächtlichen Fischfange. Es macht einen bezaubernden Anblick, wenn man diesen Fischerzügen zuschaut. Oft sieht man bis 20 Canoes, die sich alle in einem weiten Bogen aufstellen. Jedes Canoe ist mit zwei oder drei Leuten bemannt. Der Hintermann oder die zwei Hintermänner rudern und steuern das Fahrzeug, der Vordermann steht hochaufgerichtet da, in der einen Hand den Fischspeer, in der anderen die Fackel. Jetzt geht die Jagd los. Die Canoes setzen sich in Bewegung. Zugleich beginnen die Vordermänner ihre Fackeln zu schwenken. Wie im Tact fliegen die Lichter auf und nieder und gewähren dem Beschauer einen ganz prächtigen Anblick. Bei der Fahrt machen die Leute oft Lärm, sie schreien, stoßen an die Canoewände, um die Fische, die durch den Feuerschein angezogen werden, zu erschrecken und nach einer bestimmten Richtung hinzutreiben. Der ursprüngliche Kreis, den die Canoes gezogen, verengert sich immer mehr, man sucht die Fische womöglich nach dem seichten Wasser hinzutreiben, dort werden sie dann gespießt, ins Canoe gebracht und die Arbeit kann von neuem beginnen. Öfters spießt man auch die Fische gleich auf der See, ohne sie nach einem Punkt hinzutreiben. Wieder ein anderesmal sieht man bloß die eine oder andere Fackel auf dem Meere, die Leute liegen dann einzeln dem Fischfange ob und speeren die Fische, wie sich eben die Gelegenheit darbietet. Wenn hoher Seegang oder Regenwetter ist, oder auch der Mond hell scheint, gehen die Leute nicht auf den Fischfang, im ersten Falle nicht, weil es dann zu ungemüthlich ist, draußen herumzuschwärmen, im anderen Falle, weil die Fische sich bei Mondschein nicht so leicht erwischen lassen.

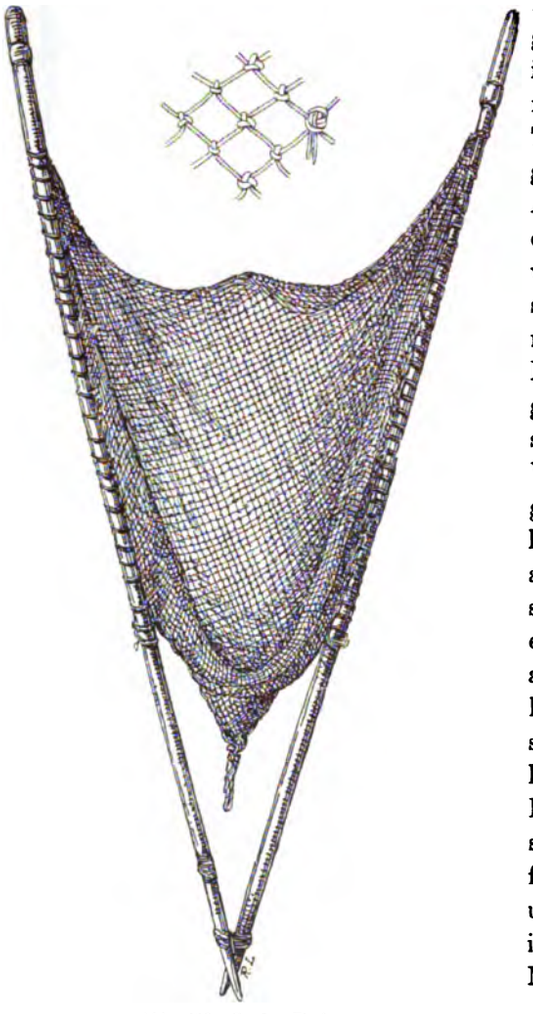


Abb. 232. Großes Fischnetz.

Das Fischen mit den großen Fischernetzen (*lô*; *ô* = *a* im engl. *saw*; Abb. 232), die einen Flächenraum von 2—3 m^2 haben, geschieht auf dem Riffe oder auch vom Canoe aus. Das Netz wird fast nur von den Männern gebraucht, und zwar um kleinere, wurmförmige, finger- bis spannenlange Fische, die sich zu Zeiten in größeren Schwärmen herumtreiben, zu fangen.

Diese Netze werden von den benachbarten Stämmen, von Ali-, Seléo-, Angél- und Jamír-Weibern hergestellt. Unsere Frauen machen auch wohl dann und wann ein solches Netz, aber im allgemeinen ist das eine Ausnahme. Das Flicken der Netze wird auch auf Tumleo selbst besorgt. Es geschieht mit einer dünnen Schnur, die man aus der Wurzel des *jeim*-Baumes gewonnen hat. Der *jeim*-Baum ist eine Pandanus-Art mit hohen Stelzen-Wurzeln und langen, schwertförmigen, scharf gezackten Blättern. Die Wurzeln

werden bis armdick und 2—4 *m* lang. Eine solche Wurzel haut man ab (der Baum bleibt dabei stehen, da er eine große Anzahl Wurzeln hat), spaltet sie der Länge nach, von dem weichen Innern fasst man oben ein kleines Ende an, zieht es los, und es trennt sich in Gestalt eines langen Streifens von oben nach unten ab. Während man diesen Streifen oben mit der einen Hand fest hält, nimmt man mit der anderen eine scharfe Muschel und fährt damit der Länge nach über den Streifen hin. Dadurch löst sich etwas wie eine weiße Haut davon ab; diese wirft man weg, in der Hand aber hält man eine Anzahl Fäden, die ziemlich weiß sind und von der Dicke eines Fadens Nähgarn sein mögen. Diese Masse sammelt man, bis man ein kleines Bündel davon hat, und hängt dieses zum Trocknen in der Sonne auf. Ist das Garn genügend ausgetrocknet, so kann man Schnüre daraus drehen, natürlich mit der Hand, und diese Schnüre benützt man zur Herstellung wie auch zum Flicken der Netze. Die Frauen bessern damit ihre kleinen Netze, *jalí,* aus, die Männer ihre großen *lô* (*ô* = *a* in englisch »*saw*« »Säge«).

Größere Fische und Seethiere als Schildkröten spießt man mit den drei- und einzinkigen Fischspeeren, die oben einen kleinen, geknöpften Widerhaken haben. Schildkröten werden auch vielfach in der Weise gefangen, dass die Leute sich leise an ein Thier heranmachen, welches sich auf dem Meeresspiegel zeigt. Sobald man nahe ist, schwingt sich ein Mann aus dem Canoe, wirft sich auf die Schildkröte, taucht mit ihr unter und sucht das Thier auf den Rücken zu legen; ist das gelungen, so geht er an die Oberfläche, dort nehmen die Gefährten die Beute in Empfang.

Die Frauen fischen meist auf dem Riffe, und zwar zur Zeit der Ebbe. Sie betreiben ihr Handwerk auch bei Tag und Nacht, gerade wie die Meeresgezeiten sind. Im letzteren Falle brauchen sie auch die Fackeln, um genügend Licht zu haben. Sobald bei der Ebbe die See ihren tiefsten Stand erreicht hat, sieht man die Tumleo-Damen, junge und alte, heranrücken. Auf dem Kopfe tragen sie ein kleines Fischnetz *(jalí),* welches auf eine Gabel aufgesteckt ist, ebenso wie das große Fischnetz; es mag einen Flächenraum von $^3/_4$ m^2 haben. An der Seite tragen die Frauen ein kleines viereckiges Körbchen *(alám),* welches aus Cocosblättern geflochten ist, und worin man die Fische birgt. Die Frauen gehen auf das Riff, das entweder nur wenig Wasser mehr hat oder fast ganz trocken ist, während nur hie und da einige Wasserpfützen geblieben sind, in denen sich größeres und kleineres Gethier herumtreibt. Allenthalben auf dem Riffe liegen kleine Steinhaufen, in denen sich manche Fische gerne verstecken. Die Frauen gehen nun an die Arbeit. Sie durchstreichen die Wasserpfützen, bald mit dem Netz, bald mit der Hand nach den Bewohnern der Tiefe haschend, sie durchsuchen die Steinhäufchen, schauen in jedes Loch, in jede Spalte hinein, um Beute zu finden. Alles Gethier, was nur irgendwie genießbar ist, von der Größe eines kleinen Fingernagels bis zum stattlichen Fische, wird eingebracht und in die Tasche gesteckt. Meist ist die Ausbeute eine recht ergiebige. Selbst unsere kleinen Schulmädchen fangen öfters einige Handvoll dieses Gewürms als willkommene Zugabe zum Abendbrot.

Während die Mütter oder älteren Schwestern mit Ernst und Fleiß dem Fischereigewerbe obliegen, tummelt sich die Tumleo-Jugend, darunter die kleinsten Sprösslinge, die eben Hand und Fuß rühren können, in der Nähe auf dem Riff herum. Auch sie jagen schon nach Fischlein, denn das Tumleo-Kind, wenn es nur eben fest auf den Beinen ist, weiß schon bald das eine oder andere Thierchen, welches ihm wohlschmeckt, zu ergattern, sei es ein Heupferdchen, ein kleiner Krebs oder ein Fischlein. Man muss sich im Anfange wundern, wenn man die Kinder, selbst ganz kleine, so am und im Meere herumspielen sieht, aber bald gewöhnt man sich daran. Die Tumleo-Mütter machen sich gar keine Sorgen darum, denn erstens laufen die Kinderchen immer im Schwimmanzuge herum, für trockene Kleider braucht daher die Mutter nicht zu sorgen, und zweitens

können die Kinder fast ebenso frühe schwimmen, als sie gehen können. »Ein Tumleo kann kaum ertrinken, bei einem Buschbewohner, der nicht an der See wohnt, gienge das schon an, aber bei unseren Leuten ist das eine kleine Unmöglichkeit,« so hörte ich einmal einen Mann sagen. Zu Anfang unseres hiesigen Aufenthaltes war ich des Schwimmens ganz unkundig. Eines Tages fuhr ich auf einem großen Segelcanoe zum Dampfer, der vor unserer Insel hielt. Die See gieng hoch, das Wasser war sehr aufgeregt. Da brechen die Geflechte, welche den Mast halten, dieser schlägt hin und her und setzt dem Fahrzeuge so zu, dass ich glaubte, es müsse brechen. Ich äußere diese Besorgnis einem Tumleo-Manne, einem guten Bekannten, der mit auf dem Canoe saß. »Was soll das noch geben«, sagte ich, »wenn das Ding mal untergeht? Ich gehe dabei zu Grunde, da ich auch nicht das geringste vom Schwimmen verstehe.« »Und ich,« war die Antwort meines Freundes, »würde wohl noch zum Festlande kommen, wenn ich hier ins Wasser fiele.« Das Festland war, nebenbei gesagt, einige 3000—4000 *m* von der Küste entfernt. Aber der gute Masmalo schnitt nicht auf, dafür haben wir Beispiele genug, wo die Leute ähnliche oder noch größere Entfernungen schwimmend durchmaßen.

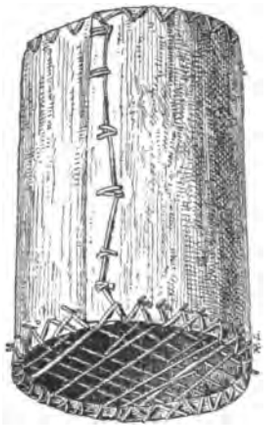


Abb. 233. Räucherfass (1/8 n. Gr.).

Doch kehren wir jetzt wieder zu unserer Fischerei zurück. Eine besondere Art zu fischen geschieht durch eine Art Vergiftung des Wassers. Sie wird ebenfalls von den Frauen betrieben. Es gibt hier zwei Gewächse, *mäl* und *lamäl,* die giftig sind. Man nimmt etwas davon, zerreibt die Pflanzentheile auf einer Korallenreibe und streut diese in die kleinen Wasserpfützen auf dem Riffe zur Zeit der Ebbe. Die kleinen Fischlein fressen das Zeug und sterben bald daran. Begierig werden die bethörten Opfer von den Frauen eingeheimst und hernach verspeist.

Die Fischnahrung bildet einen Hauptbestandtheil der Kost unserer Kanaken. Darum finden wir auch dort, wo es viele Fische gibt, meist viele Menschen, z. B. in der Nähe der fischreichen Arop- und Varópu-Lagune, auf den Inseln Alí, Seléo, Angél und Tumleo, die von großen, fischreichen Riffen umgeben sind. Die Fische werden auf verschiedene Weise zubereitet. Theils werden sie frisch genossen, theils räuchert man dieselben und bewahrt sie so monatelang auf. Man kann die frischen Fische kochen oder im Feuer braten, man bereitet dieselben allein oder mit Gemüse, Kartoffeln, Cocoskernfleisch vermischt. Die Räucherstelle für die Fische befindet sich im Hause. Man sieht dort meist 2—3 Feuerstellen oder auch mehrere, je nach der Größe der Wohnung. Über einigen dieser Feuerstellen hängt ein viereckiges Gestell von Betel-Latten. Auf dieses werden die Fische gelegt und durch das darunter angefachte Feuer geräuchert. Manchmal sieht man auch in den Häusern einen fassähnlichen Behälter (Abb. 233), der etwa 1 *m* hoch ist und 70—80 *cm* im Durchmesser haben mag. Im unteren Theile des Behälters, durch den der Rauch ähnlich wie durch einen Kamin hinaufzieht, findet sich das Räuchergestell, das aber hier eine runde Form hat. Durch einen seitlich angebrachten Verschluss wird es ermöglicht, die Fische in das Fass auf das Räuchergestell zu bringen. Oben ist das Fass verschlossen, so dass der Rauch sich in ihm ansammelt und die Wirkung eine schnellere und bessere ist. Die geräucherten Fische werden in Bastschachteln aufbewahrt; sie sehen ganz schwarz aus.

Auch in den Ahnen-Häusern hat man solche Fischgestelle. Schon früher wurde darauf hingewiesen, wie die Leute Glück auf dem Fischfange den Geistern (Götzen) und Ahnen zuschreiben, wie sie darum die Paraks (Geistertempel) und Alols (Ahnen-

häuser) stets gut in Stand und die Umgebung sauber halten. Zum Danke gegen die Ahnen bringt man die größeren Thiere, die man auf der Jagd oder beim Fischen erbeutet, zu den Paraks oder Alols, bereitet und genießt sie dort. Zum Danke hängt man auch einige Bestandtheile dieser Thiere, als Theile vom Skelette, Schildpatt, Kopfplatte der Schildkröte, Kinnbacken der Schweine an den Alols auf; ebenso findet man das Schildpatt und die Kopfplatten der Schildkröten an den Paraks. Ferner befestigt man gerne die Rückenwirbel eines großen Fisches an den Lianenstricken, mit denen die Räuchergestelle festgemacht sind, auch aus Erkenntlichkeit gegen die Geister der Verstorbenen. Auch an den Räuchergestellen in den Häusern findet man eine ganze Anzahl Knochen, Rückenwirbel u. s. w. von Fischen, die dort theils angebunden sind, theils lose aufliegen. Auf meine Frage, warum das, erwiderte mein Begleiter, dem das Haus gehörte, das thue man, um Glück beim Fischfange zu haben. Im allgemeinen ist der Fischfang ungefährlich, doch gibt es auch Fische, z. B. *vúi*, eine Art Haifisch, *pakón*, Haifische, die dem Menschen recht gefährlich werden können. Ebenso ist hier eine Art Schnabelfisch, *so*, der sich in Scharen zusammenhält und öfter nach Art von fliegenden Fischen sich springend über dem Wasser weiterbewegt, der mit seinem fingerlangen und bleistiftdicken Schnabel den Menschen tiefe und schmerzliche Wunden beibringen kann. Dieselben eitern leicht und heilen erst nach längerer Zeit. Außer den Fischen, die unsere Leute hier fangen, beziehen sie auch deren noch von den Alí-, Selėo-, Angėl-, Arop- und Varópu-Leuten, da in den Sommermonaten der Fischfang weniger betrieben wird, weil sich die Leute da mehr auf den Handel verlegen. Diese Fische werden gegen Töpfe, Eisen und Erdfrüchte eingetauscht.

XIV. Ackerbau.

Wie unsere Tumleo den Boden ihrer Insel für den Ackerbau verwenden, ist theilweise schon früher (S. 277) dargelegt worden. Dass überhaupt Ackerbau betrieben wird, muss hervorgehoben werden, da ja die Bewohner der Inseln, die der Küste Neu-Guineas vorgelagert sind, vielfach entweder gar keinen Ackerbau treiben, oder aber ihre Pflanzungen auf dem Festland anlegen. Letzteres ist hier ziemlich ausgeschlossen, da einerseits das Festland immerhin 2—3 Meilen entfernt ist, anderseits die von November bis März dauernden Nordweststürme das Landen an der Küste in diesem Zeitraum ziemlich schwierig machen. Es ist immerhin ein gutes Zeichen, dass unsere Tumleo auf ihrem Inselchen, wenn auch in bescheidenen Verhältnissen, etwas Ackerbau betreiben.

Will ein Tumleo-Mann oder -Jüngling eine Plantage anlegen, so sucht er zunächst auf seinem Familien-Grundstück ein passendes Plätzchen aus. Waldplätze mit starkem Baumwuchs werden selten dafür gewählt, meist sind es mit hohem Alang-Alang-Gras oder hohem Strauchwerk bestandene Plätze, auf welche die Wahl fällt. Nach getroffener Wahl begibt man sich ans Urbarmachen. Etwa vorhandene Bäume werden, falls sie nicht allzu dick sind, gefällt. Nur die Fruchtbäume und solche, deren Blätter man als Gemüse kocht, bleiben erhalten. Das größere Holz schleppt man auf eine Stelle zusammen. Man benützt dasselbe entweder, um, wenn es nöthig scheint, einen Zaun um die Plantage herum aufzuführen, oder man schlägt mit der Zeit den nöthigen Bedarf an Brennholz davon, oder aber man lässt den Stamm einfach vermodern, was bei der Schnelligkeit, mit der hier ein solcher Process vor sich geht, bald einen guten Dünger für den Boden gibt. Die dicken, etwa armstarken Zweige der Bäume speichert man auf als Brennmaterial für die heimatliche Küche; dasselbe geschieht mit den dicken Knüppeln, die man beim Abhauen des Strauchwerkes gewinnt. Das dünne Sträucherwerk, die zarteren Äste der Bäume, alles Gras und Unkraut, was an der Stelle wächst, wird klein- respec-

tive niedergehauen, und mit einer 10—20 *cm* hohen Schicht, die aus diesem Reisig und Gras gebildet ist, bedeckt man, so gut es geht, den ganzen Boden der zukünftigen Plantage. Bei den genannten Arbeiten bedient man sich je nach Bedürfnis des Busch-(Hau-)Messers und des Beiles, schwächere Stämmchen werden auch wohl mit einem gewöhnlichen starken Messer abgeschnitten. Früher, als unsere Leute das Eisen noch nicht kannten, wurde die ganze Arbeit theils mit dem Steinbeil, wenn es sich um stärkere Holzbestände, theils mit dem *lapijtjeín*, einer Art hölzernen Schwerts, gemacht, wenn es sich um Gras, Schilf und Alang-Alang handelte.

Ist der Tumleo mit dem Roden fertig, so lässt er das auf dem Boden verstreute, respective aufgeschichtete Zeug einige Tage an der Sonne trocknen. Ist das geschehen, so steckt er das dürre Reisig in Brand und das Feuer verzehrt alles brennbare Material, das am Boden aufgeschichtet war, zu Asche. Diese liefert den Dünger für die neue Plantage und gibt dem Boden seine Fruchtbarkeit. Bei dem Abbrennen der Plantagen muss man zunächst gut acht geben, dass das Feuer sich nicht auf Nachbargebiete ausdehne und dort Schaden anrichte, ebenso muss man darauf sehen, dass zartere Pflanzen, die in dem Bereiche des Feuers stehen, z. B. junge Cocosbäume, von dem gierigen Elemente nicht verschlungen oder beschädigt werden. Um letzteres zu verhindern, schnürt man dieselben in ein Bündel von frischem Reisig ein. Dieses verhindert, dass das Feuer die zarten Sprösslinge versengt oder vernichtet. Dieselben leiden meistens wohl etwas von der Hitze, erholen sich aber bald wieder, während sie dagegen ohne die Schutzvorrichtung wahrscheinlich zugrunde gehen würden.

Jetzt kann man daran gehen, den Boden zu lockern und für die Anpflanzung vorzubereiten. Für diese Zwecke benützt der Tumleo ein Grabscheit, welches er *janás* nennt. Dasselbe ist von hartem Betelholze gemacht, aus demselben Material meistens, aus dem man auch die Bogen schnitzt. Das Grabscheit mag 1·50—2 *m* hoch, 1—2 *cm* dick und 4—5 *cm* breit sein, nach oben hin ist es etwas dünner, der bequemen Handhabung wegen. Unten ist das Instrument etwas zugespitzt, in der Mitte meist etwas gekrümmt. Mit diesem Grabscheit nun fährt man seitwärts in den Boden, stößt ein paarmal zu, bricht die Humusschicht auf und lockert so das Erdreich. Obwohl der *janás* für seine Zwecke ziemlich praktisch ist, so thut eine eiserne Hacke doch bessere Dienste.

Ist der Boden so vorbereitet, dann kann das Pflanzen beginnen. Unsere Eingebornen ziehen in ihren Plantagen Kartoffel, Kanakenkohl, Zuckerrohr, eine essbare Schilfart, Bananen; in letzter Zeit kamen noch dazu Bohnen, Melonen, Papayas. Dann und wann pflanzt man auch wohl einige Fruchtbäume, als Cocospalmen, Brotfruchtbäume, Gallig-Bäume, Gemüse-Bäume und andere derartige Gewächse dort; nicht selten findet man auch einige Zierpflanzen, so besonders ein rothes und ein weißes Kraut, welches einen recht hübschen Eindruck macht, da das helle Roth respective Weiß sehr schön gegen den meist dunklen oder grünen Untergrund, der mit Kartoffeln bepflanzt ist, absticht. Es sind uns auf Tumleo drei Arten der Kartoffel bekannt: Die Süßkartoffel, die Taro und die Yamswurzel. Die möhrenähnlichen Exemplare der letzteren sind oft armlang, etwas krumm verwachsen und unten nicht spitz, sondern stumpf-rundlich. Das äußere Kraut der Süßkartoffel ist eine oft bis fünf und noch mehr Meter lange Ranke, an der seitlich viele Blätter und Zweige sitzen. Durch diese Ranke und ihre Abzweigungen pflanzt sich auch diese Kartoffel fort. Man sammelt in einer alten Plantage ein ganzes Bündel solcher Ranken und bringt eine jede derselben mit einem Ende in die Erde; schon nach einigen Tagen fängt das Pflänzchen an zu treiben und zu wachsen, es sendet seine Ableger nach allen Seiten hin, von ihnen gehen wieder an einzelnen Stellen Würzelchen in den Boden und an diesen, sowie den Hauptwurzeln

setzen sich die Kartoffeln an. Will man Taro pflanzen, so schneidet man den krautigen Stengel der Pflanze, der aus mehreren Blättern, die unten zusammengewachsen sind, besteht, über dem Knollen selbst ab, steckt ihn in den Boden, und so erhält man in kurzem eine neue Pflanze, an die sich nach unten ein Knollen ansetzt, während an den Seiten einige Ableger hervorkommen, die man später ebenfalls wieder abschneiden und verpflanzen kann. Von der Yamswurzel kennt man hier zwei Arten, die eine hat einen Stengel, der eine mit Stacheln besetzte Ranke ist, bei der anderen Art ist die Ranke ohne Stacheln. Die Yamswurzel-Pflänzlinge nimmt man von der Yamswurzel selbst. Man schneidet den obersten Theil derselben, der ein Auge enthält, ab und bringt ihn in die Erde. Dieser Pflänzling macht nur einen kleinen Theil der oft recht mächtigen Wurzel aus. Da das Kraut der Yamswurzel eine Ranke ist, so pflanzt man neben jeden in den Boden gelegten Setzling einen Stock, an dem die Ranke emporklettern kann. Unten an der Wurzel der Ranke setzen sich 1—3 Früchte an, vielleicht auch mehrere. Die Arbeiten beim Pflanzen selber verrichten die Leute meist mit den Händen. Sie schaufeln ein kleines, etwa maulwurfshügelgroßes Häufchen Erde zusammen, machen mitten hinein ein Loch und legen darein die Kartoffelranke, respective den Pflänzling. Bananen und Zuckerrohr werden ebenso gepflanzt; das eßbare Schilf wird gepflanzt durch Stecklinge, die neben den alten Pflanzen emporkeimen, die Cocos- und Brotfrucht-, sowie Gallig-Bäume durch Kerne, den Kanakenkohl und andere Gemüsebäume durch Setzlinge, die von den Zweigen dieser Bäume, respective Sträucher genommen sind.

Ist die Plantage einmal fertig, so muss in der Folge für die Reinerhaltung derselben gesorgt werden. Da hier das Unkraut viel üppiger wuchert, wie in Europa, muss auf diese Arbeit viel Sorgfalt verwendet werden. Während die ersten Arbeiten in der Plantage fast ausschliesslich vom Mann besorgt werden, betheiligt sich auch die Frau an den Jätearbeiten. Wenn sehr viele Steine in der Plantage sind, meist hat man es hier mit Korallensteinen zu thun, so wird im Laufe der Zeit vielfach auch ein Theil derselben zusammengelesen, auf den Grenzrain gebracht oder auf einen nahen Weg geworfen. Nicht selten findet man hier unter den Korallentrümmern, die in Massen am Boden aufgehäuft liegen, eine gute Humusschicht, die man zum Pflanzen verwertet; die Steine selber lässt man liegen, sie scheinen sogar den Nutzen zu haben, dass sie den Boden vor dem Ausdörren schützen.

Ist die Zeit der Ernte gekommen, so heimst man die reifen Früchte ein. Dieses thut man aber nicht auf einmal, da dieselben alle zusammen, wie sie da wachsen, sich nur kurze Zeit halten, wenn sie geerntet sind: man nimmt daher fast immer nur nach dem jeweiligen Bedarf davon weg. Die Früchte sind zu verschiedenen Zeiten reif. Am schnellsten lohnen wohl noch die Süßkartoffeln Mühe und Anbau, sie brauchen nicht mehr als vier Monate zu ihrer Entwickelung, während Yams und Taro fast sechs bis sieben Monate brauchen. Die Kartoffeln gräbt man mit einem Holze, Messer oder mit den Händen aus. Man trägt dieselben dann, wenn es nur wenige sind, in der Hand nach Hause; sind es mehrere, so bringt man sie in einen Tragkorb oder bindet sie in Bündel zusammen und trägt sie an einem Stricke. Auch nimmt man wohl einen vielästigen Baumzweig, spitzt die einzelnen Ästchen zu, steckt in jedes derselben einen Kartoffel und trägt sie an diesem Zweige nach Hause. Die Bananenstaude trägt etwa nach einem Jahre; die Zeit ist aber meist sehr verschieden, sie hängt von der Güte des Bodens ab und von der Pflege, welche die Pflanze genießt. Dazu trägt jede Staude bloß eine Traube; ist diese geerntet, so wird die Staude umgehauen. Dafür wachsen aber auch neben ihr, wenn die Traube hervorkommt, gleich 3—5 Schösslinge heraus, die alle wieder verpflanzt werden können. Den Kanakenkohl, sowie die Gemüsebäume kann man, wenn sie

einmal tragen, zu jeder Zeit plündern, da immer grüne Schösslinge und Blätter, auf welche es ja allein ankommt, da sind.

Die Cocospalmen tragen erst nach 8—9 Jahren, oder vielleicht auch schon ein Jahr eher, wenn der Baum von Anfang an gut gepflegt wird und hinreichend Licht und Luft erhält. Man findet an den Bäumen, die sich unter normalen Verhältnissen entwickelt haben, fast immer neben noch unentwickelten Nüssen auch solche Früchte, deren Fleisch oder Wasser trefflich mundet. Das Pflanzen der Cocosnüsse im kleinen, d. h. wenn es sich nicht um größere Plantagenanlagen handelt, macht hier wenig Schwierigkeiten. Die Bäume gedeihen hier so gut, dass Nüsse, die man an in die Erde geschlagenen Pfählen aufstapelt, und zu Dutzenden neben- und übereinander hängt, ganz lustig ausschlagen und fußhohe Blätter treiben. Diese Schösslinge mit der Nuss braucht man bloß einen halben Fuß tief in den Boden zu stecken, auf die Beschaffenheit desselben kommt es wenig an, und bald fängt das junge Bäumchen an, kräftig auszuschlagen. Es bedarf von da an keiner besonderen Pflege mehr, nur muss man sehen, dass Gras, Unkraut oder Gestrüpp es nicht überwuchern, und der Boden immer recht locker ist. Licht und Luft thun dem Cocosbäumchen überaus wohl. In 8—9 Jahren entwickelt es sich zu einem stattlichen, mehrere Meter hohen Baume und trägt um diese Zeit auch seine ersten Früchte. Die Cocospalme kann in ihrem späteren Alter eine Höhe von fast 30—35 *m* erreichen. In ihrer mittleren Lebenszeit, etwa von 20—60 Jahren, liefert sie den größten Ertrag. Für unsere Südseeinsulaner ist sie von der größten Bedeutung, es gibt kaum einen Theil an ihr, der nicht für diesen oder jenen Zweck Verwendung fände. Das Holz des Stammes benützt man als Brennholz; die dürren Blätter sammelt man und macht aus ihnen die Fackeln für den nächtlichen Fischfang; die starke Blattrippe, besonders der untere stammumfassende Theil derselben, wird gerne beim Brennen der Töpfe verwendet; von dem Faserbaste, der zwischen dem Stielansatze der Blätter und dem Herzen des Baumes herauswächst, macht man Canoesegel; die starke Blütenrispe dient unseren Leuten als Besen, ebensolche macht man auch aus den herausgelösten Rippen der einzelnen Fächerblätter, auch verwendet man letztere als Nadeln, um Blätter aneinander zu stecken, oder als Pfeile, um damit, vermittelst der kleinen Kinderbogen die Fischchen, die sich bei der Ebbe in den Wassertümpeln auf den Riffen herumtreiben, zu schießen; die Blütenhülle der Cocosnuss benützt man als Schöpflöffel auf dem Schiffe; das Herz der Cocosnuss gibt einen trefflichen Salat, aus der Faserschale der Nuss drehen manche Stämme ihre Stricke und Taue, die Schale wird mit Vorliebe als Heizmaterial verwendet; die innere harte Schale der Nuss dient zu demselben Zwecke, auch kann man aus ihr Teller, Schöpflöffel und kleinere Töpfchen und Gefäße und Esslöffel schnitzen; das Cocoswasser liefert, besonders wenn die Nuss schön dick und noch grün ist, ein erfrischendes Getränk; das Fleisch der Cocusnuss stillt den Hunger, die Eingebornen essen es mit Vorliebe, weniger gut mundet es dem Europäer, der sich nicht so leicht an den bitteren Geschmack gewöhnen kann; das Cocosnussfleisch, getrocknet in den Handel gebracht, liefert die sogenannte Kopra, aus der man das Cocosöl gewinnt. Tausende von Tonnen Kopra werden jährlich auf den Südseeinseln gewonnen. Der Preis einer Tonne Kopra beläuft sich auf circa 200 Mark, natürlich mit Preisunterschieden. Da man pro Jahr eine Tonne durchschnittlich von etwa 100 gut tragenden Bäumen gewinnen kann, so entfällt auf jeden Baum eine durchschnittliche Einnahme von 2 Mark. Dabei sind aber die Unkosten mit eingerechnet. Ist die Cocosnuss schon alt, so verdickt sich das im Innern befindliche Wasser zu einer schwammigen Substanz von Kugelform. Dieselbe füllt den ganzen inneren Hohlraum der Nuss aus. Die hiesigen Eingebornen essen die Masse recht gerne, sie hat einen süßlichen Geschmack.

Der Brotfruchtbaum entwickelt sich aus dem Kerne der Brotfrucht. Die Frucht selber wird so groß wie der Kopf eines kleinen Kindes, die Kerne, deren mehrere in jeder Frucht sitzen, erreichen die Größe einer kleinen Kartoffel. Über das Wachsthum und die Entwicklung dieses Baumes haben wir noch wenige Erfahrungen gemacht. Der Brotfruchtbaum wird sehr hoch, sein Stamm sehr dick, mächtige Äste gehen von demselben aus, große, etwa einen Quadratfuß Fläche bedeckende Blätter sitzen in den Zweigen. Er trägt zweimal im Jahre, seine Blüte ist ein Kätzchen. Das Holz des Baumes ist sehr morsch und wenig stark. Bohrt man einen frischen Stamm an, so quillt ein weißer Saft heraus, der sich zu einem kittförmigen Klebestoff verdickt. Die Blätter des Brotfruchtbaumes dienen als Packmaterial, man wickelt darein den fertigen Sagobrei.

Zuckerrohr und die vorhin erwähnte essbare Schilfart pflanzt man nur so nebenbei in der Plantage. Von dem Schilf isst man die weichen Enden des Stengels, die sich über dem Halmknoten befinden, das Zuckerrohr schneidet man in spannenlange Stücke, entfernt die äußere härtere Rinde und beißt dann von der inneren weichen Masse ab. Dieselbe wird nicht gegessen, sondern nur gekaut, der Saft herausgesogen und die noch übrig bleibenden holzigen Fasern wieder aus dem Mund entfernt.

Eine Plantage trägt 1—2 Jahre Früchte, wenn es sich um Kartoffeln handelt; bei Bäumen halten sie natürlich länger an. Eine neue Plantage legt man meist neben der alten an, wenn die Verhältnisse es erlauben; man macht dann immer ein Stückchen nach dem anderen weiter urbar. Ist aus einem Theile der Plantage nichts mehr herauszuholen, so lässt man ihn brach liegen. Gras, Unkraut und Gestrüpp bedeckt dann bald wieder den Boden. Das geht so, dass man nach einigen Jahren an derselben Stelle wieder von neuem eine Plantage anlegen kann. Die haupsächlichste Zeit für die Anlage von Pflanzungen sind der letzte Theil des October und der November. Gute Erträgnisse liefern die Pflanzungen auf Tumleo nicht, insoweit es sich um Taro und Yams handelt, diese Gewächse erreichen weder an Güte noch an Quantität die Producte, welche man auf dem Festlande zieht. Der Anbau der Süßkartoffeln ist noch am lohnendsten. Doch dürfen unsere Leute mit den Erträgnissen ihrer Gärten im allgemeinen recht zufrieden sein, da einestheils der Anbau nicht gerade große Mühe macht, anderntheils der Boden doch immerhin soviel hervorbringt, dass für Abwechslung in der Nahrung hinlänglich gesorgt ist.

XV. Nahrung.

Unsere Tumleo essen im allgemeinen alles, was irgendwie genießbar ist. Sie wissen einen saftigen Schweinebraten nach Gebür zu schätzen, sie verachten aber auch nicht ein geröstetes Heupferdchen oder ein Räupchen, einen Holzwurm. Die Mannigfaltigkeit der Nahrungsmittel, die sich aus dieser Weite des Geschmackes ergibt, ist eine sehr große. Zur besseren Übersicht wird es deshalb nothwendig sein, dieselben in verschiedene Gruppen einzutheilen. Zunächst können wir sie überhaupt in zwei große Classen eintheilen, in Pflanzenkost und Fleischnahrung. Von den pflanzlichen Nahrungsmitteln sind die beliebtesten:

1. Erdfrüchte. Solcher gibt es hier verschiedene Arten, als Süßkartoffeln, Taro, zwei Sorten Yams, dann noch zwei andere Gewächse, deren Früchte unseren Kartoffeln sehr an Geschmack ähneln und über der Erde an langen Ranken wachsen, vermittelst derer die Pflanze an Bäumen und Sträuchern festhaftet. Außerdem gibt es noch die eine oder andere, uns aber nicht mit Namen bekannte Frucht, die man im Walde findet und ausgräbt. Von diesen verschiedenen Kartoffelarten gedeihen, wie schon bemerkt, auf Tumleo nur die Süßkartoffeln gut. Besonders in letzter Zeit

baut man viel davon an, ja man führt bereits nach Alí, Seléo, Angél, Aróp und Malól aus, wo nur wenig oder gar kein Plantagenbau betrieben wird. Taro und Yams werden auch hier angebaut, aber sie kommen nicht gut fort und stehen sowohl an Qualität als auch an Quantität den gleichen Gewächsen am Festlande nach. Taro, Yams und auch die beiden anderen erwähnten Gewächse, deren Frucht ober der Erde an den Ranken reift, beziehen die Tumleo vielfach vom Festlande, wo diese Pflanzen ein besseres Fortkommen finden. Die Kartoffeln werden auf verschiedene Weise zubereitet; man reinigt sie, brät oder röstet sie im Feuer, hierauf kratzt man die verbrannte Schale mit einer scharfen Muschel ab, und das Gericht ist fertig. Eine andere Art der Zubereitung besteht darin, die Kartoffeln im Wasser zu kochen. Die Süßkartoffeln lässt man dabei unzertheilt, da sie nicht dicker sind wie europäische Kartoffeln. Yams und Taro jedoch, deren Gewicht sich manchmal auf mehrere Pfund beläuft, muss man vorher entzweischneiden. Nachdem man die Kartoffeln gekocht und mit einer Haarnadel (!) aus dem Topfe herausgeholt hat, werden sie ohne weitere Zuthat auf einer Holzschüssel zum Essen serviert. Eine dritte Art der Zubereitung der Kartoffeln besteht darin, dieselben, nachdem sie gekocht sind, ganz mit einem Schlägel zu zerstoßen. Hierauf schüttet man Cocoswasser über dieselben und bringt dann zerriebenes Cocosnussfleisch darauf. Hernach wird der ganze Brei umgerührt und tüchtig durcheinandergearbeitet. Man serviert die so gewonnene Speise in hölzernen Schüsseln. Diese Schüsseln sind ganz flach, nur etwa zwei Finger breit tief, aus einem Stück Holz, meist Hartholz, geschnitzt. Der eben genannte hölzerne Schlägel besteht aus demselben Material. Die Schüsseln sind an Größe verschieden, sie messen vielfach 30—35 *cm* im Durchmesser. Das erwähnte Gericht bildet für einen Kanaken schon eine sehr begehrenswerte Sache, bei dem ihm das Wasser im Munde zusammenläuft. Süßkartoffeln werden auch öfter, ohne vorher am Feuer gewesen zu sein, roh verzehrt. Sie sollen selbst in diesem Zustande gar nicht übel schmecken.

2. Von den Baumfrüchten, die den Tumleo als Nahrung dienen, sind vor allem zu erwähnen die Cocosnüsse und die Brotfrucht, dann haben wir Bananen, eine Art Mandeln, die in harter Schale sitzen und ähnlich den Haselnüssen schmecken, aber größer sind. Ferner gibt es noch eine ganze Anzahl fleischiger Früchte. Obst könnte man sie nennen, da sie nicht so sehr eine eigene Nahrung, als vielmehr eine Zugabe zur Nahrung bilden. Die *maló* genannte Frucht gleicht an Gestalt und Größe den wilden Äpfeln und hat eine grüne Schale, das Innere der Frucht ist weiß. *Ei* und *ngiétj* sind kleinere weiche Früchte, die in geringeren Quantitäten genossen, nicht übel munden. Die *njavép* ähneln unseren Pflaumen, sie schmecken jedoch etwas harzig und gehören nicht zum Steinobst. Zum Obst wären auch noch wohl die Pandanusfrüchte zu zählen. Der Pandanusbaum hat Stelzenwurzeln, harte Rinde und ganz weiches, im Innern faseriges Holz. Der Baum hat nur einige wenige Äste, aus denen an bestimmten Stellen die meterlangen, schmalen, gezähnten Blätter hervorwachsen. Die Früchte sind den Anstreicherpinseln nicht unähnlich. Sie sind unten grün und oben gelb und sitzen in großen Mengen aneinander, etwa wie die Zellen eines Hummelbaues. Nur die gelbe Spitze der Frucht wird genossen, respective gekaut, bloß um den süßen Saft daraus zu ziehen. Es erübrigt noch etwas über die Cocosnuss, Brotfrucht und Banane als Nahrungsmittel zu sagen. Die Cocosnuss bildet einen Hauptbestandtheil oder wenigstens einen wichtigen Bestandtheil der Nahrung unserer Insulaner. Man trinkt mit Vorliebe das kräftigende und erquickende Cocoswasser, welches sich in den frischen, reifen Nüssen befindet. Man isst das Fleisch der Cocosnuss in allen Stadien, wie man es findet, wenn es noch ganz zart ist, oder wenn es schon ganz hart und trocken geworden ist. Auch die sich im Innenraume alter Nüsse bildende schwammige, weiche Masse, *neiu-angén* genannt, wird

mit großer Vorliebe von den Leuten verzehrt. Wenn die Cocosnuss noch ganz frisch ist, kann man sehr leicht mit den Fingern oder einem Löffel den fleischigen Kern aus der Schale herausessen. Ist die Nuss schon älter, so muss man mit einem Messer oder Knochen, wie ihn die Eingebornen gebrauchen, das Fleisch aus der harten Schale loslösen. Vielfach kratzen sie auch mit einer Muschel, die sehr scharf oder mit einer großen Zahl Kerben versehen ist, den fleischigen Kern aus der Schale heraus. In letzterem Falle erhält man eine weiße Masse, die den zerriebenen Kartoffeln nicht unähnlich sieht und gar nicht übel schmeckt. Diese zerriebene Cocosnuss wird außerdem auch noch bei Zubereitung von gequetschten Kartoffeln und von Gemüsen gebraucht. Die wilde Brotfrucht ist auch ein Lieblingsgericht der Tumleo. Sie wird entweder im Feuer geröstet oder im Wasser gekocht. Besonders wohlschmeckend sind die kartoffeldicken Kerne im Innern der fleischigen Frucht. Die Bananen werden roh gegessen oder auch im Feuer geröstet. Auf Tumleo gibt es nicht viele gute Bananen. Unsere Leute beziehen dieselben meist von ihren Bekannten am Festlande, von Aróp, Maló1, Leming, Jamir, Tjúăm. Die Bananen sind, wenn sie vom Baume heruntergenommen werden, meist noch recht hart und ungenießbar. Nur wenn man dieselben rösten will, kann man sie gleich gebrauchen. Will man sie roh genießen, so muss man sie einige Tage aufbewahren, nachdem man sie gepflückt hat. Dann werden die Früchte saftig, weich und schmecken ganz vorzüglich.

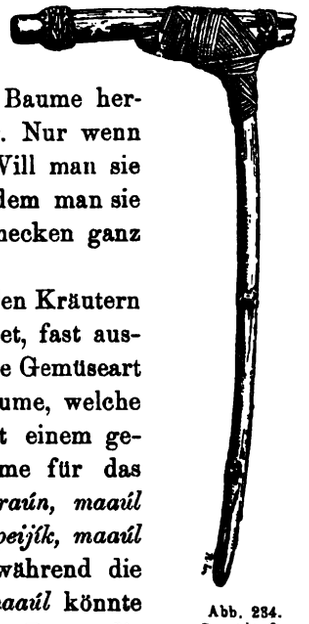


Abb. 284. Sagoklopfer ($^1/_8$ n. Gr.).

3. Gemüse. Während bei uns in Europa die Gemüse zu den Kräutern gehören, wachsen hier die Blätter, die man als Gemüse herrichtet, fast ausschließlich auf recht stattlichen Bäumen. Nur eine mir bekannte Gemüseart gewinnt man von den Blättern eines Strauches. Diejenigen Bäume, welche solche Gemüseblätter tragen, heißen in der Tumleosprache mit einem gemeinsamen Namen *maaúl,* wozu dann noch der specielle Name für das betreffende Gemüse hinzugefügt wird. So haben wir *maaúl panraún, maaúl aláp, maaúl sakúl, maaúl rarám, maaúl aki, maaúl panje, maaúl peijík, maaúl pés.* Letztere Art kommt von dem eben erwähnten Strauch, während die vorher genannten *maaúl* alle von Bäumen sind. Das Wort *maaúl* könnte man im Deutschen wohl am besten mit Kohl wiedergeben. Denn die gekochten *maaúl*-Blätter schmecken ziemlich wie unser deutscher Kohl. Die *maaúl*-Blätter, wie wir sie am Baume finden, sind meist von frischer und zarter, lebendig grüner Farbe. Sie sind etwa eine Hand breit groß. Gekocht, werden sie so zart wie junge Kohlsprösslinge. Da auch der Geschmack des Gemüses sehr an Kohl erinnert, hat man auch dem Gemüse den Namen Kanakenkohl gegeben, ein Name, der eigentlich nur für den vorerwähnten Strauch gilt, der aber füglich auf alle anderen *maaúl*-Arten übertragen werden kann, da diese Gemüse im Geschmack ähnlich sind. Will der Tumleo sich ein Gericht mit Gemüse bereiten, so muss er zunächst einen seiner *maaúl*-Bäume besteigen, um die nöthige Menge Blätter herunterzuschneiden. Ist das geschehen, so bringt man einen Topf ans Feuer, in dem sich Süßwasser, dem ein wenig Seewasser beigemischt ist, befindet. Die Blätter werden hierauf zerschnitten und in den Topf gebracht. Will man sich etwas besseres leisten, so verwendet man noch eine reife Cocosnuss beim Kochen. Die Cocosnuss wird aufgeschlagen, das Fleisch bloßgelegt und mit einer Muschel herausgekratzt. Dieses zerriebene Cocosnussfleisch bringt man nun zu dem Wasser in den Topf, und dazu kommt das Gemüse. Wenn es hochfestlich hergeht, werden noch einige kleine Fische in den Topf gelegt. Ist das Gemüse gar gekocht, so bringt man es auf

eine Schüssel oder auch in eine Cocosschale. Daraus isst man, indem man sich dabei der Finger als Gabel bedient. Das Gemüse wird theils allein für sich gegessen, theils in Verbindung mit Kartoffeln oder Sago. Es ist recht schmackhaft und behagt selbst dem Europäer. Wenn er die *maaül* kennt, so lässt er sich gewöhnlich nicht lange nöthigen, wenn er von dem Eingebornen aufgefordert wird, auch einmal etwas davon zu essen.

4. Der Sago bildet die Hauptnahrung unserer Tumleo. Was die Körnerfrüchte, was in manchen Gegenden die Kartoffeln für uns Europäer sind, das und noch mehr ist der Sago für den Tumleo. Den Sago gewinnt man von der Sagopalme. Die Sagopalme gedeiht in den sumpfigen, lagunenreichen Niederungen des nahen Festlandes. Sie ist ein stattlicher Baum mit schönen Fächerblättern, die an wuchtigen, riesengroßen Blattstengeln sitzen. Der Stamm der Sagopalme mag, wenn der Baum für die Gewinnung des Sago am geeignetsten ist, etwa 4—6 *m* in der Höhe und 40—60 *cm* im Durchmesser haben. Der Stamm und die Blätter sind ganz mit Stacheln besetzt. Ein dichter Sagowald würde eine famose Pallisadenreihe vor einem Festungsgraben abgeben, da die Stacheln recht stark und scharf sind. Der Stamm des Sagobaumes besteht aus einer ziemlich harten Rinde und einem ganz weichen Innern. Man könnte ihn wohl mit einem Fasse vergleichen, dessen Dauben die Rinde des Baumes bilden und welches mit einem weichen, faserigen Marke angefüllt ist. Will man den Sago gewinnen, so fällt man zunächst eine Palme, die das rechte Alter hat. Darauf haut man den Stamm in einige 2—3 *m* lange Stücke. Diese Stücke werden nun der Länge nach in zwei Hälften gespalten. Ist das geschehen, so nimmt man eine besondere Art Steinbeil (Abb. 234), um das weiche Mark des Baumes, das auf den beiden Rindenhälften aufsitzt, loszuschlagen. Dieses Steinbeil besteht aus einer Handhabe, wie jedes andere Beil, aus zwei Keilen, die oben an der Handhabe angeflochten sind und zwischen denen die Steinschneide eingeklemmt ist. Letztere ist in diesem Falle ein etwa 10—15 *cm* langer und 2—3 *cm* im Durchmesser großer, walzenförmiger Stein, der an der Spitze eine kleine Vertiefung trägt (siehe Zeichnung).

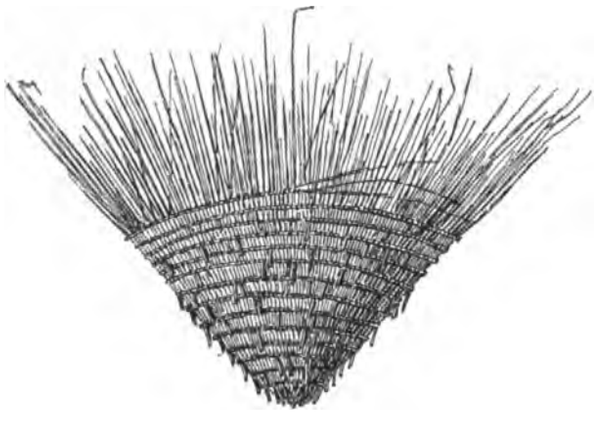


Abb. 235. Sagosieb ($^1/_8$ n. Gr.).

Hierauf wird das herausgeklopfte Mark zu der Sagowäscherei gebracht. Eine solche findet sich fast immer nur in der Nähe eines Flusses oder Brunnens. Um eine Sagowäscherei herzustellen, steckt man zunächst 3—4 Paar Stöcke je zwei und zwei nebeneinander in den Boden. Diese Stöcke kreuzt man in verschiedener Höhe übereinander, und zwar die ersten in einer Höhe von etwa 1 *m* über dem Boden, die anderen aber in einer Höhe von etwa 80, respective 60 und 40 *cm*. Über dem Schneidepunkte dieser Hölzer nun legt man den unteren Blattstengel eines Sagoblattes, und zwar so, dass die Höhlung nach oben schaut. Man muss nämlich wissen, dass die Sagoblätter an ihren unteren Enden ähnlich den Röhren einer Dachrinne halbrund gebogen sind, nur dass sie nicht überall gleich breit sind, sondern einem Trichter ähnlich sich in der Breite von unten nach oben hin verjüngen. Oben, wo das Blatt aufliegt, legt man noch einige Blattscheiden von der Betelpalme unter, die fast aussehen wie ein großer schiefviereckiger Bogen Carton. Aus diesen Blattscheiden macht man eine Art Mulde. Eben eine solche

Mulde bringt man auch unter der Sagoblattrinne an, nachdem man eine kleine, flache Vertiefung in den Boden gegraben hat. Oberhalb der Mulde wird in die Rinne ein Loch geschnitten, so dass der abgeschwemmte Sago durch dasselbe in die Mulde fließt. Etwas oberhalb dieses Loches bringt man ein Sieb (Abb. 235) in der Rinne an, indem man einige Einschnitte in die Wand macht und darin ein Stück Cocosbastgewebe festklemmt, welches fast dieselbe Structur hat wie das Haargeflecht, woraus man Siebe macht. Das Sagomark schüttet man nun in die obere Mulde. Hierauf nimmt man einen Eimer voll Wasser, gießt ihn über das Mark aus und beginnt dieses, indem man es nach dem Siebe hinschiebt, mit den Händen durcheinander zu kneten und zu arbeiten. Während die eine Hand emsig das Herumrühren und Mischen besorgt, schlägt die andere nach Bedarf aus der Mulde Wasser dazu. Das weiche Sagomark wird durch diesen Process ausgeschwemmt und kommt mit dem Wasser vermischt in das Sieb. Dort werden die Holztheile, Unreinigkeit, Staub, Erde u. s. w. abgesetzt, und der feingeschlemmte Sago passiert das Sieb und gleitet durch das Loch der Rinne in die darunterliegende Mulde hinab. Ist diese mit Wasser vollgefüllt, so lässt man dasselbe etwas ablaufen und schwemmt oben immer weiter nach, bis die untere Mulde gefüllt ist. Dort schlägt sich der Sago allmählich als feines Mehl zu Boden, während das Wasser oben darauf steht. Ist die untere Mulde nun hinreichend vollgeschwemmt, so zieht man sie beiseite, lässt das Wasser ablaufen und nimmt den Sago heraus. Nachdem derselbe getrocknet ist, wird er zu dicken Klumpen von 30—150 Pfund zusammengefügt und entweder bald zum Gebrauche fertig gemacht oder in große Blätterhüllen geschlagen und so in den Handel gebracht.

In diesem Zustande kann aber der Sago nicht lange verbleiben, er würde bald verderben. Deshalb bringt man ihn in ein Fass, welches aus Sagoblattscheiden hergestellt ist, die durch Lianen miteinander verbunden sind. In diese Fässer wird der Sago eingelegt, indem man ihn recht feststampft und oben mit Steinen beschwert, nachdem man das Fass geschlossen hat. Diese Sagofässer verwahrt man in Tumleo gewöhnlich in einem kleinen Schuppen bei dem Hause. Der so eingelegte Sago hält sich fast ein Jahr. Er ist natürlich nicht mehr so gut wie frischer Sago, mundet jedoch den Eingebornen immer ausgezeichnet. Der eingelegte Sago scheint einen kleinen Gährungsprocess durchmachen zu müssen. In diesem Stadium verbreitet das Fass gerade nicht die angenehmsten Düfte um sich herum. Wenn der Sago gegohren hat, so bekommt er einen etwas säuerlichen Geschmack.

Bei dem Einlegen des Sago werden vielfach besondere Zaubereien vorgenommen. Wir beobachteten vor kurzem eine alte Frau, die vor einem Eimer Wasser saß. In denselben rieb sie mit einer sehr scharfen und harten Muschel *(tjip)* etwas *vorvór*-Rinde; dieselbe, auch beim Besprechen von Wunden gebraucht (s. Seite 286), wird etwa 35—40 Meilen von hier von dem am Festlande wohnenden Gerra-Stamme geholt; sie hat einen widerlich süßen Geruch. Dann nahm sie einige grüne Blätter *(mäl-tjep)*, zerpflückte dieselben und gab auch sie ins Wasser. Dann schabte sie auch ein Weniges vom Schnabel eines Fisches (*pietj*, er findet sich auf den die Insel umgebenden Riffen), und zwar vom Oberkiefer, ins Wasser. Darauf holte sie einzelne Blätter der Friedenspalme *(manúp)*. In jeder Hand eines haltend kniete sie bei dem Sagofass nieder, in dem ihr ältester Sohn schon den vom Festland geholten Sago festtrampelte, und das bereits zum Theil gefüllt war. Sie bespuckte die Blätter und hierauf das Fass von unten nach oben, zum Zeichen, dass das Brot in dem Fasse wachsen und sich mehren möge. Dann rutschte sie auf den Knien weiter und wiederholte an anderen Stellen des Fasses dieselbe Manipulation. Sie bog darauf die Blattstiele am Ende, machte einen Knoten hinein und

steckte beide in die Seitenrippen des Sagofasses. Hierauf goss sie das Wasser nach und nach. je mehr der Sago sich häufte, in das Fass. Bei dem ganzen Vorgang sprach und murmelte die Frau gewisse Worte, die wohl eine Bitte um Vermehrung des Sago bedeuten:

Kasíu Ser pōr eisér ein, ko eipeiíp alumául,
Fahre (nach) Ser auf Kahn (von) Eisen-Holz, gib ? nach Westen.
ko kasíu li, karík, karík si, namar, nali si,
gib zu fahren nach Osten, gib, gib nach oben, wachse, gehe nach oben,
tàk natúl, jamún natúl paut sapín,
die Hüften mögen dick werden, die Beine mögen dick werden, die Hinterbacken feist.
atín sapín, moak-mi tauvin kañun, pei tauvin kañún.
das Herz feist, ein Muschel-Armband um den Arm legen, einen Muschelring um den Arm legen.

Die nähere Zubereitung als Speise erhält der Sago in mehrfacher Weise. Man macht entweder einen Brei oder backt Brot daraus. Sagobrei gibt es wieder verschiedene Arten. Eine Art, die gewöhnlich genossen wird, und ich möchte sagen, das Brot ersetzt, wird auf folgende Weise hergerichtet: Man nimmt einige Pfund frischen oder eingemachten trockenen Sago und bringt ihn in eine Schüssel. Dieser trockene Sago gleicht im Äußeren ganz unserer Presshefe, er fühlt sich auch so mehlig, klebrig an. Hierauf setzt man zwei Töpfe zurecht, einen gewöhnlichen Kochtopf mit verengtem Halse und einen anderen halbrunden Topf mit weiter Öffnung. Ersteren bringt man, nachdem er bis zum Rande mit Frischwasser aufgefüllt ist, ans Feuer. In den anderen legt man den Sago. Hernach nimmt man eine Anzahl großer Brotfruchtbaumblätter oder Palmblätter. die mit Holznadeln zusammengesteckt sind. Auf diese wird der fertige Sago aufgelegt. Ist das Wasser in dem einen Topfe zum Kochen gekommen, so nimmt man mit einem Schöpflöffel etwas Wasser und befeuchtet damit den Sago, der in dem anderen Topfe ist. Das thut man mehreremale, bis das Sagomehl etwa einen Finger hoch unter Wasser steht. Währenddem die Rechte das Wasser zugießt, dreht die Linke den Topf vorne- und hintenherüber, damit das Mehl gleichmäßig angefeuchtet werde. Nach und nach füllt man noch mehr Wasser hinzu, dann greift man zu einem Stäbchen und arbeitet mit diesem Mehl und Wasser ordentlich durcheinander, bis das Ganze eine dicke breiige Masse wird. Besonders acht muss man haben, dass etwaiges zusammengelaufenes Mehl ordentlich verrührt wird. Diejenigen Theilchen, die zu hart sind, als dass sie sich verrühren ließen, und etwaige andere Sachen, die nicht in den Sago hineingehören, werden hierauf mit einem Siebe entfernt. Ist das geschehen, so greift die Rechte wieder zum Schöpflöffel, um kochendes Wasser zuzuschütten, während die Linke emsig das Rührstäbchen handhabt, damit der Brei recht zähe werde und nicht gerinne. Ist des Wassers genug zugegossen, so wird der Mehlbrei noch einige Zeit lang kräftig umgerührt, indem man noch hie und da einige Tröpfchen recht heißen Wassers daraufschüttet. Nun lässt man den Brei ein bis zwei Minuten stehen. Während dieser Zeit verdickt er sich und wird ganz zähe. Ist er genug geronnen, so nimmt man zwei Stäbchen von etwa einem Fuß Länge, das eine derselben taucht man in den Brei, während das andere eine Portion Sago von dem Umfang einer größeren Semmel daranschiebt. Hierauf hebt man die beiden Stäbchen empor, formt mit dem einen eine Art Semmel aus dem daran haftenden Sago und bringt dieses auf die bereit gelegten Blätter. Das thut man so lange, bis der Topf leer ist. Danach kann man den Sago entweder sogleich essen, oder auch einige Tage aufbewahren, und dann verzehren. Im letzteren Falle schlägt man den Sago in die vorhin erwähnte Blatthülle ein, bringt ihn ins Haus und lässt ihn dort bis zum Gebrauche auf einem Tischgestelle liegen. Der vorhin beschriebene Sagobrei heißt im Tumleo *äs*. Der *äs* bildet die

Hauptnahrung unserer Eingebornen. Er wird sowohl allein für sich, als auch, und das ist meist der Fall, mit anderen Zugaben verzehrt, als da sind Fleisch, Fische, Gemüse.

Eine andere Speise, die aus dem Sago bereitet wird, ist Sagobrei, *lapij-rauvir*. Um diesen herzustellen, hat man zwei flache, weit offene Töpfe nöthig. Einer der Töpfe steht halb mit Wasser gefüllt über dem Feuer, der andere mit kaltem Wasser halb gefüllt, steht am Boden. In letzteren bringt man einige Pfund Sagomehl. Das Sagomehl, das man zu diesem Zwecke verwendet, ist schlecht, schwärzlich, und kann für Brot und Sagobrei nicht mehr verwendet werden. Das Mehl wird in dem Topfe zerrieben, soweit es sich nicht von selber darin auflöst. Um zu verhüten, dass die Stückchen zusammengebackenen Sagomehls in das Wasser kommen, bringt man es in ein Sieb und nimmt dort das Zerreiben vor. Das Sieb selber steht im Wasser. Ist das Mehl hinlänglich zerrieben, so nimmt man das Sieb heraus und schüttet den Topfinhalt in das über dem Feuer stehende Gefäß. Der Bodensatz wird noch mit Wasser nachgespült und dieses gleichfalls in den Topf über dem Feuer gebracht. Dann nimmt man ein Stäbchen und rührt das Wasser mit dem Sagomehl darin kräftig um. Während bis dahin unter dem Topfe nur ein ganz schwaches Feuerchen unterhalten wurde, gibt man ihm jetzt etwas mehr Hitze. Wenn das Wasser kocht, so gerinnt das Mehlwasser allmählich und da das Rühren immer langsamer wird, gerinnt die Masse endlich zu einem schwärzlichen, dem Buchbinderkleister ähnlichen Brei zusammen. Ist derselbe ganz steif geworden, so nimmt man mit zwei Stäbchen das Kochproduct heraus, ähnlich wie beim *äs*-Machen. Die herausgenommenen Portionen werden in bereitliegende große Brotfruchtbaumblätter gebracht und diese später zusammengefaltet. In jedem Blatte findet man eine Portion. Während *äs* sich längere Zeit aufbewahrt, muss *lapij-rauvir* bald gegessen werden, weil es sonst verdirbt.

Die Zubereitung des Sagobrotes geschieht auf eine sehr einfache Weise. Man bringt einen ganz flachen schüsselförmigen Topf aufs Feuer. Wenn derselbe gut angewärmt ist, nimmt man ihn herunter und streut an die Innenseite trockenen Sago, wie er durch die vorhin beschriebene Zubereitung gewonnen wird. Der Sago oder das Sagomehl, welches immer etwas feucht ist, wird etwa in Fingerdicke aufgetragen. Alsdann setzt man einen zweiten Schüsseltopf, der auch vorher heiß gemacht wurde, darauf. Will man nur ein Brot backen, so bringt man das Ganze wieder ans Feuer und lässt es einige Minuten backen. Wünscht man mehrere Brote, so wird in der vorhin beschriebenen Weise noch ein dritter Schüsseltopf aufgesetzt, nachdem man in den zweiten das Sagomehl gebracht hat. Die Brote sind, wie man aus der Beschreibung sieht, sehr dünn und somit bald durchgebacken. Da sie in dem schüsselförmigen Topfe bereitet wurden, haben sie eine hutförmige Gestalt. Ihre Farbe ist eine weißgraue, die Oberfläche ist rauh und körnig, das Brot selber recht zähe. Letzteres kommt daher, weil das Sagomehl vorher nicht erst mit Wasser zu einem Teig angemacht, sondern so ohne jede Zubereitung verwendet wird. Das Sagobrot schmeckt gar nicht übel. Man isst es sowohl allein, als auch mit anderen Speisen, besonders mit Gemüse, und zwar in der Weise, dass man das Gemüse in den hutförmigen Brotkuchen gießt, diesen zusammenrollt und dann das Ganze verzehrt.

Der Sago bildet, wie schon eingangs gesagt, die Hauptnahrung unserer Eingebornen. Da aber die Sagopalme auf Tumleo nur ganz vereinzelt vorkommt, so müssen sie ihren Bedarf vom Festlande holen. Dort in dem lagunenreichen Küstengebiete gibt es denn auch dieser Palmen in Menge. Die Sagobestände sind jedoch kein herrenloses Gut, sondern meist Eigenthum bestimmter Familien, und unsere Leute müssen von diesen ihre Nahrung einkaufen. Sobald in den Monaten Mai oder Juni die See ruhig geworden, fahren die Tumleomänner hinaus in die Fremde, um dort ihren Bedarf an Lebensmitteln

für die kommende schlechte Jahreszeit (November bis April), wo die Verbindung mit vielen Küstenplätzen sehr erschwert ist, einzuhandeln. Als Tauschwaren dienen ihnen Eisen und Schmucksachen, Fische, Süßkartoffeln und vor allem Töpfe, wie sie von den Frauen hier gemacht werden. Die Männer bringen fast die ganze Zeit, vom April oder Mai bis November, in der Fremde bei ihren dortigen jeweiligen Bekannten zu. Wie in Europa ein Geschäftsmann bestimmte Kunden und Lieferanten hat, so bringen die Tumleo ihre Waren auch nur bei bestimmten Leuten an, und beziehen umgekehrt andere Waren von ihnen. Die Kunden, die also zugleich Lieferanten sind, nennt der Tumleo Besucher, Gastfreunde, in hiesiger Sprache *mangán*. Haben die Männer eine genügende Ladung Sago zusammen, es mögen darüber immer 14 Tage bis drei Wochen vergehen, so fahren sie nach Hause, nehmen dort wieder neue Vorräthe und beginnen das Geschäft von Neuem. Entweder gehen sie wieder zu Gastfreunden desselben Stammes oder auch zu einem anderen Stamme. Auch hier in Tumleo selbst haben die Leute öfters Gelegenheit, Sago einzuhandeln von ihren fremden Gastfreunden, die vom Festlande hier zum Besuche eintreffen. Hat der Hausvater genug Vorräthe eingesammelt, um seine Familie während des Nordwestmonsuns davon ernähren zu können, so wird der Sago, der bis dahin in Baumblätter eingeschlagen und unter einem provisorischen Dach aufgestellt war, in Fässer eingemacht und davon je nach Bedarf zur Bereitung von Sagobrot oder Sagobrei genommen. Ein Mahl ohne Sago kann man sich kaum denken. Es kommen auch Zeiten, wo man sich an Kartoffeln, Baumfrüchte, Bananen u. s. w. hält, aber das Hauptcontingent zum Speisezettel liefert doch immer der Sago. Will der Tumleo eine Speise recht loben, dann sagt er wohl, sie schmecke wie *äs* (Sago); wird ein Festmahl gehalten, so werden ganze Mulden von Sagobreibrötchen gemacht und rastlos arbeiten die Kauwerkzeuge, bis die Berge, die da aufgethürmt wurden, verzehrt sind.

Wenn man etwas über die Fleischnahrung der Eingeborenen schreiben will, wird man unwillkürlich an die Verse in Schillers Lied aus dem »Tell« erinnert:

»Ihm gehört das Weite,
Was sein Pfeil erreicht . . . .

Dies mag der Leser aus folgender Ausführung selbst ersehen. Die Leute essen zunächst das Fleisch von Schweinen, Hunden, Känguruh, Buschratten, Katzen und überhaupt von allen Säugethieren, deren sie habhaft werden können, mit einziger Ausnahme der Ratten oder rattenähnlichen Thiere. Die vorgenannten Thiere werden zumeist mit Bogen und Pfeilen erlegt. Ist das geschehen, so werden die Haare abgebrannt, die Eingeweide herausgenommen, und hierauf wird das Fleisch entweder im Wasser gekocht oder am Feuer gebraten. Das Aufbewahren des Fleisches ist unbekannt. Den zweiten Platz unter der Fleischnahrung der Tumleo nehmen die Vögel ein. Auch sie werden mit Bogen und Pfeil erlegt, ihr Fleisch wird ähnlich behandelt wie das der Säugethiere. Über die Fischnahrung habe ich schon unter dem Capitel »Fischerei« gehandelt. Erwähnt zu werden braucht bloß, dass die Leute alle See- und Süßwasserthiere, deren sie habhaft werden können, und deren Genuss nicht schädlich ist, genießen. Von sonstiger Fleischnahrung endlich genießen die Tumleo so ziemlich alles, was ihnen an Lebewesen unter die Finger fällt. Es mögen hier einige dieser Thiere aufgezählt werden, die dann und wann bei Gelegenheit auf dem Küchenzettel zu finden sind: Eidechsen aller Art, Frösche, Heuschrecken, große fingerdicke Holzwürmer, Raupen, rothe Ameisen, Schnecken, alle möglichen Arten von Landkrebsen, Muscheln aller Arten. Diese Thierchen werden meist am Feuer geschmort. Die Muschelthiere werden im Wasser gekocht oder auch wohl am Feuer gebraten und verzehrt. Das Einsammeln der Muscheln geschieht meist von den Frauen. Hier in der Nähe von Tumleo gibt es mehrere Muschel-

bänke und Riffe, die immer bestimmten Dörfern gehören. Die Muschelriffe liegen eben unter dem Spiegel der Hochwasserflut. Die Frauen fahren im Canoe dorthin. An Ort und Stelle angekommen, geht eine derselben ins Wasser, taucht unter und schlägt mit einem Stein eine Anzahl von Muscheln los. Die losgeschlagenen Stücke werden an die Oberfläche gebracht, im Canoe geborgen, und dann beginnt das Tauchen von neuem. Diese Muscheln sitzen in Stöcken zusammen, ähnlich den Zellen in einem Hummelbau. In jeder Zelle sitzt ein Thierchen, von der Größe einer kleinen, zahmen Kastanie. Das Fleisch dieser Muschelthiere ist recht wohlschmeckend.

Zum Abschluss dieses Capitels wäre noch etwas über die Zeit zu sagen, wann die Tumleo zu essen pflegen. Die Eingebornen hier herum kennen nur zwei Mahlzeiten, die eine gegen 8—9 Uhr morgens, die andere gegen 5—6 Uhr nachmittags. Zu anderen Zeiten essen die Leute auch wohl, wenn ihnen gerade etwas unter die Finger kommt; aber man sieht doch seltener, dass sie außer der Zeit eine eigentliche Mahlzeit hielten, außer wenn gerade ein Fest, eine Reise oder sonst ein Umstand besondere Veranlassung dazu gäbe. Hungern kann der Eingeborne auch, einen ganzen Tag kann er ohne Speise zubringen, ohne dass er darüber klagte; aber zur Zeit des Mahles weiß er auch seinen Mann zu stellen. Gierig essen die Leute eigentlich nicht, aber sie können doch ein gehöriges Quantum zu sich nehmen. Nur wenn eine allgemeine Schmauserei stattfindet, dann essen die Leute mit Gier und Leidenschaft; es scheint, als ob sie sich dadurch Muth machen wollten, die Haufen von Speisen, die vor ihnen lagern, und vor denen einem Europäer bangen würde, ihrem Schicksal entgegenzuführen.

Das Tafelgeschirr der Tumleo ist recht einfach Als Tisch dient ihnen die Erde, als Tischtuch ein großes Baumblatt oder Brett. Gabel und Messer bilden die Finger, die Löffel sind aus Muschelschalen, Cocosschalen oder Knochen verfertigt. Braucht jemand eine Gabel, so nimmt er dazu, ohne langes Besinnen, seine Haarnadel. Aufgetragen werden die Speisen in Holzschüsseln, kleinen Töpfen oder auch größeren Schüsseln aus gebranntem Lehm, in Baumblättern und Cocosschalen.

XVI. Haus- und Arbeitsgeräthe.

Die Herstellung der nothwendigen Haus- und Arbeitsgeräthe obliegt dem Manne. Die gebräuchlichsten derselben sind etwa: Eimer, Tragkörbe, Schüsseln, Teller, Sagofässer, Vorrichtungen zum Aufhängen von Sachen im Hause, kleine Kisten, Äxte und Beile, Haumesser, Grabscheite, Waffen- und Fischereigeräthe.

Die Eimer und Tragkörbe hier werden aus der stengelumfassenden Blatthülle der verschiedenen größeren Betelarten hergestellt. Diese Blatthüllen gleichen in ihrem Äußeren einem etwa $1^1/_2$—2 *mm* dicken Pappdeckel von grauer Farbe, jedoch ist die Masse recht biegsam, besonders wenn sie etwas feucht und noch jung ist; in späterer Zeit werden die *jir*, so heißen diese Blatthüllen hier, recht spröde und rissig. Die *jir* haben einen Flächenraum von circa 2—4 Quadratfuß. Man faltet dieselben in viereckiger Form zusammen, so dass im Innern ein Hohlraum von 10—20 *l* bleibt. Die Falten werden mit Lianenschnur festgebunden, ein Henkel von Baumbast wird angebracht und man hat einen Wassereimer oder Tragkorb zum Lehm-, Holz-, Kartoffelschleppen u. s. w. Diese Eimer und noch mehr die Tragkörbe haben im Äußeren viel Ähnlichkeit mit den Butten, wie man sie in Österreich in den Weinbergen und auch sonstwie zum Schleppen von Lasten gebraucht.

Schüsseln (Abb. 236) und Teller sind aus Holz und Cocosschalen verfertigt. Die Schüsseln sind entweder flach oder etwas tiefer. Einigemale sah ich schon Dinger, die einem Feuerwehrhelm täuschend ähnlich sahen. Die Schüsseln werden mit Beil und Messer

ausgearbeitet. Öfter sind dieselben mit einigen kleinen Verzierungen versehen, an der Seite ist gewöhnlich eine Öse angebracht, durch die man eine Schnur ziehen kann, um die Schüssel aufzuhängen.

Die Sagofässer werden von den stengelumfassenden, etwa $^1/_2$ *cm* dicken Blatthüllen der Sagoblätter gemacht. Es sind das dieselben, von denen man auch meist die Seitenwände der Häuser macht. Diese Hüllen werden in einer Länge von 60—120 *cm* abgeschnitten, gespalten und dann gerade gemacht. Hierauf werden die einzelnen Tafeln, die man so gewonnen hat, deren Länge 60—120 *cm* und Breite circa 20—30 *cm* beträgt, mit Lianenschnur aneinandergenäht. Man erhält damit eine etwa $2^1/_2$—$3^1/_2$ *m* lange Fläche und näht zuletzt die erste Tafel mit der letzten zusammen, so dass das Ganze eine rundliche Form bekommt. Hierauf macht man aus stärkeren Lianen zwei Streifen und näht den einen oben, den anderen unten außen um den Behälter fest; damit wird derselbe ziemlich rund und in sich fest. Bei der Benützung stellt man das Fass, welches den Sago aufnehmen soll, den die Leute hier für die Zeit des Nordwestmonsuns gebrauchen, auf ein paar

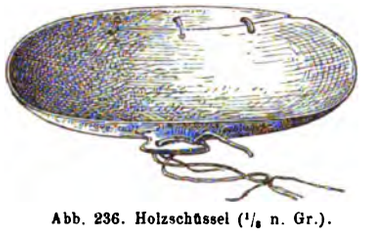
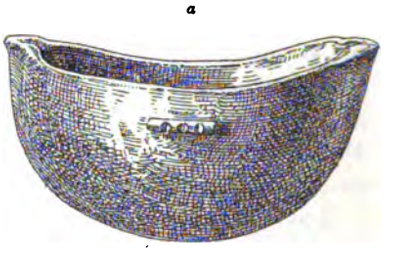


Abb. 236. Holzschüssel ($^1/_8$ n. Gr.).

Abb. 238. Schöpflöffel ($^1/_{20}$ n. Gr.).



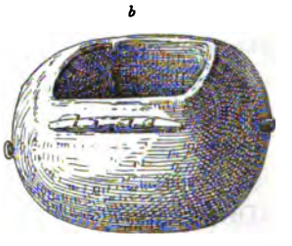


Abb. 237. Holzgefäße (a $^1/_8$, b $^1/_8$ n. Gr.).

Bretter. Unten legt man einige *jir* in den bodenlosen Behälter hinein. Darauf kommen große breite Blätter, und mit ebensolchen schlägt man auch die Seitenwände aus. Das Fass ist damit fertig, das gesammelte Sagomehl aufzunehmen, es mag 100—200 Pfund, vielleicht auch bis 300 Pfund fassen. Oben auf dem Sago, der fest geknetet und getreten wird, kommt wieder eine Schichte Blätter, *jir* und darauf Steine, das Ganze zu beschweren.

Über die Aufhängevorrichtungen, *sangavél*, wird beim Capitel über den Hausbau schon das Nöthige gesagt werden.

Die Kisten sind klein und messen selten mehr als zwei Cubikfuß Inhalt; dieselben werden auch aus *jir* gemacht. Die Kiste ist eigentlich mehr eine Schachtel, da der Deckel darübergestreift wird; sie wird fast in gleicher Weise hergestellt wie die Wassereimer und Tragkörbe.

Eine Arbeit, die den Frauen obliegt, ist das Flechten der Siebe (Abb. 235), die man bei der Bearbeitung des Lehms und der Sagozubereitung benützt. Diese Siebe haben eine rundliche Form; oben stehen sie etwa 30 *cm* weit offen, nach unten laufen sie spitzkegelförmig zu. Sie sind aus ganz fein gespaltenen, bis 2 *mm* breiten und dicken Streifen der Blattstiele

einer hier heimischen, kleinen Palmenart und einer einem dicken Faden ähnlichen Schnur hergestellt. Unten am Boden liegen diese Streifen kreuzweise übereinander. Das Gestell des Siebes bilden eine Anzahl Ringe von dem gleichen Stoffe, die in gleichmäßigen Abständen übereinander gelagert sind. Die Streifchen sind auf die Ringe festgebunden oder geflochten und zwar mit einer sehr dünnen drahtähnlichen Lianenschnur, *elvarín* genannt. Da das Sieb nach oben hin verbreitert ist, müssen immer mehr Streifchen eingesetzt werden, was von außen geschieht. Hat das Sieb die richtige Höhe, so wird das Flechtwerk zum Abschluss gebracht, hervorstehende Enden werden ausgeschnitten und das Sieb ist für den Gebrauch fertig. Seiner Form nach würde es einen ganz schönen Hut abgeben;

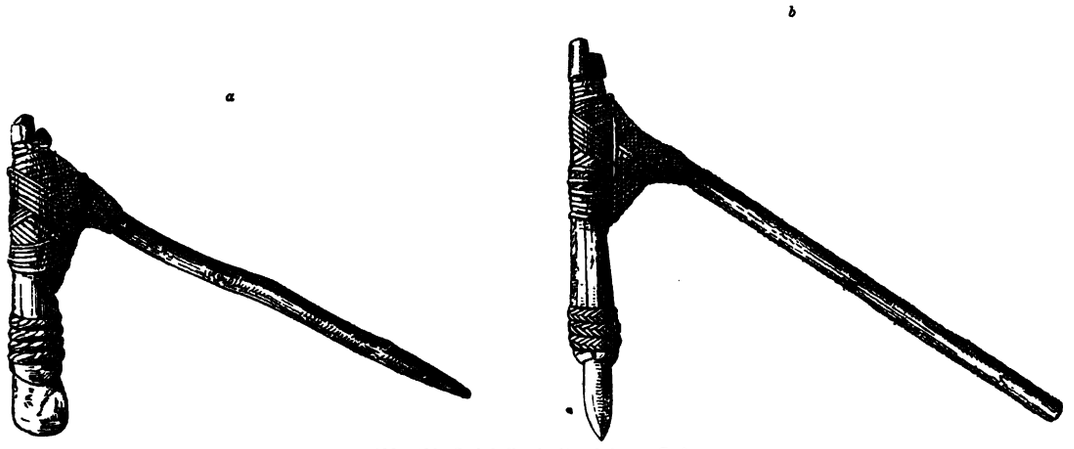


Abb. 239. Steinbeile (a $^1/_{10}$, b $^1/_8$ n. Gr.).

nicht selten sieht man auch, wie die Frauen, wenn sie ein solches Sieb zu tragen haben, dasselbe wie einen Hut aufsetzen.

Die Äxte (Abb. 239) sind eines der wichtigsten oder wohl das wichtigste Werkzeug, dessen sich unsere Eingebornen bedienen. Beim Häuser- und Schiffsbau, beim Roden in der Plantage und bei Herstellung des Hausrathes spielt die Axt eine wichtige Rolle. Früher, vielleicht noch vor 6—7 Jahren, bevor die ersten Weißen sich in Berlinhafen niedergelassen, war die Steinaxt noch vielfach hier im Gebrauche, und vielleicht vor 20 oder noch weniger Jahren hatte man fast nur Steinäxte. Heute braucht man noch bei Aushöhlung der runden Stellen im Canoeboden die hohlen Steinäxte, d. h. Steinäxte mit runder Schneide, da man Eisen in dieser Form noch nicht hat. Die jetzigen Äxte unterscheiden sich von Steinäxten nur durch die Schneide. Sie bestehen aus einem Stiele und dem Eisen, welches aber keine Öse hat, sondern oben und unten gleichmäßig eckig ist oder oben in eine Spitze ausläuft. Der Stiel der Beilchen und Äxte ist aus drei Hölzern zusammengesetzt. Das erste Holz, welches viel Ähnlichkeit mit einer Schiffs-*alampanjíp* hat, bildet den eigentlichen Stiel, die Handhabe. Dieser Stiel ist mit seiner Wurzel auf einem runden Keil aufgeflochten. Die beiden überstehenden Wurzelenden des *alampanjíp* und die Art des Geflechtes bewirken, dass beide Theile recht fest aneinandersitzen. Der Keil besteht aus zwei Theilen, oder vielmehr ist ein in zwei Theile gespaltenes keilförmiges Stück Holz. Am unteren Ende desselben ist das spitze oder stumpfe Eisen eingesteckt. Einige feste herumgeflochtene Lianenringe geben dem Keile die nöthige Festigkeit, dass er das Eisen halten kann. Die Eisen, welche ein längliches Rechteck bilden, also oben

Abb. 240. Haumesser ($^1/_6$ n. Gr.).

stumpf sind, nennen unsere Leute hier herum *tompú*, denselben Namen haben auch kleine dreieckige Eisen. Die größeren Eisen mit spitzem Stiel heißen *blión*. Die *blión* können in ihrem Loche gedreht werden, und somit kann das Eisen bald in der Richtung des Stieles, bald senkrecht, bald mehr oder minder winklig zu derselben stehen, ein Umstand, der für hiesige Zwecke unerlässlich ist, weil man mit einer gewöhnlichen Axt, die fest im Stiele steckt, nicht alle die Arbeiten machen kann, welche der Canoebau erfordert. Die Eisen, welche unsere Leute für ihre Beile verwenden, sind bald leicht, bald schwer, wie es die Art der Arbeit erfordert.

Die Handgriffe der Haumesser werden fast in ähnlicher Weise hergestellt, wie die Keile der Äxte, insoferne der Tumleo das Werkzeug nicht schon fertig erhält. Die Eisen eines Haumessers weisen vielfach die Form eines Hackmessers oder einer Hippe auf, wie man sie in Norddeutschland zum Holzhauen und -Hacken gebraucht. Die Handhabe umgibt den kurzen eisernen Stiel des Instrumentes und ermöglicht das leichtere und bequemere Anfassen desselben. Diese Handhabe, welche, wie schon gesagt, dem Keile des Beiles gleicht, ist natürlich nicht so lang wie dieser, sondern nur so groß, dass man sie bequem umfassen kann.

Über die Grabscheite, Waffen und Fischereigeräthe, welche hier im Gebrauch sind, kann man das Nöthige in den Abhandlungen über den Plantagenbau, über Jagd und Fischerei nachlesen.

XVII. Töpferei.

Es wurde schon mehrfach darauf hingewiesen, dass Tumleo der Sitz einer recht blühenden Töpferei-Industrie und der Mittelpunkt eines recht lebhaften Handels mit Töpfen ist. Der Hausfrau und ihren älteren Töchtern obliegt es, die Ware zu fabricieren, der Mann und die Brüder bringen sie auf den Markt. Das Material zur Herstellung der Töpfe findet man auf unserer Insel, nämlich verschiedene Lehmarten. Auch am Festlande, etwa drei Meilen von hier, bei dem kleinen Eitapéflüsschen, ist Lehm zu finden, aber nur seltener fahren die Leute dorthin; das meiste Material muss unsere Insel selbst abgeben. Da ohnehin Tumleo nicht gar groß ist, so wandert alljährlich ein nicht zu verachtendes Stück der Insel in Form von Töpfen in die Fremde. Haben doch unsere fleißigen Hausfrauen um den Fuß des Aliberges herum, der im Norden unserer Insel liegt, einen kleinen Canal von 1—2 *m* Tiefe, circa 10 *m* Breite und einigen hundert Metern Länge gegraben, und der Lehm, der dort geholt wird, ist nur ein Theil der ganzen Lehmmasse, die alljährlich verarbeitet wird. Man hat hier verschiedene Sorten Lehm. Man unterscheidet dieselben zunächst nach ihrem Fundorte; so kennt man einen *peitj meisór*, d. h. Lehm, der an dem Bergabhange, welcher *meisór* heißt, und *peit pal sauvín*, d. h. Lehm, der an der Stelle, die *pal sauvín*, und *peit áni paőn*, d. h. Lehm, der an der Stelle, die *áni paőn* heißt, gefunden wird. Dann unterscheidet man den Lehm nach der Farbe, z. B. *peitj pei* = rother Lehm, *peitj ngek* = schwarzer Lehm. Weiter benennt man ihn *peitj ríen* = nasser Lehm, *peitj rarún* = trockener Lehm, *peitj njót* (ein Name von uns noch unbekannter Bedeutung). Der hiesige Lehm ist der Farbe nach verschieden, und ebenso auch verschieden durch die Beimischungen, mit denen er durchsetzt ist. Es gibt hier schwarzen, weißen, rothen. Bald wird der Lehm, wie auch bei uns in Europa, direct oder hart an der Erdoberfläche gefunden, andere Lehmarten gräbt man zwischen dem gespaltenen vulcanischen Felsgestein, aus dem sich unsere kleinen Berge auf Tumleo zusammensetzen, heraus. Er ist wie eine Schichte zwischen dieses Gestein eingelagert. Andere Lehmlöcher finden sich am Fuße der Hügel. Während die beiden ersteren Lehmarten nur mit kleinen, wenn auch vielen scharfkantigen, meist dreieckigen Steinchen

durchsetzt sind, so ist der letztere fast zur Hälfte mit Korallensteinen von Fingergröße durchsetzt. Wenn man aus diesen Löchern Lehm herausgräbt, möchte man fast glauben, man grübe zerkleinerten Schotter, so zahlreich sind da die Steine.

Das Lehmholen ist eine ziemlich anstrengende Arbeit. Die Frauen besorgen gewöhnlich zu mehreren zusammen dieses Geschäft. In der Hand ein säbelförmiges Grabscheit, den *lakúp*, auf dem Rücken den Tragkorb, so ziehen sie im Gänsemarsch dahin, zu den Lehmlöchern. Zuerst geht man daran, den Lehm loszumachen. Dabei muss man sich wohl hüten, dass die Gesteins- und Korallenmassen nicht während der Arbeit zusammenbrechen, das wäre gefährlich. Ist genug Lehm losgeschlagen, so werden die Körbe gefüllt, und dabei wirft man schon die dickeren Steine und die übermäßig zahlreichen Korallenstückchen, die sich in dem Lehm am Fuße des Alíberges finden, so gut es geht, weg, damit man wenigstens etwas reine Ware nach Hause bringe. Dort angekommen, bewahrt man den Lehm entweder noch einige Zeit lang in dem Tragkorbe auf, oder man schüttet ihn, falls man ihn bald gebraucht, in eine Mulde, die man aus den Trümmern eines zerborstenen Canoe gemacht hat. Will man den Lehm lange aufbewahren, so übergießt man ihn mit Seewasser, arbeitet ihn zu einem Klumpen zusammen und speichert ihn unter dem Hause zu einem größeren Haufen auf.

Wenn man den Lehm für die Töpfe vorbereitet, so ist die erste Arbeit die, ihn ordentlich von Steinen zu reinigen. Man schüttet ihn in die oben genannte Mulde und lässt ihn vorerst etwas trocknen. Dann werden mit einem rundlich-glatten Steine die Lehmbrocken, die sich in der Mulde finden, in Stücke geschlagen und hierauf die kleinen dreieckigen Steinchen, die etwa $^1/_2$—1 cm^3 groß sein mögen, fleißig herausgesucht, bis der Lehm ganz rein wird. Um auch die kleinsten Steinchen daraus zu entfernen, schüttet man ihn dann endlich noch durch ein kegelförmiges Sieb. Damit ist die Reinigung beendet. Jetzt kann man ans Topfmachen selber gehen. Man überschüttet den in der Mulde liegenden Lehm mit Seewasser und rührt ihn um, bis er ordentlich durchfeuchtet ist. Aus der Masse bildet man eine Anzahl Klumpen, deren Größe sich nach der Größe des zu verfertigenden Gefäßes richtet. Der Klumpen wird gut bearbeitet, geknetet, geschlagen, wieder durchgeknetet, bis die ganze Lehmmasse zähe und geschmeidig ist. Aus diesen Klumpen nun werden die Töpfe fabriciert.

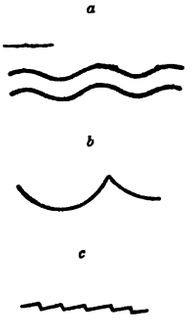
Sehen wir uns die Entstehung und Vollendung eines solchen einmal an. Die hier am meisten vorkommenden Töpfe, die gewöhnlichen Kochtöpfe, haben unten ziemlich die Form einer Halbkugel. Oben verengt sich der Hals zuerst und biegt sich dann nach außen aus. Die Töpfe dieser Art fassen gewöhnlich 12—15 *l*. Um einen solchen herzustellen, nimmt die Tumleofrau einen Klumpen Lehm von der Größe eines Kinderkopfes. Die ganze Masse ist ziemlich angefeuchtet. Zuerst bringt sie den Klumpen in eine größere alte Topfscherbe, welche die Drehscheibe vertreten muss. Dann nimmt sie einen Schlägel zur Hand, der aus Hartholz geschnitzt ist, etwa 25 *cm* Länge hat und plattrund ist. Das Werkzeug verjüngt sich am Ende nach der Handhabe hin. Mit diesem Schlägel wird der Lehmklumpen in eine walzenförmige Form gebracht. Ist das geschehen, so ergreift die Töpferin einen etwa faustdicken, eiförmigen Stein und bohrt damit ein Loch in die Lehmmasse gerade oben in der Mitte. Durch leichtes Aufschlagen mit dem Holze treibt sie den Stein immer tiefer in den Klumpen herein. Zugleich wird das dadurch entstandene Loch auch nach den Seiten hin verbreitert und nach und nach eine ziemliche Höhlung in der Lehmmasse hergestellt. Durch Arbeiten mit den Händen wird dieselbe immer mehr vergrößert, bis sie ein etwa 2 *l* fassendes Behältnis darstellt. Dann werden die äußeren Wände dieses Behälters durch Anschlagen mit dem Schlägel von außen geglättet. Bei jedem Schlag, den die Rechte mit dem Holze thut, muss die Linke an der betreffenden

Stelle von innen den Stein vorhalten, damit ein Gegendruck da ist. Durch diese Arbeit wird in etwa 5—8 Minuten ein ziemlich rundes Gefäß hergestellt, welches oben eine Öffnung hat von etwa 7—10 *cm* Breite und einen Inhalt von 2—3 *l*. Während der Arbeit ruht das herzustellende Gefäß in der vorhin genannten Topfscherbe, deren Durchmesser eine gute Spanne betragen mag, oder es wird nach Bedarf auch in die Hand genommen, besonders wenn unten der Boden von außen glatt geschlagen wird. Im Innern streicht man schließlich noch, nachdem der Topf eine ziemliche Form angenommen hat, mit einem nassen Finger den Boden nett glatt. In eben dieser Topfscherbe wird das Gefäß dann auch etwa 24 Stunden zum Trocknen aufgestellt an der Seite des Hauses unter dem Außendache. Die erste Arbeit ist nämlich jetzt an dem Topfe geschehen. Einen Tag später, wenn die Lehmmasse etwas mehr trocken ist, folgt die Fortsetzung. Diese beginnt vielfach damit, dass man den Topf zunächst in eine neue Topfscherbe bringt; oft aber, besonders wenn man nicht so viele alte Topfhälse hat, behält man die erstere bei, wie man auch schon sogleich von Anfang an einen *tjamij* nehmen kann. Dieser ist aus dem Halse eines gewöhnlichen Topfes hergestellt und hat etwa 7—10 *cm* Höhe. Es wurde schon gesagt, dass die gewöhnlichen Töpfe sich am Halse etwas verengen und dann nach außen hin ausgebogen sind. Die neue Form wird so aufgestellt, dass der frühere Rand des Topfes auf dem Boden steht. In die Form hinein auf die Ausbuchtung legt man etwas Bast vom Cocosblattstiele. Auf diesen setzt man den unfertigen Topf. Der Bast verhindert, dass das noch weiche Material des neuen Gefäßes sich am Boden durchdrücke. Ist der Topf so aufgestellt, so setzt sich die Töpferin platt auf den Boden. Die Topfform mit dem Topfe nimmt sie zwischen die Beine, in der Rechten hält sie den Schlägel, in der Linken einen plattrunden Stein. Rechts neben ihr steht eine Cocosschale mit Seewasser. Jetzt geht's an die Arbeit. Zunächst wird der Rumpf des Topfes in die gehörige Form gebracht. Die Rechte bringt das Stäbchen ins Wasser, lässt etwas davon auf den Stein träufeln und dann wird der Topf langsam rund herum mit dem Schlägel bearbeitet. Bei jedem Schlage des Schlägels von außen, presst die Linke den Stein an die Innenseite der Topfwand auf der entsprechenden Stelle fest. Das Befeuchten des Schlägels und des Steines soll das Festkleben dieser beiden Instrumente an der Topfmasse verhindern und zugleich den Lehm durch die Anfeuchtung biegsamer machen. Das Bearbeiten mit Schlägel und Stein gibt dem Topfe die richtige Form und macht zugleich die Lehmmasse immer zäher und geschmeidiger. In etwa einer Stunde ist die Töpferin mit dem unteren Theile des Gefäßes fertig. Jetzt kommt der obere Theil, der Hals, an die Reihe. Der Stein wird jetzt oben am Rande angesetzt, und die Topfwand mit dem Schlägel bearbeitet; so wächst allmählich durch verschiedene Manipulationen der Hals heraus. Ist derselbe ziemlich im Rohen fertig, so gilt es, auch dort die Lehmmasse zu glätten und ihr die richtige Form zu geben. Das geschieht auch wieder durch Anschlagen mit dem Schlägel und mit dem Steine innerhalb und außerhalb des Topfhalses. In etwa einer halben Stunde ist auch diese Arbeit fertig. Nun muss der Topf noch am Boden innen schön geglättet werden; solches geschieht durch Streichen mit den angefeuchteten Fingern und durch Anschlagen mit dem Steine. Während der ganzen Arbeit ruht der Topf meist auf der vorhin beschriebenen Form. Nach Bedarf wird er jedoch auch in die eine Hand genommen und so geformt.

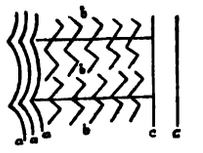
Ist diese Arbeit fertig, so kann man darangehen, den Topf mit Verzierungen zu versehen, wenn man einen verzierten Topf herstellen will. Die Verzierungen sind bei den Töpfen meist nur am oberen Rande oder Halse angebracht. Sie sind theils erhaben, theils eingekratzt. Erstere macht man mit der Hand, letztere mit einem Holzsplitterchen. Die erhabenen Verzierungen stellen manchmal zwei Ringe dar, die etwa $^1/_2$ *cm* breit

und 1—2 *mm* hoch sind und concentrisch den oberen Topfrand umgeben (Abb. 241 *a*). Zwischen diesen Ringen oder, wenn sie fehlen, ziemlich an denselben Stellen sind kleine erhabene Bogen angebracht in verschiedener Gruppierung. Oft sieht man auch Verzierungen in Knopfform. Die eingekratzten Verzierungen (Abb. 242) bestehen meist nur in kleinen Strichen nach Form großer Kommata. Sie finden sich auch in bestimmter Gruppierung, allein oder abwechselnd mit anderen erhabenen Verzierungen. Einige Verzierungen finden sich auch im Topfrande selber, indem derselbe gezackt ist oder größere bogenförmige Abschnitte (Abb. 241 *b*[1])) zeigt oder zickzackförmig (Abb. 241 *c*) verläuft.

Ist so endlich der Topf fertiggestellt, so setzt man ihn zum Trocknen hin an der Seite des Hauses unter dem Außendache. Dort findet man für diesen Zweck meistens ein Brett angebracht, auf welches der Topf mit der Mündung nach unten gestellt wird. Ist auch dieser Process zu Ende, was ja je nach der Witterung und dem günstigen Standorte der Gefäße verschieden lange Zeit dauern kann, und hat die Hausfrau eine genügend große Anzahl der Töpfe beisammen, so kann sie daran gehen, die Gefäße zu brennen. Töpferöfen kennen die Tumleo noch nicht. Für die Topfbrennerei spart die Hausfrau jahraus, jahrein alle Cocosblattstiele auf, deren sie habhaft werden kann, besonders die dicken Ansätze der Blattstiele. Holz wird nur wenig bei dem Brennen gebraucht, und wenn das geschieht, so ist dasselbe meist kleines, von der See angeschwemmtes und am Ufer gesammeltes Holz. Vor dem Brennen werden die Töpfe zuerst angewärmt, damit sie, wenn sie nachher der großen Hitze ausgesetzt werden, nicht springen. Das Anwärmen geschieht in der Weise, dass man etwa eine handvoll trockener Cocosfächerblätter im Innern des Topfes verbrennt. Während dieses Processes wird die Außenseite fleißig mit den Händen abgerieben, der Topf wird hin- und hergewendet, und damit auch das Feuer, und so vertheilt sich die Hitze ziemlich gleichmäßig an der Oberfläche. Sind alle Gefäße vorgewärmt, so legt man sie in einen Haufen nebeneinander, so dass zwischen den einzelnen etwas Zwischenraum bleibt. Hierauf umgibt man den äußeren Rand des Haufens, der 1 *m* im Durchmesser haben mag, mit einer Schicht trockener Cocosblattstiele von circa 1 Fuß Länge. Ebensolche Stiele bringt man auch zwischen und auf die einzelnen Töpfe. Dann wird der kleine Scheiterhaufen entzündet, lustig prasselt die Flamme herauf und es entwickelt sich eine ziemliche Hitze. Neben dem Feuer steht die fleißige Töpferin. In der Hand hat sie zwei längere Stöcke, die sie wie eine Zange gebraucht; damit dreht und wendet sie die Geschirre, bringt glühende Kohlen in das Innere und hantiert herum, dass jedes Gefäß eine gleichmäßige und die rechte Hitze bekomme. In einer guten Stunde bis höchstens anderthalb Stunden ist der Brennprocess beendet. Da die Topfwände der gewöhnlichen Kochgeschirre ziemlich 1 *cm* dick sind und die Hitze gar nicht ökonomisch ausgenützt wird, so ist die Folge davon die, dass die Töpfe nur leise angebrannt sind und eben bloß die ziegelgraurothe Farbe bekommen.



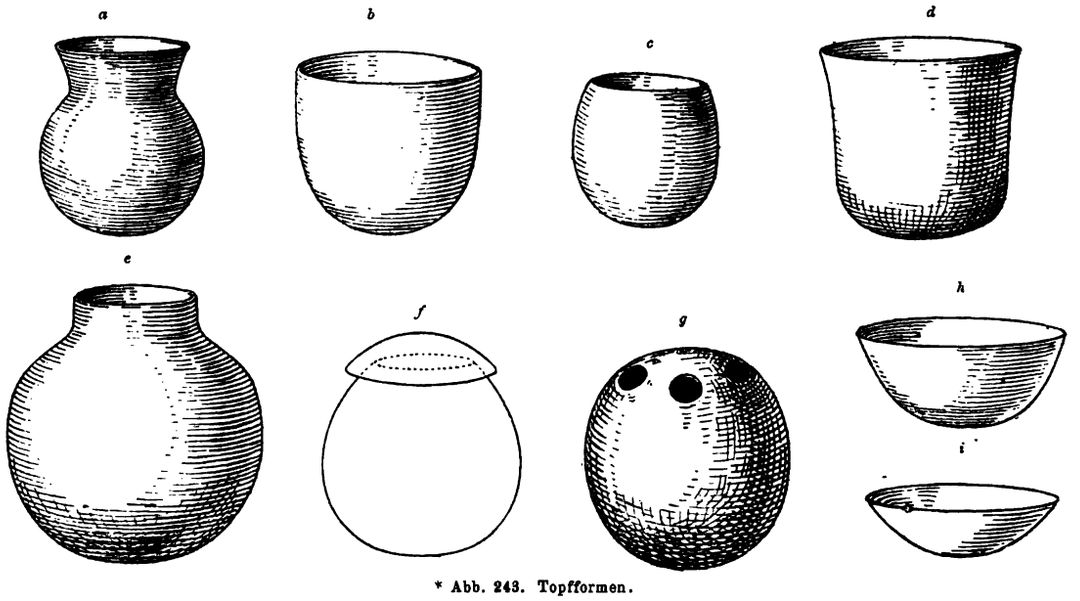
* Abb. 241.


* Abb. 242. Eingekratzte Verzierungen an der Seitenfläche eines *su lapij pisak*.

Ist der Brennprocess vorbei, so kann man entweder gleich oder auch später die letzte Hand an die Herstellung der Töpfe legen. Die Töpfe, welche man hier für den Hausgebrauch hat, sind schwarz gefärbt. Die Farbe wird folgendermaßen hergestellt: Zuerst bringt man den Topf über ein aus drei Steinen bestehendes Gestell, welches zum

[1]) Je etwa $^1/_{10}$ bis $^1/_{20}$ der Peripherie des Topfes ausmachend.

Kochen dient. Unter dem Topfe macht man ein kleines Feuer von Cocosfächerblättern. Der Ruß und Rauch des Feuers färbt die Außenwand des Topfes schwarz. Jetzt schüttet man in das Innere desselben etwa einen halben Liter Sagowasser. Dasselbe wird hergestellt durch Aufgießen von Wasser auf alten, verdorbenen Sago. Die dadurch entstandene Brühe bewahrt man in einem Topfe unter der Ecke des Hauses auf. Vielfach ist der Topf mit einem Deckel versehen, dass kein Unrath in denselben komme. Mit diesem Sagowasser nun, welches im Innern des Topfes zum Kochen gebracht wurde, bestreicht man zunächst die Außenseite desselben. Man besorgt das mit einer Handvoll Fasern der Cocosnuss. Durch das Bestreichen mit der Sagobrühe bekommt der Topf äußerlich ein glänzend schwarzes Aussehen, später, wenn die Flüssigkeit trocken ist, sieht das Gefäß einem gethranten Lederschuhe nicht unähnlich. Die schwarze Farbe kommt von dem Ruß, womit ihn das Feuer bedeckte. Auch im Innern wird der Topf mit dem Sagowasser bestrichen



* Abb. 243. Topfformen.

und erhält dadurch das Aussehen eines eingefetteten Lederstreifens von gelber Farbe. Ist die Brühe eingetrocknet, was bei der infolge des Feuerns entstandenen Hitze bald erfolgt, so ist der Topf für den Handel fertig. Er wird im Hause auf dem Speicher aufbewahrt, um gelegentlich an die Handelsfreunde abgeliefert zu werden. Trotzdem die Töpfe, welche unsere Frauen herstellen, sehr gebrechlich sind, wissen die Leute doch so mit denselben umzugehen, dass sie Jahre halten. Auf Handelsreisen packt man die Töpfe in Mulden, die man aus Cocosblättern geflochten hat, und stellt sie darin hintereinander, die Mündung des einen hinter dem Rumpfe des anderen. Beim Anfassen fasst man die Gefässe am besten mit beiden Händen oder mindestens mit gespreizten Fingern an, so dass der Daumen außen, die Finger innen angreifen.

Es wäre jetzt noch etwas über die verschiedenen Formen der Töpfe zu sagen. Der (eben besprochene) Topf, dessen Herstellung wir bis jetzt beschrieben haben, wird in hiesiger Sprache *per* (Abb. 243 *a*) genannt; er ist der eigentliche gewöhnliche Kochtopf, worin Wasser, Kartoffeln, Gemüse, Fleisch gekocht werden. Die Töpfe dieser Art mögen 8—12—15 *l* halten, je nach ihrer Größe. Ein anderer Topf ist von ganz halbkugeliger Form, nur dass der aufstehende Rand etwas höher ist. Die Töpfe dieser Art benützt man zur Herstellung des Sagobreies, wie es in dem Capitel über die Bereitung der Speisen des aus-

führlicheren dargethan wurde. Diese Töpfe heißen *sal* (Abb. 243 *b*). Sie sind meistens etwas größer oder doch ebenso groß, wie die *per*. Ein weiterer Topf ist der *takúm* (Abb. 243 *c*). Derselbe stellt ein fast halbkugeliges Gefäß vor und gleicht in seinem Äußern viel der Schale einer alten Cocosnuss, die ausgehöhlt ist. Die *takúm* sind kleine Töpfe von nur 4—5 *l* Inhalt. Zum Aufbewahren des Sagomehls bedient man sich der *sujanú* (Abb. 243 *e*). Die *sujanú* sind große Töpfe von bis 30 *l* Inhalt. Dieselben haben fast kugelige Form, oben schließt der Topf mit einer Mündung ab, die eine gute Spanne breit ist und sich über die Peripherie der Kugel um eine Handbreit erheben mag. Hat der Topf keinen Hals, erhebt sich die Mündung gar nicht über die Peripherie der Kugel, so heißt der Topf *lup malangón* (Abb. 243 *f*). Zwei Arten von Töpfen gibt es hier, die nicht zum Kochen, sondern als Schmuckgegenstände vielfach an der Außenseite der *alól* an einer Schnur aufgehängt sind. Die eine Sorte dieser Töpfe hat so ziemlich Glockenform, es sind die *su lapíj púak* (Abb. 243 *d*). Die *su lapíj púak* werden so aufgehängt, dass die Mündung nach unten geht. Die andere Art hat längliche Kugelform. Oben ist aber nicht eine Mündung an dem Topfe, sondern es finden sich dort 2—3 oder 4 kleine Löcher von circa 5 *cm* Durchmesser, deren Centrum in der Peripherie eines

Abb. 244. Topfformen (*a*, *c* 1/4, *b* 1/6 n. Gr.).

Kreises liegt, den man von der obersten Mitte des Topfes aus mit einem Radius von vielleicht 8 *cm* zieht. Diese letzteren Töpfe (Abb. 243 *g*), *per atjék vol* (»Krebstöpfe«) genannt, werden ausschließlich als Schmuck der *alól* gebraucht, während die *su lapíj púak* auch im Haushalt gebraucht werden. Man bringt Sago hinein oder benützt sie auch in Ermanglung von Kochtöpfen zum Kochen. Endlich sind noch die *tapél*, flache, schüsselförmige Töpfe (Abb. 243 *h*), zu nennen, die man entweder bei der Bereitung des Sagobrotes als Backpfanne benützt oder als Deckel auf die *sujanú* legt, im letzteren Falle heißen sie *tapél tjup* (Abb. 243 *i*). Zuletzt ist noch zu bemerken, dass, trotzdem die Töpferkunst recht in Blüte steht, doch von einem Glasieren der Töpfe hier kein Mensch etwas weiß.

XVIII. Häuser und Hausbau.

Zunächst gehen die Leute daran, das nothwendige Holz zu suchen und zu bearbeiten. Beim Hausbaue werden zunächst Pfosten von drei verschiedenen Längen benöthigt, solche von 1—2½ *m* Höhe, welche den Fußboden tragen, solche von 2—3½ *m* Höhe, welche die Seitenpfetten stützen, und solche von etwa 4—5½ *m* Höhe, auf welchen der Mittelfirst ruht. Das Holz, welches man zu diesen Pfosten auswählt, ist ausschließlich Hartholz. Oft findet sich noch altes, aber noch brauchbares Material für diese Zwecke; da die Pfosten oft aus Eisenholz bestehen, so überdauern sie nämlich den Bestand eines Hauses doppelt und dreifach und können bei einem Neubau gut wieder verwendet werden. Anderes Material schwemmt die See an. Findet ein baulustiger Tumleo so einen Hartholz-

stamm am Meeresufer, so ist er gleich dabei, um ihn für seine Zwecke zu bearbeiten. Das noch fehlende Holz endlich wird frisch im Busch geholt, sei es hier oder am Festlande. Die Pfosten, welche für den Hausbau benützt werden, sind meistens unten etwas dicker als oben, an der Spitze tragen sie einen Einschnitt, der bestimmt ist, die Fußbodenschwellen, Firsten oder Pfetten zu tragen. Dann und wann werden auch kleine Verzierungen am Kopfe des Pfostens angebracht. Dann hat man weiter etwa acht bis zehn, mindestens aber sechs Hölzer nöthig für die Firste, Pfetten und Schwellen. Für diesen Zweck nimmt man je nach der Länge des Hauses 5—10 *m* lange, runde und nicht allzu schwere Hölzer. Auch hier verwendet man meist Hartholz, manchmal aber auch ein anderes dauerhaftes Holz. Wenn alle diese Theile beisammen sind, ist die erste Hausbau-Periode vorüber. Die Länge derselben ist verschieden, oft vergehen Monate, manchmal sogar ein paar Jahre darüber, bis ein Tumleo die Materialien zusammen hat; besonders gilt das, wenn man viel neues Eisenholz für den Bau geschlagen hat. Das Eisenholz hat nämlich einen sehr weichen, wenig widerstandsfähigen Splint. Um diesen Splint zu entfernen, braucht der Tumleo aber nicht Axt oder Messer, das wäre viel zu mühevoll, er weiß die Sache praktischer anzustellen. Er lässt den Eisenholzstamm einige Monate in Regen und Wetter am Boden liegen, bis der Splint verfault ist und sich von selbst loslöst. Der Härte und Güte des Stammes selber wird dadurch aber kein Eintrag gethan. Um sich von den Strapazen, die ihm die erste Arbeit brachte, zu erholen, lässt der Tumleo nun dafür aber auch einstweilen das Haus Haus sein und wendet sich anderweitigen Geschäften zu.

Abb. 245. Wohnhaus.

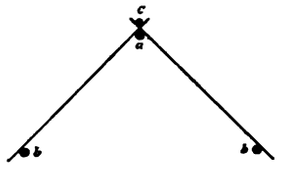
Oft erst nach Monaten denkt er wieder daran und geht nun ziemlich eilig ans Werk. Schnell wird ein Platz für das neue Haus ausgewählt. Hat man früher schon ein Haus abgebrochen, so wählt man meistens diese Stelle, um das neue Heim an der alten Wohnstätte aufzurichten. Ist kein früherer Hausplatz vorhanden, so wählt man in der nächsten Nähe des derzeitigen Wohnhauses einen Bauplatz aus. Öfter geschieht es auch, dass jemand sein schadhaftes Wohnhaus niederreißt, zu einem Nachbar oder Verwandten zieht und auf dem alten Platze ein neues Haus errichtet. Ist der Bauplatz ausgewählt und gereinigt, so gräbt man die Fundamentlöcher, je nach der Länge des Hauses auf den beiden Seiten drei bis fünf, und in der Mitte zwei bis vier. In diesen Löchern werden dann die entsprechenden Pfosten aufgerichtet, und zwar so, dass neben jeden längeren Pfosten ein kleinerer gestellt wird, der den Fußboden tragen soll. Dann werden noch schnell die Firste, die Seitenpfetten und Fußbodenschwellen aufgelegt, und die zweite Hausbau-Periode ist vorüber, und der Bau hat wieder einmal für einige Monate oder auch für ein Jahr Ruhe.

Die freie Zeit benützt der Tumleo, um das Deckmaterial, das Bindezeug, die Latten und sonstiges für den Hausbau nöthiges Material herbeizuschaffen. Da dasselbe hier auf der Insel nicht gefunden wird, so muss er wiederholt zum Festlande fahren, um die Sachen zusammenzubringen. Das Nächste, was man für das neue Haus benöthigt, ist die Dachbedeckung. Man wählt zu diesem Zwecke ein Geflecht von Palmblättern, welches mit dem malaischen Namen Atap bezeichnet wird. Das Atap ist von den Fächerblättern der Sago- oder Nipapalme gemacht, welche in ihrem Äußeren sehr den Blättern der Cocosbäume gleichen, während ihre Fächerblätter jedoch viel breiter und steifer sind, als jene

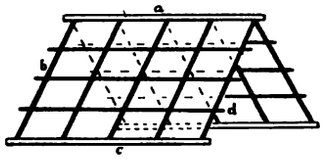
der Cocospalme. Will der Tumleomann Atap machen, so fährt er zunächst zum Festlande, um dort in den sumpfigen Niederungen der Küstenstriche, wo die Sago- und Nipapalme ihren Standort haben, das nöthige Material zu holen. Er reißt eine große Anzahl von den genannten Fächerblättern ab und bindet dieselben in Bündel zusammen. Darauf wird auch noch eine Anzahl Stöcke von einer kleinen Betelart mitgenommen, die ebenfalls bei der Atap-Fabrication ihre Verwendung finden. Zuhause wird dann das Atap bereitet. Die ganze Familie, Vater, Mutter und die erwachsenen Kinder, auch wohl die Nachbarn und Verwandten betheiligen sich an dieser Arbeit. Zuerst gilt es, die harten, steifen Blattrippen aus den Fächerblättern zu entfernen, da man sonst das Atap nicht gut verwenden könnte, weil es, wenn trocken, zu spröde würde. Man knickt zu diesem Zwecke die etwa meterlangen und drei bis vier Finger breiten Blätter mitten über, dadurch bricht auch die harte, drahtstiftdicke Blattrippe, und man kann sie aus dem Fächerblatte herauslösen. Aus solchen Rippen, die recht hart sind, machen sich die Kinder gern Pfeile für ihre kleinen Bogen. Ist eine genügende Anzahl Blätter entrippt, so spaltet man die vorhin genannten Betelstöcke in ganz dünne, fingerdicke und bis 2 *m* lange Stäbchen. Man nimmt nun eines derselben und legt es mit der einen Spitze rechts vor sich hin, das andere Ende geht nach hinten, links vom Arbeiter. Dann nimmt man zwei bis vier der eben erwähnten entrippten Fächerblätter, knickt sie noch einmal in der Mitte gut durch und schiebt sie da, wo sie umgebogen sind, auf das vordere Ende des Stockes, dann nimmt man ein Messer oder ein Knochenmesser von mindestens 3 *cm* Breite, sticht damit in die Blätter etwa zwei Finger breit unterhalb des Stockes hinein, nimmt ein anderes dünnes Stäbchen von gleicher Größe und steckt dieses da, wo das Messer herauskommt, in das Blatt hinein, und indem man das unterliegende Messer, welches noch in den beiden Öffnungen steckt, als Führung benützt, bringt man es an der Stelle, wo das Messer eingeführt wurde, heraus. So werden die Blätter durch das zweite Stäbchen zusammengehalten. Man zieht nun erst das Messer heraus, nimmt einige neue Blätter, knickt sie um und legt sie dachziegelförmig auf die anderen Blätter um den Betelstock herum. Hierauf werden die Blätter wieder wie oben durchbohrt, das zweite Stäbchen, welches meist aus der Rinde des großen Sagoblattstiels oder des Blattes der Nipapalme genommen ist, wird mit der rechten Hand durch die Löcher geführt, das Messer wieder herausgezogen und so wird Blatt an Blatt gereiht, bis das ganze bis 2 *m* lange Betellättchen ganz mit Blättern bedeckt ist. Man hat dann ein fertiges Atap vor sich. Wie aus dem Gesagten erhellt, bildet das Betellättchen, um das die Blätter dachziegelförmig gelegt sind, die feste Stütze des Atap. Das zweite Blättchen gleicht einem Faden oder Drahte, mit dem das Geflecht um das Betellättchen zusammengehalten wird. Die Malayen, welche das Atap auch ähnlich wie unsere Leute machen, nehmen statt des zweiten Lättchens auch thatsächlich eine Liane von Bindfadendicke und nähen damit die Atap zusammen. Für ein kleines Haus braucht man etwa 2—300 Atap, für ein größeres die doppelte Anzahl; diese Arbeit nimmt demnach längere Zeit in Anspruch. Ist das Atap fertig, so legt man es schön übereinander und bringt es in einen kleinen Schuppen, damit es nicht nass wird und verfault.

Dann geht man daran, die Latten und das Bindezeug, welches man für den Hausbau gebraucht, zu sammeln. Für erstere Zwecke nimmt man das Holz der verschiedenen großen Betelarten, die hier am Festlande und auch auf der Insel wachsen. Die Betelbäume sind eine ganz schlanke, schnell wachsende Palmenart mit steinharter Rinde und ganz weichem Innern. Die einzelnen bis 25 *m* hohen Stämme werden je nach Bedarf in 3—8 *m* lange Stücke gehauen. Ist das geschehen, so spaltet man die Stücke der Länge nach zuerst in zwei Hälften, dann jede Hälfte wieder in zwei und diese

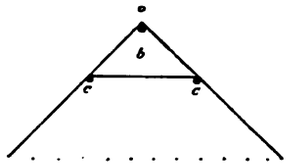
Viertel wieder in Theile, je nachdem die Breite der Latten sein soll. Das Spalten ist sehr leicht. Man schlägt mit der Axt in der Richtung der Fasern des Baumes einen Spalt, steckt darein einen armdicken, zugespitzten Pfahl, schlägt einen weiteren Spalt, in den man wieder einen Pfahl bringt und reißt mit diesem den Baum der Länge nach auf, indem man die zuerst kleine Spalte immer mehr erweitert. Ist die genügende Anzahl Latten beschafft, so geht man daran, das weiche, faserige Innere des Baumes, welches den einzelnen Latten in fingerdicken Schichten anhaftet, mit einem großen Haumesser herunterzuschlagen. Will man sich diese Arbeit ersparen oder wenigstens erleichtern, so lässt man wieder die Latten liegen in der oben beim Eisenholz-Splint beschriebenen Weise, bis die weiche Masse von selbst verfault ist. — Zuletzt nun muss noch das nöthige Bindemittel herbeigeschafft werden. Man benützt dafür verschiedene Arten von Lianen, meistens den *valvó*, eine Art Rohr, dessen Haut ungemein fest und zähe ist und woraus man auch die Bogensehnen macht. Nägel werden zu dem Hausbaue nicht verwendet, die einzelnen Hölzer, die Latten, das Atap werden alle festgebunden, und unsere Leute haben es darin zu einer solchen Meisterschaft gebracht, dass ein gewöhnliches Erdbeben dem Hause nicht den geringsten Schaden thut. Die einzelnen Theile sind so fest ineinandergefügt und haben aber auch wieder so viel Spielraum, dass sie unter Erschütterungen wenig oder gar nicht leiden.



* Abb. 246.



* Abb. 247.



* Abb. 248.

Jetzt ist die Hauptarbeit am Hause selbst vorzunehmen. Zunächst werden die Latten aufgelegt, es geschieht das in ähnlicher Weise, wie man in Europa die Sparren aufs Haus bringt. Die Latten liegen mit den Köpfen oben auf dem Firste (*a* in Abb. 246) zusammen und gehen von da nach den beiderseitigen Seitenpfetten *(b)*, über welche sie noch etwa einen Fuß herausgehen. Um den Latten und der Dachconstruction möglichste Festigkeit zu geben, legt man die Latten vielfach auf dem First oben kreuzweise dicht nebeneinander zu zwei und zwei. In die Winkel, die durch die so gelagerten Enden der Latten gebildet werden, bringt man noch eine Latte (*c*), die also parallel über dem Firste liegt und dadurch, dass sie fest mit den kreuzweise gelegten Lattenenden verbunden wird, ein Herabrutschen oder Sichlockern derselben unmöglich macht. Um zu verhindern, dass die Latten sich durchbiegen, was ja leicht möglich ist, da von dem Mittelfirste bis zu den Seitenpfetten der Abstand meist 2—4 *m*, je nach der Breite des Hauses, oft noch mehr, beträgt, legt man dieselben vielfach auf die Hochkante. Um das Dach noch mehr zu versteifen, werden an jeder Seite zwischen Mittelfirst und Seitenpfetten die Sparren noch durch zwei bis drei, den ersten parallel laufende, in gleichen Abständen voneinander liegende Längslatten (*d* in Abb. 247) miteinander verbunden, und somit der Druck gleichmäßiger auf größere Flächen vertheilt. Endlich werden noch die beiderseitigen, dem Mittelfirste zunächst liegenden Längslatten durch kurze Latten miteinander verbunden, und zwar liegt diese Verbindungslatte da, wo die Sparren mit den oberen Längslatten sich kreuzen. Wenn das Haus fertig ist, werden über diese Verbindungslatten noch andere Latten gelegt, so dass das ganze Gerüst nach unten ziemlich dicht wird und als eine Art Speicher (*b* in Abb. 248) zur Aufbewahrung von allerlei Sachen dienen kann. Eine primitive Leiter führt auf diesen Speicher hinauf.

Sind die Sparren auf den beiden Längsseiten des Hauses gelegt und ordentlich versteift, so geht man daran, das Dach an der Vorder- und Hinterfront fertig zu bauen. Dasselbe wird so angelegt, dass die ganze Dachconstruction einige Ähnlichkeit mit einem geschiefteten Dache erhält; es ist aber insoferne von ihm verschieden, als das Dach der Vorder- und Hinterfront mit dem Längsdache nicht in schräg verlaufenden Linien zusammentrifft, sondern in das Längsdach, welches auf den Ecken von dem First zu den Seitenpfetten gerade verläuft, hineingebaut ist. Dieses Dach wird nämlich folgendermaßen angelegt. Zunächst legt man über die äußersten Enden der beiden Seitenpfetten sowohl an der Vorder- als Hinterfront eine kräftige Stange, die mit ihnen fest verbunden wird. Diese beiden Stangen bilden mit den Seitenpfetten einen vollständig viereckigen Rahmen um das Haus. Nun nimmt man etwa ein halbes Dutzend Sparren, dieselben werden auf einer kleinen, kaum 50 *cm* langen Latte, die unterhalb des Mittelfirstes an dem Hauptpfosten angebracht ist, mit den Kopfenden aufgelegt. Die Latte ist sowohl an dem Hauptpfosten, als an den Sparren befestigt, die von dem Punkte, wo der First auf dem Hauptpfosten liegt, beiderseitig nach unten hin verlaufen. Da diese Latte, wie eben gesagt, sehr klein ist, so liegen die Sparren auf dem Kopfende des Hauses oben dicht beieinander. Nach unten hin dagegen gehen sie soweit auseinander, dass sie die ganze Breitseite des Hauses einnehmen, so dass die beiden äußersten am unteren Ende mit den Sparren des seitlichen Daches zusammenstoßen. Um auch den Sparren auf den Kopfenden des Hauses die nöthige Versteifung zu geben, werden auch sie durch Querlatten verbunden, die ihrerseits wieder mit den Enden an den Seitensparren befestigt sind. Die Sparren ragen auf den Seiten etwa 40 *cm* über die Seitenpfetten, vorne und hinten etwa $1^1/_2$ *m* über die vorhin erwähnten Stangen auf die Vorder- und Hinterfront hinaus, und ihre Enden sind durch vier Latten, je eine auf jeder Seite des Hauses, miteinander verbunden. Doch mit diesen Arbeiten ist die ganze Dachconstruction noch nicht fertig. Die einheimische Sitte verlangt es, dass das Dach, soweit es über die Seitenpfetten hinausragt, ein gebrochenes Dach sei, und zwar so, dass von dort seine Steilheit abnimmt. Um das Dach in dieser Form herzustellen, muss man sich eine große Anzahl, etwa $1^1/_2$ *m* langer Latten zurecht machen. Diese legt man nun auf die beiden Seitenpfetten und die eben erwähnten Stangen an der Vorder- und Hinterfront, die mit den Pfetten den viereckigen Rahmen bilden, auf, so dass sie nach oben hin noch etwa 35 *cm* hinaufgehen, und zwar unter eine von den Latten, welche parallel mit dem Mittelfirst und den Seitenpfetten liegen und zur Versteifung der Sparren dienen. Nach unten hin gehen sie über die vier Latten, welche auf den Unterenden der Sparren befestigt sind, so dass also der untere Theil des Daches um die Dicke zweier Sparren weniger schräg ist. Auf die äußersten Enden der kleinen Latten, die das gebrochene Dach bilden, wird eine zolldicke Liane befestigt, die so lang ist, dass sie um das ganze Dach herum geht und wieder in sich selbst zurückläuft.

Mit dieser letzten Arbeit ist die Construction des Dachstuhles beendet, man kann nun darangehen, das Haus einzudecken. Das geschieht mit den vorhin erwähnten Atap. Zuerst deckt man das Haus an den beiden Seiten ein, dann kommen die Vorder- und Hinterfront und endlich die Firste an die Reihe. Man beginnt mit dem Decken unten, und zwar wird das erste Atap an die Ecke des betreffenden Dachfeldes gelegt. Ist das eine Atap oben befestigt, so schiebt man seitlich ein anderes unter, so dass die beiden etwa 30—35 *cm* übereinander zu liegen kommen. Ist auch dieses befestigt, so nimmt man ein drittes Atap und verfährt damit in derselben Weise, bis die Reihe voll ist. Dann wird über die erste eine zweite Reihe in derselben Weise gelegt u. s. w. Was die Befestigung des Atap angeht, so geschieht diese dort, wo der Stab liegt, auf den die einzelnen Fächer aufgereiht sind. Die Atap werden mit einem Knochenstäbchen oder Messer durch-

bohrt und vermittelst starker Lianenfasern auf den Dachsparren an drei bis vier Stellen festgebunden. Zum Schluss wird noch die »Firstkappe« aufgelegt, deren Fächerblätter viel dichter gelegt sind als bei den gewöhnlichen Atap. Sie gehen an beiden Seiten etwa 30 *cm* herunter. Am unteren Ende werden sie in der Art befestigt, dass man von etwa 50 zu 50 *cm* einen Betelholznagel von der Dicke eines Rechenzahnes durch die Firstkappe steckt, der dann das darunterliegende Atap durchbohrt, unter dem First hergeht, das Atap auf der anderen Seite durchsticht sammt dem anderen Theile der darüberliegenden Firstkappe und dort wieder hervortritt. Diese Nägel stehen an beiden Seiten ein paar Handbreiten hervor.

Ist die Dachbedeckung fertiggestellt, so kann man darangehen, den Fußboden zu legen, die Schwellen liegen schon, wie aus der Beschreibung der zweiten Bauperiode ersichtlich; jetzt gilt es, die Bodenbretter aufzulegen. Für diese Zwecke verwendet man auch wieder die Betellatten. Da die Schwellen sehr weit, bis 3 *m*, auseinanderliegen, so genügt eine einzige Lage von Betelholz nicht, man gebraucht deren, damit die Latten sich nicht durchbiegen, gewöhnlich drei Lagen. Auf die Schwellen kommt zunächst, in anderer Richtung natürlich, eine Anzahl starker, breiter Betelschwaden, die bis 80 *cm* auseinanderliegen. Auf diese kommt eine ebenso dichte Schicht von weniger starken Latten und endlich zu guter Letzt der Fußboden, welcher aus dicht nebeneinander gelegten Betellatten besteht und an den beiden Längsseiten des Hauses noch vielfach um einige 40—50 *cm* hervorsteht. Ist der Fußboden gelegt, so schneidet man an zwei bis vier Stellen, je nach der Größe des Hauses, aus der obersten Betelschicht des Fußbodens quadratische Löcher von vielleicht 50—60 *cm* im Geviert heraus. Auf die darunterliegende Betelschicht bringt man eine bis zwei Lagen Baumbast und darauf schüttet man Sand oder Lehm, auf diese Weise bereitet man die Feuerstellen. Gewöhnlich werden dieselben noch mit einem Rahmen von Betellatten umgeben. Diese Feuerstellen sind recht praktisch, da sie auch bei Wind und Regen leicht das Kochen ermöglichen. Um den Rauch kümmert man sich nicht viel. Feuersgefahr entsteht durch diese primitiven Herdfeuer auch nicht, ich wüsste nicht, dass irgend einmal ein Tumleohaus abgebrannt wäre.

Eine weitere Arbeit ist das Einsetzen der Seitenwände. Getragen und gehalten werden diese durch eine Reihe von Betellatten, die man in Abständen von etwa 40—50 *cm* seitlich um das Haus herum angebracht hat, und zwar in der Weise, dass das obere Ende an den Seitenpfetten, respective auf der Vorder- und Hinterfront an den dort befindlichen Stangen befestigt ist, während das untere Ende mit den Fußbodenlatten verbunden ist. Zur größeren Festigung werden die Wandlatten noch an jeder Seite durch eine Betellatte miteinander verbunden. Ist diese Arbeit gethan, so kann man das Material für die Seitenwände selber anbringen. Gewöhnlich begnügt man sich für's erste jedoch, die Wände durch Cocosmatten zu bilden, dieselben sind leicht zu machen, genügen dem ersten Bedürfnisse und ermöglichen eine frühere Benützung des Hauses. Will man nachher die Seitenwände ausbauen, so nimmt man nach und nach dieselben weg. Die entstandenen Lücken werden mit Sagoblattstielen, die man senkrecht dicht nebeneinander setzt, oder durch die stengelumfassende Blatthülle von Sagoblattstielen ausgefüllt. Die Sagoblätter werden bis 10 *m* lang. Am unteren Ende umfassen sie den Baum und erweitern sich auf etwa 1 *m* Länge zu einer rinnenförmigen Mulde von circa 30 *cm* Durchmesser. Diese Rinne trennt man vom Blatt ab, spaltet die Rinde davon ab, bringt sie in eine Vorrichtung zum Geradebiegen, und so erhält man eine Art dünner Brettchen von circa 1 *m* Höhe und 40—45 *cm* Breite. Mit diesen Brettchen wird dann das Haus an der Seitenwand ganz umgeben. Besagte Blätter werden auch wieder mit Lianen an den seitlich von den Pfetten nach dem Fußboden hin gehenden Betellatten befestigt, oft werden sie noch mit vieler

Mühe an den Außenseiten zahnförmig ausgeschnitten. Diese Art der Seitenwände verleiht dem Hause einen sauberen und netten Anblick.

Thüren machen die Tumleo an ihren Häusern gewöhnlich zwei, entweder an der Breitseite oder, was meist der Fall ist, eine auf der Vorder-, die andere auf der Hinterfront. Die Thüren sind etwa 60—80 *cm* breit und gegen 1 *m* hoch. Sie sind auch aus den eben genannten Brettchen, die man auf einem Rahmen von Betellatten befestigt, verfertigt. Oben an der Thür sind drei bis vier Bügel von einer Art Rohr, vermittelst deren die Thür an einem wagrechten Stabe aufgehängt ist. Die Thüren werden hier von unten nach oben aufgeklappt wie ein Kistendeckel. Auch schiebt man wohl auf dem Stabe, worauf die Thür durch die Bügel beweglich angebracht ist, die Thür nach der Seite.

Auf einer primitiven Treppe gelangt man in das Innere. Die Treppe besteht aus zwei 1—2 *m* hohen und 15 *cm* dicken Pfosten, durch welche drei, vier bis fünf Löcher gestemmt sind. Durch diese Löcher steckt man lose ebensoviele Stöcke von Hartholz als Sprossen und die Treppe ist fertig. Wenn der Eigenthümer des Hauses vorübergehend sich entfernt hat, so klappt er die beiden Treppenpfosten zusammen und stellt sie beiseite. Ist er sammt Familie auf längere Zeit abwesend, z. B. im Walde, auf der Plantage, so wird dazu noch die Thür verriegelt durch Querstöcke, die man im Innern vorschiebt, oder durch Zubinden. Um zu bezeichnen, dass ein Haus ganz verlassen ist, wird die Thüre verriegelt und verrammelt. Es ist eine kleine Kunst in ein Tumleohaus hineinzukommen. Die Treppe oder besser Leiter ist nämlich sehr holperig und meist ziemlich steil, die Thüre ist nur bis 1 *m* hoch, man muss also förmlich dadurch kriechen, meist hat man dazu noch das Unglück, den nur ganz lose angestellten Stützstock der die Klappthüre aufspannt, umzustoßen und die Thüre fällt einem auf den Kopf oder den Rücken. Im Innern, gerade ober der Thür an der Vorder- und Hinterfront, dieselbe ganz einnehmend, bauen unsere Tumleo eine weitere Art Speicher. Derselbe besteht aus einem Gerüste von Betelholz und ist mit ebensolchen Lättchen belegt. Auf demselben sehen wir fertige Töpfe liegen, die demnächst verkauft werden sollen. Weiters erblicken wir dort Wassereimer, Tragkörbe und Schachteln; dann finden wir dort Fischnetze, wie sie die Frauen gebrauchen, Siebe für den Haushalt und die Töpferei und noch anderes mehr. An den Wänden herum stehen mächtige Töpfe von bis 40 *l* Inhalt, sie sind mit Sagomehl oder seltener mit Trinkwasser gefüllt. Über den Feuerstellen erblicken wir Fischräucher-Apparate von zweifacher Form, der eine ein kleines Lattengestell viereckig und flach, der andere ein fassähnliches Gehäuse, auf dessen Boden sich auch ein solches Lattengestell findet, welches aber rund ist. In dem Capitel über die Fischerei sind diese beiden Apparate des näheren beschrieben. An verschiedenen Stellen sehen wir an einer Liane von der Decke ein Stück Baumast herunterhängen, der *sangauvél*, an dem sich dicht nebeneinander mehrere fingerdicke Zweige befinden. Der *sangauvél* dient unseren Leuten als Mantelstock, um Kleider, Körbchen, Taschen, kleine Netze und andere Sachen daranzuhängen. Oben auf dem bereits früher erwähnten oberen Speicher unter dem Firste sehen wir eine ganze Reihe von Bogen, Pfeilen, Gürteln aufgestapelt, wie sie die Eingebornen tragen. Ebenso findet man dort Vorräthe von Tabak, von Lianen zum Binden der Canoes oder zum Hausbau. Zur weiteren Ausrüstung eines Hauses gehören ferner noch einige Canoepaddels (Ruder, Riemen), einige Äxte, Beilchen, Hauer, Buschmesser, Schöpflöffel und einige Wandbrettchen, von denen herab ganz friedlich einige Todtenschädel, Andenken an eine verstorbene Mutter, Gattin oder ein Kleines, auf die Familie niederschauen. Als ich vor einiger Zeit eine kranke Katholikin, die zufällig bei ihrem Schwiegersohn war, besuchte, und den Hauseigenthümer fragte: »Katjis, was ist denn da in den beiden Blattumhüllungen eingepackt?« erhielt ich

zur Antwort: »Hier, das ist die Leiche meines Bruders.« »Und,« fügte ich hinzu, »dann ist jenes gewiss das Skelett der kleinen Johanna Tarar, der Tochter Deiner verstorbenen Schwester, die im ersten Jahre unseres Hierseins kaum drei Monate alt, starb.« »Stimmt,« war die Antwort des Hausherrn. Derlei Sachen gehören also auch zur Ausstattung eines Tumleohauses. Unser Katjis hatte nach Abbruch seines ersten Hauses die zwei darin begrabenen Todten sorgfältig in Betelblatthüllen geschlagen und ihnen pietätvoll sogleich beim Einzuge in das neue Heim einen Ehrenplatz an der Ostseite des Hauses angewiesen.

Die Tumleowohnhäuser sind fast alle nach demselben Stile, wie es vorhin angegeben wurde, gebaut. Nur der Größe nach sind sie verschieden. Auch hier in Neu-Guinea hat man Hütten, die kaum einige 2—3 *m* im Gevierte messen und nicht viel höher als ein Backofen sind und dazu fast dicht auf dem Erdboden liegen, und Paläste, die ihre 12—13 *m* lang und 6 *m* breit und so hoch sind, dass man überall aufrecht darin gehen kann. Die meisten Wohnungen nehmen zwischen diesen die Mitte ein. An einigen Häusern hat man auch eine Veranda, meist an den größeren. Ist das Haus recht hoch auf Pfählen gelegen, so zäunen die Tumleo den Platz unter dem Hause in derselben Ausdehnung wie dieses selber ist, ab, entweder durch Cocosmatten oder durch dicht nebeneinander stehende Holzpfähle. Man erhält so unter dem Hause einen schönen Raum, in dem man Cocosnüsse. Lehm für die Töpferei, Brennholz und andere Sachen aufbewahren kann. Dieser Raum wird meist mit weißem Korallensande bestreut und ist geeignet für manche Hausarbeiten, z. B. Töpferei, Kochen u. s. w., die man nicht immer im Freien vornehmen kann.

Etwas anders als die Wohnhäuser sind meist die Ahnenhäuser und die Geistertempel (*alól* und *parák*), von denen schon unter dem Capitel »Todtenfeierlichkeiten« die Rede war, gebaut. Die Hauptverschiedenheit besteht in der Dachconstruction. Bei diesen Bauten verwendet man nämlich gerne die sogenannten »Schnabeldächer«. Dieselben sind eigentlich angelegt wie ein gewöhnliches Dach, nur sind die beiden Enden des Firstes so lang, dass sie noch etwas über das Haus hervorragen, und so ausgebaut, dass sie viel Ähnlichkeit mit einem Schiffsschnabel haben. Weiters zeichnen sich die *parák* oder *alól* dadurch aus, dass sie oft ein unterbrochenes, nicht gebrochenes Dach haben, indem das Dach von oben nach unten in zwei Felder getheilt ist, von denen das eine bis 30 *cm* höher liegt als das andere, und dass sie oft zweistöckig sind. Unten, etwa 50 *cm* bis $1^1/_2$ *m* über dem Boden, findet sich in diesem Falle der erste Stock, der aber nach allen vier Seiten offen oder nur durch lose Blätter verhängt ist, während das eigentliche Gebäude sich bis 1·50 *m* darüber befindet. Dann findet man an den *alól* und *parák* vielfach Schnitzereien und Malereien an den Wänden. Die Schnitzereien sind an den Pfosten, Treppen, Balken der Fußbodenschwellen, die mit ihren Enden nach außen hin hervorstehen, und auf dem Dache angebracht. Man sieht dort Figuren von Menschen mit eigenthümlichen Gesichtszügen; oft ist sogar ein halbes Dutzend dieser Figuren nebeneinander geschnitzt, und zwar aus einem Stück; dann findet man Tauben, Krokodilköpfe, Fische. Die Malereien bilden nur immer verschieden geschwungene Linien, die sich immer in fast unveränderter Form wiederholen. Endlich findet man an den *parák* und *alól* meist noch einige Jagdtrophäen, als Kinnbacken von Schweinen, Schädel und Decken von Schildkröten, Rückenwirbel und Gräten von Fischen außen oder innen angebracht. Einfache Schnitzereien und Zeichnungen findet man übrigens auch an den Wohnhäusern.

Endlich erübrigt noch zu erwähnen, dass der Tumleo auch mehrere Arten von kleinen Schuppen kennt, die sehr einfach gebaut sind und verschiedenen Zwecken dienen. Die einen stehen als selbständige Häuschen neben dem Wohnhause und dienen zur Aufnahme von allerhand Sachen, die man nicht gut in und unter dem Hause unter-

bringen kann. Ähnliche Schuppen sieht man in den Pflanzungen, dieselben sollen zur Zeit eines Regens oder eines Unwetters den dort Arbeitenden eine Zufluchtsstätte bieten. Wieder andere Schuppen dienen als Vorbauten zu den Häusern, sie finden sich meistens da, wo der Eingang liegt. Um einen solchen Schuppen herzustellen, verlängert man das Dach an der betreffenden Stelle um 2—3 *m*, so dass es nur mehr um einen Meter über dem Boden liegt. Es wird dann durch Pfosten gestützt, die Zwischenräume zwischen den einzelnen Pfosten schliesst man mit Cocosmatten ab, bringt vorn eine Thür an, und der Schuppen ist fertig. Solche Vorbauten benützen unsere Tumleo meist als Koch-, Arbeits- und Speiseraum.

Wie lange eigentlich ein Tumleohaus bestehen kann, haben wir während der wenigen Jahre unseres Hierseins natürlich durch eigene Erfahrungen noch nicht feststellen können. Mindestens aber, glaube ich, wird es seine acht bis zehn Jahre aushalten. Natürlich muss während dieser Zeit das Dach dann und wann geflickt werden. Die aus Eisenholz gefertigten Pfosten halten, wie schon oben bemerkt, meistens zwei bis drei Häuser aus. Zu erwähnen bleibt noch, dass die Atapdächer, wenn sie regensicher sein sollen, sehr steil sein müssen. Ist z. B. ein Haus 5 *m* breit und sind die Seitenpfosten 3 *m* hoch, so ist der Mittelfirst meist 5—5½ *m* hoch. Die Atapdächer sind recht praktisch für die hiesigen Verhältnisse. Der Atap ist ein schlechter Wärmeleiter, und so herrscht selbst bei der größten Hitze eine recht kühle Temperatur im Hause, zumal auch die Seitenwände und das übrige Material schlechte Wärmeleiter sind.

XIX. Schiffe und Schiffbau.

Von größter Wichtigkeit, einfach nothwendig für die Beschaffung der unentbehrlichsten Lebensmittel sind unseren Insulanern ihre Canoes, besonders um den nöthigen Bedarf an Nahrungsmitteln für die Zeit des Nordwestwindes einzuhandeln und heimzubringen. Deshalb sind auch die Canoes von den Eingebornen kaum zu erhandeln.

Unsere Tumleo verfertigen Canoes der verschiedensten Größen: Da gibt es solche von kaum 5—6 *m* Länge, die zur Nothdurft drei Menschen tragen, der Schiffskörper mag kaum 30 *cm* im Durchmesser haben, und wieder andere, die ihre 12—15 *m* lang, bis 70 und 80 *cm* weit sind, und die an 1—2 Tonnen zu tragen vermögen. Das Holz für den Canoebau findet der Tumleo selten auf seiner Insel, noch weniger ist das mit dem meisten übrigen Material der Fall, dessen er beim Baue und zur Herstellung des Schiffes benöthigt. Er holt dieses, sowie auch den Baum, aus dem der Schiffskörper gezimmert wird, meist bei Bekannten auf dem Festlande. Er wählt da einen Baum aus, der für seine Zwecke passt. Das Holz muss fest und dauerhaft, aber doch leicht sein, es muss in seinen Dimensionen dem Größenverhältnis entsprechen, welches für das Canoe bestimmt ist. Ist der Baum gefällt, so wird er mittelst auf den Boden gelegter Rollen mit einem starken Lianentau ans Ufer gezogen und eine Strecke weit in die See hinausgebracht; dort hängt man ihn dann mit einem Lianenseile hinten an ein größeres Segelcanoe fest. Bei günstigem Winde nimmt dieses seinen Curs nach Tumleo. Die Fahrt geht langsam von statten, und wenn schwere See kommt, so kann es geschehen, dass man den Stamm abhängen und treiben lassen muss. Meistens aber wählen die Leute für den Transport eine ruhige Zeit aus und kommen ungefährdet ans Ziel. In der Heimat wird der Balken auf den Strand gezogen, und bald errichtet man ein provisorisches Schattendach darüber, wenn ein solches nicht schon von Natur aus vorhanden ist, einestheils damit der Arbeiter nicht allzusehr von der Sonne belästigt werde, anderseits um zu verhüten, dass das Holz zu schnell trockne und reisse.

Die nächste Arbeit besteht nun darin, den Baumstamm auszuhöhlen. Die Eingebornen brauchen für diese Arbeit ihre einheimische Axt, bei der man die Klinge verstellen kann, so dass die Schneide bald in der Richtung des Stieles, bald senkrecht zu diesem, bald in größerem oder kleinerem Winkel zum Stiele gestellt wird; eine europäische Axt wäre für solche Zwecke ganz untauglich. Man beginnt die Arbeit damit, dass man auf der Hochkante des Stammes eine Anzahl Querscharten oder Rinnen schlägt, die etwa 5—6 *cm* breit, ebenso tief sind und quer zur Richtung des Stammes liegen. Das ganze Canoe wird so in mehrere Felder abgetheilt, die einzeln etwa $^3/_4$ *m* lang sind. Ist das geschehen, so wird zwischen zwei Rinnen an beliebiger Stelle mitten oder auch vorne auf dem Stamme eine Längsrinne eingehauen, dieselbe wird immer mehr vertieft, bis sie die nöthige Tiefe erreicht hat. Dann nimmt man ein neues Feld vor, später ein weiteres, und fährt damit solange fort, bis das ganze Canoe im Innern, allerdings noch roh und unförmlich, ausgehöhlt ist. In der Mitte des Canoes, einige 50 *cm* von dort nach vorne und hinten lässt man an beiden Seiten der Innenfläche ein gutes Stück Holz stehen, welches dem Schiffe, das an dieser Stelle gerade am meisten zu halten hat, als Versteifung dient. Ist die Aushöhlungsarbeit im Rohen vollendet, so geht man daran, das Innere des Schiffsrumpfes sauber und schön zu glätten, bis die Schiffswand die richtige Dicke hat; kleinere Canoes haben bis $1^1/_2$ Zoll dicke Wände, größere 2 bis $2^1/_2$ Zoll dicke Wandungen. Bei dem Glätten bedient man sich auch meist nur der Axt, schwierigere Partien werden mit einem Hohlbeil, dessen Schneide einen Bogen bildet, ausgeschlagen. Diese letzteren Beile sind hier noch von Stein, da die Europäer bis jetzt noch keine Hohlbeile einführten, wahrscheinlich aus dem Grunde, weil sie noch nie ein Beil dieser Art bei den Eingebornen im Gebrauche gesehen haben.

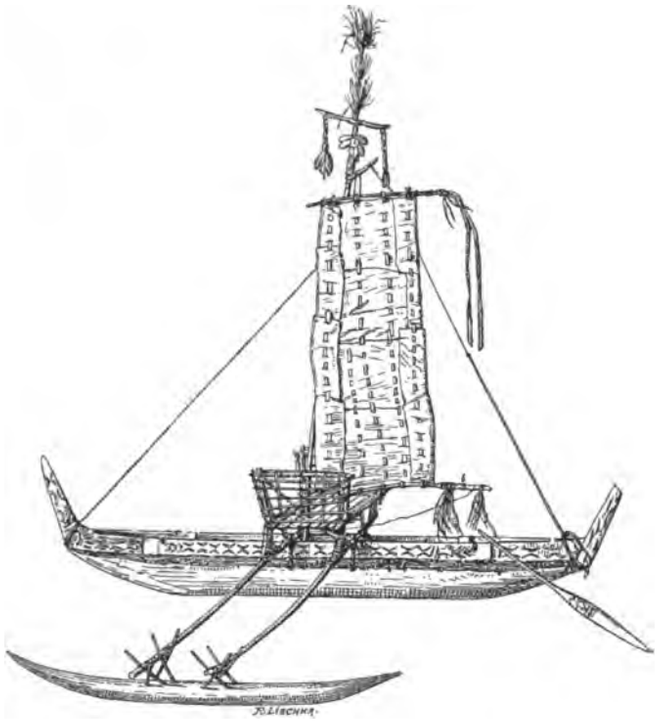
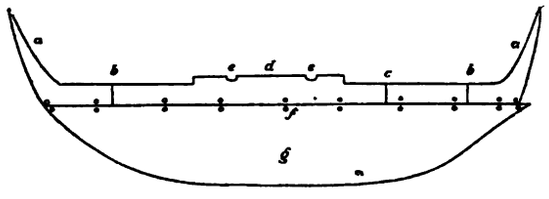


Abb. 249. Canoe.

Ist das Canoe ausgehöhlt, so spitzt man vorne und hinten den Stamm zu und gibt ihm die richtige Schiffsform. Hernach, nachdem er noch einige Zeit ausgetrocknet ist, brennt man die Außenwand etwas an. Man macht ein kleines Feuer längs des Canoe und sieht zu, dass die Hitze sich gleichmäßig verbreite. Das Brennen geschieht solange, bis sich eine dünne verkohlte Schichte an der Oberfläche gebildet hat. Diese macht das Schiff natürlich widerstandsfähiger gegen Nässe.

Hierauf werden vorne und hinten auf das Canoe die beiden Schnäbel (Abb. 250 *a*) aufgesetzt. Diese Schiffsschnäbel hat man überall in Vorrath, ebenso die Bretter, welche auf den beiderseitigen Rand der Canoeöffnung gesetzt werden und die Schnäbel miteinander

verbinden. Sieht ein Tumleo im Walde oder am Meeresufer ein Holz liegen, das stark im Winkel gebogen ist, so ist er alsbald mit dem Beile da, um daraus einen *tjepatjúp* (Schiffsschnabel) zu machen. Zuerst bearbeitet er das dünne Ende des Klotzes und spitzt es zu, dann wird das andere Ende vierkantig geplättet und hierauf — von der Wurzel der Spitze an — eine Rinne hineingeschlagen, die nach hinten geht. Die Rinne wird durchgearbeitet, bis der Klotz sich in zwei Bretter spaltet, welche an der Wurzel der Spitze zusammenlaufen. Der *tjepatjúp* ist damit fertig. Die Bretter macht man aus weichem Holze, und zwar allein vermittelst des Beiles. Aus einem dünnen Stamme kann man ein, aus einem dickeren zwei, aus einem sehr dicken drei dieser Bretter machen. Das geschieht in folgender Weise: Zunächst, wenn man z. B. zwei Bretter schlagen will, schlägt man der ganzen Länge nach durch den Baum eine Rinne; dieselbe wird mit der Zeit so vertieft, dass der ganze Baum in zwei Hälften getheilt wird. Diese einzelnen Hälften legt man flach auf den Boden, stellt das Eisen der Axt quer zum Stiele, und schlägt die beiden Hälften auf beiden Seiten glatt. An der einen Seite, wo die Rinne vorher gehauen wurde, ist die Arbeit bereits schon gethan, an der anderen Seite muss die ganze Halbrundung des Stammes abgeschlagen werden. Die Bretter sind 1—1½ Zoll dick und etwas uneben, krumm und schief, aber sie erfüllen ihren Zweck. Sowohl Bretter als Schiffsschnabel werden auch im Feuer gebrannt, um ihre Widerstandsfähigkeit zu steigern. Dort, wo die Bretter und Schiffsschnäbel, respective die Bretter untereinander verbunden sind, sind sie auf die Hälfte eingeschnitten und so nebeneinander gelegt. Durch Löcher, welche sowohl in den beiderseitigen oberen Canoerand, als in die Schiffsschnäbel und Bretter gemacht sind, wird die Verbindung des Ganzen ermöglicht (Abb. 250*f*). Dieselbe wird hergestellt durch eine Sumpfliane, *njuk*, deren Ranke den Hopfenranken nicht unähnlich sieht. Zu allen Flechtarbeiten am Canoe verwendet man diese *njuk*, die etwa ½ *cm* dick und sehr stark ist. Auch werden die Bretter untereinander und mit den Schiffsschnäbeln durch *njuk* verbunden. Die Verbindung der Bretter mit dem Canoerumpf geschieht durch einfaches gewöhnliches Binden des *njuk*, die Verbindung der Bretter untereinander durch ein schönes starkes Geflecht. Ein Canoe mitsammt den Brettern sieht in diesem Zustande aus, wie es die Abb. 250 erkennen lässt. Zu beachten ist dabei, dass die Bretter mittschiffs eine Erhöhung (Abb. 250 *d*) haben, auf welcher der Canoesitz angebracht wird.

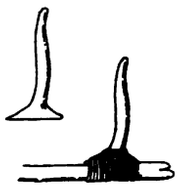


* Abb. 250. Canoe in unfertigem Zustand.

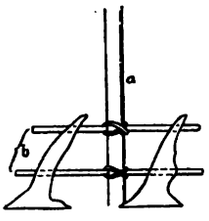
Jetzt geht man dazu über, das Canoe zu dichten. Vor allem müssen die Löcher, die in den Schiffsrumpf und die Bretter gemacht sind, sowie die Verbindungsstelle zwischen beiden selber verdichtet werden. Das geschieht mit dem sogenannten *tjeim*. Der *tjeim* wird von dem gleichnamigen Baume durch Ablösen der Rinde gewonnen. Man bringt etwas Wasser in den Schiffsrumpf und lässt darin einige Zeit diese Rinde aufweichen. Dann kratzt man das Innere der Rinde mit einer scharfen Muschel ab und erhält einen klebrigen Saft. Dieser wird mit einer Kohle vermischt, welche man durch Verbrennen des schwammleichten Innern des Sagoblattstengels erhält, die an 10 *m* lang und an ihrem unteren Ende faustdick sind. Diese so vermischte Masse gibt ein treffliches Material zum Dichten und Kalfatern der Canoes. Ist der *tjeim* hergestellt, so steckt man dort, wo an dem Canoe die Bretter auf dem Schiffsrumpfe aufsitzen, sowohl innen wie außen dünne Blättchen von Betelholz durch die Lianenverbindung, welche durch die Löcher in dem Schiffsrumpf und den Brettern gelegt ist und beide miteinander verbindet.

Diese Lättchen laufen also parallel mit der Längsrichtung der Bretter, sitzen am unteren Theile derselben, so dass die Lianenbinde um sie herumgeht. (Siehe Canoemodell Abb. 249.) Auf dieselbe Weise werden auch Risse im Schiffsrumpfe gedichtet. Man stemmt in die beiderseits des Risses laufenden Wandungen Löcher, zieht mit *njuk* den Riss so an, dass er sich nicht mehr erweitern kann und bringt unter der *njuk* innen und außen am Rumpfe die zwei Lättchen an. Zwischen diese Lättchen, in die Fugen der nebeneinander gelegten Bretter, in die Löcher, die sich im Schiffsrumpfe und in den Brettern befinden, wird nun der *tjeim* hineingedrückt. Man thut das mit einem Hartholz- oder Knochenmeißel. Dann nimmt man einen Stein, und diesen als Hammer benützend, schlägt man vermittelst des Meißels den *tjeim* in die Löcher hinein fest. Der *tjeim* wird in einigen Tagen ganz hart und erfüllt seinen Zweck als Kalfatermasse so gut, dass das Schiff, wenn es anders mit Sorgfalt gearbeitet ist, fast kein Wasser aufnimmt.

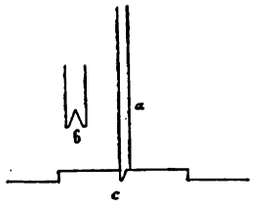
Ist die Dichtung fertig, so geht man dazu über, die Ausleger am Schiffe anzubringen. Zunächst wird das Schiff noch in der Mitte versteift, damit es besser die Last, die ihm dort aufgelegt wird, tragen könne. Zwischen die beiden Versteifungen, die man jederseits im Mittelschiffsrumpfe stehen ließ, wird je ein Brettchen *(rarêu)* eingeklemmt und dasselbe fest mit dem Rumpfe und den Brettern durch *njuk* verschnürt. Dann verbindet man noch die Bretter oben beiderseits durch ein paar Geflechte *(pangpáng)*, die auch mittschiffs



* Abb. 251.



* Abb. 252.



* Abb. 253.

liegen und das Ausbiegen der Bretter verhindern sollen. Ist die Versteifung fertig, so legt man mitten über die erhöhten Canoebretter, und zwar dort, wo dieselben etwas eingeschnitten sind (Abb. 250 *e*), die Auslegerhölzer. Dieselben sind, je nach der Größe des Canoes, bald stärker, bald schwächer, bald länger, bald kürzer. Bei kleinen Canoes zählt man zwei, bei ganz großen drei Auslegehölzer, von denen jedoch im letzteren Falle das mittlere nicht bis auf den Schwimmer geht, es endigt bei einem mit den anderen Auslegerhölzern in Verbindung stehendem Querholze. Die Hölzer werden so gelegt, dass das eine dickere Ende etwa $^2/_3$—$^1/_2$ *m* über den Bretterrand des Schiffsrumpfes herausragt, während das andere mehrere Meter weit nach links hervorsteht. Das Festmachen der Ausleger auf die Bretter geschieht durch *njuk*-Geflechte. Mitten werden die Hölzer bei größeren Fahrzeugen noch durch 1—2 Querhölzer fester verbunden.

Auf diese Ausleger baut man nun den Canoesitz auf. Die Grundlage desselben bilden die Ausleger. Dann bringt man rechts an den Kopfenden derselben, sowie von der Mitte des Canoes aus in derselben Entfernung nach links die Streben an, welche dem Sitze die Festigkeit geben. Diese Streben heißen *alampanjíp;* sie sind Hartholzstöcke; ein Stück des Astes, woran der Stock sitzt, bildet den Aufsatz des *alampanjíp*, der durch Geflechte von *njuk* auf dem Ausleger befestigt wird (siehe Abb. 251). An größeren Canoes werden links je zwei *alampanjíp* etwa 1 Fuß weit hintereinander aufgeflochten, ebenso rechts. Man benützt diese Vorrichtung dann, um eine kleine besondere Abtheilung auf dem Sitze herzustellen zur Aufnahme von Bogen und Pfeilen oder um die Ladung bei stürmischer See mehr vor dem Herausfallen zu sichern. Etwa $^3/_4$—1 Fuß

hoch befestigt man nun an dem *alampanjíp* über jedem Ausleger zu diesem parallel laufend einen Hartholzstock. Über diese beiden oder auch vielen Stöcke, wenn das Canoe groß ist, legt man andere Stöcke ziemlich dicht nebeneinander querüber. Unten werden diese zwei oder mehr Längshölzer noch durch kleine Stützen gestützt, damit sie sich nicht durchtragen. Die Stützen, Längs- und Querhölzer, sind alle durch *njuk*-Geflechte mit einander verbunden (siehe Zeichnung). Weiters wird der Sitz noch durch Querstreben gefestigt, welche die *alampanjíp* mit einander verbinden; schließlich wird der ganze Sitz unten über den Querhölzern mit kleinen Lättchen von härtestem Betelholz belegt, welches den Namen *papó* führt. Auch dieses wird mit *njuk* festgebunden. So ist der Sitz im großen und ganzen fertig. Ist das Canoe groß und zum Segeln bestimmt, so wird der Sitz mit allerhand Flechtereien und Stöcken versehen, die ihm größere Festigkeit verleihen, den Aufenthalt auf dem Canoe den Menschen gemüthlicher machen und das Verlorengehen der Waren bei hoher See verhindern. Der Sitz ist in diesem Falle zu einem völligen Kasten von 4 m^2 Raumfläche ausgebaut, nur vorne und hinten in der Längsrichtung des Schiffes findet sich ein Aus-, respective Eingang zu dem Sitze. Bei kleineren Canoes ist der Sitz viel einfacher.

Abb. 254. Mastspitze.

Soll das Canoe zum Segeln eingerichtet werden, und ist das Schiff von größeren Dimensionen, so wird auf dem Sitze noch eigens eine Versteifung für den Mast angebracht. Diese besteht aus zwei starken *alampanjíp* (Abb. 252), die sich mitten auf dem Sitze erheben, die aber natürlich unten auf dem Ausleger aufgeflochten sind. Diese *alampanjíp* stehen etwas schief, damit sie umso besser stützen. Etwa 1 Fuß über dem Sitzboden und an der Spitze sind sie durch zwei Querstangen verbunden (Abb. 252 *b*), an die der Mast (*a*) befestigt wird. Diese Streben heißen hier *tjōntjíl*. Der Canoemast ist ein recht schlankes Bäumchen von stattlicher Höhe. Große Canoes haben einen Mast, der 8—9 *m* messen mag. Der Mast wird auf dem linken Seitenbrett mitten auf dem Sitze aufgestellt wo für ihn im Boden des Sitzes ein Loch freigelassen ist. Unten ist derselbe etwas eingeschnitten (Abb. 253 *b*) und in diesem Einschnitte sitzt er auf dem Brette (Abb. 253 *c*) auf, über dem Sitze ist er an den Querstangen des *tjōntjíl* festgemacht. Oben ist der Mast durch zwei feste Taue aus Rohr mit dem Vorder-, respective Hintertheil des Schiffes verbunden. Das Rohrtau vorne ist etwa 1 Fuß höher angebracht, als das hintere. An der Vorderseite ist nämlich oben an den Mast eine Vorrichtung festgeflochten, die an der Spitze ein

Loch trägt, durch welches das Rohrtau heruntergeht. Es entsteht damit oben ein geschlossenes Dreieck, durch welches später das Tau geführt wird, vermittelst dessen man das Segel hochzieht. Da dieses Tau an allen Seiten eingeschlossen ist, kann es demnach nicht herabrutschen (Abb. 254). Die oberste Spitze des Mastes ist meist auf das schönste geziert, sie ist für unsere Tumleo eine Art Standarte. Jede *anitjól* (Dorfbezirk, siehe S. 378), die ein größeres Canoe hat, führt eine andere Flagge. An der Gestalt dieser Standarte kann man schon von weitem sehen, wem das Canoe gehört. Auf manchen Canoes findet man oben Schnitzereien, die einen Fisch oder Vogel darstellen; fast alle Mastspitzen sind mit Vogelfedern, als Tauben- und Casuarfedern, in verschiedenster Gruppierung geschmückt. Zu erwähnen ist noch, dass man die Mastspitze nach Belieben auf den Mast aufstecken und herunternehmen kann, sie ist nämlich nicht ein fester Theil des Mastes, sondern ein meist $1—1^1/_2$ *m* langer und einige Finger dicker Stock, der dann in der angegebenen Weise geschmückt ist.

Besondere Aufmerksamkeit gebürt dem Canoesegel, da uns die Herstellungsweise desselben deutlich zeigt, wie die Eingebornen sich mit geringen Mitteln zu helfen wissen. Die großen Canoesegel mögen oft eine Fläche von 8—16 m^2 haben. Ein Segel von dieser Größe weist etwa folgende Dimensionen auf: $1^1/_2$ *m* Breite zu circa $5^1/_3$ *m* Höhe oder $2^1/_4$ *m* Breite zu $7^1/_2$ *m* Höhe. Das ganze Segel besteht aus einem viereckigen Rahmen und der eigentlichen Segelfläche. Der viereckige Rahmen wird in der Breitseite, d. h. oben und unten, von je einem armdicken und festen Stocke gebildet. Die Längsseiten bilden jederseits ein Tau, das von dem oberen zu dem unteren Holze verläuft. Die Segelfläche ist aus kleinen Stückchen des Bastfaserstoffes, welcher unter dem Blattansatz der Cocospalmen zwischen dem Blatte und Herzen des Baumes hervorwächst, zusammengenäht. Da jedes dieser Bastfaserstücke kaum ein Dreißigstel bis Zwanzigstel Quadratmeter Fläche hat, so folgt, dass man für ein großes Segel mehr als ein paar hundert dieser Faserläppchen gebraucht. Beim Zusammennähen des Segels wird zuerst der Rahmen des Segels hergestellt; ist er fertig, so breitet man ihn auf den Boden aus. Die ganze Fläche, die der Rahmen umfasst, wird sodann mit den erwähnten Faserläppchen ausgefüllt, und zwar so, dass die jeweiligen Ränder übereinander zu liegen kommen. An den Längsseiten nimmt man den Faserbast doppelt, indem man ihn um die beiderseitigen Stricke umbiegt. Dann geht man ans Nähen. Als Nadel dient ein etwa 20—30 *cm* langes, unten spitzes, oben etwas breiteres Betelholzstäbchen. Oben trägt das Stäbchen einen Spalt, in den man den Faden festklemmt. Die erste Naht wird beiderseits dicht neben das Tau gelegt, welches an den Seiten den Rahmen des Segels bildet. Als Faden dient eine weiche starke Rinde, die man in Streifen von einem Finger Breite geschnitten hat. Das untere Ende des Fadens wird an dem unteren Holze des Segelrahmens festgebunden, und dann legt man parallel dem seitlichen Taue dicht neben diesem eine Naht. Die Stiche mögen 1—2 Zoll weit, respective groß sein. Ist man oben angelangt, so macht man das Ende des Fadens an dem oberen Mastholze fest. Dann legt man neben dieser Naht und parallel zu ihr eine zweite, dritte u. s. w. Naht, bis das ganze Segel durchgenäht ist. Die Herstellung eines Segels nimmt ziemliche Zeit in Anspruch, dafür ist die Arbeit aber auch eine recht solide und kann ein Segel, wenn es recht vernünftig gebraucht wird, eine lange Zeit überdauern.

Die Canoesegel sind eine Art lateinisches Segel, ihre Form ist die eines regelmäßigen Rechteckes von den vorhin angegebenen Dimensionen. Oben ist an dem Segelrahmen eine einfache Stange, unten dagegen eine mit Gaffel versehene Stange. Als Gaffel benützt man einfach einen Gabelzweig, und falls man keinen größeren passenden Zweig finden kann, verbindet man einen Gabelzweig mit kürzerem Ende, den man ja

leichter auftreiben kann, mit dem unteren Segelstock. Das Segel wird durch ein Tau hochgezogen. Dieses Tau ist aus der Rinde eines Strauches nach Art unserer Taue, natürlich nur mit der Hand, geflochten. Es läuft durch eine am oberen Theile des Mastes angebrachte Vorrichtung und hängt an beiden Seiten die ganze Länge des Mastes von oben herunter. Will man das Segel hochziehen, so befestigt man das eine Ende des Taues an dem oberen Querholze des Segels, und zwar ziemlich in der Mitte. Das Segel liegt dabei aufgerollt auf dem Canoesitze. Unsere Leute können die Segel nicht so festmachen, wie das bei einem Segel von Tuch der Fall ist, sie müssen, um das Material zu schonen, das Segel aufrollen, und zwar geschieht das um die Segelgaffel, d. h. den Gaffelstock an dem unteren Theil des Segels. Ist das Segel hochgezogen, so stellt man die Gaffel an den Mast, so dass der Mast zwischen die Zinken der Gaffel (Gabel) kommt. Das Feststellen und Richten des Segels geschieht durch kleinere Taue, die beiderseits und mitten an der Gaffel, sowie oben an dem Segelbaum angebracht sind und an den Stöcken des Canoesitzes, die zu diesem Zwecke eigens unter dem Ausleger befestigt sind. Zu bemerken ist noch, dass beim Segeln die Canoes so gestellt sind, dass der Ausleger nach der Seite liegt, woher der Wind kommt, und das Segel an der Seite des Mastes angeschlagen ist, die vom Winde abliegt.

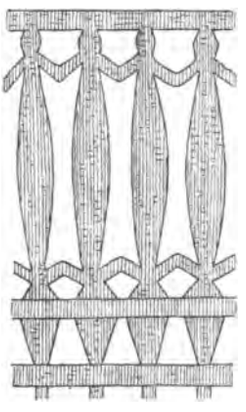


Abb. 255. Ruder ($^1/_{20}$ n. Gr.) nebst Ornament des Griffes.

Ist das Segel fertig, so kann die letzte Hand an das Canoe gelegt werden durch Anbringung des Schwimmers unten an den Enden der Auslegerbäume. Als Schwimmer benützt man ein leichtes Bäumchen von geringerer oder größerer Dicke und so ziemlich derselben Länge wie der Theil des Canoes, der im Wasser liegt. Vorn und hinten spitzt man von unten her den Schwimmer zu, damit er besser das Wasser durchschneiden könne. Oben in der Mitte schlägt man eine Anzahl Pflöcke von hartem Betelholz ein, die in zwei oder drei Gruppen angeordnet sind, je nach der Zahl der Auslegerbäume. Die Pflöcke sind je zwei und zwei einander schräg gegenüber eingeschlagen, kreuzen sich oben und sind darüber hinaus noch einige 10—20 *cm* länger. Auf diesem Kreuzungspunkte werden die Ausleger mit *njuk* festgeflochten. Der Ausleger selber wird noch etwas angebrannt und verkohlt, und damit ist so ziemlich das Canoe fertig.

Die Canoes können von verschiedener Größe sein. Wir können dieselben füglich nach dieser Hinsicht in drei Gruppen eintheilen. Die kleinsten Canoes sind die Fischercanoes, sie fassen meist nur drei bis vier, höchstens fünf Personen. Diese Art Canoes wird nur mit Rudern fortbewegt. Ein einzelner Mann schon kann sehr leicht damit fahren, und zwar recht schnell. Er setzt sich auf das Hinterschiff und benützt sein Ruder bald rechter, bald linker Hand, bald als Riemen, bald als Steuer. Die Ruder sind aus einem einzigen Stück Holz gehauen und geschnitzt, das Blatt hat meist die Form der Abb. 255. Die kleinen Canoes werden mit den gewöhnlichen Rudern gerudert und gesteuert. Für die großen Canoes braucht man als Steuer ein ganz großes Ruder von doppelt so großem Blatt und drei- bis vierfacher Schwere des gewöhnlichen. Ruderdollen kennt man nicht. Das Steuer wird entweder wie das Ruder aus freier Hand geführt, und

zwar besorgen die Leute dann das Steuern beim Rudern selber, oder sie führen das Ruder dicht am Schiffskörper herunter und während die eine Hand dasselbe festhält, macht die andere die nöthigen Steuerbewegungen. Letztere Steuermethode muss besonders bei den großen Canoes angewendet werden, da nur ein starker Mann auf kurze Zeit vermöchte, das gewaltige Steuerpaddel, das man für diese Schiffe braucht, als eigentliches Ruder zu führen. Beim Rudern sitzen die Eingebornen meist im Canoe, und zwar so, dass die Beine frei in den Schiffsraum herunterhängen, während der Körper oben zwischen den zwei Bretterwänden mit dem Sitztheil eingeklemmt ist, oder auf den Brettern aufsitzt, je nachdem das Verhältnis der Größe des Menschen zu der Weite der Rumpföffnung über den Brettern ist. Bei kürzeren Touren stehen auch die Leute, an seichten Stellen, wo man das Canoe bequem mit einer Stoßstange weiterbringen kann, muss man meistens stehen, da die durch das Stoßen beschleunigte Fahrt eine geschicktere Handhabung der Stange erfordert. Wenn sie über das Gürtelriff einer Insel fahren, so brauchen sie diese Stoßstange fast immer, da sich mit ihr das Canoe besser regieren und bewegen lässt, als mit dem Paddel.

Abb. 256. Ruder ($^1/_8$ n. Gr.) nebst Griff ($^1/_4$ n. Gr.).

Die Canoes der mittleren Sorte sind viel größer und fester gebaut, als die vorigen, sie tragen etwa 1000 bis 1500 Pfund und man braucht immerhin vier bis fünf Ruderer, um das Fahrzeug in schnelle Fahrt zu bringen. Diese Canoes können auch, wenn sie weite Reisen machen sollen, mit einem kleinen Mast und Segel provisorisch versehen werden. Die Canoes dieser Gattung gebraucht man für kürzere Reisen, oder bei guter See auch für längere Touren. Sie können wohl ebenso gut eine See aushalten, wie die großen Segelcanoes, aber weil das Rudern auf lange Strecken sehr ermüdet, braucht man sie nicht so oft für weite Fahrten, es sei denn, dass man gerade ein passendes Segel für sie habe.

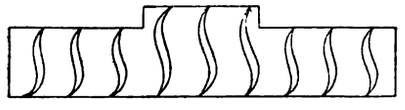
Die Canoes der größten Sorte sind oft stattliche Schiffe von bis zu zwei Tonnen Tragfähigkeit. Auf ihnen machen die Eingebornen weite Reisen, bis zu 60 Meilen gehen sie damit die Küste entlang. Das Hauptbewegungsmittel für diese Canoes ist das Segel. Gegen Wind kämen die Fahrzeuge nur mit Mühe an, da sie sich zu schwer rudern lassen. Bei günstigem Winde laufen diese Schiffe dagegen eine schöne Fahrt.

Die Eingebornen kennen Wind, See und Wetter so genau, wissen ihr Fahrzeug so geschickt zu führen, dass man bei ruhiger See nichts zu besorgen braucht. Fataler ist die Sache, wenn ein starker Wind aufkommt und man gezwungen ist, auf See zu bleiben. Die Canoes sind nicht sehr seetüchtig, eine Reise in die offene See zu machen mit ihnen, wäre sehr waghalsig, darum halten sich denn die Leute

auf der Reise immer, wenn eben möglich, dicht unter Land, um bei eintretender Gefahr bald die sichere Küste erreichen zu können. Aus diesem Grunde findet zur Zeit der starken Nordwestmonsune (November bis März) nur eine sehr beschränkte Schiffsbewegung statt, Segelcanoes sieht man fast nie in der Zeit, jedoch in den ruhigen Monaten des Südostpassates ist die Schiffahrt eine sehr rege. Oft sind zehn und noch mehr Menschen auf einem Fahrzeuge. Wenn der Wind nur einigermaßen günstig ist, stellen die Ruderer ihre Thätigkeit bald ein und überlassen es dem Segel, das Schiff weiter zu bringen, geht die Fahrt auch noch so langsam; der Eingeborne hat ja Zeit genug, er quält sich darum nicht mit Rudern ab. Die Passagiere hocken auf dem Sitze des Canoes. Um sich die Zeit zu vertreiben, kauen sie Betelnüsse und rauchen ihre Cigaretten. Die Leute führen auf dem Schiffssitze stets Feuer mit sich. Sie nehmen die Blatthülle eines Betelblattstieles, der auseinandergebreitet eine zwei Quadratfuß große Fläche bedeckt, streuen eine Schicht Sand darauf und legen darauf ein glimmendes Holzscheit, das ist die ganze Feuereinrichtung.

Abb. 257. Ornament des Ruderblattes Abb. 256.

Vorhin unterschieden wir die Canoes nach ihrer Größe, eine andere Eintheilung wäre die in Canoes ohne jegliche Verzierung und in solche mit Verzierungen. Die gewöhnlichen einfachen Fischercanoes sind meist fast jeder Verzierung bar. Die größeren Canoes dagegen, und besonders die großen Segelcanoes, sind mitunter auf das prächtigste verziert. Zunächst ist der Schiffskörper selber vorne und hinten, nicht auf der übrigen Fläche, mit Schnitzereien in erhabener Arbeit geziert. Diese Schnitzereien stellen dar einfache Knöpfe, die in einer Reihe angeordnet sind, Bilder von Thieren, Menschen, Gesichter von Menschen. Der Vorder- oder Hinterschnabel des Canoerumpfes läuft wohl in eine mit Geflecht von *njuk* versehene Spitze aus, oder er ist beiderseits mit geschnitzten Knöpfen und Blättern verziert. Die Canoebretter sind öfter ganz mit regelrecht über die ganze Fläche angeordneten einfachen Figuren, z. B. in Form eines Fragezeichens, geschnitzt. Diese Figuren sind oft abwechselnd schwarz, weiß und roth bemalt, (Abb. 258). Als Farbstoffe benützen die Leute für Schwarz den Ruß von Töpfen, für Weiß pulverisierten Kalk, für Roth und Gelb Lehmarten von dieser Farbe. Die Farben werden entweder mit Wasser verrieben oder aber, und das ist bei der schwarzen Farbe der Fall, mit dem Wasser, das man durch Kauen von *maaúl-peijik*-Blättern gewinnt, und mit einem Pinsel, den die Natur wachsen lässt, aufgetragen. Dieser Pinsel ist die Pandanusfrucht, welche, wenn sie reif ist, vorn sich in unzählige haardicke Fäserchen spaltet, die den Haaren eines Pinsels sehr ähnlich sind; das hintere dicke Ende der Frucht dient als Handhabe des Pinsels. Die Auslegerhölzer laufen an ihrem dicken Ende vielfach in geschnitzte Schlangenköpfe aus, ebensolche findet man auch an anderen Stöcken auf dem Sitze. An dem Segel und auch an dem Sitze werden Bänder angebracht oder auch Schnüre, an denen hübsche Grasquasten herunterbaumeln. Die Vorrichtung, durch welche das zum Emporziehen des Segels dienende Tau läuft (Abb. 254), ist manchmal mit einer phantastischen menschlichen Figur versehen. Die Mastspitze ist, wie schon oben angegeben, als eine Art Standarte zu betrachten und mit Schnitzereien von Fischen und Vögeln und mit Federn geschmückt. Die Schnitzereien haben in ihrer Mitte ein Loch, und durch dieses führt die Spitze des Mastes, ähnlich wie der Eisenstab durch die Wetterfahne, nur dass in unserem Falle die Figuren nicht auf der Hochkante stehen, sondern glatt liegen. Auch die Ruder sind meistens mit netten Schnitzarbeiten versehen. Auf dem Kopfe des Ruderstieles finden wir öfter eine Menschenfigur oder ein Krokodil geschnitzt, das Ruderblatt ist ganz oder wenigstens oben mit Schnitzereien von verschiedensten Mustern versehen. Die hiesigen Canoes haben natürlich keine Anker, sie werden immer auf das Land aufgezogen. Man bringt das Schiff ans Ufer, legt eine Anzahl runder Hölzer auf den Boden und zieht darüber das Fahrzeug hinauf. Ein größeres Canoe führt, um überall ohne große Schwierigkeit landen zu können, vielfach diese Hölzer, welche als Stollen dienen, mit sich. Manche der Hölzer sind auch an dem Kopfende mit Schnitzwerk versehen. Es werden Krokodile, Vögel darauf dargestellt.



* Abb. 258. Verziertes Canoebrett.

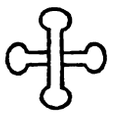
Zuletzt wäre noch etwas zu sagen über den Stapellauf eines großen Canoes. Bei kleineren Canoes ist die Sache einfach. Man schmückt die beiden Schiffsschnäbel vorne und hinten mit Grün, an den Seiten bringt man eine Anzahl Fransen an, man macht einen Fischzug mit dem neuen Fahrzeug und die Festlichkeit wäre zu Ende. Größere Feierlichkeiten finden beim Stapellauf eines großen Segelcanoes statt. Schon wenn die erste wichtigste Arbeit, das Aushöhlen des Schiffsrumpfes, beendet ist, wird ein kleines Festessen veranstaltet, an dem die Arbeiter, welche bis dahin sich mit dem Canoe zu

schaffen machten, sowie ein paar gute Freunde theilnehmen. Bei dieser Gelegenheit bringt man auch an den Löchern, die sich vorne und hinten am Rumpfe des Canoeschnabels befinden, ein paar Blätter von der Friedenspalme an. Das geschieht auch bei Beendigung der Arbeiten am Schiffsrumpfe der kleinen Canoes. Des Morgens bei Sonnenaufgang an dem zum Stapellauf bestimmten Tage werden im Schiffsrumpfe Bündel von Blättern z. B. von *volrapér* verbrannt. Hernach ertönt das Tritonshorn, welches die Festtheilnehmer auf den Platz beruft, wo das Schiff steht. Die Tritonsmuschel hat einen Ton, ähnlich der Sirene eines Dampfers. Wenn ein Segelschiff in See steht, wenn ein großes Canoe sich dem heimatlichen Strande nähert, so ertönen vom Schiffssitze aus die Tritonshörner, deren man gewöhnlich zwei oder mehrere an Bord hat. Die Gäste und Schiffsbesitzer versammeln sich allmählich, und nun beginnt die eigentliche Feier des Stapellaufes. Zuerst werden vor und hinter dem Ausleger, in den beiden Ecken, welche dieser mit dem Schiffsrumpfe bildet, einige Cocosnüsse mit der Axt zerschlagen. Die Nüsse hebt man auf, hält sie über die Öffnung des Schiffsrumpfes und lässt das Cocoswasser in diesen herablaufen. Das Schiff selber ist festlich geschmückt. Vorn und hinten an den Schiffsschnäbeln sind große Kräuterbüschel angebracht, an den Seiten hängen den ganzen Rumpf entlang Grasfransen. Öfter hat man auch noch verschiedene Figuren für diesen Tag eigens geschnitzt, die Menschen und Vögel darstellen. Selbe werden am Vorder- und Hinterschiff, sowie auf dem Sitze angebracht. Ebendort bringt man auch die Schalen der Cocosnüsse an, die man aufgebrochen hat. Die Leute thun alles, d. h. das Verbrennen der Kräuter im Schiff, Aufschlagen und Befestigen der Cocosnüsse, in dem Glauben, dass sie dadurch mit dem Schiffe Glück haben würden.

Hernach macht die Menge sich daran, das Canoe in die See zu ziehen. Man legt Holzstücke als Rollen vor den Vorderschnabel, einige der Leute stemmen ihre Schultern unter die Ausleger an der Stelle des Sitzes, andere ziehen am Schiffe selber, wieder andere heben die Ausleger und den Schwimmer auf, und so heben und ziehen sie das Fahrzeug in das Wasser. Sobald dasselbe flott ist, springt die Mannschaft hinauf. Einige Frauen und Kinder haben schon vorher auf dem Sitze Platz genommen. Die Bemannung setzt sich meistens aus jungen, lebenslustigen Burschen und jüngeren Männern zusammen. Die Stoßstange wird angesetzt, die Ruder werden in die Hand genommen und langsam bringt man das Fahrzeug in die See hinaus. Dabei wird kräftig gejohlt, geschrieen, gelacht und Spectakel gemacht. Weht der Wind, so spannt man auch das Segel auf und in lustiger Fahrt geht es um einzelne Partien der Insel herum. Die Festesfreude an Bord wird immer größer. Ein Hauptspass der Rudersleute besteht darin, sich gegenseitig und die müßig auf dem Sitze hockenden Weiber und Kinder mit Seewasser zu besprengen und naß zu gießen. Brausender Beifall und stürmischer Jubel folgt einem wohlgezielten Guss. So fährt das Schiff einige Stunden hin und her, kreuz und quer. Das Muschelhorn wird bei der Gelegenheit auch fleißig geblasen. Endlich wendet man sich wieder dem heimischen Gestade zu. Mit Jubel wird das Schiff vom Lande aus begrüßt. Dutzende von Händen beeilen sich, dasselbe wieder hoch auf den Strand zu ziehen. Während der Fahrt haben die Hausfrauen fleißig die Hände gerührt, den nöthigen Sago für ein Festessen fertig zu stellen. Ein allgemeiner Schmaus beschließt die Feier. Die älteren Männer begeben sich auf einen *alól*-Platz, um dort der Freude des Mahles zu pflegen. Sie nehmen dorthin den Sago mit sich, braten dort Fische, kochen Gemüse und dann geht die Arbeit los. Die jüngere Generation, sowie die Frauen verzehren ihr Mahl zu Hause. Zuletzt vereinigt man sich noch zu einem Pfeifchen, natürlich fehlt auch die Betelnuss nicht dabei. Noch lange wird das Tagesereignis besprochen, bis endlich spät am Abend Morpheus seine Rechte geltend macht und die Gesellschaft nach Hause treibt.

XX. Kunst.

Das Wort »Kunst« ist hier freilich zum Theil nur in euphemistischer Bedeutung zu nehmen, immerhin finden sich aber doch entschiedene Ansätze, die theilweise selbst bis zu einer gewissen Höhe der Entwicklung gediehen sind; besonders in der Holzschnitzerei. Leider kann ich nicht sagen, dass diese Entwicklung augenblicklich weiter fortschreite, sie ist im Gegentheil in starkem Verfall begriffen. Selten trifft man noch gute Schnitzereien neueren Datums. Fast alle noch vorhandenen Stücke stammen aus älterer Zeit.



* Abb. 259.

An einem alten Parák in Alí sieht man eine ganze Reihe geschnitzter Figuren *(eilamat)* angebracht. Auf der Veranda des unteren Stockwerkes stehen einige drollige Menschenfiguren mit riesig langen dürren Beinen und feisten Bäuchlein, andere Figuren stehen bei der Thüre. Draußen um den Parák herum hängen eine geschnitzte Schlange, ein Kreuz, welches nebenstehende Form hat.

Abb. 260. Verziertes Brett vom Geisterhaus *(reparep tjariu,* $^1/_{12}$ n. Gr.).

Viele schöne Figuren finden sich besonders auch an dem Haupt-*alól* in Sapí. Auf den beiden Längsseiten stehen die Tragbalken, welche das zweite Stockwerk tragen, etwas hervor. Dieselben laufen in allerhand geschnitzte Figuren aus, als Krokodilkopf, Vogel, drollige Menschenfiguren, ein Vogel, der zwischen den Krallen einen Menschenkopf hält. Auf dem niedrigen, etwa 10 *cm* hohen Vordergeländer der Veranda sind ein ganzes Krokodil und ein Paar Täubchen geschnitzt. Das Geländer der Treppe zum zweiten Stock zeigt auf beiden Seiten einige Menschenfiguren, die aber lebhaft an Orang-Utangs erinnern. Die Arme sind sehr lang. Die Figuren mitsammt dem Geländer sind aus einem Stück geschnitzt. Schade, dass die ganze Gruppe jetzt schon völlig defect geworden ist.

Schöne Schnitzereien finden sich auch oft an den Canoes, an den Canoepaddeln, Kopfbänken, auf den großen *garamuth-* und den kleinen Handtrommeln, auf den großen Trommelschlägern, auf Schüsseln, auf Bogen, und zwar sind bei letzteren allein die Schnitzereien eingeritzt, während sie sonst in erhabener Arbeit ausgeführt sind.

Fast alle diese Arbeiten aber stammen aus älterer Zeit. So lange wir hier sind, haben wir kaum die eine oder andere schöne Schnitzerei herstellen gesehen. Man sieht noch wohl, wie der eine oder andere Mann einige derartige Arbeiten macht, aber dieselben sind so wenig geschickt ausgeführt, dass dieselben für den Ethnologen kaum Wert haben. Nur zwei Brüder sind noch hier, die in der Beziehung wohl etwas leisten. Andere Schnitzer kenne ich nicht mehr auf Tumleo.

Die früheren Schnitzereien stellten Menschen, Thiere, Blattwerk und auch manche uns unbekannte Formen dar. Die menschlichen Figuren waren meistens in sehr grotesker Weise dargestellt, wie wir schon oben sahen. Viele der Darstellungen sind obscön. Unter den Thieren werden Vögel, Fische, Krokodile am meisten dargestellt. Ebenso findet man Blattwerk, verschlungene Linien, Formen wie Fragezeichen. Öfter sind auch bloß Menschen- oder Thierköpfe zur Darstellung gelangt.

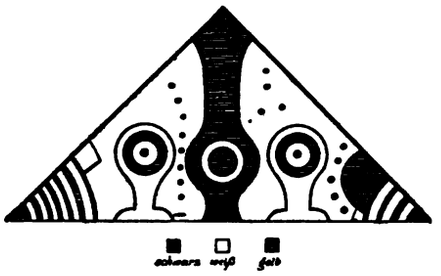
In der Malerei leisten die Tumleo auch wenig mehr. Früher gab es wohl manche *alól* und *parák*, deren Seitenwände mit Malereien verziert waren. Heute sieht man das nur noch selten. Als Farben dienten weiß, hellgelb, schwarz und hellroth, wofür man Kalk, Lehm, Ruß und eine rothe Erdart, mit Wasser oder Pflanzensaft vermischt, brauchte. Als Pinsel diente eine Pandanusfrucht. Jetzt brauchen

die Leute schon vielfach auch europäische Farben. Ihre Malereien sind jetzt weder zahlreich, noch auch irgendwie ansprechend, während aus früherer Zeit einige noch ganz nette Malereien an einem *alól* erhalten sind.

Von anderen »künstlerischen« Leistungen unserer Tumleo verdienen noch hervorgehoben zu werden: Geschnitzte Bogen, bemalte Pfeile, geflochtene Armbänder mit eingeflochtenen oder eingereihten großen oder kleinen Muschelringen, Armbänder aus Baumbast, die mit kleinen Muschelchen und Pater-Noster-Böhnchen besetzt sind, geschnitzte Leibschilde, Haarnadeln und Kämme, kleine Hand- und große *garamuth*-Trommeln, aus Muschelwindungen herausgeschnittene Armringe, aus Muscheltrümmern geschliffene Nasenstäbchen. Damit wäre wohl das, was unsere Männerwelt in künstlerischer Beziehung leistet, erschöpft. Näheres über diese Sachen findet sich in den früheren Abhandlungen über die »Waffen« und »Schmucksachen«.

XXI. Gesellschaftliche Organisation. Dorf, Dorfbezirk, Familie.

In Neu-Guinea steht der Particularismus in seiner schönsten Blüte. Die Eingebornen kennen keinen gemeinsamen Namen für ihre ganze Insel und für ihre Bewohner, jedes Stammesgebiet hat einen eigenen Namen, denselben wie der Stamm selber, die Stämme zerfallen in Dorfschaften, die Dorfschaften wieder (hier herum) in Dorfbezirke. Die einzelnen Stämme suchen sich möglichst gegen einander abzuschließen, die Verschiedenheit der Sprache, die weiten Entfernungen, die zwischen den einzelnen Stämmen bestehen, thun ihr Theil dazu, diese Abgeschlossenheit zu einer möglichst schroffen zu machen. Freundschaften des einen Stammes mit dem anderen sind uns nicht bekannt. Wenn jedoch unsere Tumleo und ebenso die übrigen Insel- und Festlandsbewohner mit anderen Stämmen befreundet sind, mit diesen Verkehr unterhalten, dorthin reisen, so kommt das nur daher, dass die einzelnen Familien eines Stammes dort viele Gastfreunde haben. Nur diese besucht man, und da nun jeder bei einem Stamme einen oder mehrere Gastfreunde hat, so könnte man äußerlich meinen, die Stämme ständen als solche miteinander in Freundschaft. Das ist jedoch nicht der Fall. Die eigentlichen Freundschaften sind nur particulärer Natur. Kommt z. B. ein Lemingmann von dort hierher, so besucht er nur seine Gastfreunde, geht ein Tumleo nach Arop, so besucht er wieder nur seine Gastfreunde, andere Leute kümmern sich kaum um ihn, besonders, wenn sie noch aus einem anderen Dorfe sind als das, wo seine Freunde wohnen. Unsere Einamúlleute unterhalten viel Verkehr mit den Pultalú am Festlande drüben, besuchen dieselben und erhalten von ihnen Besuche, einen Sapímann wird man aber nie bewegen können, mit nach Pultalú zu gehen, weil er dort keine Freunde hat, und doch liegen beide Dörfer Sapí und Einamúl kaum 100 *m* von einander.



* Abb. 261. Malerei an einem Hausgiebel in Sapi.

Diese particulären Freundschaften selbst können dann freilich sehr herzlicher Natur sein. Hier einige Einzelnheiten darüber. Das Wort *magán* »Freund« heißt in Tumleo so viel als »Gastfreund« oder wörtlich übersetzt: »Er ist ein Besuch von mir.« Bei seiner Ankunft wird der Gastfreund recht wohlwollend empfangen, an Speise und Trank fehlt es nicht, auch wenn der Besuch Tage oder Wochen lang dauern sollte; ebenso wird für andere Bedürfnisse des Fremden, z. B. Tabak, Betel, bestens Vorsorge getroffen. Dann übernimmt der Freund es auch, den Besucher überall herumzuführen, ihm das Neueste

zu zeigen, und er würde es als unanständig ansehen, den Fremden ohne dessen Willen längere Zeit allein zu lassen. Beim Abschiede oder der Weiterreise erhält der Scheidende noch eine gute Wegzehrung mit, die ihn für die nächste Zeit der Nahrungssorgen überhebt. Die ganze Familie begleitet den Freund eine Strecke weit oder bis ans Meer, wenn er zu Schiffe gekommen ist. Unter freundschaftlichen Zurufen scheidet man von einander. Eine recht schöne Sitte, die ich nicht unerwähnt lassen will, besteht hier, wenn fremde Besucher ankommen und erfahren, dass jemand aus dem Kreise ihrer Bekannten gestorben ist seit ihrem letzten Abschiede. Die Ankommenden trauern dann erst eine Zeitlang um den heimgegangenen Freund, und danach erst freuen sie sich mit den Lebenden. Die Sitte, Kinder auf längere oder kürzere Zeit zu Verwandten oder Bekannten zu schicken, herrscht auch hier. Diese Sitte ist zugleich auch ein Zeichen dafür, dass der Tumleo, der im allgemeinen sehr selbstsüchtig ist, doch nicht jeder Freigebigkeit entbehrt, und auch Freundschaft und Liebe zu schätzen weiß.

Abgesehen von diesen particulären Freundschaften schließen sich indes nicht nur die einzelnen Stämme untereinander ab, selbst die einzelnen Dörfer desselben Stammes und unter Umständen die einzelnen Dorfbezirke desselben Dorfes huldigen diesem Particularismus. Neben unserer Station liegt das kleine Dörfchen Anopäs. Es sind nur neun Männer in dem Orte. Den einen oder anderen dieser Männer habe ich noch nie in dem benachbarten, kaum sieben Minuten entfernt gelegenen Dorfe Einamúl gesehen, während man fast alle Anopäsleute in dem etwas weiter entfernten Dorfe Alí trifft. Woher kommt das? Die Anopäs- und Alíleute sind vielfach miteinander verschwägert und befreundet, in Einamúl dagegen haben die Anopäsleute nur wenige Verwandte und gute Bekannte. Leute aus einem Dorfe unserer Insel, die in einem anderen Dorfe keine Freunde oder Verwandte haben, gehen überhaupt ohne Nothwendigkeit nicht dorthin. Selbst der Missionär muss oft recht lange auf solche einreden, ehe er es dahin bringt, dass sie ihn in ein anderes Dorf begleiten. Als wir neulich einmal einige Sapíleute photographieren wollten und unseren Apparat im letzten Theile des Dorfes aufstellten, entschuldigte sich eine Frau, der wir zuredeten, sich mitphotographieren zu lassen, sie »gienge überhaupt nicht in die Gegend«. Ähnliches findet man öfter. An solchem Gebaren sind oft ehemalige Feindschaften zwischen Leuten dieses oder jenes Dorftheiles schuld, Feindschaften, die aber längst vergessen sind, da die Leute z. B. an einem dritten Platze ruhig zusammensitzen und auch sonst sich nicht mehr gram sind.

Unsere Tumleo sind, wie die meisten ihrer hiesigen Landsleute, Republikaner vom reinsten Wasser. Häuptlinge und Dorfälteste, die über einen Stamm oder auch nur ein Dorf zu commandieren hätten, gibt es hier gar nicht.[1]) Jeder erwachsene Mann hat gleich viel zu sagen, und wenn der eine sich in etwas vor dem anderen hervorthut, größeren Einfluss, größeres Ansehen hat, wie seine Altersgenossen, so hat er das meist seinem Fleiße,

[1]) In ganz Nordwest-Neuguinea ist uns nur ein Häuptling bekannt, der ziemlichen Einfluss hat auf seine Leute, der alte Masóï von Taravei, einer Insel, die man gewöhnlich unter dem Namen Bertrandinsel auf der Karte findet, und die etwa 60 Meilen ostwärts von hier liegt. Nach Ansicht der meisten Weißen, die die hiesigen Verhältnisse näher kennen, verdankt derselbe sein Ansehen jedoch nur dem Einflusse der Europäer und Malayen, die früher auf Taravei Handel trieben. Da Masóï nämlich ziemlich gut das Malaysche spricht, wurde er von den Fremden meist als Dolmetscher benützt. Das brachte ihm natürlich Ansehen bei seinen Stammesgenossen, denen er die Wünsche der fremden Herren erklären musste, viele Geschenke und die Gewogenheit der Fremden, denen er so gute Dienste leisten konnte, und diese Umstände wusste der schlaue Alte dahin zu benützen, sich allmählich zu einem kleinen Häuptlinge herauszubilden, was ihm umso leichter war, da er durch die Weißen in diesen Bestrebungen unterstützt wurde. Ob es aber ohne weitere Einwirkung von Seite des kaiserlichen Richters oder anderer Privatpersonen dem Sohne des Masóï gelingen wird, die Würde seines Vaters zu behaupten, ist mehr als fraglich.

seiner Tapferkeit, seinem guten Mundstücke oder sonst einem ähnlichen Umstande zu danken, befehlen kann er aber gar nichts, niemand würde sich um den Befehl kümmern.

Wenn die Leute nun aber von keiner Obrigkeit wissen, in welcher Weise erledigen sie denn gemeinsame Angelegenheiten? Vor allem ist zunächst zu bemerken, dass es der gemeinsamen Angelegenheiten minimal wenige hier gibt. Gemeinsame Angelegenheiten zweier Stämme sind hier völlig unbekannt, und selbst zwischen den Angehörigen desselben Stammes, die sich auf verschiedene Dörfer vertheilen, gibt es nur wenige Sachen zu verhandeln, die von gemeinsamem Interesse wären. Gibt es irgend eine öffentliche Angelegenheit unter den Bewohnern desselben Dorfes zu berathen, so versammeln sich die erwachsenen Männer meist vor einem *alól* (Gemeindehaus eines Dorfbezirkes) oder dem *parák* (Geistertempel). Die Cigarette und Betelgeräthe dürfen bei solchen Berathungen ja nicht fehlen, sie bilden, wenn man so sagen darf, die Würze des Gespräches. Während Cigarre und Betelnuss die Runde machen, wird die fragliche Angelegenheit eifrigst besprochen, es stehen Redner auf, oder vielmehr einige der angeseheneren Theilnehmer der Gesellschaft entwickeln mit lebhaften Worten ihre Ansicht in der betreffenden Sache, sie erwägen das pro und contra und suchen für ihre Ansicht bei den Zuhörern Stimmung zu machen. Das gelingt ihnen auch meistens, es bildet sich unter den Theilnehmern bald eine »öffentliche Meinung«, wie der betreffende Fall zu behandeln sei, wechselseitiger Austausch der Anschauungen festigt die gewonnene Ansicht noch mehr, und bald ist der Plan für eine gemeinsame Action festgesetzt. Haben zwei Dörfer eine gemeinschaftliche Angelegenheit zu besorgen, so werden wohl in beiden Rathsversammlungen gehalten und erwogen, wie man sich zu dem betreffenden Falle stellen soll. Dann gehen für gewöhnlich einige Männer, die das meiste Ansehen haben oder drüben am besten bekannt sind, in das andere Dorf hinüber, entwickeln dort ihren Plan, der nun noch einmal discutiert und angenommen oder abgelehnt wird. Meist wird eine baldige friedliche Verständigung zwischen den beiden Interessenten herbeigeführt. Die Sache wird auch nach diesem gemeinsamen Plane in Angriff genommen und zur Ausführung gebracht.

Angelegenheiten, welche das öffentliche Interesse eines oder auch mehrerer Dörfer betreffen, sind z. B. der Bau eines *alól*, der Bau eines *parák* (Geisterhauses, in denen die Gottheiten der Tumleo hausen, jedes Dorf hat meist nur einen *parák*), eine größere Reise zu entfernteren Stämmen, mit denen man sonst wenig Verkehr unterhält, ein größeres öffentliches Unglück, als welches z. B. der Tod, schwere Verwundung eines Mannes gilt, bei denen nach landläufiger Ansicht nur Zauberei vorliegen kann, Streitigkeiten eines Dorftheiles mit einem anderen, eines Dorfes mit einem zweiten, oder zwischen zwei Stämmen, gemeinschaftliche Jagd- oder Fischzüge. Was die Kriege und Streitigkeiten einzelner Dorfbewohner untereinander, mit Angehörigen anderer Dörfer oder Stämme angeht, so wird da, wie es scheint, selten nach einem wohlüberlegten Plane vorgegangen. Es ist mir ein Fall bekannt, wo einmal unsere Sapíleute in dem Glauben, ein Sapímann sei durch Schuld der Alíleute gestorben, ernstlich einen Kriegszug gegen Alí beschlossen. Vielfach greifen die Leute in der ersten Erregung zu den Waffen, einer kommt dem anderen zu Hilfe, es entspinnt sich ein regelrechter Kampf. Wenn in demselben hüben oder drüben jemand fällt, so ist damit der Grund zu neuen Zwistigkeiten gelegt, die Leute eines Dorfes oder Stammes können sich so gegen die Angehörigen eines anderen Dorfes oder Stammes verbittern, dass sie sich immer gegenseitig beschießen, wo sie sich gerade treffen mögen.

So particularistisch nun auch die einzelnen Stämme und Dorfschaften sich einander gegenüberstehen, so enge schließen sich unter Umständen die Bewohner eines Dorfes oder noch mehr

eines Dorfbezirkes und die Mitglieder einer Familie zusammen. Können die Bewohner eines Dorfes sich gut miteinander vertragen, so leistet einer dem anderen hilfreiche Hand bei größeren Arbeiten. Noch mehr ist das der Fall zwischen den Bewohnern eines Dorfbezirkes. Schon früher wurde darauf hingewiesen, wie ein jedes Dorf hier in verschiedene Dorfbezirke zerfällt, welche *anitjól,* d. h. Männer-, Leute-, Volksplätze heißen. Den Mittelpunkt eines Dorfbezirkes bildet der *alól,* das Gemeindehaus, in dessen oberem Stock die Schädel und einige Knochen der verstorbenen Männer jenes Dorftheiles aufbewahrt werden, und dessen unterer oder auch oberer Stock von den Jünglingen und Männern vielfach als Schlafstelle benützt wird. Bei schlechtem Wetter dient der *alól* auch wohl als eine Art Sprechzimmer für solche, denen es zu Hause zu langweilig oder zu nass ist. Der *alól* mit dem dazugehörigen Dorfbezirke hat einen eigenen Namen. Oft merkt man es schon an der Lage der Häuser zu dem *alól,* dass sie zu diesem in irgend welchem Verhältnisse stehen. Das Dorf Sapí, gleich südwestlich unserer Station, zählt auf 19 Häuser sechs *alól* und ebensoviele Dorfbezirke, welche der Reihe nach heißen: *Waró, Nojín, Kavuré, Tjol alumít, Aníanijún, Tjaleín.* Zu den ersten drei *alól* gehören nunmehr nur noch vier Häuser. Früher waren es mehr, aber die Leute sterben allmählich weg. *Aní tamit katép* (= die Leute sind todt, die dort früher herum wohnten), so sagte mir heute noch ein Mann, den ich darum fragte, weshalb denn bloß so wenige Häuser zu den dortigen *alól* gehörten.[1]) Wie innig das Verhältnis ist, welches zwischen den Bewohnern derselben *anitjól* besteht, kann man daraus ersehen, dass die gleichalterigen Leute einer *anitjól* sich gegenseitig »Geschwister« nennen, während die älteren Mitglieder einer *anitjól* von den viel jüngeren »Vater« und »Mutter« gerufen werden, und jene diese hinwiederum »Kinder« nennen. Gibt es in der *anitjól* irgend eine Arbeit zu thun, welche von gemeinsamem Interesse ist, so helfen alle Mitglieder der *anitjól* treulich mit, z. B. beim Baue eines neuen Hauses für die Ahnenschädel *(alól),* beim Fällen eines Baumes, der den umliegenden Häusern bei unruhigem Wetter Gefahr bringt. Hat irgend eine Familie der *anitjól* eine größere Arbeit zu bewältigen, so helfen die anderen Familien ohne Entgelt treu bei dem Werke mit, so z. B. bei einem Hausbau. Die großen Segelcanoes sind meist Eigenthum zweier oder dreier Familien einer *anitjól,* welche dann auch die Bemannung für diese Fahrzeuge stellen. Beim Fischfange müssen immer mindestens zwei Leute auf dem Canoe sein, meistens sind es Leute desselben *alól,* und zwar für gewöhnlich immer dieselben, entweder Vater und Sohn, oder zwei Brüder, oder zwei Leute derselben *anitjól,* die stets in Compagnie fischen. Ist einer der Bewohner der *anitjól* krank, so trauert die ganze *anitjól* um ihn; hat er keine näheren Verwandten mehr, so nehmen die Frauen der *anitjól* sich seiner an und versorgen ihn mit dem Nöthigen. Stirbt der Kranke, so erweisen ihm die Mitglieder der *anitjól* die letzte Ehre, falls keine Verwandten da sind, und wenn solche sich finden, so betheiligen sie sich wenigstens an den Trauerfeierlichkeiten. Hinterlässt der Verstorbene Kinder, so finden diese, falls keine Verwandten da sind, bei irgend einer Familie derselben *anitjól* liebevolle Aufnahme und Pflege. Auch andere Ereignisse freudiger oder trauriger Natur werden von den Mitgliedern der *anitjól* gemeinsam gefeiert, z. B. ein glücklicher Fischzug, ein Tanzfest, die Geburt eines Kindes, der Stapellauf eines großen Canoes, die Vollendung eines neuen *alól* oder eines neuen Hauses, Verlust eines großen Canoes, ein Unfall, bei dem jemand verwundet wurde, oder andere Güter verloren giengen, als Lebensmittel, Waffen, Schmucksachen, Auswanderung irgend eines Mitgliedes der *anitjól,* Tod eines Hundes oder sonst geliebten Thieres u. s. w.

[1]) In der That sind auch in den vier Jahren, wo wir hier sind, in diesen Häusern vier Männer, eine Frau und drei Kinder gestorben, während in derselben Zeit bloß zwei Kinder dazu kamen. Das macht auf jedes Haus dieser drei *anitjól* zwei Todte und auf zwei Häuser nur ein Kind.

Auf Verwandtschaften hält der Tumleo ebenfalls sehr viel, das zeigt sich in der Sprache; die Verwandten werden kaum je mit dem allgemeinen Namen »Verwandte« bezeichnet, der Tumleo braucht das Wort Verwandte *(jór)* nur für solche Verwandte, die in irgend einer bestimmten Beziehung zu seiner Familie stehen, sonst hat jede Art der Verwandtschaft einen bestimmten Namen. Wer dieselben alle kennen lernen will, muss schon einige Zeit und Mühe darauf verwenden, denn die Worte Onkel und Tante, Schwiegervater und -Mutter, ja Vater und Mutter sind noch zu allgemein, die Tumleo drücken sich noch specieller aus, wie die folgenden Beispiele darthun.

»Vater« heißt auf Tumleo im allgemeinen *éitja,* manche Kinder aber nennen den Vater *éita,* andere *jei,* noch andere *máma* und wieder andere *mo* oder *tjátja.* Ist der Sohn verheiratet, und hat er selber Kinder, so nennt er seinen Vater *apunjeí.* Die verheiratete Tochter dagegen nennt ihn, sobald sie Kinder hat, *ajáng.*[1]) Wir können die beiden Wörter am besten mit »Großvater« übersetzen, wie ja auch bei uns die Eltern vielfach in Gegenwart der Kinder die eigenen Eltern »Großeltern« nennen, um die kleinen besser an diese Ausdrücke zu gewöhnen. »Mutter« heißt hier *áma* oder *njáu.* Von dem Sohne wird die Mutter, sobald dieser selbst Kinder hat, *minjeí* genannt, die Tochter nennt ihre Mutter dann ebenso wie den Vater *ajáng,* welche beide Ausdrücke wir mit »Großmutter« wiedergeben können. »Onkel« heißt auf Tumleo *apalép* oder *aláp,* wenn der Onkel des Vaters älterer Bruder, *aplaín* und *jeitaún,* wenn er dessen mittlerer oder jüngerer Bruder ist. Weiters heißt »Onkel« *wau,* wenn damit der Mutter ältester, *waulaín* und *wautaún* (in den beiden letzten Worten ist *wau* fast wie *wo* zu sprechen), wenn damit der Mutter mittlerer oder jüngerer Bruder gemeint ist. Mit denselben Namen bezeichnen auch wohl die Eltern ihre Brüder, sobald sie selber Kinder haben. Ist der Onkel zugleich noch Pflegevater, so heißt er *taminlíu, taminlíu laín, taminlíu taun,* je nachdem er der älteste, mittlere oder jüngere Verwandte von Vater oder Mutter ist. »Tante« heißt *tjotj, tjotjlaín, tjaun, aláp, anglain, angtaún,* je nachdem sie die ältere, mittlere oder jüngere Schwester des Vaters oder der Mutter ist. »Stiefvater« heißt *taminlíu* oder *ap,* »Stiefmutter« *taníulíu, amúje, éja* oder *njan ti,* d. h. noch eine Mutter. Der »Schwager« heißt *majé(k)* oder *jí(k),* der »Schwiegervater« *lavé,* »Schwiegermutter« *lavé(k) tamen,* »Schwägerin« *také(k) tamen,* der »Neffe« *nátun* (= Sohn) oder *vojín* (= Neffe), die »Nichte« *nátun* (= Tochter) oder *vojí(k) tamen* (= Nichte), der »Vetter« *langén* (= Bruder) oder *maní(k), malun* (= Schwester) oder die »Nichte« *maní(k).* »Tante« kann auch *sangón, amúje* heißen, »Onkel« *apu(i)njei vetj.*

Den Eigennamen des Schwagers und der Schwägerin oder der Schwiegereltern spricht der Tumleo nie laut aus, er nennt dieselben stets »Schwager«, »Schwägerin, »Schwiegervater« oder »Schwiegermutter«; wenn man nun nicht weiß, wer denn gerade der Schwager u. s. w. ist, kann man oft lange Zeit herumrathen, ehe man einmal erfährt, um wen es sich da eigentlich handelt. Andere Leute, die zufällig nahe bei einem sind, lassen einen auch für gewöhnlich im Stich, wenn man sich nach dem eigentlichen Namen des Betreffenden erkundigt, da sie meist auch mit ihm verschwägert sind. Ist der Wirrwarr gar zu groß, dann tritt die sprechende Person an einen heran und flüstert ihm den Namen des Schwagers ganz leise ins Ohr. Das zu thun ist den Leuten erlaubt, dagegen öffentlich den Namen solcher Verwandten auszusprechen, bringt sicher, wie man glaubt, Unglück. Um nun, wenn man der Schwäger u. s. w. gar zu viele hat, doch einen Namen für dieselben zu haben, gibt man denselben

[1]) [*Apunjei* ist wohl ein zusammengesetztes Wort, vergleiche weiter unten die entsprechende Bezeichnung für »Mutter« = *minjei*; *ajáng* wird in dem in meinem Besitze befindlichen Wörterbuche auch als = »Herr« und »Vorfahr« angegeben. W. Schmidt.]

einen ganz eigenen Namen, der von dessen gewöhnlichen Rufnamen verschieden ist und nur von den Verwandten des Betreffenden gebraucht wird. Dasselbe thut man auch wohl, wenn man ein Wort nennen muss, das dem Namen des Schwagers entspricht, aber sonst gar keine Beziehung zu ihm hat. Auf welche Auskunftsmittel die Leute da verfallen, um sich verständlich zu machen, möge aus folgendem Geschichtchen erhellen. Unser nächster Nachbar in dem Dorfe Anopäs, *Vurpós* mit Namen, hat einen Sohn mit Namen *Meinmeín*. Vor einigen Jahren heiratete nun seine Schwester einen Witwer, welcher *Puipúi* und mit einem anderen Namen auch *Meinmeín* heißt. Um nun den Namen des Schwagers nicht immer im Munde führen zu müssen, nennt *Vurpós* von da ab seinen Jungen *Kutieí*, d. h. Holzhacker. Ein anderer Vorfall: Ich frage beim Unterrichte eine Alte, wer der oberste Vorsteher der katholischen Kirche sei. Wir nennen den heiligen Vater auf Tumleo »Pápa«, ein Wort, das aber auch in der Tumleosprache als Eigenname vorkommt. Zufällig hatte nun die Frau früher gerade einen Schwager, der *Pápa* hieß, von ihr aber *Neiuvoapín*, »Cocosschale«, genannt wurde. Damit der Name Pápa nun nicht verunehrt würde, gibt sie mir auf meine Frage frischweg zur Antwort; *Neiuvoapín* sei das Haupt der katholischen Kirche. Fragt man: »Wer fährt dort zum Festlande?« »*Majek auéo,*« »mein Schwager«, lautet die Antwort. Da man aber nicht weiß, wer von allen Schwägern des Angeredeten — er hat deren wohl ein halbes Dutzend — dort auf dem Canoe sitzt, fragt man weiter: »Wie heißt der Schwager?« »*Auéo kaís ahén pamuám, auéo saúk majén.*« »Ich nenne seinen Namen nicht, ich schäme mich dessen,« ist die Antwort. Zugleich fordert er jedoch seinen Nebenmann auf: »*Jiji makaís*« »nenne du seinen Namen«. Da der Angeredete und zwei weitere Männer, die noch da sind, aber ebenfalls mit dem Betreffenden verschwägert sind, so hört man immer nur: *majék*. Da kommt jemand auf den schlauen Gedanken und sagt: »Es ist Mäntaróm's Vater.« Es ist hier nämlich vielfach Sitte, die Eltern mit dem Namen ihrer Kinder zu benennen. Dabei braucht man für die Worte »Vater« und »Mutter« *tamen* und *tanín*, z. B. *Mäntaróm tamen*. Mäntarom's Vater, *Apám tanín* Apam's Mutter. Doch mit dem Namen *Mäntaróm* ist uns auch nicht viel gedient, wenn wir nicht wissen, dass der kleine Mäntaróm, der vor beiläufig $3^1/_2$ Jahren starb, der Sohn des Markós ist. Da ein Fremder aber auch von einem Mäntaróm nichts weiß, so geht auch endlich den Leuten selbst die Geduld aus, ein Mann nähert sich vorsichtig und flüstert einem leise die Worte ins Ohr: »*Markós rahéo on,*« »Markós fährt dort oben«. Jetzt endlich weiß man, um wen es sich handelt ...

Der große Wirrwarr mit den Verwandtschaftsbezeichnungen wird noch dadurch erhöht, dass jemand oft zwei bis drei Namen hat, oder in diesem Dorfe so, in dem anderen so gerufen wird. Außer diesen vielen schon aufgezählten Namen haben die Tumleo aber noch eine ganze Reihe, Dutzende von Verwandtschaftsbezeichnungen, darunter solche wie »kleiner Großvater«, mittlerer Vaterbruder« u. a. m. Man kann aus alledem schon schließen, dass der Tumleo im allgemeinen viel auf seine Familie hält. Und das ist auch thatsächlich der Fall. Die Personen, welche zur selben Familie, zur selben Verwandtschaft gehören, hängen meist sehr aneinander.

In der Familie herrscht meist rechte Eintracht und Liebe. Der Mann ist seiner Frau von Herzen zugethan, und diese liebt hinwiederum ihren Mann. Der Mann verrichtet die schwersten Arbeiten, als da sind: Häuser bauen, Canoes machen, Plantagen roden und anlegen, den nöthigen Sago aus der Fremde herbeiholen; ferner liegt er emsig dem Fischfange ob, geht auf die Jagd, versorgt die Familie mit Tabak, das Haus mit den nöthigen Geschirren und Geräthen und beschäftigt sich auch mit den Kindern. Die Frau geht dem Manne in manchen Geschäften treu zur Hand. Sie jätet mit in der Plantage, sammelt die reifen Früchte, geht auf den Fischfang mit

Netz oder Fischkorb, sie fabriciert Töpfe, begleitet den Mann wohl auf seinen Reisen, sie schafft das nöthige Brennholz herbei, hält das Haus und seine Umgebung in Stand, sorgt für Wasser, bereitet das Essen und pflegt die Kinder, so lange sie der mütterlichen Sorgfalt bedürfen. Im ersten Lebensjahre trägt sie fast immer das Kleine bei sich, sie braucht sich dafür aber auch gar nicht viel zu plagen in dieser Zeit, da der Mann. ältere Kinder oder die Verwandten ihr die meisten Arbeiten, oder wenn das Kind über die ersten Monate hinaus ist, einen großen Theil derselben abnehmen. Die Frau nimmt in der Familie durchaus eine Achtung gebietende Stellung ein, sie ist nicht das Lastthier oder die Sclavin des Mannes. Das gilt nicht nur für die Tumleofrauen, sondern auch für die sämmtlichen Stämme, welche in der Umgebung von Berlinhafen wohnen, also für die *Sissanó, Ser, Varópu, Malól* nordwestlich und für die *Angél, Seléo, Alí, Jamír, Tjúam, Volíp, Saueín* südöstlich von hier. In ihrem Reviere schaltet die Frau selbständig; sie besitzt Eigenthum, kann dasselbe veräußern, die Kinder gehorchen ihr wie auch dem Vater, dieser behandelt im allgemeinen seine Lebensgefährtin recht anständig, hört auf ihren Rath, lässt sich von ihr beeinflussen, scheut sich, seiner Frau Verdruß zu bereiten. Er verlangt auch nicht von ihr, dass sie über ihre Kräfte arbeite, die Frau hat immer Zeit in Überfluss, auch der Muße zu pflegen, wie es hier die Eingebornen ja so lieben. Die Kinder sind im allgemeinen recht anhänglich an die Eltern, und ebenso die Eltern an die Kinder. Auch wenn die Kinder das Alter der Reife erlangt haben, wenn sie später heiraten, immer noch bleiben sie den Eltern zugethan, arbeiten mit ihnen oder für sie, wohnen auch vielfach noch mit ihnen zusammen. Wenn letzteres nicht der Fall ist, so kommen sie doch noch öfters nach Hause, und ebenso oft kann man die Eltern bei ihnen finden. Auch die Geschwister sind sehr anhänglich aneinander, sowohl wenn sie in der Familie zusammenleben, als auch wenn sie schon verheiratet und vom Hause weg sind. Tritt ein Todesfall ein, so nehmen Eltern oder Geschwister mit größter Bereitwilligkeit ihre Enkel oder Geschwisterkinder auf.

Eine ähnliche Anhänglichkeit wie an die engere Familie, zeigen die Tumleo ihren Verwandten. Ich rechne dazu Schwiegereltern, Schwager und Schwägerin. Neffe und Nichte, Vetter und Base. Die Verwandten helfen sich auch gegenseitig aus bei diesen und jenen Bedürfnissen, z. B. mit Material zum Hausbau, mit Lebensmitteln, bei der Arbeit, beim Fischfange. Wird ein Familienmitglied krank, so findet es stets bei einem Verwandten gastliche Unterkunft und von dieser Gastfreundschaft wird oft Gebrauch gemacht. wie schon früher in dem Capitel über Krankheiten gesagt wurde. Da nämlich die Krankheiten meist dem Einflusse der Geister der Verstorbenen zugeschrieben werden, so verlässt der Kranke, um den Geist zu täuschen, seine Wohnung und siedelt zu Verwandten über. Gewöhnlich wird er, falls die Krankheit tödtlich verläuft, erst einige Tage vor seinem Ende in das alte Heim zurückgebracht.

Wenn ein Reisender, der die hiesigen Verhältnisse nur oberflächlich kennt, diese Urtheile über das Familienleben der Tumleo, über die Stellung der Frau, der Kinder in der Familie, über das Verhältnis der entfernteren Verwandten zu einander hören wird, so wird er vielleicht denken, manches von dem Gesagten entspreche nicht der Wahrheit. Es ist wahr, auf den ersten Blick hin scheinen die Verhältnisse anders zu liegen, aber man muss den Eingebornen nicht nach unserem europäischen Maßstabe messen: dass auch er ein Herz im Leibe hat, das liebt und anhänglich ist, das meine ich, beweisen mehr Thaten als Worte, und an solchen Thaten, die man ohne innere Hochachtung und Liebe des einen gegen den anderen nicht erklären kann, fehlt es bei unseren Leuten nicht, wie aus dem Vorhergehenden ersichtlich ist.

Dass es hier aber auch Familienverhältnisse gibt, bei denen nicht alles so ist, wie es sein soll, kann gar nicht auffallen. Ein Heide, der keine Ahnung von der Heiligkeit und Würde der Ehe hat, weiß nicht die eheliche Gemeinschaft und Treue zu schätzen und zu üben, wie es für ein geordnetes Familienleben nöthig ist. Das zeigt sich auch bei unseren Tumleo. Wie manche junge Ehefrau läuft nach den ersten Flitterwochen ihrem Manne weg! Sie ist oft wohl noch zu kindisch, um die ernsten Pflichten einer Hausmutter zu begreifen und kehrt bei den ersten Schwierigkeiten wieder zum heimatlichen Herde zurück. Das ist auch besonders dann der Fall, — und solches kommt auch noch später vor — wenn der Mann die Frau einmal schlägt oder ihr mit dem Bogen droht oder sogar auf sie schießt. Da liegt dann die Schuld meistens auf beiden Seiten. Wenn die Eltern vernünftig sind und dem Manne sonst an seiner Frau etwas gelegen ist, so wird mit der Zeit der Friede wieder hergestellt, und die Ausreißerin wird nachher vielleicht doch noch eine treue Gattin und gute Mutter. Immer ist das jedoch nicht der Fall, und kommt es auch vor, dass er sich eine andere und sie einen anderen nimmt, und beide finden sich in den neuen Verhältnissen glücklich und zeigen durchaus kein Verlangen, einander wieder näher zu kommen. Dann und wann kommt es auch wohl vor, dass der Mann seine Frau entlässt, d. h. sie fortjagt und eine andere heiratet, oder dass er eine zweite Frau dazu nimmt. Im ersteren Falle kehrt die Frau seltener zum Manne wieder zurück, im zweiten Falle gibt es anfänglich meist wohl Zwist in der Familie, besonders zwischen den zwei Nebenbuhlerinnen; die rechtmäßige Frau geht meist mit ihren Kindern auf einige Zeit aus dem Hause, aber nach und nach bahnen sich bessere Verhältnisse an, die Frauen vertragen sich allmählich, und sehr oft leben dieselben so gut zusammen wie zwei Schwestern. Die beiden Frauen wohnen theils in demselben Hause, theils in getrennten Häusern für sich. Auf Tumleo gibt es augenblicklich sieben Männer, die zwei Frauen haben, von diesen leben drei mit ihren beiden Frauen zusammen in einem Hause, die anderen vier wohnen bei einer Frau, während die andere in einem anderen Hause wohnt. Eheliche Untreue kommt hier, soweit unsere Erfahrung reicht, sehr selten vor, es sind mir nur zwei Fälle dieser Art bekannt, und da weiß ich selbst noch nicht, ob wirklicher oder nur beabsichtigter Ehebruch vorlag. Öfter dagegen, wie schon aus dem Vorigen erhellt, geschieht es, dass der Mann die Ehe dadurch bricht, dass er eine zweite Frau nimmt oder nach einer solchen fahndet. Diejenigen Tumleo, welche solchen Sachen fremd gegenüber stehen, sehen es nicht als Ehebruch an, es ist ja so von altersher Sitte, die rechtmäßige Frau dagegen und ihre Familie betrachten meist die Sachen mit anderen Augen, und nicht selten kommt es bei solchen Anlässen zu Zwistigkeiten zwischen den beiden Familien. Meistens werden diese aber am Ende friedlich beigelegt, die rechtmäßige Gattin ergibt sich, wie schon gesagt, in ihr Schicksal. Ob sie das Gebaren ihres Mannes auch als Ehebruch ansieht oder bloß über ihre Nebenbuhlerin eifersüchtig ist und deshalb die Gekränkte spielt, kann man nicht sagen, letzteres möchte ich fast für das Wahrscheinlichere halten.

Einen weiteren sehr wunden Punkt im Familienleben bildet die Kinderfrage. Dass Heiden, die auf der untersten Stufe der Cultur stehen, ihren Kindern keine eigentliche Erziehung angedeihen lassen, ist schon leicht zu begreifen. Die Kinder wachsen ohne Zucht und Ordnung auf. Die Eltern erwarten wohl Gehorsam von ihnen, da aber der Ungehorsam meist unbestraft bleibt, so ist es vielfach dem guten Willen der Kinder überlassen, ob sie durchgängig Gehorsam üben wollen oder nicht. Wenn die Kinder es gar zu bunt treiben, erhalten sie wohl von den Eltern eine Tracht Prügel oder auch einen Verweis, aber der Nutzen der Strafe ist meist ein geringer. Es ist das sehr

traurig, denn es hält gar nicht sehr schwer, unsere Kinder ordentlich zu erziehen. Sowohl Vater als Mutter sind stolz auf die kleinen Lieblinge, sind ängstlich besorgt, wenn ihnen Gefahr oder Krankheit droht. Selten aber bringen es die Eltern übers Herz, das Kind, wenn es auch oft noch so nothwendig wäre, zu züchtigen, und doch sehen wir andererseits auch wieder, wie die Mutter in unnatürlicher Weise vollständig mit dem Leben der Kinder spielt. Manche Mutter mag überhaupt nichts von Kindern wissen, und sie weiß sich zu helfen, um die Erzeugung von Kindern unmöglich zu machen. Es sind uns schon vier anscheinend ganz harmlose Pflanzen bekannt, deren Genuss Unfruchtbarkeit bewirkt. Eine dieser Pflanzen heißt *kakaú*, sie wächst zu Tausenden hier herum. Von ihr essen die Frauen die Blätter mit Sagobrot. Von einer anderen Pflanze *natunmúm* (heißt, glaube ich, soviel als »Kinderverfehler«) isst man sowohl das Laub als auch die Frucht mit Sagobrot. Eine weitere Pflanze, deren Name uns noch unbekannt ist, dörrt man am Feuer wie Tabak, zerreibt sie, macht eine Cigarrette davon und raucht diese. Die Frauen schlucken den Rauch herunter und machen sich dadurch unfruchtbar. Die schlimmste Pflanze dieser Art ist die letzte, *lapalét* genannt. Die Pflanze hat eine Wurzel, die man abschält, in Scheibchen schneidet und dann abwechselnd mit Cocoskern isst. Kauen darf man das Zeug nicht, man muss es ganz herunterschlucken, da es zu bitter schmeckt. Das Gift dieser Pflanze ist so verderblich, dass es nicht nur Unfruchtbarkeit erzeugt, sondern auch einen drei bis vier Monate alten Fötus tödten kann. Was der Grund dieser Übel ist, weshalb die Leute sich unfruchtbar machen, und sogar den Abortus betreiben, ist uns noch ganz unbekannt. Auch die Männer wissen darüber nichts zu sagen, sie kennen weder die Geheimmittel der Frauen, noch auch deren Kunstgriffe, die Kindererzeugung unmöglich zu machen, nur die Thatsache, dass die Frauen solches thun, ist ihnen bekannt, sowie auch, dass dieselben hiezu Pflanzengifte nehmen. Über die näheren Umstände beobachten die verheirateten Frauen, welche allein in diese Geheimnisse eingeweiht sind, unverbrüchliches Stillschweigen. Von irgend welcher Vorsicht, das Leben des Kindes im Mutterleibe zu schützen, kennt die Tumleofrau auch wenig. Den lieben langen Tag hockt sie auf dem nassen Boden herum, noch kurz vor der Entbindung schleppt sie schwere Lasten, verbringt sie stundenlang bei der Fischerei in der See halb im Wasser stehend. Ist das Kind endlich zur Welt gebracht, so erwartet seiner oft ein grausames Geschick. Ist die Mutter seiner überdrüssig, wird das Kind erst nach dem Tode des Vaters geboren, ist es ein Mädchen, dem schon ein oder gar zwei Schwesterchen vorausgehen, so wirft die unnatürliche Mutter wohl das arme Wesen unter Umständen in die See, oder vergräbt es in die Erde, um dem jungen Leben ein Ende zu machen. Man zählte mir achtzehn Kinder auf, welche zum Theil getödtet wurden, zum Theile in der Gefahr schwebten, getödtet zu werden, sei es, dass bloß die Frage aufgeworfen worden war, ob man sie tödten sollte oder nicht, oder dass mitleidige Frauen das Kind aus der See oder der Grube herausholten. Auffallend ist auch, dass z. B. in dem benachbarten Dorfe Sapí unter 21 jungen Leuten von etwa 14—20 Jahren 14 Jungen und bloß 7 Mädchen sich befinden. Dasselbe ist in Einamúl der Fall, dort stellt sich das Verhältnis wie 11 zu 6. Noch ungleicher ist das Verhältnis in Alí, wo auf 11 Jungen nur 4—5 Mädchen gleichen Alters kommen. Auffällig ist auch, dass so manche Ehen anfänglich 2, 3 und vielleicht 4 Jahre unfruchtbar bleiben, dass häufig das erste Kind stirbt. Dass gewöhnlich 2—2½ Jahre zwischen der Geburt eines und des anderen Kindes liegen, mag wohl seinen Grund darin haben, dass die Mutter das Kind so lange, bis ins vierte Jahr, säugt und auch sonst im Anfange viel Last mit ihm hat. Ist das eine Kind gestorben, so folgt ihm vielfach schon bald wieder ein Brüderchen oder Schwesterchen. Wer von den Eltern an dem Kindermorde schuld ist, können

wir noch nicht so sicher sagen. Unstreitig haben jedenfalls die Mutter und andere ältere Frauen, die ihr bei der Geburt zur Seite stehen, die meiste Schuld daran. In den ersten zwei bis drei Tagen, besonders nach der ersten Entbindung, darf kein Mann, nicht einmal der Vater, Mutter und Kind sehen, die Männer glauben, dass sie dann sterben müssten, indem sie unnatürlich anschwellen und platzen würden. Und gerade in diesen Tagen, meist wohl schon in den ersten Stunden oder gleich nach der Geburt, wird das Urtheil über das Kind gesprochen und vollzogen, so dass der Vater vielleicht das Kind überhaupt nie zu Gesicht bekommt. Den Männern wird dann vielfach gesagt, das Kind sei todt geboren worden. Dass diese Ausrede nun nicht immer gebraucht wird, erhellt schon aus der Angabe der Schulkinder über die ausgeführten und versuchten oder beabsichtigten Kindermorde. Weshalb der Vater dem Gebaren der Mutter nicht entgegentritt, ob und inwieweit er dabei schuldig ist und ob bloß der Aberglaube ihn abhält, sich in derlei Sachen einzumischen, darüber fehlen uns bis jetzt noch jegliche Kenntnisse.

Familienzwiste kommen recht selten vor; dass ein Mann ständig oder auch nur öfters seine Frau misshandelt, kommt überhaupt nicht vor; übrigens würden die Verwandten der Frau und gleichalterige Leute, die auf derselben *anûjól* mit ihr groß geworden sind, solches nicht dulden und dem Manne bald mit Bogen und Pfeil zu Leibe rücken.

Zum Schlusse möge hier der besseren Orientierung wegen folgende Statistik [1]) Platz finden. Auf Tumleo gibt es augenblicklich unter circa 290 Menschen 64 monogamische Ehen. Unter den 64 Ehemännern sind 11, die früher schon Witwer waren, unter den Frauen 7, die früher schon Witwen waren; Männer, die ihre frühere Frau wegjagten, oder denen die erste Frau entlief und die wieder heirateten, 4; Männer, denen die Frau entlief und die nicht wieder heirateten, 2; Männer, die eine verstoßene oder entlaufene Frau heirateten, und demgemäß verstoßene oder entlaufene Frauen, die sich wieder verheirateten, 4; entlaufene Frauen, die nicht wieder heirateten, 1 (ihr Mann hat auch nicht wieder geheiratet, obschon die Trennung vor fast zwei Jahren erfolgte, wollten sich die Leute später wieder versöhnen; sie waren noch recht jung bei der Heirat). Aus diesen Ehen, die jetzt noch bestehen, sind bis jetzt 51 Kinder hervorgegangen. Gesammtzahl der Kinder dieser Eheleute, auch die aus früheren Ehen mitgerechnet, 69. Unter den 64 Ehepaaren sind solche, die überhaupt, auch aus erster Ehe, keine Kinder haben, 11; solche, die aus der zweiten Ehe keine Kinder haben, wie schon gesagt, 17. Unter diesen 11 Ehepaaren, die überhaupt jetzt keine Kinder haben, sind bloß 8, die noch nie Kinder hatten, die übrigen 3 hatten wohl Kinder, aber dieselben starben. Unter diesen 8 bis jetzt ganz kinderlosen Ehen sind 6, die erst in den letzten eineinhalb Jahren geheiratet haben.

Bigamien existieren hier auf Tumleo 7. Aus diesen Bigamien sind bis jetzt 16 Kinder entsprossen, also noch nicht einmal auf jede der verheirateten Personen ein Kind. Die eine Ehe ist mit 1 Kinde gesegnet, das der ersten Frau gehört; die zweite mit 3, von denen 1 der ersten, 2 der zweiten Frau gehören; die dritte mit 3, die der ersten; die vierte mit 1, das der zweiten Frau gehört; die fünfte mit 4, von denen 3 der ersten, 1 der zweiten Frau gehören; die sechste mit 2, die beide der ersten Frau gehören; die siebente mit einem, das der ersten Frau gehört. Bei den Heiraten war nur in 3 Fällen die zweite Frau jünger als die erste, in den anderen 4 Fällen waren die zweiten Frauen ältere Witwen, die schon zum Theil verheiratete Kinder hatten. Daher auch die geringe Kinderzahl aus diesen Ehen. — —

[1]) Die hier folgende Statistik ist einige Monate früher aufgenommen als die am Ende der Arbeit folgende.

An diesen Abschnitt anschließend möchte ich auch noch Einiges über die Art und Weise des Grüßens bei den Tumleo angeben. Treffen sich zwei Bekannte, so grüßt der eine den anderen freundlich. Das geschieht von Seite des einen auch dann, wenn der andere vorbeigeht, ohne seiner gewahr geworden zu sein. Vielfach erfolgt aber in diesem Fall der Gruß des Nachdrucks halber erst dann, wenn der Bekannte schon ein paar Schritte vorbei ist. Dieser ist dann natürlich überrascht und muss sich umwenden, den Gruß zu erwiedern. Fremde und Unbekannte gehen im allgemeinen schweigend aneinander vorüber. Auch solche, die einander feind sind, gehen stumm und kalt aneinander vorbei, um den Hass recht zum Ausdruck zu bringen, mit einer gewissen Ostentation.

Die hier am meisten gebrauchte Form des Grusses ist die Frage: *Jiji kovi eijen?* »Wohin gehst Du?« Als Antwort muss man angeben, wohin man gehen will. Der Erste antwortet dann meistens: *Ohe,* »gut so« und geht dann weiter. Eine andere Art des Grusses bildet die directe Frage, ob man da und dahin wolle, z. B.: *Jiji kovi Einamul?* »Willst Du in das Dorf Einamul?« Man antwortet, falls der Fragende das Richtige getroffen hat, mit: *Ohe.* Eine weitere Art des Grußes besteht darin, dass der Begegnende uns zuerst sagt, er sei da und da gewesen und gehe jetzt dort und dorthin; als Gegengruss erwartet er, dass auch wir unsererseits angeben, wohin wir wollen.

Wenn zwei Bekannte auseinandergehen, so besteht der Abschiedsgruss darin, dass der eine sagt: *Auéo kovi*, »ich gehe«, und der andere erwidert: *Jiji kovi*, »(ja,) Du willst fort«. Auch sagt man wohl, wenn man aus einer Versammlung weggeht: *Jiji kapu, auéo menovi,* »Ihr bleibt, ich gehe«. Kürzer kann man auch ausdrücken, dass man sich jetzt verabschieden wolle, indem man z. B. sagt: *Auéo teitmaul,* »ich gehe nach Westen, d. h. nach meiner Heimat, die im Westen liegt.«

XXII. Die Eigenthumsverhältnisse.

Es ist gewiss nothwendig, im Rahmen dieser Beschreibung der Verhältnisse auf Tumleo auch etwas über das Eigenthumsrecht, wie es hier ausgebildet ist, zu sagen. Die Eigenthumsverhältnisse, wie wir sie hier auf der Insel finden, können wir am besten in folgenden Sätzen ausdrücken:

Die Tumleo besitzen sowohl A) Privateigenthum, als auch B) Sachen, auf die sie gemeinschaftliches Eigenthumsrecht haben, und zwar im engeren und weiteren Sinne.

ad A. Das Privateigenthum kann man wieder nach verschiedenen Gesichtspunkten eintheilen.

I. In solches Eigenthum, das einer jeder einzelnen Person speciell gehört. Solches Eigenthum kann schon das kleinste Kind besitzen. Unter diese Kategorie gehören z. B. Kleidung, Schmucksachen, Dinge, die zum persönlichen Gebrauche dienen, als Bogen, Pfeile, Fischspeere, Fischnetze, ferner Sachen, die jemand sich selbst herstellt oder für sich gekauft hat. Erwirbt z. B. die Frau oder das Kind eine Axt durch Arbeit oder Tausch, so gehört dieses Werkzeug ihnen. Endlich Dinge, die jemandem geschenkt wurden, gehören auch dem Geschenknehmer, selbst wenn es ein Kind von zwei Tagen ist.

II. Rechnen wir unter Privateigenthum solche Sachen, welche Eigenthum der ganzen Familie (Vater, Mutter, Kinder, eventuell Brüder, Schwester, Großeltern, die zusammen wohnen) sind, als das Haus, verschiedene oder wohl der meiste Theil der Hausgeräthe, die von allen benützt werden, Fruchtbäume, Plantagen, die angebaut sind Fischer-Canoes.

III. Sachen, die der Verwandtschaft oder Familie im weiteren Sinne gehören, woran also auch schon anderwärts verheiratete Brüder oder Schwestern etc. noch Antheil haben. Solche Sachen können sein angebaute Plantagen, Canoes, Bäume.

ad B) Die Sachen, worauf mehrere ein gemeinschaftliches Eigenthumsrecht haben, können wir wieder eintheilen in solche:

a) Auf welche die Mitglieder einer *anitjól* ein gemeinsames Recht haben. Dazu gehören z. B. das *alól*-Gebäude, Canoes, welche von der ganzen *anitjól* besessen werden, sowie endlich der unbebaute Grund und Boden.

b) Auf welche die Einwohner eines ganzen Dorfes Anspruch haben. Dazu gehören z. B. das Geisterhaus, der *parák* nebst Einrichtung; die Gemarkung des ganzen Dorfes, die aber nach *anitjól* in bestimmte Parzellen zerfällt; Riffe zum Muschelfischen, sowohl hier um die Insel herum, als draußen im Meere, soweit dieselben im näheren Bereiche von Tumleo liegen; einzelne Plätze am Festlande, wo man Plantagen macht oder Bauholz und Sago schlägt.

Bezüglich des Grundeigenthums sind hier noch einige erläuternde Bemerkungen hinzuzufügen. Es wurde schon wiederholt darauf hingewiesen, dass unsere Dörfer hier in *anitjól,* d. h. wörtlich »Menschenplätze« oder am besten übersetzt wohl in Bezirke, zerfallen. Die Zahl der Bezirke wird nach der Zahl der *alól* bestimmt, die ein Dorf hat. So hat Sapí 6 *alól* und auch 6 Bezirke. Diese Zahl ist nun maßgebend für die Zahl der Feldgemarkungen, die ein jedes Dorf hat. Der ganze Grundbesitz unserer Insel unterscheidet sich nämlich zunächst nach der Zahl der Dörfer hier in vier größere Theile, indem jedes Dorf einen zusammenhängenden Complex von Grund und Boden besitzt. Dieser Antheil der einzelnen Dörfer zerfällt nun wieder je nach der Zahl der *alól,* die ein Dorf hat, in ebenso viele Gemarkungen, und zwar liegt die Gemarkung eines *alól* auch in einem Stück zusammen. Die Grenzen der Dorfcomplexe und *anitjól*-Gemarkungen werden durch Bäume der verschiedensten Gattung, die man dort gepflanzt hat, gebildet. An den Bäumen ist kein besonderes Zeichen mehr angebracht, die Leute wissen schon selber, wo die Grenze ist. Wie es nun scheint, ist dieser Grund und Boden, der zu einer *anitjól* gehört, gemeinsames Eigenthum der einzelnen Familien, die zu einer *anitjól* gehören, so dass sich jedes der Mitglieder des betreffenden Dorfbezirkes auf dem gemeinsamen Gebiete ein Stückchen für seine Plantage aussuchen kann. Die Plantage selbst, d. h. deren Früchte, Erträgnisse, die Bäume, die es dort gepflanzt, gehören ihm und das auch dann noch, wenn es nachher seine Plantage irgend wo anders hin verlegt. Bäume, die von selbst wachsen, sind gemeinsames Eigenthum der *anitjól*-Mitglieder. Wie leicht zu ersehen ist, könnten aus diesen letzteren Umständen leicht Verwicklungen zwischen den einzelnen Familien eintreten, wenn z. B. jemand in seiner Pflanzung neben den Bäumen des anderen, die dieser pflanzte, als er früher dort seine Plantage hatte, andere Bäume pflanzen würde. Aber zunächst kommt solches wohl nicht so oft vor; die Leute sind einestheils nicht so leicht bei der Hand mit dem Pflanzen von Bäumen und anderntheils bequemen sie sich auch den vorgefundenen Verhältnissen an. Dann ist wohl zu beachten, dass die Mitglieder einer *anitjól* sich als Geschwister betrachten, und daher ist es leicht, eine Verständigung in kleineren Schwierigkeiten bei ihnen zu erzielen; so kann z. B. der eine dem anderen seine Bäume schenken oder gegen ein Entgelt überlassen. Wenn auch die *anitjól*-Eintheilung, wie ich schon früher bemerkte, zu Zeiten als Tumleo noch mehr Häuser und Bewohner zählte, eine andere war, und auch ferner von mehreren Brüdern schließlich der eine sich in dieser, der eine in jener *anitjól* niederlässt, so ist doch die Grundbesitzvertheilung meist noch nach den alten *anitjól*-Eintheilungen gemacht.

Wenn ein Mann stirbt, so erben seine Kinder seine Rechte in der *anitjól* und damit außer dem privaten auch den gemeinsamen Grundbesitz, der dem Vater von der *anitjól* zukommt. Doch ist dieses Erbschaftsrecht noch mit manchen Beschränkungen verbunden. So viel wir jetzt über diese Sache wissen, ist es damit etwa wie folgt. Wenn

hier ein Kind, sei es Sohn oder Tochter, heiratet, so bekommt es in die Ehe nur das mit, was es selber an persönlichem Eigenthume hat. Dahin gehören z. B. Bogen, Pfeile, Fischspeere, Äxte, eventuell ein kleines Fischercanoe, Schmucksachen, Fruchtbäume, eine Plantage, Fischernetze, Töpfe, Eimer u. s. w., die das Kind sich früher selbst gemacht, respective angelegt hat, die es sonstwie erworben oder zum Geschenke erhalten hat. Wenn die jungen Eheleute selber das erste Kind bekommen, dann erhalten sie von den Eltern auch eine Ausstattung. Diese besteht in Töpfen, Äxten, Buschmessern, Schmucksachen und ähnlichen Sachen, wie die eben aufgezählten. Wenn die Eltern sterben, so theilen sich die verheirateten Kinder, die schon selber eine Familie haben, in den Besitz der Eltern, soweit dieser beweglich ist oder sich auf Bäume erstreckt. Wenn Kinder beim Tode ihrer Eltern erst im jugendlichen Alter stehen, so nehmen die Verwandten das bewegliche Vermögen in Verwahrung. Werden die Kinder später größer, so erhalten sie zunächst etwas von der Erbschaft der Eltern. Wie es sonst mit dem Erbschaftsrechte bestellt ist, z. B. wenn minorenne und majorenne Kinder (nach hiesigen Begriffen) vorhanden sind, oder wie es mit dem unbeweglichen Eigenthume geht, oder wie, wenn z. B. Geschwister oder Verwandte sterben, die keine Familie haben oder deren Kinder alle noch klein sind, das ist alles noch unbekannt.

Es kommt auch wohl öfter vor, dass jemand in einer fremden *anitjól*-Parzelle eine Plantage anlegt; das darf aber nicht so ohneweiteres geschehen, sondern er muss bei einem der *anitjól*-Mitglieder um die Erlaubnis fragen. Am besten und gewöhnlichsten geschieht das bei einem Verwandten. Wenn eine Frau aus einem Dorfe in ein anderes oder aus einer *anitjól* in eine andere heiratet — dasselbe kann auch beim Mann geschehen — so verbleibt ihm das persönliche Eigenthum, das er auf Fruchtbäume, die in der *anitjól*-Parzelle seines Ursprungs-*alól* stehen, hat. Auch ihren, respective seinen Kindern kommt noch dieses Eigenthumsrecht zu, nicht aber mehr ihren, respective seinen Enkeln. Nach dem Tode der Kinder fällt nämlich dieses Eigenthum wieder an die betreffende Familie des Ursprungs-*anitjól* zurück. Dadurch wird verhindert, dass der Besitz sich zersplittere und aufgetheilt werde.

XXIII. Die Namengebung.

Familiennamen kennen die Tumleo nicht, hier gibt es nur Personennamen. Da der Tumleo in seinem Leben selten mehr als einige tausend seinesgleichen sieht, so kommt es nicht gerade häufig vor, dass zwei oder mehrere derselben den gleichen Namen hätten. Der junge Tumleo erhält schon bald nach seiner Geburt einen, oder besser gesagt, mehrere Namen. Der Vater nennt das Kind so, und meist oder vielleicht immer benennt es die Mutter anders. Sind die beiden Eltern aus demselben Dorfe und derselben *anitjól*, was letzteres aber wohl selten, vielleicht kaum je eintreffen dürfte, so rufen die Leute im Dorfe und ebenso Angehörige fremder Dörfer das Kind mit diesem oder jenem Namen. Ist die *anitjól* oder das Dorf der Mutter von der *anitjól* oder dem Dorfe des Vaters verschieden, so wird das Kind vom Vater und auf dem Platze, wo es wohnt, nach dem Namen des Vaters benannt, ebenso anderwärts im Dorfe und in anderen Dörfern, mit Ausnahme in der *anitjól* oder dem Dorfe, woher die Mutter stammt. Dort nämlich heißt das Kind nach dem Namen, mit dem es die Mutter benannt hat. Oft hat aber ein Kind noch mehr als zwei Namen, und diese werden ihm wohl von den Verwandten oder näheren Bekannten beigelegt; die Leute kennen so ziemlich alle Namen einer ihnen irgendwie bekannten Person, und daher genügt es schon, wenn man einen von diesen Namen weiß.

Zum besseren Verständnis der hiesigen Namensbezeichnungen will ich hier einmal alle Namen unserer Schulkinder angeben und womöglich die Übersetzung hinzufügen, ebenso von mehreren Kindern noch die anderen, als der gewöhnliche Rufname, mit dem wir sie benennen. Aus diesem Verzeichnisse mag man ersehen, welche Namen die Tumleo tragen und wie die Namen zusammengesetzt sind. Zu bemerken ist schließlich noch, dass hier, wie auch in Europa, die neugebornen Kinder vielfach nach Namen verstorbener oder schließlich auch noch lebender Verwandten benannt werden. Dabei kommt es vor, dass das Kind wohl einen anderen Rufnamen hat, als z. B. der des Großvaters ist, aber doch denselben Namen hat wie dieser. Ferner muss noch gesagt werden, dass die Tumleo keine Namen haben, die ausschließlich den Männern, und andere, die ausschließlich den Frauen reserviert wären. *Alók* heißt z. B. hier eine Frau, in Leming heißt so ein Junge, allerdings mit der dem dortigen Sprachgeiste entsprechenden Betonung *álok*. Es folgen hier nun die Namen unserer Schulkinder:

A. Knaben.

1. *Lamaanén* = Fischmensch, *Láma* heißt »Mensch«, »Wesen«; *anén* ist eine bestimmte Sorte Fische, die ich aber nicht mit dem deutschen Namen kenne.
2. *Umpó. Um?; po* heißt »Betelnuss«.
3. *Mōskanjún* = Todtengeist, der an der Küste liegt. *Mōs* der Todtengeist, *kankanán* »liegen«, *jun* »Seeküste«.
4. *Vatapäl vata? päl* Name einer Seemöve.
5. *Anjí?*
6. *Auvijáret. Auvíj* der fliegende Hund; *Arét?*
7. *Masón?*
8. *Alapón. Ala* in Tumleo unbekannt, in Leming »die Plantage«. *Pon* eine Art Plattfisch.
9. *Meinmeín. Mein* heißt »säuerlich« in Tumleo, »Vogel« in Arop; aus welcher von beiden Sprachen der Name abzuleiten sei, ist nicht zu bestimmen. Das Wort *Mein* = »Vogel« findet sich in vielen hiesigen Personennamen.
10. *Sol* = der Berg.
11. *Arakól,* Name eines Flusses etwa 10 Meilen südöstlich von hier am Festlande.
12. *Eijrerór,* Name eines Schwimmvogels oder Sumpfwatvogels am Festlande.
13. *Avu?*
14. *Eiri?*
15. *Vuiavi. Vúi* eine kleine Haifischart } Haifisch-
Avi vielleicht corrumpiert aus *auvij* »der fliegende Hund« } Fledermaus.
16. *Lapói* (*i* schwach), heißt in Leming »groß«. In Leming liegt dem Geiste der Sprache nach der Ton auf der *paenultima.*
17. *Tjaméo,* eine Krebsart. Krebs.
18. *Panáh?*
19. *Apó. Po* heißt »Betelnuss«, *apú* »wilder Betel«.
20. *Simél?*
21. *Telsauveín. Tel* »die Spitze«, *sauveín* ein Volksstamm, südöstlich von hier am Festlande, auch wohl *Sauein.*
22. *Paniweí?*
23. *Savaú?*
24. *Eiló,* Name des Flusses *Rajú,* nördlich von Leming bei den dortigen Leuten, die aber *Eílo* betonen.
25. *Sírma?*

26. *Repmóam. Rep? móam* »aber nicht«, »doch nicht«.
27. *Solsér. Sol* »Berg«, *Ser* Volksstamm nordwestlich von hier, *Ser*-Berg.

B. Mädchen.

28. *Seiparák. Sei* »nieder«, *parák* »Geisterhaus«, vielleicht ist aber *sei* corrumpiert aus *síei*, eine Art Bambus, aus dem die *parák*-Flöten gemacht werden, und hieße darnach das Kind *Parák*-Flöte.
29. *Tentjám. Ten? tjam* »die Tante«.
30. *Einé?*
31. *Nápi?*
32. *Voré?*
33. *Otamen. O* eine Fischart, Tümmler; *tamen* »Frau«. Fischweib.
34. *Napús?*
35. *Eivúl? Ei* drückt eine Verstärkung aus, *vul* Leming: »das Wasser«. Viel Wasser.
36. *Peisár?*
37. *Talél*, Name der großen Tridacna-Muschel.
38. *Veimól?*
39. *Manaú. Ma? Nau* heißt in Seléo »die See«.
40. *Tarapúl. Tara? Pul* »Schwein«.
41. *Tapím*, so heißen die *parák*-Geister.
42. *Ané?*
43. *Mängsangár?*
44. *Pová. Po* Betelnuss, *wí(e)* in Seléo »gehen«.
45. *Alitamen. Alí* Dorf in Tumleo, *tamen* »Weib«, Aliweib.
46. *Palúl.* Schmutz, Staub.
47. *Anovó. Anó* »Haus«, *vo* »Fischkorb«. Fischkorbhaus.
48. *Varél?*
49. *Noleo?*
50. *Tjapó. Tja* (Leming) der Platz. *po* Betelnuss. Betelnussplatz.
51. *Valís*, Name der Guilbertinsel bei den hiesigen Eingebornen. Dieselbe liegt 60 Meilen östlich von hier dem Festlande vorgelagert.
52. *Tamentjakó. Tamen* »Weib«, *Tjakó?*
53. *Tamensauveín. Tamen* »Frau«, *Sauveín* Stamm südöstlich von hier am Festlande, *Sauveín*-Frau.
54. *Meinsám. Mein* (Arop): »Vogel«, *sam?*
55. *Makakú. Ma? Kakaú* Pflanze ad procur. abortum.
56. *Molapín. Mol* Gürtel, *apín* unten. Unter-Gürtel.
57. *Nimál?*
58. *Etjisaém?*
59. *Meinpúr. Mein* (Arop): »Vogel«, *pur* »viel«, Anhängesilbe. Viele Vögel.

Dazu seien noch eine Anzahl anderer Namen angeführt, deren Sinn besser verständlich ist.

A. Männliche Namen.

1. *Vurpós. Vur* (aus dem Arop) »Banane«, *pós* »weiß«. Weiße Banane.
2. *Vaurmaéil. Vaur* »Banane«, *maeíl* »schief«. Schiefe Banane.
3. *Parákmó. Parák* »Geisterhaus« *Mo* eine Form für Vater } *Parák*-Vater ist, wie ich glaube, Name eines Geistes, den hier die Leute fürchten.

4. *Páre. Paré* heißt auf Seléo »Busch«.
5. *Kajúp. Kajúp* »bitten«, ebenso ist *kajúp* Name einer Blume auf Tumleo.
6. *Parákvóna. Parák* »Geistertempel«
vóna Fels in der See hier bei Tumleo } *Parák* auf dem *Vóna.*
7. *Mäntaléo. Män* »Vogel«, *taléo* Nordweststurm, Nordwestmonsun. Nomen proprium in Tumleo. Sturmvogel.
8. *Tau* = Huhn.
9. *Nospalép. Nos* »Land«, *palép* »groß«. Großes Land.
10. *Maropalép. Maró* »Baumfrucht«, Apfel, *palép* »großer«. Großer *Maró*-Apfel.
11. *Voparí. Vo* »Korb«, »Fischkorb«, *parí* »Zierpflanze. *Parí*-Korb.
12. *Maláp* = Däumling.
13. *Ser* = Servolk. Etwa 30 Meilen nördlich von hier am Festlande.
14. *Parákvíem. Parák* »Geistertempel«, *víem* »Albatros«. Albatros-*Parák.*
15. *Alí* = Dorf hier auf Tumleo. Nom. proprium.
16. *Naní* = Raupe, Made.
17. *Aléo* = Krokodil oder Krieg.
18. *Mōsanopalép. Mōs* »Ahnengeist«, *áno* »Haus, *palép* groß. Großes Ahnengeister-Haus.
19. *Parákpeí. Parák* »Göttertempel«, *pei* »roth«. Rother Göttertempel.
20. *Neiupalép. Neíu* »Cocosnuss«, *palép* »groß«. Große Cocosnuss.
21. *Peim* = »Gürtel«, worin die Mutter das kleine Kind trägt vor der Brust.
22. *Neiuaróp. Neíu* Cocosnuss. *Aróp* Volksstamm am Festlande, circa 20 Meilen nordwestlich von hier. *Aróp*-Cocosnuss.

23 a. *Anosól. Ano* »Haus«, *sól* »Berg«. Berghaus.

B. Weibliche Namen.

23 b. *Laúl* Vogelname.

24. *Tamen räng vetj. Tamen* »Frau«, *räng* »Graspfeil«, *vetj* »klein«. Frau mit den kleinen Graspfeilen.
25. *Tjaó* = Muschelart.
26. *Tapél* = Tafel, Schüssel.
27. *Arón* = Staubregen, Dunst.
28. *Tamentaléo. Tamen* »Frau«, *taléo* für Nordwestmonsun. Nordwestwind-Frau.
29. *Tamenramúr. Tamen* »Frau«, *ramúr* »roth«, aus dem Seléo. Rothe Frau.
30. *Júak* = Ratte, große Maus.
31. *Eirauntaléo. Eiraún* »Baumblatt«, *taléo* »Nordwestwind«. Nordwestwind-Baumblatt.
32. *Alók* = »Kopfkissen«.
33. *Lapijanál. Lapíj* »Brot«, »Sago«
Anál Binnenlandstamm, der südlich von hier wohnt } *Anál*-Sago.
34. *Nostamen. Nos* »Land«, *tamen* »Weib«, »Frau«. Landfrau.
35. *Maló* = Name eines Fisches.
36. *Arín* = Riff, Korallenbank.
37. *Nosalítamen. Nos* »Land«, »festes Land«, auch das einer Insel, *Alí* Insel Alí, *tamen* »Frau«, Alíland-Frau. Alíinsel-Frau.
38. *Mamúm* = der Ducker.

Die Zusammensetzungen mit den Worten *tamen* »Frau«, *män* oder *mein* »Vogel«, *neiu* »Cocosnuss«, mit Fischnamen, mit *parák* »Götzentempel«, *mōs* »Ahnengeist«, *palép* »groß« sind, wie man sieht, besonders zahlreich.

Als erheiternden Abschluss lasse ich noch eine Anzahl Schimpfnamen folgen, mit welchen die Tumleo sich bei entsprechenden Gelegenheiten belegen. Die feinsten davon sind noch: *aní palé* »Waldmensch«, *anál-palé* oder auch *anál* allein »Analmensch«; *Anal* ist der Name eines Stammes, der auf dem Festland im Busch wohnt und von den Tumleo als uncivilisiert betrachtet wird; die drei Bezeichnungen hießen also ungefähr so viel, wie »Buschkerl«, »ungehobelter, ungeschliffener Kerl«. Resoluter sind schon die folgenden Bezeichnungen: *auvitjalík maeíl* (Krummbein) »krummer Kerl«, *jaeík tjarutj* »verwachsener Krüppel«, *jaeík tapit* »kleiner Krüppel«, *salín rakún* »Plattgesicht«, *salín vúi* »Haigesicht« (*vúi* eine Art Hai, die selbst dem Menschen gefährlich wird), *salín pul* »Schweinsgesicht«. Der Gipfel der Liebenswürdigkeit wird etwa mit folgenden Wendungen erreicht: *matjúret tjaín* »Stinkmaul«, *sulapík tjaín* »Stinknase«, *saun pis kaleo* »Buntscheckiger«, »vom Ringwurm Zerfressener«, *saun alín tjaráp* »dir hängt die Haut in Fetzen herab«.

XXIV. Zeitrechnung und Sternkunde.

Unsere Tumleo sind in ihrer Zeitrechnung einzig und allein auf die Beobachtungen, die sie an den Gestirnen machen, angewiesen. Das genügt für die hiesigen Verhältnisse vollkommen, zumal da die »Astronomie« hier mehr entwickelt ist, als man vermuthen sollte.

Der erste und wichtigste Factor, nach dem hier die Zeit bestimmt wird, ist natürlich die Sonne. Nach ihrem Stande berechnen die Eingebornen tagsüber die Zeit. Der Tumleo kennt eine Morgenröthe *alulí kára* = »Im Osten strömt es«, vielleicht »flutet das Licht herauf« (*síes kára*, z. B. heißt »der Meeresstrom«, »die Strömung«). Die Zeit des Sonnenaufganges heißt *os kahá* »die Sonne steigt auf«, die Zeit des frühen Morgens *tjim katjém;* des Morgens *os kahá alulí* »die Sonne geht im Osten in die Höhe«, des Mittags *os paheinsi* = »die Sonne steht senkrecht« oder *os tjeranglaín* = »die Sonne steht in der Mitte«, »die Sonne hat ihren halben Bogen zurückgelegt«, des Nachmittags *os katulkei maul* = »die Sonne rückt nach Westen«, des Abends *os kaheí peitj* = »die Sonne steht schon der Erde nahe«, des Abends *lali,* der Abendröthe *alumaúl mahon* = »Westen hat die Farbe, wie unreife Frucht«. Fast alle diese Zeitbestimmungen hört man täglich aus dem Munde der Eingebornen; am seltensten gebraucht werden wohl die Ausdrücke *os kahá alulí,* weniger selten, aber doch nicht gerade oft gebraucht ist das *os (ei)katulkeí maul.* Da man hier wahrscheinlich kein unserem deutschen »Wann« entsprechendes Fragewort hat, so fragt man bei Zeitbestimmungen: »Wo steht die Sonne, wenn du losfährst?« Darauf ist die Antwort: »Wenn die Sonne da und da steht, so wollen wir losgehen«, dabei zeigen sie, welchen Sonnenstand sie meinen. Ob nun die Frage oder das Ungewisse der beiden vorgenannten Zeitbestimmungen selbst den Eingebornen veranlassen, von denselben nicht so oft Gebrauch zu machen, oder ob noch andere Gründe ihn dazu bewegen, lassen wir dahingestellt sein. Auf Tumleo lautet die genannte Frage und Antwort: »*Os nápu etjen, jijí marahéo?*« = »Die Sonne ist wo, (wenn) du losfährst?« Antwort: *Os kápu on, etét tahíl maul*« = »(Wenn) die Sonne steht da, so ich eile (per Segel) nach Westen = so fahre ich nach der uns bekannten Gegend, die westlich von hier liegt.« In der Zeitbestimmung beruft man sich auch wohl, wenn auch nicht gerade oft, auf die Gezeiten des Meeres, z. B. »Wenn die Flut kommt, so wird der Todte begraben«, *Mamás eikahá, láma kamät eiranánje.* Bei Bestimmung der Nachtzeit hilft man sich zunächst mit den beiden unbestimmten Ausdrücken *pung laín,* d. h. »mitten in der Nacht«, und *tau kaléo* »wenn die Hähne krähen = am Ende der Nacht«. Nähere

Bestimmungen der Nachtzeit werden natürlich vor allem nach dem Stande des Mondes gemacht. So frage ich z. B. des Nachts bei einem Tanzfeste einen Bekannten:

Jiji kauví áno pamuám?
»Du gehst (nach) Hause (noch) nicht?«

Er antwortet vielleicht:

Zanár nahá etét menauví oder: *Zanár kápu*
»(Wenn) der Mond aufgeht, ich gehe« »(Wenn) der Mond ist
on etét menauví oder: *Zanár naheí, zanár tjarír*
da (er zeigt mit dem Finger), ich gehe« »(Wenn) der Mond sinkt, der Mond untergeht,
etét kauví áno.
ich gehe (nach) Hause.«

Die Zeit der späten Nacht, lange nach Mitternacht, bezeichnet man auch mit dem Ausdruck *kon*, welches das Lemingwort für »Nacht« ist.

Ganz genaue Bestimmungen der Nachtzeit macht man auch nach dem Stande einzelner bekannter Sterne oder Sternbilder. Die Tumleo kennen derselben eine ziemliche Anzahl: Die Venus *t(i)aurám* oder *matempaún rakún (?)*, den Jupiter *matempaún lauvén*, den Sirius *tiaulalitalín*, Orion *paáp játol*, Rabe *tiaulapijrarír*, den großen Bären *peim jalíu* (*peim* ist hier ein zusammengeknotetes Baststück *[mol]*, welches die Mutter unter der einen Schulter und über der anderen quer über Rücken und Brust trägt, und worin sie ihr Kleines birgt; *jalíu* »auf der See«, der große Bär steht hier über der See). »Kreuz des Südens« *peim pak* (*pak* »Festland«, das Kreuz des Südens steht hier über dem Festlande von Neuguinea), Stern η (?) im Stier *taun*, heller Stern, vielleicht α im Scorpion *sanír;* die Leute kennen auch, wie es mir scheinen möchte, das ganze Bild des Scorpions, wenigstens den Kopf desselben, den sie *ramín män* »Vogelkopf« nennen.

Diese Sternbilder wurden mir in den Monaten März und April von den Eingebornen gezeigt. Ich zweifle nicht, dass sie auch von den anderen zu der Zeit nicht sichtbaren noch viele kennen. Mit Hilfe einer guten Karte, die uns leider jetzt noch fehlt, hoffen wir später das Genauere darüber noch feststellen zu können. Für die Zeitbestimmung gebraucht man die Sternbilder nun ähnlich wie auch den Mond. So fragten wir ebenfalls bei einem Tanzfeste einen Mann:

Kokamá, jiji kauví áno pamuám?
»Kokama, du gehst (nach) Hause (noch) nicht?«

Die Antwort lautete:

Sanír eitjarír etét menauví.
»(Wenn) der helle Stern im Orion untergeht, ich gehe.«

Eine Eintheilung der Zeit nach Monaten ist unseren Tumleo bekannt. Es gibt in Tumleo Namen für zehn Monate, die anderen drei bis vier werden nicht benannt, sondern haben den gemeinschaftlichen Namen: *zanár janút* »Monat (*zanár* = ‚Mond' = ‚Monat'), wo die See ruhig ist«. Die Namen der 10 einzelnen Monate sind: 1. *zanár aréo* »Apfelsinenmonat«, weil in demselben die wilden Apfelsinen reif sind; die Knaben treiben ihr Spiel mit denselben, wie es oben geschildert ist. 2. *zanár nauvín*, »Monat der Nauvinfische«, oder auch *zanár räng*, »Monat der Graspfeile«, weil in dieser Zeit die Jugend sich mit Graspfeilen beschießt, s. S. 329. In demselben Monate werden auch besonders am Festlande neue Plantagen angelegt. 3. *zanár mosaléo* oder auch *zanár palép* = »Monat, wo der *mōs* (Todtengeist) Streit macht« oder »Großer Monat«; in diesem Monate, der ein echter Freudenmonat zu sein scheint, begeben sich die Knaben und Jungen von 12—20 Jahren in den Busch und machen dort aus Reifengestellen, die sie mit Rinde überziehen, eine

Art Dukduk-Tanzkappen. An einigen Tagen bei Mondschein nun ziehen sie diese Dinger an, oder vielmehr setzen sie dieselben auf, kommen ins Dorf und tanzen in diesen Kappen auf einzelnen Plätzen oder vor einzelnen Häusern herum. Dieser ganze Aufzug macht sich sehr drollig, bisher konnten wir noch nichts Bestimmtes über die Sache und ihre Bedeutung erfahren. Der Name weist wohl schon darauf hin, wo die Sache hinaus soll. Hoffentlich bringt die nächste Zukunft (der *zanár mosaléo* kommt bald wieder) auch darin etwas Licht. 4. *zanár laíl.* In diesem Monate ist die See besonders unruhig. Es ist um die Zeit der Wintersonnenwende. Zu dieser Zeit schaukeln sich die Kinder recht gerne. Sie binden oben an den Cocosbaum eine Liane, lassen diese herabhängen und schaukeln sich damit herum. Oft sogar machen sie auf einem niedrigen Baum eine Art Leiter, nehmen dorthin das Ende der Liane mit und lassen sich von dort heruntersausen, in weitem Bogen gehen sie nach der entgegengesetzten Seite und schnellen auch wieder auf den alten Standpunkt zurück. 5. *zanár mahál.* 6. *zanár tamín reijúl;* in diesem Monate beruhigt sich allmählich die See. 7. *zanár karím.* In diesem Monate schlagen die Leute von Leming die große Trommel, daher der Name (*karím* = »Trommel«); in demselbem Monate kehren auch einige Vögel, welche im *zanár nauvín* von hier tiefer ins Festland hineinzogen, wieder zurück. Es sind der *män kauvér, mäntoréü* und *japúr,* der erstere und letztere haben etwa Dohlengröße, ihr Gefieder ist schwarz mit bläulichen und andersfarbigen Federn, den *mäntoréü* kenne ich nicht weiter. Im *zanár karím* reifen auch die ersten Feldfrüchte in den Plantagen der Festlandsbewohner. Im selben Monate glättet und beruhigt sich die See ganz und gehen die Tumleo da wieder zuerst auf Reisen, während sie zur Zeit des Nordwestwindes meist zuhause bleiben mussten. Nur dann und wann fahren sie zu einem größeren Fischzuge nach der Aliinsel, Angél oder Seléo oder bei günstigem Wind und Wetter nach Leming, um dort vor allem Tabak zu holen. Im selben Monate zeigen sich vor der Mündung des Rajuflusses, der dem Dorfe Einamúl gegenüber am Festlande mündet und etwa zwei Seemeilen weit entfernt ist, die *vanúp,* eine Art armlanger Silberfische, deren Fleisch von unseren Leuten sehr geliebt und aufs eifrigste gejagt wird. 8. *zanár avél tjeparén* = »Monat der alten *avél*-Fische«. Der Monat hat seinen Namen von einer Fischart *avél,* die in dieser Zeit häufig gefangen wird. 9. *zanár matimalú.* 10. *zanár tjín.* In diesen beiden Monaten und in den nachfolgenden 3. bis 4. *zanár janút* sind die Tumleo fast beständig auswärts auf Handels- und Geschäftsreisen begriffen. Da ruhen alle anderen Geschäfte und Festlichkeiten, ja es scheint, dass sie nicht einmal mehr Zeit haben, den betreffenden Monaten einen Namen zu geben.

Die Leute behalten gar nicht im Gedächtnisse, wie viel *janút*-Monate schon verflossen sind, manche mögen sich kaum Rechenschaft darüber ablegen, wie gerade der jeweilige Monat heißt. Den Anfang ihrer Zeitrechnung bestimmt man auch wieder nach dem Laufe der Gestirne. Der Tumleo weiß ganz genau, wann das und das Sternbild oder der und der Stern aufgeht oder untergeht für uns, d. h. für uns sichtbar wird oder verschwindet, dann ist die und die Jahreszeit. So sagte mir noch neulich jemand: *taunkahá alulí, leijél,* d. h. »wenn der und der Stern (η?) im Stier im Osten aufgeht, so (ist die Nordwestzeit da) wird die See unruhig«. Diese Zeitrechnung beginnt mit dem *zanár aréo,* der etwa dem October entspricht.

Die größeren Zeitperioden, als halbe Jahre, werden nach verschiedenen Ereignissen bemessen. So benennt man das eine halbe Jahr *leijél,* d. h. »(Zeit der) stürmischen See« und das andere *janút,* d. h. »(Zeit der) ruhigen (See)«, oder man sagt: *os nahós* = »wenn die Sonne (auf ihrer Bahn) nach Süden geht« und: *os navút* = »wenn die Sonne (auf ihrer Bahn) nach Norden geht«. Oder man denkt auch an die herrschenden Winde, die jeder etwa ein halbes Jahr anhalten, und spricht demnach

Abb. 262. Keule ($^1/_8$ n. Gr.).

von *talêo* = »Nordwest« und *rieí* = »Südost«, z. B. *Talêo kamieí, etét rajem laum* = »wenn der Nordwest wiederkehrt, so baue ich ein Haus«. Ob unsere Leute einen rechten Begriff vom Jahr haben, ist uns noch nicht klar. Sie haben ein Wort *tapén*, welches man wohl in diesem Sinne gebrauchen kann, aber ich zweifle sehr, dass sie sich darunter eine geschlossene Zeitperiode von 13—13$^1/_2$ Mondmonaten denken, *tapén* heißt nämlich auch »gute See«, »gutes Wetter« und besagt soviel wie *leijél*. Wir brauchen es vielfach für das Wort »Jahr«, das uns sonst fehlen dürfte. Der Begriffsübergang ist auch kein allzu schwerer.

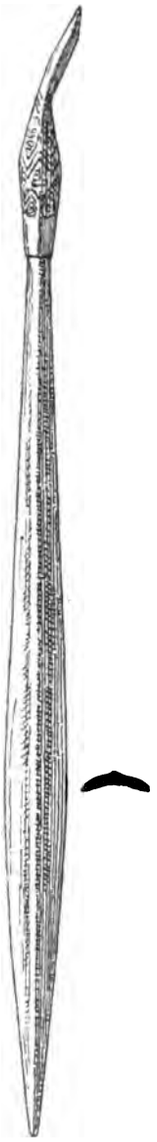


Abb. 263. Keule ($^1/_8$ n. Gr.) nebst Ornament des Griffes ($^1/_2$ n. Gr.).

Es erübrigt noch, ein wenig über die Arbeiten zu sagen, welche unsere Tumleo in den einzelnen Jahreszeiten verrichten. Die Südostzeit ist die Zeit des Handels, der Reisen, des Einkaufes der nöthigen Nahrung. Größere Arbeiten werden in dieser Zeit von den Männern keine unternommen. Man hält eben nur die Pflanzung imstand, geht auf den Fischfang, macht diese oder jene kleinere Reparatur am Hause oder Canoe, schafft Material für den Hausbau herbei, das man, wie z. B. jetzt *atap*, schon öfter auswärts kauft. Das ist so ziemlich alles. Feste werden im Südost fast keine gefeiert und wenn doch, so sind es fast nie Tanzfeste, sondern meist nur ganz kleine Feiern. Im Nordwest aber ist die Sache anders. Da werden Häuser und Canoes gebaut, respective ausgebessert, Plantagen angelegt, allerlei Sachen für das Haus gemacht, größere Fischzüge nach den benachbarten Inseln unternommen, Feste gefeiert mit und ohne Tanzvergnügen, mit öffentlichem oder mehr privatem Charakter. Alles scheint da neu erwacht zu sein. Selbst Kriege und Streitigkeiten blühen da. Die Leute können in der Zeit sich wieder mit sich selber beschäftigen — früher bei den Reisen gieng das nicht. Noch in jedem Nordwest, solange wir hier sind, hat es eine oder mehrere solcher Streitigkeiten abgesetzt, mehrere mit blutigem

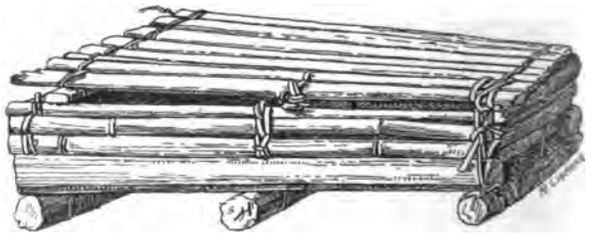


Abb. 264. Kindersarg.

Ausgange, im ganzen wurden dabei, so lange wir hier sind, zwei Mann getödtet und fünf verwundet. Die Hausfrau hat wohl im Südost die meiste Arbeit, dann müssen Töpfe gemacht werden, des Tags über haben wir in der Zeit die großen Ebben, und da muss sie auf dem Riffe fischen. Dazu kommen die Arbeiten im Dienste der Familie und für die Reinhaltung des

Hauses und des Hausplatzes. Im Nordwest hat sie mehr Muße, da ist sie nicht so mit ihrer Töpferware beschäftigt, obschon auch da die Töpferarbeiten nie ganz ruhen, außerdem ist die große Ebbe des Nachts, da gibt es nicht soviel Arbeit mit dem Fischen; sie hat daher auch jetzt Zeit und Gelegenheit, sich an den Festen, die allenthalben gefeiert werden, zu betheiligen.[1])

Statistik der Bewohner von Tumleo.

Aufgenommen am 1. Januar 1901.

Vorbemerkungen.

I.

a) Die »laufende Nummer« vor der Rubrik der Männer gilt zugleich für alle übrigen Abtheilungen.

b) Die erste Nebencolonne bei »Männer« gibt an, ob der Mann verheiratet (= v), verwitwet (= w) oder ledig (ohne Zeichen) ist. v^2, v^3 bedeutet zum »zweiten-, respective zum drittenmal verheiratet«, vv = zu gleicher Zeit zwei Frauen besitzend, v^0 = die Frau wurde entlassen oder entlief, v^2v = zum zweitenmal verheiratet nach dem Tode seiner Frau und zugleich zwei Frauen besitzend, w^2, w^3 — zum zweiten-, respective drittenmal verwitwet.

c) Die zweite Nebencolonne lässt die Geschwisterschaft erkennen. Alle, welche die gleiche Zahl in Parenthese haben, sind Geschwister zu einander, entweder ganze oder halbe. Wo der Fall vorgekommen ist, dass ein Witwer mit Kindern eine Witwe geheiratet hat, die ebenfalls schon Kinder besitzt, somit dann die aus dieser Ehe hervorgegangenen Kinder wohl Halbgeschwister sowohl der ersten Kinder ihres Vaters als der ihrer Mutter, jene aber untereinander nicht verwandt sind, so haben zwar alle diese Kinder dieselbe Nummer, zur Unterscheidung aber ist an der Klammer der Kinder aus erster Ehe ein Zeichen gefügt, und zwar für die Kinder des einen Theiles ein Strich —, für die des anderen zwei Striche =, z. B. (10)— a (10) b (10)=c, a und c sind Halbgeschwister von b, untereinander aber nicht verwandt.

II.

a) Die Colonne vor der Rubrik der Frauen gibt an, an wen sie verheiratet sind, z. B. eine vor 5 dem Namen bedeutet »verheiratet an den Mann Nr. 5«. Ist die Frau Witwe ohne Kinder, so hat der Name keine Zahl, ist sie Witwe mit Kindern, so hat er eine Zahl mit dem Buchstaben f.

b) In der ersten Nebencolonne bedeutet vv jetzt »die zweite Frau eines Mannes«.

III.

a) Die Colonne vor der Rubrik der Jünglinge gibt an, wessen Kinder sie sind. Stammt das Kind aus erster Ehe des Vaters, so ist ein m vorgesetzt, wenn aus erster Ehe der Mutter, so ein f. Ein + bedeutet, dass die Eltern gestorben sind.

b) Alles übrige ist wie bei I und II.

IV.

Die Rubriken der Jungfrauen sind in gleicher Weise zu verstehen wie die der Jünglinge.

V., VI.

Das Gleiche gilt von denen der Knaben und Mädchen. Eine kleinere Zahl nach der größeren in der ersten Colonne gibt an, von welcher Mutter das Kind stammt, z. B. 18^1 ist das Kind der ersten rechtmäßigen Frau des unter 18 aufgeführten Mannes, 18^2 ist das Kind der zweiten Beifrau desselben Mannes.

---

[1]) Zum Schlusse seien noch einige Abbildungen zu den früheren Capiteln nachgetragen.

I. Die Bewohner des Dorfes Sapí.

Laufende Nummer	Männer	verheiratet od. Witwer	Geschwister von	verheiratet an	Frauen	verheiratet od. Witwe	Geschwister von	Kind von	Jünglinge	Geschwister von	Kind von	Jungfrauen	Geschwister von	Kind von	Knaben	Geschwister von	Kind von	Mädchen	Geschwister von
1	Ropa	v	(1)	1	Saralulmaultamen	v	(18)	+	Ser	(1)	f 4	Nau	(36)	2	Avu	(41)	2	Teinťam veť	(41)
2	Mazazoi	v	(2)—	2	Arapona	v		+	Sakeij	(1)	m 5	Aron veť	(37)	2	Tamiro	(41)	6	Apen	(43)
3	Manare	v²			Laül	w		+	Parakvom	(2)	f 31	Ayisaëm	(38)	3	Lamaanen	(42)	+	Nimal	
4	Kaťiť [1])	v	(3)	3	Kake	v	(4)	f 33	Apo	(30)	+	Kasor	(29)	3	Papa	(42)	+	Anovo	(39)
5	Markos [2])	v²		4	Takéï [1])	v²	(17)	+	Salapei	(31)	+	Asak	(39)	m 5	Ayirorer	(37)	9	Voréï	(44)
6	Salimus	v		5	Ńarmarik [2])	v²	(18)	m 10	Kolalen	(11)	18¹	T'alel	(40)	f 31	Arakol	(38)	13	Otamen	(45)
7	Lapau	v		f 31	Sumi	w	(2)—	+	Eitu	(29)				f 31	Moskańun	(38)	13	Tamentaleo	(45)
8	Masmalo	v	(71)	6	Salum	v²	(16)	15	Ter	(16)				6	Lapau	(43)	16	Sarke	
9	Mazor	v²		f 32	Amase	w		15	Tarau	(16)				7	Meirapalep		17	Palul	(34)
10	Vare	w		7	Aťe	v	(15)	+	Makau	(32)				f 33	Eiri	(30)	17	Alitamen	(34)
11	Kaloi	v	(11)	f 33	Nopmil	w		+	Ayon	(33)				9	Ninsoi	(44)	18¹	Arir	(40)
12	Einťeo	v			Teinťam	w	(2)—	+	Akok	(33)				12	Sariria		19	Napi	(46)—
13	Parakmo	v		8	Rapoť	v		+	Kamovo	(33)				18¹	Vatapel	(40)	f 35	Talel	(47)
14	Avom	v	(32)	9	Minsei	v	(19)—	17	Ali	(34)				18²	Eiťapä	(40)	f 35	Vumpätamen	(47)
15	Avoi	v		f 35	Alamel	w²	(17)	f 39	Kokato	(2)—				f 39	Umpo	(2)—	15	Povi	(16)
16	Aror	v	(16)	f 36	T'ao	w											18²	Savé	(40)
17	Sive	v		11	Tampanik	v	(20)												
18	Okama [3])	v v	(17)	f 37	Samei	w													
19	Vaurmeil	v	(2)	12	Sayerpalep	v	(17)												
20	Lamein	w		13	Tamenťeo	v	(32)												
21				14	Neim	v													
22				15	Akano	v													
23				16	Amari	v	(13)												
24				17	Vakei	v	(29)												
25				f 38	Perare	w													
26				18¹	Saryon	v	(3)												
27				18²	Kali	v v	(29)												
28				f 39	T'akein	w													
29				19	Vaťak [4])	v²													

[1]) Kaťiť hat zur Frau die Takéi, die von ihrem ersten Manne, Apuk aus Einamúl (s. dort Nr. 11), verstoßen war. Apuk heiratete darauf Lapij-anal. Nau, das Kind der Takéi und des Apuk, wurde von Kaťiť adoptiert und ist jetzt zur Jungfrau herangewachsen.

[2]) Markos ist mit Narmarik verheiratet. Nach dem Tode seiner ersten Frau heiratete er ein Mädchen aus dem südöstlich von hier wohnenden Jamirstamme. Doch schon nach einigen Tagen verließ diese Tumleo. Darnach heiratete Markos dann die Narmarik. Dieselbe war früher bei dem Malolstamme, nordwestlich von hier, verheiratet, wurde von ihrem ersten Manne, von dem sie wenigstens ein Kind hatte, verstoßen, heiratete dann einen anderen Malol, von dem sie mehrere Kinder hatte. Nach dem Tode dieses Mannes kam sie mit ihren Kindern nach Tumleo. Die Kinder starben aber hier, und ein paar Jahre später ward sie die Frau des Markos. Ihr erster Mann in Malol lebt noch, derselbe ist auch längst wieder verheiratet.

[3]) Okama hat zwei Frauen, beide haben Kinder.

[4]) Vaťak ist Mutter eines Sohnes Ayi-aret, der unter den Knaben von Anopás (s. dort Nr. 15) verzeichnet ist. Als die Mutter nach dem Tode ihres ersten Mannes nach Sapí heiratete, blieb der Knabe in Anopás bei seinen Pflegeeltern Moyun (Pflegevater) und Ataun (Pflegemutter). Ayi-aret hat zwei Halbschwestern, Napi, die als Nr. 12 unter den Sapíkindern sich findet und mit ihm dieselbe Mutter, Vaťak, hat, und Raur, Jungfrau von Anopás, die mit ihm denselben Vater, T'alan, den ersten Mann der Vaťak, der diese als Witwer heiratete, gemeinsam hat.

Das Dorf Sapí zählte am 1. Januar 1901 an Gebäuden einen alten zerfallenen Parak, 6 Alol, 17 bewohnte Häuser. Dazu stehen noch einige kleine Schuppen und unbewohnte zerfallene Hütten im Dorfe.

II. Die Bewohner des Dorfes Einamúl.

Laufende Nr.	Männer	verheiratet od. Witwer	Geschwister von	Verheiratet an	Frauen	verheiratet od. Witwe	Geschwister von	Kind von	Jünglinge	Geschwister von	Kind von	Jungfrauen	Geschwister von	Kind von	Knaben	Geschwister von	Kind von	Mädchen	Geschwister von
1	Parakvona	v		1	Tamenramur	v	(2)=	f 4[2]	Aleo	(57)	1	Teilem	(20)	f 4[2]	Sanipa	(57)	1	Eivul	(20)
2	Amaul	v[2]	(48)	4[2]	Aron ťakin	v v[2]		3	Kampaťiť	(48)	f 18	Raui	(55)	1	T'ameo	(20)	5	Napus	(58)
3	Lapij-yup	v		2	Aki	v	(53)	f 16	Ayau	(19)	+	Amok		2	Mazu		6[1]	Vanapä	(64)
4	Pare	v v		3	Ńangon ťakin	v	(54)	f 5	Nani	(58)	+	Yuak	(47)	4[1]	Ramram	(61)	6[2]	Peisar	(59)
5	Kayup	v[2]	(49)	4[1]	Atakon	v	(55)	7[1]	Páse	(59)				4[1]	Meinrik	(61)	f 17	Eirauntaleo	
6	Apas	v v	(50)	f 16	Sakanä	w[2]	(56)	7[3]	Sani	(59)				8	Solparau	(62)	m 8	Varel	(62)
7	Ripos	v v	(50)	5	Alez	v[2]		f 10	Pat[7])	(15)				f 6[2]	Mosanopalep	(52)	m 10	Noleo	(31)
8	Eikaläu	v[2]	(51)	6[1]	Teimamas	v		+	Vune	(60)				9	Mänsavapä		11	Atimo	(36)
9	Mäntaleo	v	(51)	7[1]	Amaze	v		+	Ate	(60)				11	Avop	(36)	11	Atéï	(36)
10	Eiremrem	v[1]	(51)	7[2]	Meinyar	v v	(2)—	f 13	Sapako	(53)				12	Payei veť				
11	Apuk[1])	v[2]	(52)=	f 17	Anko[6])	w[2]	(49)		Ariñi					m 13	Maron				
12	T'araken	v	(52)	f 18	Volapau	w	(54)	+	Karom					15	Lamaraunris				
13	Mopel[4])	v[2]	(49)	8	Yeiyo	v[1]	(10)=							5	Märpalem	(58)			
14	Lapop[5])	v	47	6[2]	Alok	v v[2]								+	Apo veť	(47)			
15	Sanyol[2])	v		9	Ńangon veť	v	(53)							f 5	Lapoi	(58)			
16				10	Tayer	v[2]								6[1]	Panas	(64)			
17				11[2]	Lapij-anal[1])	v	(57)												
18				12	Arin	v	(58)												
19				13[2]	Malo[4])	v[2]													
20				14	Tamenfareklol	v[2]	(90)												
21				f 19	Tamensayau	w													
22				15	Nostamen	v													

[1]) Apuk verstieß seine erste Frau, die Takēi (s. die Statistik von Sapi unter 4), und heiratete die Lapij-anal.

[2]) Sanyol, ein Mann aus dem Stamm der Arop, ist der einzige Fremde, der sich hier verheiratet hat und als Fremder ansässig ist. Außerdem ist seit mehreren Jahren ein Aropjüngling hier (s. die folgende Anm.).

[3]) Ariñi, aus dem Stamm der Arop, dessen Vater, Mutter und Geschwister in Arop leben.

[4]) Mopel hatte bis vor ungefähr vier Monaten zwei Frauen. Die zuerst geheiratete, Pafarau, ist ihm endlich entlaufen nach einer nicht gerade glücklichen Ehe und hat in Ali den Nospalep (s. dort unter 4) geheiratet. Ihr Kind, Maron, ein Knabe, ist beim Vater geblieben Die zweite und jetzt einzige Frau des Mopel, Malo, hat schon Enkelkinder und könnte ganz gut die Mutter ihres Mannes sein, da ihre Enkel noch älter sind als das Kind des Mopel. Fast auf gleiche Weise verhält es sich mit der zweiten Frau des Pare (s. Nr. 4)

[5]) Lapop hat die Tamenfareklol zur Frau. Dieselbe ist die rechtmäßige Frau des Malap in Ali (s. dort unten 4), trennte sich aber bald von diesem und heiratete zweimal kurz nacheinander den Lapop. Auch diesem ist sie aber jetzt zum zweitenmal entlaufen.

[6]) Anko hat schon ein bewegtes Leben hinter sich. Sie heiratete zuerst einen Mann aus dem Stamm der Leming, Kaleam aus dem Dorfe Vokau. Diesem entlief sie und heiratete den Peit-tal aus Sapi, der jetzt schon gestorben Sie wurde aber von ihm entlassen, knüpfte dann Verbindungen an mit dem Sapimann Mazoi (s. dort unter 9), die aber, wie es scheint, nicht zu einer Heirat führten. Endlich heiratete sie den jetzt verstorbenen Einamúlmann Epan, von dem sie ein kleines Töchterchen hat.

[7]) Pat ist seit etwa zwei Jahren fallsüchtig und halb verrückt, früher schien er ganz normal zu sein. Er mag jetzt 18 Jahre zählen.

Am 1. Januar 1901 zählte Einamúl an Gebäuden einen alten zerfallenen Parak, vier Alol nebst einem provisorischen Alol und 18 bewohnte Häuser, dazu noch einige unbewohnte Häuser und Schuppen.

III. Die Bewohner des Dorfes Alí.

Laufende Nr.	Männer	verheiratet od. Witwer	Geschwister von	verheiratet an	Frauen	verheiratet od. Witwe	Geschwister von	Kind von	Jünglinge	Geschwister von	Kind von	Jungfrauen	Geschwister von	Kind von	Knaben	Geschwister von	Kind von	Mädchen	Geschwister von
1	Valau	v	(73)	1	Navuť	v	(78)	f 18	Vor	(73)	+	Tamentapi	(70)	1	Alavar		2	Pasul	
2	Kautem	v	(93)	2	Tamenarino	v		+	Peinap		6	Valis	(77)	m 4	Neiupun	(79)	m 4	Meinas	(79)
3	Anokep		(18)	4	Paťarau [1])	v[1]	(57)	f 19	Neiupalep		+	Tamen sauvein	(78)	6	Telsauvein	(77)	m 4	Arapos	(79)
4	Nospalep [1])	v[3]	(93)	6	Kayamo	v		+	Savauvä	(76)	+	Molapin	(76)	6	Neiuarop	(77)	6	Tamenťako	(77)
5	Maropalep			f 18	Voka	w[2]	(91)	+	Sanrui	(76)	m 13	Makakau	(58)	+	Panivei	(78)	f 18	T'apo	(73)
6	Paroť	v		f 19	T'auvelpos	w		+	Kautek		m 13	Tamentamor	(58)	m 7	Aňi		f 20	Meinsam	(65)
7	Nivei	v[2]	(90)	7	Ayel	v	(70)	+	Mutei	(67)				11[1]	Sinkarei	(80)	1.[1]	Teimam	(80)
8	Avik [2])	v[2]	(65)		Marpäs	w	(90)	m 13	T'eip	(58)				m 12	Sirma	(81)	9	Aťip	
9	Veikä	v		f 20	Ampoil	w	(71)	16[1]	Karveť					12	Samar	(81)	15	Eikova	(82)
10	Tau [3])	v[0]	(73)	8	T'irei	v	(72)	+	Vän	(69)				+	Eilo		+	Veimol	
11	Amä [4])	v v	(91)	11	Apoiť	v	(18)	+	Eisa					15	Savau	(82)			
12	Avok	v[2]	(67)	11	Kirvei	v[2] v	(92)							+	Repmom	(69)			
13	Payei	w[2]	(68)	12	Ramyon	v								f 20	Solser [9])	(65)			
14	Savarap			f 21	Manau [8])	w													
15	Vopari	v[2]	(68)	15	Arangein	v[2]													
16	Araper [5])	v v		9	Mamum	v[2]	(73)												
17	Peim	v	(69)	16	Alău	v													
18	Meila [6])	v		16	Maam	v v	(92)												
19	Malap [7])	v[0]	(70)	17	Arău	v	(64)												

[1]) Nospalep ist in dritter Ehe mit Paťarau verheiratet, die früher die Frau des Mopel, eines Einamúlmannes war (s. dort unter Nr. 11).

[2]) Avik hat, nachdem ihm Mamum, seine erste Frau, entlaufen und den Veikä (s. unter 9) geheiratet, die Jungfrau T'irei aus Anopäs geheiratet.

[3]) Tau war verheiratet mit Arangein. Sie trennten sich, er blieb unverheiratet, sie heiratete den Vopari (unter 15).

[4]) Amä hat zwei Frauen, die erste Apoiť, die zweite, welche ganz gut seine Mutter sein könnte, Kirvei. Nur von der ersteren hat er zwei Kinder.

[5]) Araper hat zwei Frauen, die erste Alău, die andere Maam. Nur von der ersteren hat er ein Kind.

[6]) Meila war mit dem Anopäsmanne Melauviei (s. bei Anopäs unter 6) in Potsdamhafen und kam durch die Mission wieder hierhin zurück. Seine Frau wollte oder konnte ihm nicht folgen, sie lebt noch dort.

[7]) Malap heiratete die Tamenfareklol (s. über dieselbe bei Einamúl, Anmerkung 5).

[8]) Manau ist hier die einzige Person, welche Urenkel hat. Sie hat zwei Söhne, die Alimänner Vopari (15) und Payei (18). Payei hat mehrere Kinder: die älteste Tochter ist in Einamúl an T'araken verheiratet (s. dort unter 12) und heißt Arin. Seit December 1900 haben dieso ein Kind, Payei, nach dem Großvater genannt (s. bei den Einamúl-Knaben 12).

[9]) Solser ist seit der Geburt fallsüchtig und total irrsinnig.

IV. Die Bewohner des Dorfes Anopäs.

Laufende Nr.	Männer	verheiratet od. Witwer	Geschwister von	verheiratet an	Frauen	verheiratet od. Witwe	Geschwister von	Kind von	Jünglinge	Geschwister von	Kind von	Jungfrauen	Geschwister von	Kind von	Knaben	Geschwister von	Kind von	Mädchen	Geschwister von
1	Vurpos	w	(83)	2	Pakeiya	v	(91)	m 4	Kaurum	87		Raur	(46)	m 3	Sol	(98)	3	Atui	(98)
2	Vatir	v		3	Yamkol	v	(86)							m 1	Meinmein	(13)	7	Ot	(89)
3	Payau	v^3	(83)	4	Masavak	v^2	(85)							m 4	Alapon	(87)	+	Meinpur	
4	Varakmur	v^2	(84)	5	Pokä	v								m 8	Mason	(88)	m 8	Tarapul	(88)
5	Parau	v	(84)	f 10	Kapís	w^2	(85)								Ayiaret' [2])	(46)	f 10	Marin	(39)
6	Melauviei [1])	w	(85)	f 11	Palamang	w								9	Alpak	(72)	f 11	Eine	(86)
7	Puipui	v^2	(85)	9	Ataun	v								+	Vuiavi	(39)	m 7	Tapom	(89)
8	Sapui	w		7	Rakaur	v	(4)										9	Manau	(72)
9	Moyun	v															9	Seiparak	(72)
																	m 1	Ane	(13)
																	m 1	Mänsangar	(13)

[1]) Malauviei war ebenso wie Meila von Ali (s. dort Anmerkung 6) im Jahre 1887 nach Stephansort als Arbeiter gegangen, war aber bald mit vielen anderen entflohen und hatte sich, wie sie, auf den Weg hierhin gemacht. Viele wurden unterwegs von den Stämmen, deren Gebiet sie passierten, niedergemacht, einige gelangten nach ihrer Heimat zurück. Andere, darunter Melauviei und Meila, blieben in der Gegend von Potsdamhafen hängen, siedelten sich unter dem dortigen Stamme an und heirateten auch dort. Melauvieis Frau starb, die des Meila lebt noch. Als die katholische Mission im Jahre 1899 nach Potsdamhafen kam, besorgte sie die Leute, welche freiwillig zu ihr gekommen waren, in die Heimat zurück.

[2]) Ayiaret' ist das Kind der Vafak, einer Sapifrau (s. dort Nr. 19); als die Mutter sich zum zweitenmale verheiratete, blieb er bei seinem Pflegevater Moyun in Anopäs.

Anopäs hatte am 1. Januar 1901 2 Alol, 6 bewohnte Häuser, 1 unbewohntes Haus und ein Paar Schuppen.

Gesammtzahl der Bewohner Tumleos.

Dorf	Männliche Bewohner			Weibliche Bewohner			Summa
Sapí	Männer	20		Frauen	29		
	Jünglinge	15		Jungfrauen	6		
	Knaben	15	Summa 50	Mädchen	16	Summa 51	101
Einamúl	Männer	15		Frauen	22		
	Jünglinge	12		Jungfrauen	4		
	Knaben	16	Summa 43	Mädchen	9	Summa 35	78
Alí	Männer	19		Frauen	19		
	Jünglinge	11		Jungfrauen	6		
	Knaben	13	Summa 43	Mädchen	10	Summa 35	78
Anopäs	Männer	9		Frauen	8		
	Jünglinge	1		Jungfrauen	1		
	Knaben	7	Summa 17	Mädchen	11	Summa 20	37
Summa	1. Januar 1900:		153			141	294

	Männliche Bewohner			Weibliche Bewohner	Summa
8. Dec. 1899	Sapí	47		42	89
	Einamúl	41		42	83
	Alí	41		33	74
	Anopäs	16		19	35
Summa		145		136	281
8. Dec. 1898	Sapí	49		45	94
	Einamúl	40		38	78
	Alí	44		37	81
	Anopäs	16		18	34
Summa		149		138	287

Der Tod und die Beerdigungsgebräuche bei den polnischen Juden.

Von **Henri Lew** in Paris.

I. Der Tod im jüdischen Begriff.

Obwohl den Juden der Tod als Erlösung der Seele aus den irdischen Fesseln und ihre Erhebung zur rein geistigen Daseinssphäre gilt und ungeachtet des Verbotes übermäßiger Trauer und Thränen nach dem Verluste eines Verwandten, gibt es wahrscheinlich kein Volk, welches den Tod mehr fürchtete, und auf welches derselbe einen so erschütternden Eindruck machte. als die Juden.

Den Tod wünscht man nicht einmal seinem schlimmsten Feinde. Ein Gespräch über den Tod wird gemieden. »Spricht man vom Tode, ist man seines Lebens nicht sicher.«

Und gerade den geheimnisvollen Übergang ins Jenseits darf der Jude nicht vergessen. wenn er es auch wünschte. weil die feierlichsten Momente seiner Religion ihn fortwährend daran erinnern. Während der freudigsten Feste an den Ostertagen, an Hochzeiten ist der Jude verpflichtet, seinen *kittel* (Todeshemd) anzuhaben, gleichwie ein jüdisches »memento mori«.

Die Volksphantasie bemühte sich, die Gestalt eines Todesengels zu schaffen, welche des grauenhaften Eindruckes, den der Begriff Tod in der Vorstellung der Juden erweckt, wert wäre.

Der jüdische Todesengel ist ein riesiges, zum Himmel reichendes Ungeheuer, dessen ganzer Körper mit garstigen Augen behaftet ist, damit Niemand ihm entgehen könne; in der Hand hält er ein langes Schwert, an dessen Spitze ein Tropfen Galle hängt.

»Einst,« erzählt die Volkssage, »zu Abrahams, Isaaks und noch früheren Zeiten. pflegten die Leute gar nicht krank zu sein, ihr Leben dauerte viele hundert Jahre. und wenn Einer sterben sollte, da nieste er und entschlief sanft, ohne Schmerzen und Kampf.

Dem Erzvater Jakob gefiel diese Einrichtung nicht, und er betete zu Gott, ihn von dem bevorstehenden Tode in Kenntnis zu setzen, damit er sich von seiner Familie verabschieden und seine Kinder segnen könnte. Gott sandte über Jakob eine langwierige Krankheit, durch welche ihm der nahende Tod geoffenbart wurde«.

Seit jener Zeit hörten die Leute auf, mit einem Niesen zu sterben, welches fortan nur eine Erinnerung, ein »memento mori« blieb, von den Zuhörern mit dem Wunsche begleitet: »Wohl ergeh's.« Man zieht auch den Niesenden beim Ohr, um ihn zur Besinnung zu bringen. Das Niesen während einer Krankheit wird als unbestrittenes Besserungszeichen angesehen.

Von Jakobs Zeiten stammen also die Krankheiten, als Merkmale des drohenden Todes, der dazumal seinen Opfern ohne weiteres den Hals durchschnitt, ohne sich im geringsten durch die Anwesenden stören zu lassen, denen dieser Anblick überaus peinlich war.

Erst seitdem einst ein Weiser durch List den Todesengel gezwungen hatte, ihm zu schwören, fortan unsichtbar zu sein und die Menschen ohne Blutvergießen zu tödten.

ist er nur dem Sterbenden sichtbar, sein Anblick soll jedoch so entsetzlich sein, dass der Kranke seine letzten Kräfte sammelt, um ihm zu entrinnen: da schneidet ihn der Todesengel in den Hals, ohne dass es Jemand bemerkt oder Blut zu sehen ist. Der Kranke öffnet entsetzt den Mund, und hinein fällt der Tropfen Galle, dem Antlitz einen gelben Hauch verleihend. Sein blutendes Schwert spült der Todesengel im Nachbarhause. Darauf stützt sich die Sitte, in den benachbarten Häusern eines Verstorbenen alles zur Zeit dort befindliche Wasser auszuschütten.

Trifft der Todesengel am Lager einen Betenden oder andächtig fromme Bücher Lesenden, dann muss er warten, bis das Gebet beendigt ist.

Oft erscheint der Todesengel in Gestalt einer Katze, eines Vogels, einer Fliege, auch eines Menschen.

Fromme und tugendhafte Menschen erleiden nicht so viel Qualen als die verstockten Sünder. Oft gelingt es ihnen, durch Gebete den nahenden Tod zu beschwichtigen. Diesbezügliche Legenden sind sehr zahlreich und alle mehr oder weniger der Sage von des Weisen Tochter, deren Männer in der Hochzeitsnacht starben, ähnlich. Einige dieser Legenden sind in Kaw-Haïaschar (Cap. 19, 31 . . .) zu finden, enthalten aber nichts besonders Eigenartiges.

II. Glaube und Bräuche vor dem Tode.

Infolge seiner großen Empfänglichkeit angesichts des Todes, besitzt das jüdische Volk zahlreiche Kennzeichen des bevorstehenden Endes.

Setzen sich auf den Menschen Fliegen, nähern sich ihm Vögel, so bedeutet dies einen sicheren Tod, denn Fliegen und Vögel haben Leichen gern, anderseits entstammt dieser Glaube der Vermuthung, der Todesengel erscheine oft in Gestalt kleiner beflügelter Geschöpfe. Ein noch gewisseres Todeszeichen soll eine Spinne sein, die auf dem Körper oder Anzuge des Kranken kriecht.

Die Henne, welche wie ein Hahn kräht, prophezeit den Tod. (Diese Meinung wird von dem polnischen Volke getheilt.)[1])

Erscheint im Hause des Kranken eine Katze — stirbt derselbe, denn sicherlich hat der Todesengel die Gestalt dieses Thieres angenommen.

Es gibt auch viele böse Omina, die nicht allein den Kranken, sondern auch den Gesunden Unheil verkünden. Wer sehr verwickelte, unklare Träume hat, muss baldigst sterben; wer seinen Schatten nicht sieht, ist des Todes, denn, so lautet der jüdische Glaube, 30 Tage vor dem Tode eines jeden Menschen verlässt ihn sein Schatten oder begleitet ihn stets von hinten, anstatt seitwärts.

Abends darf man weder das Zimmer ausfegen, noch den Kehricht nach Sonnenuntergang herausräumen, man könnte sonst gleichzeitig das Leben und Glück eines Hausbewohners mitnehmen. (Ähnliches beim polnischen Volke.)[2]) Der Volksmeinung nach sieht der Kranke oft den Tod vor sich und unterhält sich mit ihm. Bemerkt er den Engel zu seinen Füßen, wird er genesen, wenn er aber zu seinen Häupten steht, stirbt er. Einem gefährlich Kranken gibt man einen anderen Namen, damit der Todesengel getäuscht werde.

Um den drohenden Tod zu entfernen, begeben sich die Angehörigen des Kranken auf den guten Ort (Kirchhof) und zerren an den Gräbern und beten zu ihren verstorbenen Verwandten um Fürsprache im Himmel und ein gutes Wort beim allmächtigen Richter —, denn der Volksphantasie zufolge ist der Tod nicht imstande, die Fühlung zwischen Ver-

[1]) Udziela, »Medycyna ludu polskiego«.

[2]) Ebda.

storbenen und Hinterbliebenen zu zerstören und die irdischen Bande vollständig zu lösen. Auch Lichter in der Synagoge werden angezündet und den Armen Brot und Almosen gespendet.

Niesen und Schwitzen sind untrügliche Vorzeichen baldiger Besserung und Genesung. Am meisten graut dem Volke vor plötzlichem Tode, dem laut der Volksmeinung böse und gottlose Menschen zum Opfer fallen.

Oft schreibt man auch plötzlichen Tod bösem Zauber zu, und der Argwohn fällt meistens auf irgend einen Feind des Dahingegangenen. Selbstmord gereicht zur größten Schande der ganzen Familie. Einem Mädchen, dessen entferntester Verwandter einen Selbstmord ausgeübt, fällt es schwer, sich zu verheiraten. Der Schmach- und Schandegipfel ist es, einen Erhängten in der Familie zu haben. »Hat jemand einen Erhängten in der Familie, dann sage ihm nie, er möge dir den Überzieher an die Wand hängen — du könntest ihm wehe thun!« (Jüdisches Sprichwort.)

Den Tod eines Selbstmörders begleitet in der Regel Sturmwind; sobald ein großer Wind erbraust, pflegen die Juden zu sagen: »Es hat sich schon wieder Einer erhängt.«

Auch der Fluss begehrt, wie das Volk vermeint, alljährlich ein neues Opfer. Zur Beschwichtigung wird jedes Frühjahr eine Katze ins Wasser geworfen.

Sieht man einen fallenden Stern, heißt es gleich: »Es ist Jemand gestorben«, denn jedermann besitzt seinen eigenen Stern, welchen die Vorsehung bei seiner Geburt am Firmamente befestigt hat, und der bei Eintritt des Todes vom Himmel fällt.

Steht es schlimm mit dem Kranken, dann werden einige Mitglieder der »heiligen Bruderschaft« *(Chevra kadischa)* geholt, mit denen der Sterbende die letzten Gebete, sogenannte *wide,* hersagt.

Bei völliger Besinnung sagt der Kranke das Gebet: *Schimu raboïsaï . . .*, das auf dem Glauben beruht, der Satan strebe immer, den Sterbenden zur Gottentfremdung und Verletzung von Gottes Geboten zu bereden. Der Kranke versichert nun in seinem Gebete, dass falls es dem tückischen Satan gelingen sollte, seinen geschwächten Sinn zu benebeln und zu gottlosen Äußerungen zu bringen, dieselben nicht die geringste Bedeutung hätten, da er treu und heilig an Gottes Wahrhaftigkeit glaube und bei seinen Gesetzen beharre.

Die Trennung der Seele vom Leibe stellt sich das Volk als etwas unsäglich peinliches vor.

Man betet zu Gott, er möge die Seele vor dunklen Mächten schützen, welche dem Kranken den Geist umnachten, vor zerstörenden bösen Geistern warnen u. s. w.

In diesem Augenblick dürfen die nächsten Angehörigen nicht im Zimmer verbleiben, um durch Thränen und Jammer das Sterben nicht noch schwerer zu machen.

Durch Thränen, meint das Volk, kann man oft das Leben um einige Spannen Zeit verlängern, was aber mit unsäglichen Leiden des Sterbenden verbunden ist.

Je gottesfürchtiger einer sein lebenlang war, desto kürzer dauert die Todesqual.

Den Sterbenden auch nur für einen Augenblick allein zu lassen, ist nicht gestattet.

Solange der Lebenshauch noch im Menschen verweilt, dürfen keinerlei Vorbereitungen zum Begräbnisse gemacht werden, man darf weder an derartiges denken, noch dem Sterbenden die Augen zudrücken, denn dies wäre eine Missethat ohnegleichen. Während des Sterbens darf an dem Kranken nicht gerüttelt werden, man soll ihn weder auf- noch zudecken, der Tod könnte sonst verzögert oder beschleunigt werden — und beides ist eine große Sünde.

Im kritischen Momente sagt die Umgebung folgenden Vers:

»Höre Israel, ewig ist unser Gott, ewig ist der Einzige«

einmal;

»Gelobt sei der Name seines herrlichen Königreiches in Ewigkeit«

dreimal;

»Der ewige Gott«

siebenmal;

»Der Ewige regiert, der Ewige hat regiert, der Ewige wird regieren in Ewigkeit«

einmal.

Darauf folgt ein Gebet voll Schmerz und Ergebung. Man nähert ein Federchen der Nase des Verstorbenen, und sobald es unbewegt bleibt, ist es ein Beweis, dass der Lebensodem den Menschen bereits verlassen.

III. Vor der Bestattung.

Nachdem der Tod erfolgt ist, werden alle Fenster aufgemacht, einer der Anwesenden (meistens der Sohn) drückt dem Verstorbenen die Augen zu, sein Antlitz wird verhüllt, und jedermann zerreißt etwas an seinen Kleidern.

Es wird auf dem Fußboden ein wenig Streu ausgebreitet, ein Kopfkissen zurechtgelegt, dies Lager mit einem Bettuche zugedeckt und darauf der Todte auf den Rücken mit ausgestreckten Gliedern hingelegt und mit schwarzem Zeug vollständig verhüllt. Auf den Magen stellt man oft eine Metallschüssel, um dem Aufdunsen vorzubeugen. Bei den Häupten werden Lichter angesteckt, in gewöhnlichen Fällen zwei, mehrere, je nachdem der Verstorbene eine bedeutende Persönlichkeit gewesen war.

Nachdem diese Manipulation geschehen, sagt die Umgebung des Gebet *mechilo*, d. h. der Verstorbene möge dies Schaffen an ihm verzeihen, es geschah alles ihm zu Ehren.

Das jüdische Volk hängt an dem Glauben fest, der Körper des Verblichenen bewahre eine zeitlang Gefühl und gewisse Lebenskraft und habe gegen den Schmerz eine noch größere Empfindlichkeit als zur Lebenszeit.

Vom Tode bis zur Beerdigung wird bei der Leiche die heilige Schrift laut gelesen. An der Wand hängende Spiegel werden verhüllt, auch müssen Bilder und Luxusgegenstände entfernt oder zugedeckt werden. Das zur Zeit im Zimmer befindliche Wasser wird ausgeschüttet.

Im Todtenzimmer darf nicht gegessen werden, am Sabbath verzehrt man die Pflichtmahle im Nebenraum, oder man theilt vermittelst eines Bettuches das Zimmer in zwei Hälften. Der Anblick der Leiche wird sorgfältig vermieden.

Niemand unternimmt es gern, Vermittler einer Trauerbotschaft zu sein. Erfährt man den Tod jemandes, pflegt man die Worte auszusprechen: *Boruch dajen emes* (Gelobt sei der gerechte Richter). Leichen männlichen Geschlechtes werden von der »Heiligen Bruderschaft« bedient, und *Gabetes* verrichten Dienste bei Frauenleichen.

Man trägt gewöhnlich Sorge dafür, dass zwischen Tod und Bestattung der geringste Zeitraum vergehe. Ein längere Zeit unbestatteter Körper erleidet dem Volksurtheile nach unaussprechliche Leiden und Schmach. Sind mehrere Leichen da, herrscht das Princip, denjenigen zuerst zu beerdigen, welcher früher starb; ausgenommen ein Lehrer, welcher stets ein Vorrecht seinem Schüler gegenüber besitzt, ein großer Weiser vor einem gewöhnlichen Sterblichen und ein Frauenzimmer vor einem Manne.

IV. Das Begräbnis.

Einst in alten Zeiten galt das Begräbnis dem Juden als die wichtigste Sache und bildete den Gegenstand seiner sorgfältigsten Bemühungen. Mit der Zeit entwickelte sich dabei ein so hochgradiger Luxus, dass die Beerdigung eines Verwandten mehr Ausgaben verursachte, als die Krankheit selbst, und viele, welche die unermesslichen Kosten nicht zu bestreiten imstande waren, überließen ihre Verstorbenen der Gnade fremder Leute.

Bevor man sie in die Erde legte, wurden die Körper sauber gewaschen und mit wohlriechenden Substanzen gesalbt; dazu gebrauchte man eine bedeutende Zahl vielartiger Essenzen, wie balsamisches Öl, Myrtenessenz, Aloe, später Isop, Rosenöl u. a. Dies geschah in Begleitung von Ceremonien und Gebeten. Darauf wurde der Körper in seine Todeskleider eingewickelt *(Tachrichim)*. Ähnlich wie bei den Nachbarvölkern war es hier Sitte, außer den Kleidern mancherlei Gegenstände in den Sarg hineinzulegen, und zwar solche, die der Todte während seines Lebens im Gebrauch hatte.

Die Särge waren meistens aus Holz, namentlich aus Cedernholz, manchmal auch aus Stein. Es galt als schmählich, in einem Korbgeflecht begraben zu werden, und der Volksstimme nach hatte diese Art der Bestattung zur traurigen Folge eine ewige Unruhe des Geistes des Begrabenen, welcher, an sein Grab gefesselt, sich nie in den Kreis der anderen hochschwebenden Geister hinaufzuschwingen vermochte. Man schmückte auch die Gräber mit Myrtengewinden, und der anfänglich ausnahmsweise angewendete Weihrauch wurde später zur üblichen Sitte bei bedeutenden verstorbenen Männern.

Ein unentbehrliches Element bei Bestattungen bildeten außer den Fackeln und der feierlichen, aus Flöten und Oboën bestehenden Musik, die Elegien weinender Mietweiber. Sie gaben langgedehnte Wimmertöne und Klagelaute von sich, regten die Anwesenden zum Weinen an, und wetteiferten im Aufzählen aller Vorzüge des Verstorbenen, sich dabei auf die Brust schlagend und durch lebhafteste Geberden ihren Schmerz ausdrückend.

Den Elegien folgten Grabreden, welche aber, wie aus existierenden Fragmenten ersichtlich, nur beim Ableben wichtiger Persönlichkeiten gehalten wurden.[1])

Eine gewisse Reform in den Bestattungsceremonien bei den Juden durchzuführen, gelang gewissermaßen ohne Schwierigkeiten dem Rabbi Gamaliel II. (80—117). Dieser verbot streng jeden Aufwand und bestimmte, dass die Leichen in einfaches Linnenzeug einzuhüllen seien. Seit dieser Zeit verschwand der ehemalige Prunk bei Begräbnissen, welche fortan in allen gesellschaftlichen Schichten auf bescheidenste Weise stattfanden.[2])

Von Musik während der Beerdigung kann heutzutage überhaupt keine Rede sein, das Volk könnte sich gar nicht mit diesem Gedanken vertraut machen. Es scheut jeden Luxus und trachtet vielmehr nach einer gewissen Verwahrlostheit. Die nächsten Hinterbliebenen legen ihre ältesten Kleider an, und das Zimmer, wo die Leiche liegt, wird nicht gesäubert.

Die Hauptrolle beim Begräbnis spielt der Trauerzug, der der Leiche vom Hause bis zum Kirchhofe das Geleite gibt, man sorgt, dass es so zahlreich wie möglich sei. Jedermann, der einem Leichenzug begegnet, ist verpflichtet, sich demselben anzuschließen. Das so hochgeschätzte Studieren der Gesetze darf sogar eines letzten Dienstes wegen unterbrochen werden.

Man ist fest überzeugt, der Todte höre deutlich alle ihm geltenden guten Worte, Thränen und Ehrerweisungen, und empfinde dadurch viel Trost und Beruhigung.

---

[1]) »Uroczystości pogrzebowe w pobiblijnym judaizmie« (Izraelita r. 1879).

[2]) Dr. S. Beck i Dr. M. Braun, »Istorja jewrejew«.

Es herrscht die Meinung, dass jeder Wohlthat des Menschen ein Engel, und jeder Missethat ein Teufel entstamme.

Wenn nun der Mensch stirbt, kommen alle durch seine Thaten erzeugten guten und bösen Geister zusammen und beginnen einen erbitterten Kampf. Gewinnen die bösen Geister Oberhand — dann verfällt der Todte ihrer Macht und wird erbarmungslos misshandelt.

Beim Begräbnis gottloser Sünder, Diebe, Räuber, Spione und Denuncianten verwandeln sich die begleitenden bösen Geister in einen peitschenden Sturmwind, der am Sarge rüttelt und der Leiche unsägliche Leiden verursacht.

Es ist Sitte, dass die Angehörigen und überhaupt alle, die irgendwelche Verbindungen, besonders Zwistigkeiten mit dem Verstorbenen hatten, denselben vor der Bestattung um Verzeihung bitten *(mechilo)*.

Sehr wichtig ist auch die Wahl des Platzes, worauf das Grab sich befinden soll, und dessen Nachbarschaft, ungeachtet der Ansicht, dass der Tod jeden irdischen Unterschied zerstöre.

Zwei Feinde werden nicht nebeneinander bestattet. Dem Selbstmörder wird keine Ehrenbezeigung erwiesen, und meistens begräbt man ihn unter der Kirchhofsmauer.

V. Beerdigungsgebräuche.

Bevor der Leichnam in das Grab gelegt wird, wird er von Mitgliedern der Gesellschaft *Chevra kadischa* sorgfältig gewaschen. Dem Verstorbenen zieht man eine weiße Mütze an und kleidet ihn in das Todtenhemd, das mit einem Gürtel umspannt wird. Darauf bettet man ihn auf Bettücher und legt ihn behutsam auf die Bahre, unter den Kopf gibt man ein Kissen, an die rechte Seite ein mit Erde gefülltes Säckchen.

Die Verheirateten werden noch mit einem Kittel bekleidet, und rechts wird ihr *tales* hingelegt.

Einen Ermordeten begräbt man in denselben Kleidern, in denen man ihn fand. Jedenfalls werden ihm aber, ohne vorherige Abwaschungen, die blutigen Kleider ins Grab gegeben.

Die weiblichen Todtenkleider unterscheiden sich wenig von den männlichen. Statt der Mütze bekommen Frauen eine Haube. Wöchnerinnen und Bräuten zieht man Schuhe an ohne Absätze, mit schwarzen Binden zum Umbinden, eine Jacke ohne Ärmel und eine weiße Schürze. Außerdem wird den Bräuten ein rothseidenes Tuch um den Kopf geschlungen.

Die *Tachrichim* (Todtenkleider) verfertigt man bei reichen Leuten aus feinster Leinwand, bei Armen hingegen aus grobem Linnenzeug. Gold- und Silbernähte oder Stickereien werden vermieden.

Abwaschung und Ankleiden des Todten findet entweder in dessen Hause oder im Kirchhofe statt. Auf der Bahre befestigt man den Körper mit einem Handtuche und verhüllt ihn mit schwarzem Stoff. Beim Grabe angelangt, stellt man die Bahre hin, entfernt die schwarze Hülle, ein Mitglied der Bruderschaft steigt in die frische Grube hinein, füllt ein Säckchen mit Erde und legt es sammt dem Handtuche zu Häupten des Grabes. An den Enden das Bettuch haltend, lassen zwei andere Mitglieder den Körper in die Grube hinabgleiten. Der in der Grube Befindliche ordnet an dem Verstorbenen die Kleider, legt ihm, wenn er verheiratet war, den *tales* um, bedeckt seine Augen und Mund mit Thonscherben und gibt ihm in jede Hand einen dürren Zweig. Darauf legt er ein Schloss an das Grab an und bittet den Todten um Verzeihung *(mechilo)*.

Dem Volksglauben nach dienen die dürren Zweige dem Todten zum Ausgraben der Erde bei des Messias Ankunft; die Thonscherben bedeuten, dass der Mensch viel Böses gesehen und geredet, was er nicht sollte.

Manchmal bekommt der Verstorbene unter das Haupt ein Häuflein Erde aus Palästina. Es ist möglich — schreibt Mscislawski — dass unter anderen höheren Ursachen diese Sitte auch auf dem Glauben beruht, alle in Jerusalem Begrabenen seien gänzlich frei von irgendwelchen Leiden, während anderswo Ruhende vielerlei Qualen erdulden müssen.

Gegenwärtig sind Särge nicht im Gebrauche. Man zimmert die Wände der Grube mit Holzbrettern aus, und bedeckt sie ebenfalls mit einem Brette. Eines *Kohen*, dessen Tochter oder erstgeborenen Sohnes Grab hat außerdem ein Brett auf dem Grund. Bräute, Wöchnerinnen und Ermordete haben das ganze Grab mit Brettern ausgelegt.

Liegt der Todte im Grabe, dann wird die Bahre umgestürzt, man entfernt sich vier Ellen weit mit den Worten: »Mögen sie wie Feldgras emporwachsen.«

Auf das Grab wird Erde gehäuft; jeder Anwesende hilft bei dieser Arbeit, wobei allemal der Spaten auf die Erde geworfen und von dem Nächstfolgenden aufgehoben wird, damit er nicht von Hand zu Hand gehe. Die Verwandten sprechen das *Kadisch* und zerreißen ihre Kleider. Der Eltern Kleider werden bis zum Körper zerrissen, und zwar mit der Hand, bei anderen Angehörigen genügt es, wenn irgend ein Theil des Kleidungsstückes beschädigt wird, was auch mittelst eines Messers geschehen darf.

Die vom Begräbnisse Heimkehrenden wählen absichtlich einen anderen Weg, als den, welchen sie zum Kirchhofe genommen hatten, auch sind sie verpflichtet, am ersten Brunnen die Hände zu waschen, denn nicht nur die Berührung eines Todten, auch sein Anblick allein macht den Menschen unrein *(tomo)*.

Eine große Kraft wird Leichen zugeschrieben. Hat einer Zahnschmerzen und reibt die Zähne mit dem Finger eines Todten, geht der Schmerz vorüber. Dasselbe gilt von Augen-, Zahnfleischleiden und anderen Gebrechen. Ein Überbein, einigemale von einer Todeshand gerieben, verschwindet in Bälde.

Die Entfernung einer Grabstätte von der anderen darf nicht weniger als sechs Fäuste betragen. Das Brett, worauf der Verstorbene gewaschen wurde, darf nicht während des Begräbnisses umgewendet werden, sonst könnte einem Anwesenden Unglück zustoßen.

VI. Die Trauer.

Nach der Heimkehr beginnt die Trauerbuße, welche sieben Tage dauert. Während dieser Zeit dürfen die Verwaisten weder das Haus verlassen, noch Fußbekleidung tragen. auch ist jedes Lesen, ausgenommen die Bücher Jeremias' und Jobs, verboten. Sitzen wird nur auf dem Fußboden gestattet. Kinder brauchen ihren Unterricht nicht zu unterbrechen. Ein *melamed* (Kinderlehrer) kann nach Verlauf von drei Tagen seine Thätigkeit wieder aufnehmen.

Vor alten Zeiten gab es kostspielige Trauermahlzeiten, die von den Familien dem Volke gespendet wurden. Diese Sitte ist längst aufgehoben, statt dessen verzehren die Hinterbliebenen nach der Rückkehr vom Kirchhofe ein mit Asche bestreutes Ei und Bretzel, welche nur von einem Fremden und für dessen Geld gekauft werden dürfen.

Während des Trauerjahres ist das Tragen der beim Begräbnisse zerrissenen Kleider obligatorisch, jeden Tag wird *Kadisch* gesagt, jedem Vergnügen, Musik, Feierlichkeiten aus dem Wege gegangen. Auch werden keine Schmucksachen von den Frauen getragen.

Besonders streng sind alle diese Vorschriften für die ersten 30 Tage, denn namentlich während der ersten Wochen nach dem Tode erleidet der Verstorbene die so unerträglichen Qualen im Grabe, in den Volkssagen unter dem Namen *Chibut-hakewa* bekannt. Nachdem die Überreste begraben und alle Lebenden die Grabstätte verlassen haben, erscheint der *malach-doma* (unterirdische Engel), macht mit einem Schwertschlage das Grab auf, belebt den Körper, stellt ihn aufrecht und fragt: *Ma szmecho?* (Wie ist dein Name?) Der erschreckte Todte hat seinen Namen vor lauter Angst vergessen und schweigt. Da gibt der Engel ihm einen so wuchtigen Schwertschlag, dass der Körper zerstückelt auseinanderfällt. Diese Folter zu verhüten und sich gewissermaßen der Erinnerung seines Namens zu versichern, fügt der Jude dem täglichen Gebete einen Bibelvers zu, der mit dem Anfangsbuchstaben seines Namens beginnt und schließt.

Derartige Vorgänge wiederholen sich während der ersten 30 Tage, mit Ausnahme des Sabbath und von Feiertagen.

Wer im Monate *Nisan* (Mai) stirbt, ist frei von obgenannten Leiden.

An den ersten sieben Trauertagen brennt unaufhörlich ein Lämpchen; daneben steht ein Glas Wasser und liegt ein sauberes Tüchelchen. Hier erscheint täglich, dem Volksglauben zufolge, die Seele des Verstorbenen während der Gebete, wäscht sich in dem Wasser und trocknet sich mit dem Tüchlein. Nach verflossener Trauer wird das Wasser auf das betreffende Grab geschüttet.

In den ersten sieben Trauertagen ist es Sitte, den Trauernden nicht zu begrüßen.

An jedem Jahrestage wird *Kadisch* von den Verwaisten gesagt, und es werden entweder zu Hause oder im Tempel für das Seelenheil des Verstorbenen Lichter angezündet. Bei diesem Lichte ist es nicht gestattet, Arbeiten zu verrichten, sondern nur zu beten. An diesem Tage besucht man auch die Gräber seiner Nächsten. Dies geschieht auch am Fasttage *Tisze bow* und vor dem Versöhnungstage. Manche besuchen den Kirchhof jeden Monat.

Das Betreten der Gräber wird als Geringschätzung der Todten betrachtet. Überhaupt sorgt man dafür, deren Ruhe nicht durch etwaigen Platzwechsel zu stören. Auf übervollen Kirchhöfen kommt es zuweilen vor, dass Gräber übereinander gegraben werden, die Schichten müssen aber mindestens um eine Elle Erde von einander entfernt sein.

Durch Gräberbesuch will man entweder die Erinnerung an den Verlorenen rege erhalten oder auch ihm seine Anliegen vorbringen, ihn um Fürsprache bei dem Ewigen bitten. Viele Gebräuche sind mit diesen Besuchen verknüpft. Auf gottesfürchtiger Leute Gräber legt man oft Zettelchen, worauf alle Sorgen und Kümmernisse, mit Flehen um Erbarmen, geschrieben sind.

Einst schmückten die Juden die Gräber ihrer Lieben mit besonderer Sorgfalt. Jetzt ist Gräberausstattung nicht gebräuchlich, den Blumenschmuck hält das Volk sogar für eine Abweichung von den Vorschriften und Gesetzen.

Oft wachsen auf dem Kirchhofe Obstbäume, deren Früchte aber nicht verzehrt werden dürfen, da man vermuthet, sie schließen in sich Seelenatome ein.

Von ungemeiner Wichtigkeit sind hingegen Grabmäler, deren Aufstellung in kürzester Frist nothwendig ist; meistens findet diese Ceremonie am ersten Jahrestage statt. Das Denkmal ist öfters aus Stein, mit gereimter Inschrift und mit Reliefdarstellungen: entweder einer Hand, die Wasser aus einem Kruge ausschüttet (wenn der Verstorbene ein »Levit« war), oder einer in der Mitte durchbrochenen Kerze (wenn jemand in jugendlichem Alter gestorben), oder auch einem aufgeschlagenen Buch (auf den Gräbern der Gelehrten).

Im Talmud ist von Grabmälern noch keine Rede; dennoch deutet der Satz: »Das Lesen der Inschriften auf den Gräbern ist dem Gedächtnisse schädlich«, auf das Existieren von Epitaphien *(Horaïoth)*.

Wenn das Herumgehen auf Gräbern streng untersagt ist, so ist es hingegen allgemein üblich, weitläufige Inschriften bedeutenden Verstorbenen zu widmen und den Inschriften vielerlei Commentare hinzuzufügen. Die riesigen Denksteine großer Rabbiner sind ganz mit Kreide- oder Bleistiftschrift bedeckt.

Auf armer Leute Gräbern stehen Holz-*Mezaïven,* oder im äußersten Falle einfache Holzbretter mit Inschrift. Über dem Grabe eines Kindes sieht man oft eine Wiege stehen, worin es gelegen hatte.

Einigemal jährlich sagen die Verwaisten das Gebet für die Verstorbenen *(mazkir-nschomos)* her.

NEKROLOG.

Andreas Reischek.

Am 3. April d. J. ist in Linz der Custos des dortigen Landesmuseums, Andreas Reischek, aus dem Leben geschieden. Gehörte er auch nicht dem engeren Kreise unserer Fachgenossen an, so hat Reischek doch durch seine mit großem Verständnis angelegten ethnographischen Sammlungen, die er während seines langen Aufenthaltes auf Neu-Seeland zusammenbrachte, so viel für unsere Wissenschaft geleistet, dass es wohl gerechtfertigt ist, eine kurze Lebensskizze dieses merkwürdigen Mannes an dieser Stelle zu bringen.

Andreas Reischek wurde am 15. September 1845 in Linz als Sohn eines k. k. Finanzwach-Oberaufsehers geboren. Frühzeitig regte sich in dem Knaben der Sinn für die Natur. Leider konnte er wegen der langwierigen Krankheit seiner Mutter seine begonnenen Studien nicht fortsetzen und erlernte in Unterweißenbach das Bäckerhandwerk. Sein Meister, der selbst Jäger und Jagdliebhaber war, suchte das Interesse des jungen Mannes an der Natur zu fördern. Als 1866 der Krieg ausbrach, gieng Reischek zu den Alpenjägern, wo er als solcher in Italien vor den Feind kam. Nach Beendigung des Feldzuges wurde er dem 26. Feldjäger-Bataillon zugetheilt, wo ihn der jetzt noch lebende Oberstlieutenant Baron Gotter von Resti-Ferrari zu sich als Jäger nahm. In dieser Stellung fand Reischek vielfach Gelegenheit, seinen Naturstudien nachzugehen. Nach erfolgter Beurlaubung vom Militär kam er als Leibjäger zu Hofrath Baron Pasetti, dem er viel an Unterstützung seiner Sammelthätigkeit auf naturhistorischem Gebiete zu danken hatte. Später etablierte er sich in Wien als Präparator und Naturalienhändler.

Im Oktober 1876 wurde Reischek durch den jetzigen Intendanten des k. k. naturhistorischen Hofmuseums, Hofrath Dr. F. Steindachner, an den damaligen Intendanten Hofrath Dr. Ferdinand von Hochstetter, den berühmten Erforscher Neu-Seelands, empfohlen. Reischek, den ein lebhafter Reisetrieb beherrschte, nahm freudig einen ihm von Hochstetter gestellten Antrag, als Präparator an das Christchurch Museum zu gehen, an. Diese Stellung war jedoch keine definitive; nach Vollendung seiner dortigen Arbeiten sollte er die Inseln bereisen und Sammlungen für das k. k. naturhistorische Hofmuseum anlegen. Hochstetter hatte ihm namentlich das Sammeln ethnographischer Gegenstände ans Herz gelegt. Diese Aufgabe hat Reischek auch glänzend erfüllt. Als er Ende 1889 nach mehr als zwölfjähriger Abwesenheit nach Wien zurückkehrte, war freilich sein alter Gönner und Förderer schon längst todt († 1884).

Über Ägypten, Ceylon, Australien und Tasmanien erreichte Reischek zu Beginn des Jahres 1877 Christchurch auf Neu-Seeland, wo er bei dem bekannten Neuseeland-Forscher Dr. J. v. Haast längere Zeit blieb, um die zoologischen Sammlungen des dortigen Museums zu präparieren und in Ordnung zu bringen. Hier benützte er nun jede Gelegenheit zu kleinen und größeren Ausflügen. Da in der Provinz Canterbury damals nur noch wenige Eingeborene in einigen kleinen Ansiedlungen lebten, so war hier auf ethnographischem Gebiete nicht viel zu sammeln. Dagegen verlegte sich Reischek auf Ausgrabungen auf alten Kampirplätzen, wo er Steinwerkzeuge fand. Im August 1877 unternahm er eine längere Reise, auf der er die Südinsel von Osten nach Westen durchquerte. In der Haihuna-Ebene, die ganz mit Farngräsern überwachsen war, fand er Spuren von alten Arbeitsplätzen der Maori, die er aufdeckte. Auf großen flachen Steinen wurden mittels Schlagsteinen, welche neben denselben gefunden wurden, Nephritstücke zertheilt, wie dies aus vielen Splittern hervorgieng. Ferner fanden sich hier gebrochene Steinwerkzeuge und auch jene tiefen, mit angebrannten Steinen ausgefüllten Gruben, in welchen die Maori ihre Speisen kochten, und welche heute noch »Hangi« heißen. Im Jahre 1879 wurde von Christchurch aus zuerst ein größerer Ausflug nach Westen unternommen und dabei der Ramsau- und Lyell-Gletscher besucht. Noch im selben Jahre wurde ein längerer Ausflug nach der Nordinsel gemacht, wobei die Umgebung von Wakahora am Kaipara-Hafen exploriert wurde. Sammlungen wurden angelegt und wertvolle Notizen über die Eingeborenen gesammelt, welche dem Ngapui-Stamme angehörten.

Im Jahre 1882 drang Reischek in das damals für Europäer verschlossene Land des Maori-Königs Tawhio ein. Er erwarb sich die Freundschaft des letzteren sowie mehrerer Häuptlinge und wurde dadurch in die Lage versetzt, das ganze Land zu durchforschen und Sammlungen anzulegen. Von dieser Reise rühren auch die besten Stücke in der ethnographischen Sammlung her. 1883 wurden die Inseln an der Ostküste

der Nordinsel besucht. Auf zwei derselben (Great Barrier J. und Hauturu) wurden noch Eingeborene vorgefunden; andere, wie Kawau, Taranga und Marotiri waren unbewohnt. Doch fand hier Reischek Spuren alter Ansiedlungen, nämlich Schanzen, ferner gebrannte Steine, Steinwerkzeuge und Obsidiansplitter, welche bewiesen, dass auch diese Inseln früher bewohnt waren. 1884 wurden die Sounds an der Westküste der Süd-Insel durchforscht, wo er Reste von alten Maori-Ansiedlungen auffand. In den Jahren 1885 und 1886 wurde wieder die Nordinsel bereist und dabei zahlreiche Maori-Ansiedlungen besucht. 1887 wurde die Umgebung des Chalky Sounds an der südwestlichen Spitze der Südinsel untersucht; bei dieser Gelegenheit durchforschte Reischek ausgedehnte Landstrecken und entdeckte sieben bis dahin unbekannte Seen. Von hier aus fuhr er 1888 in einem Regierungsdampfer nach dem Süden, um die dort und im Osten liegenden Inseln zu besuchen. Bei dieser Gelegenheit wurde auf folgenden Inseln gelandet: Stewart, Snares, Auckland, Campbell, Antipoden und Bounty, und hierbei eine reiche Ausbeute an zoologischem Material gemacht. Endlich wurde in den Jahren 1888 und 1889 noch die Nordinsel von Südwest nach Nordost durchquert und dabei hauptsächlich das vulkanische Gebiet durchstreift. Im Frühjahr 1889 erfolgte die Rückkehr nach Europa nach mehr als zwölfjähriger Abwesenheit. Nun gieng es an das Auspacken und Ordnen der Sammlungen, welche im folgenden Jahre durch eine großmüthige Spende des Herrn Generalrathes Karl von Auspitz in den Besitz des k. k. naturhistorischen Hofmuseums kamen.

Die gesammten ethnographischen Sammlungen Reischeks zählen 1199 Nummern; davon sind jedoch nur 467 Nummern aus Neu-Seeland, während der Rest aus anderen Südseegebieten, namentlich aus Melanesien stammt, aber nicht direct von ihm gesammelt wurde.

Reischek war ein einfacher, biederer Mann, den alle bei näherem Umgange liebgewannen. Das Bestechende an seiner Person war nicht nur sein offener Charakter, sondern auch seine außerordentliche Vorliebe, ja Begeisterung für die Natur. Insbesondere hatte er für das Thierleben ein feines Verständnis. Er wusste einzelnen Thieren die intimsten Nuancen ihrer Lebensäußerungen abzulauschen und diese auch durch prächtige und selten lebenswahre Gruppen und Präparate zur Darstellung zu bringen.

Große Verdienste erwarb sich Reischek bei der Übersiedlung des Linzer Landesmuseums in das neue Gebäude und bei der Neuaufstellung der Sammlungen, die er zum Theil selbst besorgte. Dort hat er sich, wie im Wiener naturhistorischen Hofmuseum durch seine Sammlungen, durch seine unermüdliche Thätigkeit ein bleibendes Denkmal gesetzt. Es war immer sein höchster Wunsch gewesen, in der Hauptstadt seines engeren Vaterlandes wirken zu können. Dieser Wunsch ist ihm schließlich auch in Erfüllung gegangen. Wir werden das Andenken dieses seltenen Mannes stets in Ehren halten.

Franz Heger.

LITERATURBERICHTE.

23.

Haberer, Dr. K. A.: Schädel und Skeletteile aus Peking. Ein Beitrag zur somatischen Ethnologie der Mongolen. Jena 1902, Bd. I.

In einer brillant ausgestatteten, besonders mit hervorragend schönen Schädelabbildungen versehenen, gründlichen Arbeit untersucht Verfasser hauptsächlich die Schädel, dann aber auch das übrige Skelet von Chinesen; das Material holte er in China, es sind zum Theile Schädel hingerichteter Boxer, zum Theile Knochen aus eröffneten Gräbern, alle nach Herkunft etc. einwandfreies Material. — Zunächst werden die 37 Schädel genau beschrieben und großentheils abgebildet, es sind 9 weibliche, 28 männliche, darunter je ein kindlicher Schädel. Über die genauen und guten Einzelbeschreibungen hinweggehend, möchte Referent aus dem allgemeinen Theil der Schädelbeschreibung hervorheben, dass die Capacität im Mittel 1438 ist (zwei Kephalonen von 1610 und 1980 [!] weggelassen), dass 8% dolicho-, 57% meso-, 32% brachy- und 3% hyperbrachykephal sind. Auch die anderen Maße und Indices werden angegeben, aus dem sehr reichen und gut verarbeiteten Detail kann ein Referat fast nur die Capitelüberschriften geben: so wird die Stirn-, die Schläfenbildung besprochen, die Form der Parietalia, des Hinterhauptes, die Schädelbasis ausführlich untersucht. Es folgt die Beschreibung des Gesichts (alle sind leptoprosop im Sinne Virchows, die meisten nach Kollmann gemessen dolichoprosop, einige brachyprosop); das Gesichtsprofil kommt im allgemeinen dem europäischen sehr nahe. Über Oberkiefer, Augenhöhlen, Nasenform werden interessante Details gegeben, weiter Zahnstellung, Gaumenbildung und Unterkiefer betrachtet. Als Ergebnis der Untersuchung zeigt sich, dass die Chinesen nicht einen einheitlichen Typus darstellen, vielmehr eben auch ein Mischvolk sind; vielleicht tritt hier die Typenmischung noch stärker hervor, weil das Material von einer Haupt- und Handelsstadt des großen Landes stammt. Trotzdem kann man gewisse charakteristische Züge finden: der chinesische Schädel ist mäßig groß, hypsikephal, im frontalen Theil von dolichokephalem, im occipitalen von brachykephalem Aussehen; das etwas schmale Gesicht gut profiliert, die Augenhöhlen weit, viereckig, niedrig, die Nase platt, Pränasalgruben, das Untergesicht nach vorn und unten etwas zugespitzt und zurücktretend. Das so charakterisierte Rassenbild in den großen Mongolenstamm an bestimmte Stelle zu setzen, wagt Verfasser nicht.

Weiter werden die übrigen Knochen des Skelets, Stamm und Extremitäten beschrieben, auf die Referent nicht weiter eingehen kann. Außerordentlich interessant sind die Abbildungen der Deformierungen, welche die einzelnen Knochen des Fußes durch die Sitte des Fußbindens erhalten haben. Verfasser gibt, was bis jetzt noch vollständig fehlte, alle Knochen einzeln in der Ansicht von oben, unten, lateral und medial in sehr schönen Abbildungen wieder, indem jedesmal das entsprechende Bild eines europäischen Fußknochens daneben gesetzt wird. Abbildungen des montierten Fußskelettes, eines lebenden Fußes und eines halbverkrüppelten Fußes einer Leiche, sowie ausführliche Beschreibung vervollständigen uns das Bild. Sämmtliche Knochen sind verändert, meist verlängert, oft gekrümmt, verdünnt, sehr stark der Talus und die Metatarsen, die Phalangen sind zum Theil geschwunden; der Fuß im ganzen ist zugleich sagittal und transversal gebogen. — Südchinesen und die Mandschu huldigen der Sitte nicht, die sonst allgemein (bei Reichen wenigstens) gepflegt wird, und zwar von frühester Jugend an; bis etwa zum zehnten Lebensjahre ist allerdings der Erfolg noch so gering, dass nach Entfernung der Binden der Fuß in die natürliche Lage zurückkehrt. Einige kurze Angaben über Körpergröße und -Proportionen schließen das Werk, dem als Anhang eine Anzahl Tabellen mitgegeben sind. Endlich sei auf ein vom Verfasser und Dr. Amtmann konstruiertes Instrument hingewiesen, einen Höhen-Tiefengoniometer, eine Art Stangenzirkel, auf dessen Längsstange ein in zwei Richtungen bewegliches Lineal angebracht ist; es dient zur Profil- und Beckenmessung, aber auch sonst, um Winkel-, Tiefenunterschiede etc. zu bestimmen.

Das schöne Werk bildet einen wichtigen und soliden Baustein und fördert unsere Kenntnis der Mongolen-Anatomie recht bedeutend.

Freiburg i. B. Dr. E. Fischer.

24.

Fülleborn, Dr. Friedrich: Beiträge zur physischen Anthropologie der Nord-Nyassaländer. Anthropologische Ergebnisse der Nyassa- und Kingagebirgs-Expedition der Hermann

und Elise geb. Heckmann Wentzel-Stiftung. Mit Unterstützung der Stiftung herausgegeben. Mit 63 Lichtdrucktafeln, 1 Farbenskala, 2 Autotypien und 10 Tabellen. Berlin 1902, Dietrich Reimer (Ernst Vohsen). Folio.

Im Vorjahre hat Dr. Fülleborn im Ethnologischen Notizblatt eine Abhandlung über künstliche Körperverunstaltungen bei den Eingeborenen im Süden der deutsch-ostafrikanischen Colonie veröffentlicht, welche zeigt, dass der Verfasser ein guter Beobachter ist und auch versteht, seine Erfahrungen in streng wissenschaftlicher Weise zu verarbeiten. In dem vorliegenden reich ausgestatteten Werke sprechen allerdings die Tafeln das erste Wort, aber auch der Herausgeber findet, wenn auch in sehr knapper Form, Gelegenheit, belangreiche Erläuterungen zu geben, die man nur ungern missen würde. Vor allem fesselt die rein sachliche Behandlung des Stoffes, die nicht nur dem Somatologen, sondern auch dem Ethnographen einen ziemlich klaren Einblick in die sonst so verwickelten Verhältnisse der Nord-Nyassaländer gewährt und diese »Beiträge« zu einen Quellenwerk ersten Ranges stempelt. W. Hein.

25.

Vassits, Dr. Miluje M.: Die neolithische Station Jablanica bei Medjulužje in Serbien. Braunschweig, Vieweg & Sohn, 1902.

Die vorliegende Publication bringt uns die erste Kunde von einer neu erschlossenen Station, welcher in Zukunft die Rolle beschieden sein wird, einer der wichtigsten Neolithfundplätze der Gegenwart überhaupt zu sein. Es steht außer Zweifel, dass der Name Jablanica neben denen von Hissarlik, Butmir und Tordos von geradezu hervorragender Bedeutung sein wird, wenngleich ein endgiltiges Urtheil über die wissenschaftliche Tragweite dieser glücklichen Entdeckung um so mehr erst später wird gefällt werden können, als von der voraussichtlich sehr umfangreichen Fundstätte bislang erst ein Bruchtheil erschlossen ist. Daher müssen wir auch des Verfassers weitgehende Schlüsse — als ob wir für den europäischen Südosten nur ein, und zwar einzig von Kleinasien ausgehendes Culturcentrum annehmen dürften, das eine zweite, nicht minder wertvolle Befruchtung durch griechisch-mykenische Einflüsse ausschlösse — als mindestens verfrüht bezeichnen. Es will uns vielmehr scheinen, als ob wir nach den vorliegenden Ergebnissen von verschiedenen, aber nahe verwandten Neolithgruppen sprechen müssten. Die im Gegensatz zur Thonplastik spärlichen Gefässreste, die wenigen bandkeramischen Spuren und andere Momente legen die Vermuthung nahe, als hätten wir in Jablanica eine jüngere Culturstufe vor uns, als die aus Butmir vorliegende, die wohl mit dieser zusammenhängt, aber auch zugleich sehr von ihr abweicht. Dieser Unterschied erhellt vor allem aus den reichen figuralen Relicten, er würde sich aber auch wohl aus den Steinartefacten ergeben, von denen Vassits vorläufig keine nähere Kunde bringt. Den Glanzpunkt der Funde bilden die vom Verfasser eigenthümlicherweise vom Capitel »Keramik« getrennten Thonidole, eine Fülle wahrhaft prächtiger, wertvoller Darstellungen. Auf Details einzugehen, überschreitet den Rahmen dieser Recension; hervorgehoben zu werden verdiente aber vor allem die stilistische Darstellung einer Art »zweiter Taille« an einer Reihe von Figuren, die im übrigen wohl auf eine charakteristische Tracht, nicht auf Rasseneigenthümlichkeiten zurückzuführen ist. Dasgleiche bestätigen zahlreiche rein-ornamentale Schmuckpartien verschiedener Idole.

Treffliche Illustrationen erleichtern das Studium, die unentbehrlichen Situationspläne u. s. w. werden gewiss in der seinerzeitigen Hauptpublication nicht fehlen. Zum Schlusse sei noch erwähnt, dass Versuche, mit unserer Ansiedlung bereits frühhistorische Völkernamen zu verknüpfen, dem Autor, der classischer Archäologe ist, zwar verziehen werden können, aber rundweg abgelehnt werden müssen.

Wien. Cand. archaeol. Hugo Obermeier.

26.

Ethnologisches Notizblatt. Herausgegeben von der Direction des königlichen Museums für Völkerkunde in Berlin. Bd. III, Heft 2. Mit 11 in den Text gedruckten Abbildungen. Berlin 1902, 8°, 122 S.

Im Anschluss an die in den Achtzigerjahren vorigen Jahrhunderts in der Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin zum Theil erschienene Bearbeitung der »Aufzeichnungen über die Wasserläufe der Westmarken« (Chinas) aus dem Jahre 1824, die in fünf Theilen eine Beschreibung der Gebiete des Tarim und Lob-Nur, des Khara- und Barkul-Nur, Sairaim-Nur und Issik-Kul (auch unter Berücksichtigung der geschichtlichen Vergangenheit) umfassen, bespricht Karl Himly ausführlich die ersten beiden vom Becken des Lob-Nur handelnden Bändchen.

Walter Lehmann leitet in einem Aufsatze über »die Bezeichnung des Krieges im Mexikanischen« das *atl* in *atl tlachinolli* von der Wurzel *a* »werfen« ab.

Vicegouverneur Dr. Hahl bespricht Feste und Tänze der Eingeborenen von Ponapé, er schildert da besonders die Festlichkeiten zur Zeit der Brotfruchternte (Kawa-Bereitung mittelst Hämmern durch die Männer), bei der Einweihung eines neuen Kanu, den Tanz *uin*, der als einer der wirkungsvollsten der Südsee genannt wird (auf in mehreren Etagen aufgebauten Tanzbrücken), und gibt Texte einiger Gesänge.

Stabsarzt Dr. Hösemann bringt ethnographische Tagebuchnotizen von der Expedition gegen die Esüm (60 *km* nordöstlich von Jaunde) und vom Marsch von Jaunde über Ngílla zum Mbám (in Kamerun) und schildert detailliert die Esüm (Kannibalismus), die Batschénga, Mwélle, Wute (Zahnfeilung), Balóm (Labiate, deren Blätter, zerrieben ins Wasser geworfen, als Fischgift dienen).[1] L. B.

27.

Schurtz, Heinrich: Altersclassen und Männerbünde. Eine Darstellung der Grundformen der Gesellschaft. Berlin 1902.

Das Wesen und der Wert des vorliegenden Buches liegen in dem darin wohl zum erstenmale gemachten Versuche, von der bisherigen Art der Darstellung des Entwickelungsganges der menschlichen Gesellschaft, welche sich auf die Ehe, die Familie und die Sippenorganisation aufbaute, abzugehen und die Wirksamkeit eines bisher fast unbeachtet gebliebenen Elementes im socialen Leben, nämlich der Altersgemeinschaften, auf die Gesellschaftsbildung zu ergründen. Zunächst entwickelt der Verfasser in dem allgemeinen Theile seines Buches die psychologischen Gegensätze zwischen beiden Geschlechtern und den verschiedenen Altersstufen. Während der Antagonismus zwischen den letzteren aber eine geringere Bedeutung für das Gesellschaftsleben besitzt, ist der körperliche, namentlich aber der psychische Gegensatz zwischen den Geschlechtern ein derartiger, dass der Geschlechtstrieb und das aus ihm hervorgehende Eheband wohl im Stande sind, die Kluft zeitweilig zu überbrücken, niemals aber gänzlich auszufüllen. Die Bedeutung dieses Gegensatzes der Geschlechter für die Entstehung der gesellschaftlichen Verbände lässt sich am besten mit Schurtz' eigenen Worten ausdrücken: »Die Frau ist der gegebene Mittelpunkt der natürlichen, aus dem Geschlechtsverkehre und der Fortpflanzung entstehenden Gruppen, der Mann dagegen der Schöpfer der freien, auf Sympathie des Gleichartigen beruhenden Gesellschaftsformen« (S. 50).

Ausgehend von dieser Erkenntnis, schildert Schurtz die allmähliche Entstehung der verschiedenen von den Männern geschaffenen Verbände, als deren natürlichste und einfachste die Altersclassen anzusehen sind. Bei dieser Gelegenheit werden die Knaben- und Mädchenweihen und die in denselben zutage tretenden Ideen ausführlich behandelt. In einem eigenen Capitel wird auf die Reste und Spuren, die von der Eintheilung nach Altersgruppen bei den Culturvölkern des classischen Alterthums und des heutigen Europa zu finden sind, aufmerksam gemacht. Die entwickelteren Systeme der Altersclassen, wie sie in Afrika (bei den Massai), in Australien und Amerika sich erhalten haben, werden unter Zusammenstellung alles darüber Bekannten eingehend beschrieben.

Von den Altersclassen kommt Schurtz auch auf die Gruppenehe zu sprechen, und kann die ruhige, leidenschaftslose Art, mit welcher er dieses so gefährliche und umstrittene Problem behandelt, nur rühmend anerkannt werden.[2] Er gelangt dabei zum Schlusse, dass die verschiedenen Thatsachen, die auf die Gruppenehe hinweisen, schwerlich unter einen Hut zu bringen sind; dass vielmehr in den wenigen Fällen, wo eine wirkliche Gruppenehe beobachtet worden ist (Australien), sie erst als eigenartiger Gipfel einer auf die bloße Lockerheit des Ehebundes zurückzuführenden Entwickelung anzusehen ist. Ob diese Lockerheit auf frühere Promiscuität deutet, lässt Schurtz unentschieden. Die auf Verwandtschaftsnamen sich gründende Beweisführung Kohlers zu Gunsten des ehemaligen allgemeinen Bestandes der Gruppenehen wird mit Recht abgewiesen. Die Gruppenehe darf aber nicht mit der freien Liebe der jugendlichen Altersclasse verwechselt werden, für deren Bestehen unzweifelhafte Beweise geboten werden. Die Einschränkung der freien Liebe, welche sofort das Auftreten der Prostitution zur Folge hat, »ist eine Culturerscheinung, aber eine von denen, die bereits auf sehr tiefer Entwickelungsstufe beginnen können und nicht als Maßstab sonstiger hoher Gesittung gelten dürfen«.

Der übrige Theil des Buches ist der Beschreibung des Baues, der Einrichtung und Verbreitung des Männerhauses in seinen verschiedenen Formen und Umbildungen, und endlich der Schilderung der aus den Altersclassen hervorgegangenen Clubs und Geheimbünde gewidmet. Am Schlusse unternimmt Schurtz noch

[1] Ebenso in Ostafrika. Vergleiche die Bemerkungen des Gefertigten hierüber im Globus, LXXXII, 98, Note, Zeitschrift für Ethnologie, XXXIV, 154, und in diesen Mittheilungen, XXX, 59, Note 3, besonders aber Greshoff in den Mededeel. uit's Lands Plantentuin, Batavia 1893.

[2] Das vorliegende Werk unterscheidet sich hierdurch in wohlthuendster Weise von einer unlängst erschienenen, die Uranfänge der Ehe behandelnden Broschüre von Dr. Josef Müller, »Das sexuelle Leben der Naturvölker« (Leipzig 1902), in welcher viel mit theologischen Argumenten gearbeitet wird.

einen Streifzug auf das sprachliche Gebiet. Aus der Ähnlichkeit der Worte für das Männerhaus in Afrika, Australien und Indonesien vermuthet er, dass auch bezüglich der Altersclassen und Geheimbünde ein tieferer Zusammenhang zwischen den westafrikanischen und malayo-melanesischen Zuständen bestehen könnte, womit ein neuer Beitrag zu dem von Frobenius in dieser Richtung gesammelten Beweismateriale geliefert wäre. Aus den vom Verfasser mitgetheilten, wortvergleichenden Tabellen scheint auch in der That hervorzugehen, dass alle auf das Männer-, Junggesellen- und Gemeindehaus Bezug habenden Worte auf einen Urstamm *b—l* zurückgehen, dessen ursprünglicher Sinn »Männerhaus« gewesen sein muss. Der Wurzel *b—l* steht scheinbar eine andere *r—m* gegenüber, deren ursprüngliche Bedeutung »Familienhaus« sein könnte. Sicher ist es nur, dass beide Wurzeln ursprünglich »Haus, Hütte« bedeuteten, während die Specialbedeutungen ein Resultat einer vorgeschritteneren Differenzierung darstellen dürften. Ob Schurtz mit der Vermuthung, dass die Wurzel *r—m* nur eine Umkehrung des Stammes *b—l* ist und vielleicht erst später willkürlich geschaffen wurde, um gewissen socialen oder religiösen Vorschriften hinsichtlich des Sprachgebrauches zu entsprechen, im Rechte ist, wollen wir vor der Hand dahingestellt sein lassen.

Das im Vorhergehenden besprochene Werk stellt sich, wie alle Schriften des Verfassers, als eine wertvolle Bereicherung unserer an guten Arbeiten armen ethnologischen Literatur dar und verdient daher die vollste Beachtung der Fachmänner. Schade, dass Schurtz sich in diesem Buche, entgegen seiner sonstigen Genauigkeit, in Bezug auf die Quellennachweise eine gewisse Nachlässigkeit zu Schulden kommen lässt und bei den meisten Citaten die Seitenzahl nicht angibt. Da eine Nachprüfung der Belegstellen hierdurch erschwert wird, anderseits auch die Verwendbarkeit des Buches als Nachschlagewerk darunter leidet, kann das vom Verfasser befolgte System zur Nachahmung nicht empfohlen werden.

Horn (Niederösterreich). Dr. Rich. Lasch.

28.

Hovorka, Edler v. Zderas, Dr. C.: Volksmedicin auf der Halbinsel Sabioncello in Dalmatien. Wien 1901. (Separatabdruck aus den Wissenschaftlichen Mittheilungen aus Bosnien und der Herzegowina. Bd. VIII, 1901.)

In der letzten Zeit fließen die Beiträge zur Volksmedicin immer reichlicher, und hat unsere Kenntnis, namentlich was die nichtgermanischen Völker anbelangt, dadurch eine bedeutende Erweiterung erfahren. Die vorliegende Abhandlung nimmt unter den einschlägigen Arbeiten einen Ehrenplatz ein und ist umso wertvoller, als sie sich auf ein vom Culturfortschritte wenig berührtes, daher in ethnographischer Hinsicht umso interessanteres Gebiet bezieht. Der Verfasser, der als Arzt längere Zeit in Janjina, einer Gemeinde der Halbinsel Sabioncello, lebte, war gewiss in erster Linie berufen, uns die reichen Schätze der Volksmedicin und des Volksglaubens Dalmatiens zu erschließen. Augenfällig sind die vielen Parallelen zur deutschen Volksmedicin, aber auch mohammedanischer Einfluss aus der nahen, durch Jahrhunderte unter dem Türkenjoche gestandenen Herzegowina ist unverkennbar, wie ein Vergleich mit den in der bekannten Arbeit von Glück, Skizzen aus der Volksmedicin Bosniens (Wissenschaftliche Mittheilungen aus Bosnien, Bd. II, 1894), enthaltenen Angaben lehrt. Auch die vielen Analogien des medicinischen Dämonenglaubens in der deutschen und südslavischen Volksmedicin hat bereits Höfler in seiner Besprechung von Hovorkas Schrift (Globus, Bd. LXXXI, 1902, S. 80) unter Anführung einer Anzahl von Belegstellen hingewiesen, so dass wir von einer neuerlichen Anführung derselben absehen zu können glauben.

Horn (Niederösterreich). Dr. R. Lasch

29.

Trojanovič Sima, Dr.: Alterthümliche Speisen- und Getränkebereitung bei den Serben. Mit acht eingedruckten Abbildungen. Sonderabdruck aus dem »Archiv für Anthropologie«, XXVII. Bd., 1. Heft. Braunschweig 1900. S. 1—32.

Diese Abhandlung ist zuerst in serbischer Sprache im »Etnografski Zbornik« (II. Bd.) der serbischen königlichen Akademie der Wissenschaften erschienen. Die Arbeit zerfällt in drei Abtheilungen: in der ersten wird über die Zubereitung der Speisen, in der zweiten über die der Getränke gesprochen; in der dritten werden verschiedene Manipulationen, durch welche das Hunger- und Durstgefühl abgestumpft werden soll, und die verschiedenartige Anwendung von Glühsteinen behandelt.

Die Arbeit ist augenscheinlich nicht ohne Lücken: der Verfasser fußt größtentheils nur auf Gebräuchen in einzelnen Ortschaften und nicht ganzer Landestheile. Gleichwohl bietet uns das gesammelte Material sehr interessante Beispiele von den noch heute vorhandenen primitiven Methoden der Zubereitung von Speisen

und Getränken — Methoden, die meistens nur noch bei den Naturvölkern bestehen, von welchen der Autor selbst entsprechende Parallelen anführt.

Aus dieser anspruchslosen Zusammenstellung von Materialien ersieht man, wie vieles noch in ethnographischer Hinsicht bei den Südslaven und den Balkanvölkern zu arbeiten ist.

Jovan Erdeljanovic.

30.

Paul Sébillot: Le folk-lore des pêcheurs. Paris, Maisonneuve, 1901.

Das Fischerleben war bisher in volkskundlicher Beziehung wenig berücksichtigt worden. Paul Sébillot, welcher das Fischerland Frankreichs, die Bretagne, nach allen folkloristischen Richtungen hin untersucht hat, hat nun den diesbezüglichen Mangel durch ein vortreffliches Buch »Le folk-lore des pêcheurs« ersetzt. Es bildet den 42. Band der wertvollen, allgemein bekannten, vom Pariser Buchhändler J. Maisonneuve herausgegebenen Sammlung »Les littératures populaires de toutes les nations« (Die Volksliteraturen aller Nationen).

Das Buch handelt nicht bloß von der Bretagne. Im Gegentheil wird darin die vergleichende Methode verfolgt. Selbstverständlich sind die französischen Materialien am zahlreichsten vertreten. Die unbedeutendsten und verschollensten französischen Publicationen wurden vom Verfasser zu diesem Zwecke durchsucht und wenn nur dies den einzigen Vorzug des »Folklore des pêcheurs« bildete, so wäre es schon viel.

Der Verfasser befasst sich zuerst mit dem alltäglichen Leben der Fischer der Erdkugel. Die Geburt und die Kindheit, dann die Jugendzeit, die Gründung der Familie und das nachherige Leben bis zur Todesstunde eröffnen das Buch. Gewiss hat das Fischerleben in seinem alltäglichen Lauf viel mit dem Leben anderer Volksstände gemein, doch sind manche volkskundliche Thatsachen nur ihm allein eigen. Insbesondere diesen Eigenthümlichkeiten widmet Sébillot seine Aufmerksamkeit.

Nun kommt das Fischerhaus an die Reihe. Es werden zuerst Fischeramulete, dann Fischergeräthe vergleichend geschildert.

Diesem Capitel schließt sich logischer Weise das folgende, welches von Fischerheiligen und von Fischerfesten handelt, an. Von großem Interesse sind die ihm angereihten Seiten über Fischeropferungen.

Die erwähnten Capitel nehmen im ganzen 134 Seiten ein. Von größerem Umfang ist der dem Fischfang gewidmete Theil. Er zerfällt in folgende Capitel: »Die Schiffe« (Schiffsbau, Bauzeiten, erster Schiffsgang, das Schiff bis zum Untergange), »Vorhersagungen, günstige und ungünstige Tage«, »Brauch und Sitte an Bord eines Fischerschiffes«, »Süßwasserfischer«, »Große Fischfangexpeditionen« (Neufundland, Island Walfischfang).

Selbstverständlich ist das dritte Capitel am reichhaltigsten. Der Verfasser verfolgt hier das tägliche Leben der auf Fischfang hinausgezogenen Leute und lässt zugleich nichts, was den Volksglauben anbelangt, aus dem Auge.

Im Gegentheil ist das Süßwassercapitel verhältnismäßig stoffarm. Der Grund ist ganz natürlich: die Süßwasserfischer wurden bisher so wenig in volkskundlicher Beziehung untersucht, dass man trotz allen Fleißes nur Weniges darüber aufbringen kann. Der Hinweis Sébillots auf diese Lücke ist sehr dankenswert und hoffen wir, dass dank ihm man diesem vernachlässigten Gebiete der Fischerei mehr Achtung zollen wird.

Den Schluss des Buches bildet das Capitel »Volksliteratur der Fischer«. Der Verfasser befasst sich darin mit Märchen, Sagen, Liedern und Räthseln, in denen Fischer vorkommen, oder deren Inhalt dem Fischerleben entlehnt ist.

Das Sébillot'sche Buch ist so inhaltsreich und aller Abschweifungen bar, dass man die Hälfte desselben abschreiben müsste, wenn man auf Einzelheiten eingehen wollte. Wir begnügen uns daher, auf seine Vorzüge hinzuweisen und wünschen ihm eine recht große, wohlverdiente Verbreitung in der folkloristischen Gelehrtenwelt.

Paris. Dr. W. Bugiel.

* * *

Herr A. Schück, der Verfasser der auf S. 315 dieses Bandes angezeigten Abhandlung über die Stabkarten der Marshall-Insulaner, sendet einige Berichtigungen ein, in denen er feststellt, dass er selbst bereits 1881 in »Aus allen Welttheilen« über das genannte Thema gehandelt, sowie dass Kapt. Witt, der 1876 eine Bemerkung in sein Berichtsbuch eintrug, nur gesehen hatte, dass die Marshallaner solche Karten anfertigen, auf Einzelheiten aber nicht geachtet hatte. »Von dem Verfahren, Steine und anderes so zu

legen, dass damit die Lage von Orten zu einander und zur Nord-Südlinie bezeichnet wird, bezweifelt Herr L. B., dass es Vorgänger der Stabkarten gewesen: weil der Unterschied zwischen beiden viel zu groß und »Ersteres scheint wohl eine allgemein menschliche Äußerung geographischen Verständnisses zu sein, die eben bei allen Völkern spontan sich ergibt, die für die geographische Beschaffenheit ihrer Umgebung Sinn zu haben genöthigt sind«. Gehören die Marshallaner nicht zu diesen Völkern? Als man dort Kotzebue von solchen Karten nichts sagte oder sagen konnte, bezeichnete man ihm zunächst die Lage von Inseln durch in den Sand gelegte Steine. Wenn Herr L. B. schreibt: »Die vom Verfasser mitgetheilte Steinsetzung in Mer scheint eine ganz andere Richtung der Fortentwickelung dieser primitiven Kartographie darzustellen«, so gesteht Herr L. B. zu, dass das erwähnte Legen von Steinen den irgendwie dauernder hergestellten Karten vorangieng, erweckt aber den Glauben, der Verfasser habe die Steinsetzung als in derselben »Richtung der Fortentwickelung u. s. w.« liegend bezeichnet; dieser sagt nur S. 34: »Feste Steinsetzungen, um Gegenden, Wege u. dgl. kenntlich zu machen, mögen häufiger und weiter verbreitet sein, als man bisher beachtet hat« Dann gibt er die gütige Mittheilung des Herrn Dr. Haddon.

REGISTER.

Zusammengestellt von **Fr. R. v. Hopfgartner.**

A. AUTOREN-REGISTER.

Seite

Andrian, Dr. Ferd. Freiherr von: Jahresbericht für das Jahr 1901 . . . . . [28]
— Bericht über die XXXIII. allgemeine Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft zu Dortmund im August 1892 . . . . . [63]
Blümml E. K.: Literaturberichte 175, 176, 177, 178
Bouchal, Dr. Leo: Literaturberichte 186, 315, 412
Bünker J. R.: Das Bauernhaus am Millstätter See 12, 239
Bugiel, Dr. W. M.: Literaturberichte 165, 312, 415
Čermak: Eine merkwürdige Verzierung eines montenegrinischen Handschars . . . . . [19]
Chlingensperg auf Berg, Dr. M. v.: Entgegnung auf Dr. Reineckes Publication: Die La Tène-Funde vom Gräberfeld von Reichenhall 161
Erdeljanović Jovan: Literaturbericht 414
Erdweg, P. Mathias Josef: Die Bewohner der Insel Tumleo, Berlinhafen, Deutsch-Neu-Guinea . 274, 317
Fischer, Dr. E.: Literaturbericht 411
Frankl, Dr. Odilo: Bericht über die Thätigkeit in Kärnten im Jahre 1901 . . . . . [41]
Fuchs Karl: Berichtigung . . . . . [20]
— Die Törzburger Hausburgen . . . . . [20]
Gorjanović-Kramberger, Dr. Karl: Der paläolithische Mensch und seine Zeitgenossen aus dem Diluvium von Krapina in Kroatien. Nachtrag 189
Heger Franz: Nekrolog auf Andreas Reischek 409
Hein, Dr. W.: Vortrag: Zur Ethnographie des Mahralandes . . . . . [54]
— Literaturbericht 412
Hermann Otto: Knochenschlittschuh, Knochenkufe, Knochenkeitel. Ein Beitrag zur näheren Kenntnis der prähistorischen Langknochenfunde 217
Koch, Dr. Theodor: Die Maskoi-Gruppe im Gran Chaco 130
Kraitschek, Dr. Gustav: Literaturbericht 173
Lasch, Dr. Richard: Nachtrag zur Liste der Flutsagen . . . . . [26]
— Literaturberichte 175, 187, 314, 316, 413, 414
Lew Henry: Der Tod und die Beerdigungsgebräuche bei den polnischen Juden 400
Mály István: Bericht über prähistorische Funde . . . . . [53]
Marchesetti, Dr. C.: Bericht über die im österreichischen Küstenlande im Jahre 1901 vorgenommenen Arbeiten auf dem prähistorischen Gebiete . . . . . [44]
— Literaturbericht 171
Mazegger, Dr. B.: Fundbericht aus Eppan in Südtirol . . . . . [41]
Meringer, Dr. Rudolf: Vortrag über die Probleme der Hausforschung . . . . . [49]
Mestorf J.: Brief über Knotenorakel . . . . . [25]
Moser, Dr. L. K.: Bericht über seine Thätigkeit auf prähistorischem Gebiete im Jahre 1901 . . . . [45]
Obermeier Hugo: Literaturbericht 412
Penka Karl: Literaturbericht 166, 167, 168
Reinecke, Dr. P.: Beiträge zur Kenntnis der früheren Bronzezeit Mitteleuropas 104
Richlý Heinrich: Bericht über neue Funde, welche die Annahme von prähistorischen Verbindungen zwischen dem südlichen Böhmen und der Donau bestätigen . . . . . [38]
Riedl: Bericht über die prähistorischen Arbeiten in Südsteiermark im Laufe des Jahres 1901 . . . [44]
Romstorfer C. A.: Bericht über die Forschungsarbeiten in der Bukowina im Laufe des Jahres 1901 [46]
Rutar S.: Bericht über prähistorische und römische Funde in Krain 1901 . . . . . [48]
Schmidt P. W.: Die Fr. Müller'sche Theorie über die Melanesier 149

Seite

Schroeder, Dr. Leopold v.: Ligho 1
Strebel Hermann: Literaturberichte 181, 183
Toldt, Dr. Karl sen.: Nachruf auf Rudolf Virchow . . . . . [60]
— Nachrufe auf Franz Tappeiner, John Wesley Powell und Edmund v. Fellenberg . . . . . [63]
Toldt, Dr. Karl jun.: Vorführung eines Hadhrami- und eines Sokotri-Mannes . . . . . [55]
Weisbach: Literaturbericht 165
Wilser, Dr. Ludwig: Gehört Dänemark mit zur Urheimat der Arier? . . . . . [51]
Windt C.: Vortrag über das Erkennen der Menschen an den Fingerspitzen . . . . . [66]
Želizko J. V.: Literaturbericht 311

B. SACH-REGISTER.

A.

Aalsum 224.
Abbrennen 336. 364.
Abdrücke der Fingerspitzen [66].
Abendröthe 391.
Abends 391.
Abortus 383.
Abschiedsgruß 385.
Ackerbau 335.
Adhvaryn 2.
Adityas 3.
Adler 3.
Ägäisches Meer 125.
Ägypten 121, [67].
äs 344.
Agnishtoma Opfer 9.
Aguilot 134.
Ahnen-Häuser 334—362.
Ai 137.
Aigle 114.
ajáng 379.
alám 333.
alampanjip 349, 366.
Alang-Alang-Gras 335.
alap 379.
Alí 275 u. f.
Alok [27].
alól-Platz 286.
Alsó-Moecs [21].
Alt-Bydžow 115.
Alt-Indien 2.
Alt-Rosenau [23].
Altersberg 75.
Altersbergerhütte 240.
Altmykenische Stufe 106.
Altrömisches Haus [23].
alulí kára 391.
alumaúl mahon 391.
Aluvut 295.
áma 379.
Amauf 32.
Amazonenstrom 379.
Ambuyamadimon 135.
Ameisen 346.
amúje 379.
Anal 391.
Angaité 136.
Angél 294, 334, 381.
Angermünde 113.
anitjol 304 u. f.
Aniwa 155.
Anlegen des 1. Gürtels 308.
Annabichel [42].
Anopäs 278 u. f.
Anpflanzung 336.
Ansiedlung [74].
Anthropoiden 191.
Anthropometrie [66].
Anushtubh-Metrum 3.
ap 379.
Apa-Mündung 139.
Apalachen [28].
apalép 379.
Aphidnatypus 107.
Apieguhem 135.
aplain 379.
Apukraun 295.
apunjei 379.
Araguay 135.
Arbeitsgeräthe 347.
Argentina [67].
Armbänder 322.
Armschmuck aus Schildpatt 321.
Armringe 321.
Armspirale 115.
Arnimshain 113.
Aróp 305, 341.
Arthritis 215.
arur 319.
Asche [54].
Aschenurnen [44].
Asien [29].
Astronomie 391.
Asuncion 136.
Atap-Haus 301.
atí 302.
Augenkrankheiten 283.
Augenrand 205.
aulgnät 303.
Aulofen [31].
Aunětitzer Typus 105.
Aurisina [45].
Aurora 10.
Ausgrabung [30].
Ausgrabungsfeier 291.
Auslegehölzer 366, 372.
Ausleger 366
Austrô 10.
Austronesier 153.
Auszügler-Stübel 251.
Auvang 297.
Äxte 349.
Axthammer aus Bronze 108.

B.

Bács 221.
Badstuben 254.
Bärenzahn 117.
Ball 282.
Bambus 326.
Bambuspfeifen 276.
Bambusröhren 295.
Bambusstäbchen 319.
Bananen 277, 341.
Bananenstaude 337.
Barranca la Novia 138.
Bartelbauer-Haus 73.
Bartelbauer-Stübel 251.
Bastgewebe 317, 322.
Bastgürtel 307.
Baumfrüchte 340.
Baupfosten 356.
Bayersdorf [42].
Beerdigungsgebräuche 405.
Begräbnis 289, 404.
Beil 336.
Beinschlitten 227.
Beleuchtungsgeräthe 101.
Bengalen [67].
Berlin 223.
Berlinhafen 274.
Bermejo-Fluss 134.
Besprechen 286.
Bestattung 403.
Bestreichen 284.
Betelbäume 357.
Betelholz 325.
Betelholznagel 360.
Betelpalme 277.
Betelstäbchen 303.
Beutelratte 319.
Bewohner Tumleos 277.
Bicol [27].
Bigamien 384.
Bindemittel 358.
Bittspruch der Tumleo 299.
Blattern 284.
Blattstengel 342.
Blattwerk 374.
Blechanhängsel 115.
Böhmen 126.
Bogen 324, 374.
Bogensehne 324.
Bohnen 277, 336.
Bosnien 105.
Bräuche vor dem Tode 401.
Braunegger Hütte 249.
Brennmaterial 335.
Bresnow 108.
Bretagne 105.
Brettausschnitte 34, 72, 89.
Brigantium [29].
Britische Inseln 119.

Bronze 125.
Bronzealter 104.
Bronzebeil [53].
Bronzeblech 110.
Bronzeblechröllchen 112.
Bronzeblechscheibe 118.
Bronzedrahtring 112.
Bronzegurtschnalle 110.
Bronzenadeln 110.
Bronzener Armring 162.
Bronzekelt [38].
Bronzepaukenfibel 161.
Bronzering 112.
Bronzeringe 110.
Bronzespeerspitze 110.
Bronzezeit 104, 223.
Brotfrucht, wilde 341.
Brotfruchtbaum 336, 339.
Brustschild 320, 326.
Brustschnüre 320.
Bukowina [46].
Burgberg bei Jägerndorf 119.
Burzenland [20].
Buschmesser 336.
Butmir 107.
Buttermodel 100.
Bythin 122.

C.

Cabanataith 135.
Cadalu 134.
Canin 210.
Canoes 332, 363.
Canoemast 367.
Canoepaddel 361, 374.
Canoesegel 368.
Canoesitz 366.
Casado 138.
Časlau [39].
Castellucciogruppe 106.
Casuarfedern 368.
Casuarina 277.
Casuarknochen 327.
Catapa terminalis 277.
Cathlamet [28].
Celt 117.
Ceremonien 404.
Cerova staja [46].
Chaco Central 134.
Chaco Boreal 134.
Chaco-Sprachen 134.
Châtillon-sur-Seiche 123.
Chedrb [40].
Cherso [45].
Chevra Kadischa 405.
Chibut-hakewa 407.
Chippewayan [28].
Chlum [40].
Chlumetz [39].
Clempenow 113.
Cobastigel 135.
Cobayte 135.
Cochabot 133.
Cocoloth 134.
Cocosbastgewebe 343.
Cocosblattfackeln 303.
Cocosnuss 280, 340.
Cocosöl 317.
Cocospalme 336, 338.
Columbella rustica 122.
Conthey 116.
Cordilleren von Chuquisaca 136.
Cruquel 111.
Csépa 229.
Csik [31].
Csongrad-Mindszent 234.
Curland 1.
Cypern 107.
Cziczhegy [53].

D.

Dachconstruction 358.
Dachdeckung 356, 359.
Dänemark [51].
Daiting 114.
Daktyloskopie [66].
Decorationsmalerei 72.
Deés [53].
Deésakna [54].
Depotfund der Bronzezeit [39].
Deutschland 10, 221.
Deutsch-Moliken [38].
Deutsch-Neu-Guinea 274.
Dexheim 112.
Diademe 116.
Dichten der Canoes 365.
Diluviale Schädelstücke 189.
Diluvialer Unterkiefertypus 207.
Djilolo 159.
Dobra 15.
Dobrudscha 225.
Dolch 327.
Dolch aus Bronze 108.
Donau 105.
Doppelaxt 123.
Doppelhenkelvasen 129.
Dorf 376.
Dorfälteste 376.
Dorfbezirke 376.
Dorffluren 13.
Dorfform 25.
Doroszló 221.
Dortmund [63].
Dragatuš [43].
Drahtgehänge 115.
Drauthal 92.
Dreifuß 96.
Drône 117.
Dünger 335.
dugong [27].

E.

Eberzähne 319.
Egarter-Hütte 247.
Ehebruch 382.
Ehescheidung 279.
Eichhörnchen 277.
Eidechsen 346.
Eidechsenhaut 302.
Eigennamen 379.
Eigenthumsverhältnisse 385.
Eimer 347.
Einamúl 275 u. f.
Einfeuerhaus [49].
Einkleidungsfeier 309.
Einlegen des Sago 343.
Eisenalter 116.
Eisenholz 277, 356.
Eitapéfluss 350.
éitja 379.
Elbe 105.
Elegien 404.
Elfenbein 121.
elvarin 349.
Emegsepop 135.
England 4, 224, [67].
Enimaga-Stamm 132.
Enslét 139.
Eos 10.
Eostre 10.
Eostur monath 10.
Eppan [41].
Erbschaftsrecht 386.
Ercsi 115, 229.
Erdfrüchte 339.
Erdstall [30].
Ernte 337.
Erziehung 280.
Essen-Klepper 100.
Etabosle 134.
Ethnographie [66].
Europa 106.

F.

Fackeln 331.
Faden zum Segelnähen 368.
Fär-Öer [28].
Fallender Stern 402.
Familie 380.
Familiennamen 387.
Familienzwist 382.
Farben 374.
Farbstoffe 372.
Feldspatcylinder 124.
Feste 298.
Feststellen des Segels 369.
Feuereinrichtung 371.
Feuerhaus 26.
Feuerherd [53].
Feuerrösser 96.
Feuerstein [38].
Feuersteinmesser [39].
Feuerstellen 334, 360.
Fingerabdruckskarten [67].
Fingerspitzen [66].
Firstkappe 360.
Fische 280.
Fischercanoes 369.
Fischerei 330.
Fischernetz 303, 322, 332.
Fischgestelle 334.
Fischnahrung 334.
Fischräucher-Apparate 361.
Fischspeere 330.
Flachbeil aus Bronze 108.
Flachcelt aus Bronze 110.
Flachgräberfeld 113.
Flechten der Siebe 348.
Flechtereien 367.
Fledermäuse 277.
Fleischnahrung 339, 346.
Fleischselch 86.
Flomborn [34].
Flores 158.
Flutsagen [26].
Foramen 206.
Form des Grußes 385.
Fortdauer der Seele 298.
Fragment des Planum nuchale 199.
Fragmente des Unterkieferastes 207.
Frankhofer-Haus 83.
Frau 381.

Frauenwaffen 328.
Fremdländische Tänze 305.
Fresnitz 260.
Friesland 223.
Freundschaften 375.
Frösche 346.
Früchte 320.
Fußboden 360.
Futterhaus 26.

G.

Gabetes 403.
Gaffel 368.
Galgenberg 227.
Gallig-Bäume 336.
Garamuth 295, 374.
Gasperle-Haus 55.
Gáta 113.
Gâyatri-Metrum 3.
Geburt 280, 299.
Gefäßbruchstück [39].
Gefäße vom Aunětitzer Typus 127.
Gehirnabdrücke 196.
Geister 334.
Geistertempel 362.
Gekoinlahaăk 139.
Geldern 225.
Gemeinsame Angelegenheiten 377.
Gemüse 341.
Gemüsebäume 336.
Geräthe des Hauses 95.
Gerra-Stamm 343.
Geschwister 378.
Gesellschaftliche Organisation 375.
Gesichtszüge 277.
Gestalt des Schädels 201.
Gestirnenlauf 393.
Gezeiten 391.
Gischin [54].
Giung [26].
Glasperlen 320.
Glaube an ein höchstes Wesen [63].
Glaube der Tumleo 291.
Glaube vor dem Tode 401.
Gmeineck 245.
Göttweig [32].
Grabdenkmäler 291.
Grabmäler 407.
Grabscheit 336.
Gradische [44].
Grahovo [30].
Gran Chaco 130.
Graspfeile 329.
Grimmersum 223.
Gritschach 42.
Großmutter 379.
Groß-Přilep 108.
Groß-Russen 5.
Großvater 379.
Grundeigenthum 386.
Gruß 385.
Guaná 136.
Guarani 133.
Guentuse 132.
Gürtel 307.
Gürtelkrappen 162.
Gute Ort 401.

H.

Haar 277.
Haarbinde 319.
Haarkamm 318.
Haarnadeln 318, 340.
Haarpomade 317.
Hadhramût [55].
Hängeschmuck 117.
Hängkessel 85.
Häuptlinge 376.
Häuser 355.
Hahnenfedern 318.
Haïti [28].
Hallstatt [31].
Halmahera 159.
Halsbänder von Hundszähnen 320.
Halsberge aus Gold 119.
Halsketten 320.
Halsschmuck aus Bronze 116.
Halsschmuckplatten aus Gold 117.
Handfläche [66].
Handschar [19].
Handtrommeln 302.
Hannover 114, 225.
Hartholz 326, 356.
Hartholzmeißel 366.
Hartholzstock 367.
Hatz-Haus 79.
Haulaf [55].
Haumesser 349.
Haupt-alól in Sapi 374.
Haus 30.
Hausbau 355.
Hausburgen [20].
Hausforschung [49].
Hausgeräthe 347.
Haussegen 94.
Hautfarbe 277.
Hautkrankheiten 283.
Heatmaijale 85.
Heilige Bruderschaft 402.
Heilmittel 283.
Heinrichswalde 113.
Heirat 278.
Henkelformen 128.
Henne 401.
Herd 51, 240, [22].
Herdbank 85.
Herdhäuser [49].
Herdofenhaus [50].
Herepei-Kufenknochen 231.
Herrichtung der Haare 317.
Heupferdchen 339.
Heuschrecken 346.
Hexereien 284.
Hinterhauptbein 194.
Hinterhauptschuppe 195.
Hissarlik-Troja 107 u. f.
Hochzeitsrituale 8.
Hochziehen des Segels 369.
Hockergräberfeld 113—126, [34].
Hof 37.
Hofer-Haus 65.
Hofstätte 27.
Holz für Canoebau 363.
Holzgefäße 348.
Holzknecht Krame 241.
Holz-Mezaïven 408.
Holzschild 326.
Holzschnitzerei 374.
Holzschüsseln 348.
Holzwürmer 339, 346.
Honigsauger 277.
Honsolgen 118.
Horner Steig [39].
Hotar 2.
Hüttenbewurf [54].
Hunde 277.
Huzulenhaus [20].
Hyper-Brachycephalus 202.

I.

Iberische Halbinsel 106.
Igereng [27].
Inât [55].
Inder 2.
Indices der Krapina-Schädel 203.
Indien [67].
Indogermanische Völker 4.
Indonesier 150.
Inion 195.
Innere Krankheiten 283.
Inselcultur 106.
Iser-Vtelno 118.
Island [28].
Isonzo [45].
Ispánlaka 231.
Italien 106.

J.

Jabim-Sprache 158.
Jagati-Metrum 3.
Jagdtrophäen 362.
jali 333.
Jamir 341, 381.
janás 336.
Jank-Haus 76.
Jank-Hube 29.
jei 379.
jeim-Baum 332.
jeitaún 379.
jim 302.
jir 348.
Johannisfest 6.
Johannislieder 6.
Johannisnacht 6.
Juden 400.
Jüdisches Sprichwort 402.
Juiadgé 137.

K.

Kachelstuben 36, 52.
Kadisch 406.
Kadiuéo 135.
Kärnten 12, [41].
Kai-jan [26].
kakaú 383.
Kalebasse 303, 322, 323.
Kalfatern 365.
Kamin [22].
Kamýk 113.
Kanakenkohl 277, 336, 341.
Karlsbad [40].
Kartoffel 280, 336.
Kasten 71.
Káthaka 2.
Katze 277, 401.
Kaziken 135.
Keitelknochen 232.
Kemet'n 61.
Keramik 126.
Kerbschnitzerei 33.
Kersoufflet 109.
Kess'lreid'n 51.

Keule 394.
Keuschen 27.
Kézdi-Szt.-Lélek 221.
Kilwana 136.
Kinder 378.
Kinderbogen 281, 329.
Kindererzeugung 383.
Kindererziehung 382.
Kindermord 383.
Kindersarg 394.
Kinikinao 135.
Kirche 264.
Kisten 348.
Kittel 400.
Kleidung 307.
Knochen 190, 213.
Knochendolche 328.
Knochenkeitel 217.
Knochenkufe 226.
Knochenmeißel 366.
Knochennetz 232.
Knochenschlittschuh 218.
Knotenorakel [25].
Kochtöpfe 351.
Kogl 36, 51.
Kökös [23].
Königspalme 277.
Körbchen 333.
Körpergröße 277.
Koliba [20].
kon 392.
Kopfbänke 374.
Kopra 280, 338.
Korallensteine 337.
Kosmasz [20].
Kötzinger Feld 15.
Krähen 277.
Krain [42].
Krainburg [30].
Krainer Schneeberg [46].
Krankheiten 283.
Krankheitszaubereien 283.
Krapina 189, [34].
Krapina-Mensch 190.
Krapina-Schädel 190.
Kraut 16, 258.
Kreisel 282.
Krems [32].
Kreuzenstein [32].
Kronenhöcker 212.
Kronstadt [23].
Krontaubenfedern 318.
Křtěnów 109.
Kufenknochen 226, 228.
Kuliyang [26].
Kung-litang [26].
Kunst 374.
Kupfer 125.
Kupferbeile 122.

L.

Lacta 135.
Lagendorf 227.
Laibach [43].
Lajh [43].
lakúp 328.
lali 391.
lamäl 334.
Lamák 276.
Lambrecht [41].
Landkrebsen 346.
langén 379.
Lange Wand 123.
Langknochen 237.
lapalét 383.
Lapar 294.
lapij-rauvir 345.
lapijtjeín 336.
Lappenkelt [38].
La Tène-Fibel 162.
La Tène-Friedhof 161.
La Tène-Funde 161.
Latten 357.
Laube 35, 50, 264.
lavé(k) 379.
Lehm 350.
Lehmke 113.
Leibschild 308, 321, 326.
Leichenwäldchen 292.
Leiden 225.
Leming 341.
Lemmersdorf 113.
Lendengürtel 308.
Lendenschurz 322.
Leguan 302.
Lengua-Indianer 130.
Lennewarden 6.
Lepidosiren 130.
Letten 1.
Lianen 277.
Lianenschnur 349.
Lichtenwald [44].
Liedertexte 305.
Lieserhofen 265.
Lieserthal 92, 241.
Ligawa 7.
Ligho 1.
Linz [32].
Lippbauer-Hütte 249.
Livland 1.
Loibeneck-Hütte 245.
Louisiaden-Archipel 156.
Loyalitätsgruppe 155.
Lungenkrankheiten 284.
lup malangón 355.
Lussin [45].

M.

maaúl 341.
maaúl-peijik-Blätter 372.
Machicuy 133.
Machkaisies 136.
Mae 155.
Mähren 105, [30].
mäl 334.
Mälkraut 284.
Mäl mos 284.
mäl-tjep 343.
Männliche Namen 389.
Mänsaul tamin 297.
Mafor 158.
magán 375.
Mahangetang [26].
Mahâvrata 2.
Mahlzeiten 347.
Mahraland [54].
majé(k) 379.
Makapudellok [26].
malach doma 407.
Malayen 149.
Malereien 362, 374.
Mallenteiner-Hütte 250.
maló 340.
Malojeschter-Schlucht [23].
Maltathal 77.
máma 379.
mangán 346.
maní(k) 379.
manup 343.
Mánya [54].
Maralok [27].
Mascoy 135.
Maskoi-Gruppe 130.
Maskoi-Sprache 140.
masoi-Rinde 286.
Mast 367.
Mastspitze 368, 372.
Mato Grosso [66].
Mattsee 229.
Matun 276.
Mauerbauer-Haus 38.
Mauthausen [32].
mazkirnschomos 408.
Mbaya-Kadiuéo 134.
Melanesier 149.
mechilo 403.
Mediancurve 203.
Medicamente 287.
Meintatj 295.
melamed 406.
Melonen 336.
Menaboscho [28].
Menschliche Figuren 374.
Mesocephalus 204.
Messner-Hütte 249.
Metacarpus 222.
Metz [33].
Milchgefäße 98.
Milchzähne 209.
Millstätter See 12, 239.
minjei 379.
Miranda 138.
Miskolcz 227.
Mittagszeit 391.
Mitteleuropa 104.
Mittelfirst 358.
Mittelmeerschnecke 122.
Mittelmeerzone 121.
mo 379.
Möllthal 92.
Mönbisch [31].
Mös 284, 298.
Mokrakun 294.
mol 299.
mol-Anlegung 301.
Molaren 210.
Moldau 105.
Molraún 286.
Monat 392.
Mond 392.
Monogamische Ehen 384.
Moorfield 219.
Morgenröthe 4, 391.
Moros [27].
Mühldorf 265.
Munja-Schilfgras 2.
musaléo-Spiele 329.
Muschelarmring 322.
Muschelglöckchen 322.
Muschelringe 320.
Muschelstäbchen 319.
Muschelthiere 346.
Musik 404.

Mutter 378.
Mykenische Waffe 124.

N.

Nachmittag 391.
Nachtzeit 391.
Nächtlicher Fischfang 331.
Nackenheim 112.
Nagy-Alag 229.
nahám 286.
Nahrung 339.
nakán 326.
Na Laichu [30].
Namengebung 387.
Namen der Tumleo-Schulkinder 388.
Nasenschmuck 319.
nátun 379.
natunmúm 383.
Naulette 205.
Nauportus [29].
naúvín-Monat 330.
Neanderthaler Schädel 195, [33].
Neanderthal-Typus 194.
Neffe 379.
neiu-angén 340.
Nelguata 135.
Nengone 156.
Neu-Caledonien 156.
Neu-Guinea 152, 335.
Neu-Hebriden 155.
Netze 332.
Netzsenker 332.
Neuhaus [38].
Newette [28].
ngiétj 340.
Nichte 379.
Niederösterreich 105, [30], [35].
Niesen 402.
Nipapalme 356.
Nisan 407.
njún 379.
njavép 340.
njuk 365.
Nörring 92.
Nordböhmen 105.
Norddeutschland 113.
Nordisches Haus [49].
Nordschweiz 105.
Nordthüringen 105.
Nordwestmonsun 306, 329, 371, 394.
Normanton 110.
Nudelschüssel 97.

O.

O 298.
Obenauf 32.
Ober-Ailach 253.
Oberdeutsches Haus [49].
Oberitalien 125.
Oberkärntner Wohnbauten 239.
Oberösterreich [37].
Oberolm 120.
Oberungarn 105.
Ochsenhalter-Hütten 239.
Odai [21].
Oderberg 237.
Odschibwä [28].
Österreichisch-Schlesien 4.
Ofen 37.
Ofen-Überboden 36.
Ohrgehänge aus Goldblech 119.
Olimpo 138.
Ollon 114.
Opferritual 2.
Orbitalwand 190.
Ornament des Rindengürtels 308.
Ornament des Ruderblattes 371.
Orton 119.
os kahá 391.
os kahei peitj 391.
os katulkei maul 391.
Os occipitale 194.
os paheinsi 391.
Ostara 4, 10.
Osterend 224.
Ostertag 4.
Osteuropa [29].

P.

Paar bei Stätzling 114.
Pacher-Haus 42.
Painuhunguié 135.
pakón 335.
pakúp 285.
Paläolithischer Mensch 189.
Palmblätter 303.
Palmholz 324.
Pandanus 277.
Pandanusfrüchte 340.
pangpáng 366.
Papayas 336.
Papillarlinien [66].
Papillarlinienmuster [66].
papó 367.
Papuas 150.
Papua-Sprache 152.
Paraguay 130, [66].
parák 294.
parák-Feste 296.
Parak-Flöten 276.
parák-Geister 296.
parák-Gesetze 296.
parák-Mahlzeiten 296.
parák-Pfeifen 297.
Parakter 295.
Parietalwinkel 193.
Parim 298.
Particularismus 375.
Paschbach [41].
Paternoster-Böhnchen 320.
Paumotu-Inseln 157.
Payaguá 134.
Pedunculusschalen 122.
peitj 350.
per 354.
per atjek vol 355.
Perlen 121.
Perlenketten 320.
Perlmutterringe 320.
Personennamen 387.
Peterbauer-Stübel 253.
Petersberger Scheune [20].
Petertag 5.
Pettau [29].
Pfannhaber 97.
Pfeil 325.
Pfeilschaft 326.
Pfeilspitze 326, [53].
Pfiff 304.
Pflanzen 336.
Pflanzenkost 339.
Pflegevater 379.
Picke 221.
Pikrom 330.
Pilagá 134.
Pilcomayo 133.
Pinsel 372.
Pithecanthropus 204.
Plantagen 277, 335.
Plättchenschmuck aus Bronze 112.
Plastik 122.
Plattensee 221.
Pleißing-Waschbach [35].
Počátek [38].
Pograt'n 240.
Polnische Juden 400.
Polynesier 150.
Porträts (antike) [65].
Portugal 106.
Prähistorische Kufenknochen 230.
Prantá 32.
Prâtaranuvaka 9.
Předmost 206.
Privateigenthum 385.
Probeschießen 326.
Ptolemäer Köpfe [65].
Puerto Casado 138.
Pultatá 216.
pung lain 391.

Q.

Querlatten 359.
Querstreben 367.
Quiesmagpipo 134.

R.

Radl 38, 249.
Radnadeln 114.
räng 329.
räng-Lied 330.
räng-Monat 330.
Räucherfass 334.
Räucherstelle 334, 361.
Räupchen 339.
Rader-Keusche 46.
Rákhas [26].
ralí mál 284.
Rame 117.
Ramsey 230.
Ratten 277.
Rauchstube 35.
Raupen 346.
Redipuglia [45].
Reich 16.
Reichenhall 161.
Reicheneg [44].
Reinerhaltung 337.
Reinsberg [41].
Reitschlitten, deutscher 228.
Religion der Tumleo 293.
Remedellostufe 106.
Renzenbühl 110.
Republikaner 376.
Rheinlande 122.
Rhônethal 105.
Riacho Montelindo 138.
Richten des Segels 369.
Riemenbeschlagstück 161.
Rien palep 298.
Rihpovec [43].
Rindengürtel 308.

Rinderfiguren aus Bronze 122.
Rio Paraguay 130.
Rio Pilcomayo 133.
Rio Salado 138.
Rio Verde 134.
Roden 336.
Rollennadeln 114.
Rolot 295.
Romanisches Haus [50].
Rohrtau 367.
Rossel 156.
Rotang 324.
Roti 158.
Rozsahegy [53].
Rückenschmuck 322.
Ruder 369, 372.
Rudern 370.
Rudernadeln 115.
Rufnamen 388.
Rumpler-Keusche 27.
Rûtô 7.

S.

Saal 87.
Sächsisches Haus [49].
Sael 294.
Särge 404, 406.
Säugethiere 277, 346.
Sago 280, 342.
Sagoblätter 343.
Sagoblattrinne 343.
Sagoblattstengel 365.
Sagobrei 344.
Sagobrot 345.
Sagofässer 348.
Sagoklopfer 341.
Sagomark 343.
Sagopalmblätter 326.
Sagopalme 342.
Sagosieb 342.
Sagowäscherei 342.
sal 355.
Salomons-Inseln 153.
Saltayey 135.
Salteaux-Indianer [28].
Salzkammergut 229.
Samilamat 298.
Sanapaná 136.
sangauvél 361.
Sangir [27].
Sangir-Insulaner [26].
sangón 379.
Sank-Haus 28, 49.
San Salvador 139.
Sta. Catharina [46].
St. Gabriel [32].
St. Jakob im ob. Rosenthale [42].
St. Kanzianberg [42].
St. Leonhard [40].
Sapi 278 u. f.
Sapjane [46].
Sapukí 136.
Sauein 381.
Sau-hin 138.
Savo 152.
Savo-Sprache 152.
Schabernack 113.
Schädel 189.
Schädelbruchstücke 189.
Schädeldimensionen 203.
Schädel von Neanderthal 194.
Schädel von Spy 194.
Schallschnecken 321.
Schatten 401.
Schattendach 363.
Schaukel 1.
Schaukelbrett 2.
Scheibennadel aus Bronze 112.
Scheibenperlen 120.
Scheitelbeine 192.
Scherben [53].
Schiebstelze 218.
Schießen 326.
Schiffbau 363.
Schiffe 363.
Schiffskörper 372.
Schiffsschnabel 364.
Schild 326.
Schildkröten 333.
Schilfart, essbare 336.
Schimpfnamen 391.
Schimu raboïsaï 402.
Schlägel 307, 340.
Schlaner Berg 108.
Schlesien 105.
Schlinggewächse 277.
Schlittknochen 225.
Schlittschuh 218.
Schlittschuhknochen 218.
Schmied-Haus 87.
Schmuck 317.
Schmuckbleche 117.
Schmuckgegenstand (Töpfe) 355.
Schmucknadeln aus Bronze 114.
Schmuckperlen 121.
Schmuckplatte aus Bronze 118.
Schmucksachen 292.
Schnabeldächer 362.
Schnecken 346.
Schneckengehäuse 121.
Schneideinstrumente 102.
Schnitzereien 362, 372.
Schöpflöffel 348.
Schretzheim 161.
Schürze 307.
Schüsseln 97, 340, 347, 374.
Schuppen 362.
Schuppenfragment 197.
Schwager 379.
Schwägerin 379.
Schwalben 277.
Schweine 277.
Schwellen 360.
Schwertstab 124.
Schwiegermutter 379.
Schwiegervater 379.
Schwimmer 369.
Schwitzen 402.
Seeadler 277.
Seebach 17.
Seeberg 297.
Seeboden 13.
Seeschwalben 277.
Segel 372.
Segelfläche 368.
Segeln 367.
Segelnadel 368.
Segelnähen 368.
Segelrahmen 368.
Segelschlitten 221.
Segelstange 368.
Seitenwände 360.
Seitenwandbein 193.
Seitenpfetten 358.
Selbstmord 402.
Seléo 294 u. f.
Sennhütten 245.
Ser 381.
serompaáp 295.
Siauw [27].
Sicilien 106.
Silber 124.
Simon [24].
Singra Bhum-Berg [26].
Singvögel 277.
Sinh-pho [26].
Šipkahöhle 205.
Šipkakiefer 206.
Siquietiya 135.
Siret'sche Ausgrabungen 125.
Sissanó 298, 381.
Sittensprüche 101.
Sitzschlitten 230.
Skandinavien 105.
Slamái-aá 139.
Slančev vrh [43].
Slepšek [43].
Sokotra [55].
Sol jalíu 274.
Soma 8.
Sommerbeck 114.
Sommerkram 241.
Sonne 391.
Sonnenaufgang 391.
Sonnentochter 8.
Sonnwendlieder 1.
Sonnwendopfer 2.
Spandau 230.
Spannen des Bogens 324.
Sparren 358.
Speicher 358, 361.
Spiel 281.
Spree 223, 231.
Spy [33].
Stadel 27.
Stallhäuser [23].
Standarte 368.
Stapellauf 372.
Stapellauf-Feier 373
Statistik 395.
Steiermark [43].
Steigeisen 102.
Steinäxte 349.
Steinalter 104.
Steinbeile 342, 349.
Steinbrucker-Köpfl 242.
Steinschüsseln 128.
Steinschmuck 121.
Steinteller 128.
Steinvasen 128.
Sternbilder 392.
Sternkunde 391.
Steuer 369.
Stiefmutter 379.
Stiefvater 379.
Stina [23].
Stirnband 319.
Stirnbein 190.
Stirnfragment 192.
Stollen 372.
Stoob [30].
Stoßstange 370.
Strappelkogel am Forst [42].
Straßer-Köpfl 241.
Strauchwerk 335.

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

T

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
Trommeln [illegible]
Trommelschläger 374.
[illegible]
[illegible] 155.
[illegible]
[illegible] 154.
[illegible]
[illegible]
[illegible] 155.
[illegible] 274.
[illegible]
[illegible]
[illegible] Bronze 125.

U.

[illegible] 2.
[illegible] 2.
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

V

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
Verwandte [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

W.

[illegible]
[illegible]
Waffen 324.
[illegible]
[illegible]
[illegible] 223.
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
Weibliche Namen 330.
Weißmetall 125.
Weißsieben 124.
Weltregenden 394.

Wessely [39].
Westeuropa 106.
Westphalen [68].
Westpreußen 108.
Wide 402.
Wiesenau [42].
Winkel der Krapina-Schädel 203.
Winkler-Haus 28, 59.
Winklern [42].
Winterkram 242.
Wirlsdorf 14.
Wirtschaftshaus 27.
Wis-kay-tschach [28].
Witebsk 7.
Wittingau [39].
Wohngrube [21].
Wohnhaus 27. 356.
Wohnung 362.
Wonsosz 119.
Wolfzahnornament 118.
Wulstbildung 196.
Wundbehandlung 287.
Wurzeldeckel 212.
Wurzelplatten 212.

Y.

Yajurveda 2.
Yalafath [27].
Yam 277.
Yamswurzel 336.
Yap [27].
Yela-Sprache 156.
Yucatan [28].
Yuracares-Indianer [28].

Z.

Zähne des Homo von Krapina 209.
Zahnwurzeln 211.
Zaubereien 343.
Zedlitz 118.
Zeeland 225.
Zehn-Vogel-Weib 297.
Zeiteintheilung 392.
Zeitperioden 393.
Zeitrechnung 391.
Zelsacher-Hütte 239.
Zenta 221.
Ziege 277.
Zierbleche 119.
Zierpflanzen 336.
Zierscheiben 119.
Zollfeld [41].
Zsidóvár [54].
Zuckerrohr 277, 336.

SITZUNGSBERICHTE

DER

ANTHROPOLOGISCHEN GESELLSCHAFT

IN WIEN.

REDIGIERT VOM

SECRETARIATE.

JAHRGANG 1902.

WIEN.
IM SELBSTVERLAGE DER ANTHROPOLOGISCHEN GESELLSCHAFT.
1902.

Vorstand und Mitglieder

der

Anthropologischen Gesellschaft in Wien

nach dem Stande vom 1. Jänner 1902.

Protector:

Seine kaiserliche und königliche Hoheit der durchlauchtigste Herr Erzherzog Franz Ferdinand von Österreich-Este.

A. Vereinsleitung und Ausschuss.

Präsident:

Dr. Ferdinand Freiherr v. **Andrian-Werburg** (seit 1882), zugleich Ehrenpräsident (1895).

Vice-Präsidenten:

Dr. Karl Ritter **Brunner v. Wattenwyl** (seit 1888).
Dr. Karl Theodor v. **Inama-Sternegg** (seit 1894).
Dr. Karl **Toldt** (seit 1898).

Erster Secretär:

Dr. Wilhelm **Hein** (seit 1900).

Zweiter Secretär:

Franz Ritter v. **Hopfgartner** (seit 1899).

Rechnungsführer:

Dr. Otto **Müller** (seit 1891).

Cassier:

Karl Freiherr v. **Schlosser** (seit 1891).

Ausschussräthe:

Franz **Heger** (seit 1899).
Arthur Freiherr **Schwäger v. Hohenbruck** (seit 1901).
Dr. Vatroslav **Jagić** (seit 1900).
Dr. Josef **Karabacek** (seit 1872).
Felix **Karrer** (1876—1884, neuerdings seit 1887).
Dr. David Heinrich **Müller** (seit 1887).
Karl **Penka** (seit 1890).
Dr. Leopold v. **Schroeder** (seit 1900).
Dr. Sigmund **Wahrmann** (seit 1883).
Hans Graf **Wilczek** (seit 1870).
Dr. Emil **Zuckerkandl** (1878—1883, neuerdings seit 1889).

Rechnungs-Censoren:

Dr. Moriz **Bruck**.
Alois Raimund **Hein**.

B. Mitglieder.

I. Ehrenmitglieder.

1. Seine k. u. k. Hoheit Herr Erzherzog **Josef**. Alcsúth, Ungarn (1895).
2. **Bastian**, Dr. Adolf, Geheimer Regierungsrath, Professor, Director des Museums für Völkerkunde. Berlin, SW. Königgrätzerstr. 120 (1884).
3. **Bertrand**, Alexander. Paris (1901).
4. **Cartailhac**, Dr. Emile. Toulouse (1901). [Zugleich correspondierendes Mitglied.]
5. **Chantre**, Ernest. Lyon (1901). [Zugleich correspondierendes Mitglied].
6. **Fritsch**, Dr. Gustav, Professor, Geheimer Medicinalrath. Groß-Lichterfelde bei Berlin (1895).
7. **Guimet**, Emile. Paris (1901).
8. **Haeckel**, Ernst. Jena (1872).
9. **Hamy**, Dr. Ernest. Paris. (1901). [Zugleich correspondierendes Mitglied.]
10. **Hildebrand**, Dr. Hans, Reichsantiquar am Statens historiska Museum in Stockholm (1895).
11. **Kállay de Nagy-Kálló**, Benjamin, k. u. k. Geheimer Rath, Reichs-Finanzminister. Wien, I., Johannesgasse 5 (1895).

Anmerkung. Die Zahlen in der Klammer bedeuten das Jahr der Ernennung, beziehungsweise des Eintrittes. Correcturen und Ergänzungen dieser Angaben erbittet sich die Redaction der Mittheilungen unter der Adresse: Wien, I., Burgring 7.

12. **Kollmann,** Dr. Julius, Universitätsprofessor. Basel (1895).
13. **Lubbock,** John, Lord Avebury. High Elms, Farnborough, Kent, England (1895).
14. **Montelius,** Dr. Oskar, Professor und Conservator am kgl. histor. Museum in Stockholm (1898).
15. **Müller,** Dr. Sophus. Director des Nationalmuseums in Kopenhagen, Prindsens Palais (1895).
16. **Powell,** J. W., Major, Director des Bureau of Ethnology in Washington, D. C., U. S. A. (1884).
17. **Ranke,** Dr. Johannes, Professor. München, Briennerstraße 25 (1895).
18. **Reiss,** Dr. Wilhelm, Geheimer Regierungsrath. Schloss Könitz [Thüringen] (1889).
19. **Stolpe,** Dr. Hjalmar, Director der ethnographischen Abtheilung des naturhistorischen Reichsmuseums in Stockholm (1898).
20. **Tappeiner,** Edler v. **Tappein,** Dr. Franz. Schloss Reichenbach bei Meran (1900).
21. **Therese Prinzessin von Bayern.** München (1901).
22. **Tylor,** Edward B., Esq., Professor der Anthropologie. Oxford (1895).
23. **Uwarow,** Praskovja Sergejewna Gräfin, Präsident der kais. russ. Archäologischen Gesellschaft in Moskau, Leontjewsky Perenlok, Dom Uwarow (1890).
24. **Virchow,** Dr. Rudolf, Professor, Geheimer Medicinalrath. Berlin, W. Schellingstr. 10 (1879).
25. **Waldeyer,** Dr. Wilhelm, Professor, Geheimer Medicinalrath. Berlin, W. Lutherstr. 35 (1895).

II. Correspondierende Mitglieder.

1. **Andree,** Dr. Richard. Braunschweig, Fallersleberthorpromenade 13 (1877).
2. **Anutschin,** Dmitrij Nikolajewitsch, Akademiker, Universitäts-Professor. Moskau (1890).
3. **Bartels,** Dr. Max, Geheimer Sanitätsrath. Berlin, NW. Roonstr. 71 (1889).
4. **Baye,** Josef Baron de. Paris, Avenue de la Grand Armée 58 (1893).
5. **Boas,** Franz. New-York, 123 West, 82nd Street, N.-York City, U. S. A. (1890).
6. **Brizio,** Edoardo, direttore del Museo civico. Bologna (1895).
7. **Cartailhac,** Dr. Émile, Universitäts-Professor. Toulouse, Rue de la chaîne 5 (1879). [Zugleich Ehrenmitglied.]
8. **Chantre,** Ernest, Sous-Directeur des Muséum d'histoire naturelle. Lyon (1879). [Zugleich Ehrenmitglied.]
9. **Dörpfeld,** Dr. Wilhelm, Professor, Erster Secretär des kais. Deutschen Archäol. Instituts in Athen (1895).
10. **Eitel,** Ernst J. North Adelaide, Australien (1870).
11. **Fellenberg,** Dr. Edmund v., Director der archäol. und anthropolog. Sammlungen in Bern (1900).
12. **Finsch,** Dr. Otto, Conservator am zoolog. Rijks Museum in Leiden, Holland (1884).
13. **Gatschet,** Alb. S. Washington, D. C. (1884).
14. **Gerland,** Dr. Georg, Universitäts-Professor. Straßburg im Elsass (1895).
15. **Ghirardini,** Gherardo. Pisa (1895).
16. **Giglioli,** Enrico. Florenz (1895).
17. **Girard de Rialle,** Dr. J. Paris, Place Perèire 1 (1879).
18. **Grempler,** Dr. Wilhelm, Geheimer Sanitätsrath. Breslau, Gartenstraße 46 (1889).
19. **Groß,** Dr. Victor. Neuenstadt, Schweiz (1883).
20. **Gurlitt,** Dr. Wilhelm, k. k. Universitäts-Professor. Graz, Elisabethstraße 37 (1883).
21. **Hampel,** Dr. Josef, Professor, Custos am ungar. Nationalmuseum. Budapest (1892).
22. **Hamy,** Dr. Ernest, Membre de l'Institut, Prof. am Mus. d'histoire naturelle in Paris, Rue Geoffroy St. Hilaire 36 (1884). [Zugleich Ehrenmitglied.]
23. **Heierli,** Jakob, Privatdocent. Zürich (1891).
24. **Helbig,** Dr. Wolfgang, Professor. Rom (1883).
25. **Heldreich,** Dr. Theodor v., Director des botan. Gartens in Athen (1876).
26. **Herbst,** C., Justizrath. Kopenhagen, Schloss Rosenberg (1876).
27. **Herrmann,** Dr. Anton, Professor. Budapest, I. Szt. György-útcza 2 (1890).
28. **Hoernes,** Dr. Rudolf, Universitäts-Professor. Graz (1895). [Zugleich wirkliches Mitglied.]
29. **Jarnik,** Urban, Universitäts-Professor in Prag (1884).
30. **Lissauer,** Dr. A., Sanitätsrath. Berlin, W. Lützowufer 20 (1892).
31. **Mantegazza,** Dr. Paolo, Director des Nationalmuseums für Anthropologie in Florenz (1878).
32. **Martin,** Dr. Rudolf, Universitäts-Professor. Zürich, IV. Neue Beckenhofstr. 16 (1900).
33. **Mehlis,** Dr. Christian. Neustadt a. d. Haardt, Rheinpfalz (1879).
34. **Meitzen,** Dr. August, Geheimer Regierungsrath Berlin, Kleiststr. 23 (1895).
35. **Mestorf,** Johanna, Museums-Director. Kiel (1877).
36. **Meyer,** Dr. A. B., Geheimer Hofrath. Dresden (1884).
37. **Morselli,** Dr. Enrico, Director der psychiatrischen Klinik der kgl. Universität in Genua, Via Assarotti 46 (1875).
38. **Munro,** Robert. Edinburgh, Soc. of Antiquaries (1895).
39. **Naue,** Dr. Julius. München, Promenadeplatz 6 (1887).
40. **Nehring,** Dr. Alfred, Professor. Berlin, N. Invalidenstraße 42 (1893).
41. **Nüesch,** Dr. Jakob. Schaffhausen (1900).
42. **Obst,** Dr. Hermann, Museums-Director. Leipzig (1895). [Zugleich wirkliches Mitglied.]

43. **Olshausen**, Dr. Otto. Berlin, SW. Anhaltstr. 5 (1895).
44. **Orsi**, Dr. Paul, Reale Ispettore degli Scavi. Siracus (1887).
45. **Pigorini**, Dr. Luigi, Director der Musei preistorico e Kircheriano in Rom, Via del Collegio Romano 26 (1872).
46. **Radde**, Dr. Gustav, wirklicher Geheimer Rath, Director des kaukas. Museums in Tiflis (1884).
47. **Radloff**, Dr. W., wirklicher Staatsrath, Akademiker. St. Petersburg (1892).
48. **Ratzel**, Dr. Friedrich, Universitäts - Professor. Leipzig (1886).
49. **Reinach**, Salomon. St. Germain en Laye, Frankreich (1895).
50. **Retzius**, Dr. Gustav, Professor. Stockholm (1880).
51. **Riedel**, Johann Gerard Friedrich, Niederl. Resident. Haag, Obrechtstraat 140, Holland (1873).
52. **Schmeltz**, Dr. J. D. E., Director des ethnographischen Reichsmuseums in Leiden, Rapenburg 69 (1884).
53. **Schmidt**, Dr. Emil, Universitäts-Professor. Jena (1895). [Zugleich wirkliches Mitglied.]
54. **Schulenburg**, Willibald v. Charlottenburg bei Berlin (1887).
55. **Schweinfurth**, Dr. Georg, Professor. Berlin W., Potsdamerstr. 75a (1884).
56. **Schwicker**, Dr. C., Gymnasial-Professor. Budapest (1880).
57. **Stefanović-Vilovsky**, Theodor Ritter v., General-Post- und Telegraphen-Director. Belgrad (1887).
58. **Steinen**, Dr. Karl von den, Professor. Charlottenburg bei Berlin (1895). [Zugleich wirkliches Mitglied.]
59. **Stieda**, Dr. Ludwig, Geheimer Medicinalrath, Professor. Königsberg, Preußen (1880).
60. **Stoll**, Dr. Otto, Universitäts-Professor. Zürich, V. Klosbachstraße 75 (1900).
61. **Török**, Dr. Aurel v., Universitäts-Professor. Budapest (1891).
62. **Topinard**, Paul. Paris, Rue des Rennes 105 (1879).
63. **Troutowski**, W. Moskau, Bersenjewka (1890).
64. **Uhle**, Dr. Max. Philadelphia, Penns. University Museum (1898).
65. **Ujfalvy de Mezö-Kövesd**, E., Professor. Florenz, Via S. Spirito (1879).
66. **Vinson**, Julien. Paris (1879).
67. **Voss**, Dr. Albert, Geheimer Regierungsrath, Director am kgl. Museum für Völkerkunde. Berlin, SW. Königgrätzerstraße 120 (1887).

III. Stifter.[1])

1. **Haas v. Hasenfels**, Georg, Fabriks- und Gutsbesitzer. Schloss Mostau an der Eger, Böhmen (1900).
2. **Liechtenstein**, Johann, reg. Fürst von und zu. Wien, I., Bankgasse 9 (1895).
3. **Sokolowski**, Julian. Berlin, Lessingstr. 24 (1890).

IV. Unterstützende Mitglieder.

1. **Abensperg und Traun**, Hugo Graf v., k. u. k., Geheimer Rath, Oberstkämmerer. Wien, I., Wallfischgasse 13 (1887).
2. **Angerer & Göschl**, C., k. u. k. Hofphotographen, Kunstanstalt. Wien, XVI./1, Ottakringerstraße 49 (1898).
3. **Apponyi**, Alexander Graf, k. u. k. Kämmerer. Lengyel, Ungarn (1889).
4. **Auer v. Welsbach**, Dr. Karl Ritter, Chemiker. Wien, IV./1, Wiedner Hauptstraße 69 (1898).
5. **Auspitz v. Artenegg**, Theodor, Procurist der pr. Firma S. Auspitz. Wien, I., Schwarzenbergstraße 3 (1891).
6. **Bonaparte**, Prinz Roland. Paris, Avenue d'Jéna 10 (1895).
7. **Dreher**, Anton, Brauerei- und Großgrundbesitzer. Klein-Schwechat bei Wien (1898).
8. **Dungel**, Dr. Adalbert, kaiserlicher Rath, General-Abt, Prälat des Stiftes Göttweig, Niederösterreich (1881).
9. **Erwein**, Dr. Josef, Landeshauptmann von Kärnten, Mitglied des Herrenhauses. Klagenfurt, Priesterhausgasse 2 (1887).
10. **Grillmayer**, Johann. Schwanenstadt 193, Oberösterreich (1898).
11. **Grünbaum**, Dr. Hermann. Wien, I., Hessgasse 7 (1892).
12. **Gundrum**, Dr. Franz S., Stadtphysikus in Kreuz, Kroatien (1900).
13. **Gussenbauer**, Dr. Karl, k. k. Hofrath, Universitäts-Professor. Wien, IX./3, Ferstelgasse 5 (1870).
14. **Gutmann**, Max Ritter v., k. k. Bergrath. Wien, XIX./1, Colloredogasse 24 (1892).
15. **Hamburger**, Fritz, Papierfabrikant. Wien, III./3, Marokkanergasse 21 (1899).

[1]) Die P. T. Mitglieder werden dringend ersucht, Adressenänderungen sofort dem Secretariate der Anthropologischen Gesellschaft, Wien, I., Burgring 7, anzeigen zu wollen, da nur für diesen Fall die regelmäßige Zusendung der Gesellschaftsschriften, Einladungen u. s. w. garantiert werden kann. Den Mitgliedsbeitrag wolle man an den Cassier der Gesellschaft, Herrn Karl Freiherr v. Schlosser, Wien, IV./1, Taubstummengasse 8, zu Beginn eines jeden Vereinsjahres einsenden.

16. **Hanau**, Wilhelm, Fürst von. Horowitz in Böhmen (1898).
17. **Harrach zu Rohrau**, Johann Franz Graf, k. u. k. Geheimer Rath. Wien, I., Freyung 3 (1887).
18. **Jasper**, Friedrich, Buchdruckereibesitzer in Wien, III./1, Thongasse 12 (1901).
19. **Kinsky**, Ferdinand Fürst, k. u. k. Geheimer Rath. Wien, I., Freyung 4 (1887).
20. **Lanckoroński-Brzezie**, Karl Graf, k. u. k. Geheimer Rath. Wien, III./3, Jacquingasse 18 (1884).
21. **Lieben**, Leopold v., Vice-Gouverneur-Stellvertreter der österr.-ung. Bank. Wien, I., Oppolzergasse 6 (1891).
22. **Liechtenstein**, Heinrich Karl August Fürst von und zu, Oberlieutenant i. d. Res., Professritter des Malteser-Ritterordens. Wien, II./2, Schüttelstraße 11 (1900).
23. **Lobmeyr**, Ludwig, Mitglied des Herrenhauses. Wien, I., Schwangasse 1 (1887).
24. **Miller zu Aichholz**, Dr. Victor Ritter v. Wien, III./3, Am Heumarkt 13 (1887).
25. **Niederösterreichisches Landes-Real- und Obergymnasium** in Horn (1893).
26. **Ofenheim**, Wilhelm, Ritter v. **Ponteuxin**, Wien, I, Schwarzenbergplatz 4 (1901).
27. **Osborne**, Wilhelm, Rittergutsbesitzer. Radebeul bei Dresden, Wasastraße 1 (1880).
28. **Reich**, S. & Co., k. k. landesbefugte Glaswarenfabrikanten. Wien, II./2, Czerningasse 3—7 (1892).
29. **Ringhoffer**, Franz Freiherr v., Mitglied des Herrenhauses, Fabriksbesitzer. Smichow bei Prag (1898).
30. **Rothschild**, Nathaniel Anselm Freiherr v., Gutsbesitzer. Wien, IV./2, Theresianumgasse 14 (1890).
31. **Scherzer**, Karl Ritter v., k. u. k. a. o. Gesandter und bevollmächtigter Minister i. R. Görz, Corso 18 (1895).
32. **Schlesinger**, Franziska, Doctors- und Generalsecretärswitwe. Wien, I., Strauchgasse 1 (1900).
33. **Schoeller**, Dr. Max. Berlin, Zelten 21 a (1898).
34. **Schoeller**, Paul Ritter v., Gutsbesitzer, königl. großbrit. General-Consul. Wien, I., Johannesgasse 7 (1899).
35. **Schoeller**, Philipp Wilhelm Ritter v., Generalrath der österr.-ungar. Bank, Mitglied des Herrenhauses. Wien, XVII./2, Promenadegasse 43 (1887).
36. **Schwarzenberg**, Adolf Josef Fürst zu, k. u. k. Geheimer Rath, Mitglied des Herrenhauses. Wien, III./3, Rennweg 2 (1881).
37. **Scudier**, Adrienne Freiin v. Mauer bei Wien, Hauptstrasse 53 (1901).
38. **Steindachner**, Dr. Franz, k. u. k. Hofrath, Intendant des k. k. naturhistorischen Hofmuseums. Wien, I., Burgring 7 (1896).
39. **Sztranyak**, Josef, Chemigraph in Wien, VIII. 2, Tigergasse 13 (1901, wirkliches Mitglied von 1899—1900).
40. **Wahrmann**, Dr. Sigmund, prakt. Arzt. Wien, I., Seilerstätte 5 (1899, wirkl. Mitglied von 1870 bis 1898).
41. **Waldstein**, Ernst Graf, k. u. k. wirklicher Geheimer Rath und Kämmerer, Major a. D. Prag, Kleinseite (1898).
42. **Waldstein**, Ernst Karl Graf, k. u. k. Kämmerer, Rittmeister i. R. Prag, Waldsteinhaus (1895). [Lebenslängliches Mitglied.]
43. **Wilczek**, Hans Graf, k. u. k. Geheimer Rath und Kämmerer, Mitglied des Herrenhauses. Wien, I., Herrengasse 5 (1870).
44. **Windisch-Graetz**, Ernst Fürst zu, k. u. k. Kämmerer, Oberst a. D. Wien, III./3, Strohgasse 21 A (1879).
45. **Zichy**, Eugen. Graf, k. u. k. Geheimer Rath. Budapest, Rózsa-útcza 61 (1900).
46. **Zichy zu Zich und von Vásonykeö**, Theodor Graf, k. u. k. Geheimer Rath, k. u. k. a. o. Gesandter und bevollmächtigter Minister am königlich bayerischen Hofe. München (1898).

V. Wirkliche Mitglieder.

1. **Alterthumsverein** in Worms (1886).
2. **Andrian-Werburg**, Dr. Ferdinand Freih. v. Alt-Aussee (1870). [Lebenslängliches Mitglied.]
3. **Andrian-Werburg**, Dr. Leopold Freih. v., k. u. k. Legations-Secretär. Athen (1896).
4. **Angerer**, Franz, stud. med. Wien, IX./3, Rothehausgasse 8 (1900).
5. **Arneth**, Dr. Franz Hektor Ritter v., k. k. Hofrath. Wien, I., Kolowratring 14 (1870).
6. **Arthaber**, Dr. Gustav Edler v., Privatdocent und Adjunct an der Universität. Wien, IV./1, Heugasse 10 (1899).
7. **Auchenthaler**, Dr. Franz, k. u. k. Hofrath, Leibarzt. Wien, I., Schottenring 4.
8. **Bachofen v. Echt**, K. Adolf. Wien, XIX./2, Hackhofergasse 18 (1885). [Lebenslängliches Mitglied.]
9. **Baernreither**, Dr. Josef Maria, k. u. k. Geheimer Rath. Wien, VIII./1, Landesgerichtsstraße 11.
10. **Balfour**, Henry, Vorstand des Anthropological Department am Museum in Oxford, 11, Norham Gardens (1895).
11. **Barski**, Ludwig, Präfect an der Theresianischen Akademie in Wien. IV./1, Favoritenstrasse 15 (1902).

12. **Bartsch,** Franz, k. k. Hofrath i. P. Wien, III./2, Salmgasse 14 (1887).
13. **Bassanowicz,** Dr. J., Kreisphysikus. Varna, Bulgarien (1889).
14. **Beer,** Dr. Adolf, k. k. Hofrath, Mitglied des Herrenhauses, Professor an der technischen Hochschule i. P. Wien, III./3, Am Heumarkt 17 (1870).
15. **Behlen,** königl. Oberförster, Büllingen, Reg.-Bez. Aachen (1902).
16. **Belcredi,** Richard Graf, k. u. k. wirkl. Geheimer Rath, Präsident a. D. Gmunden (1898).
17. **Bellak,** Isidor, Antiquar. Wien, III./2, Radetzkystraße 17 (1887).
18. **Benndorf,** Dr. Otto, k. k. Hofrath, Director des k. k. Archäologischen Institutes. Wien, IX./2, Pelikangasse 18 (1883).
19. **Bibliothek der Stadt Wien.** Wien, I., Felderstraße, Rathhaus (1896).
20. **Bibliothek des Benedictinerstiftes,** Melk, Niederösterreich (1902).
21. **Bielka v. Karltreu,** Dr. August Ritter, k. u. k. Leibarzt. Wien, I., Reitschulgasse 2 (1887).
22. **Blasius,** Dr. Wilhelm, Geheimrath, Director des herzogl. naturhistorischen Museums und Professor an der herzogl. techn. Hochschule. Braunschweig, Gaussstraße 17 (1892).
23. **Blümml,** Emil Karl. Wien, XVIII./1, Gentzgasse 134 (1900).
24. **Böhmerle,** Karl, Adjunct der k. k. forstlichen Versuchsanstalt. Mariabrunn 1, Niederöst. (1887).
25. **Bogišić,** Dr. Valtazar, Staatsrath, Membre correspondent de l'Institut. Paris, Rue des Saints-Pères 71 (1883). [Lebenslängliches Mitglied.]
26. **Bormann,** Dr. Eugen, k. k. Universitäts-Professor. Klosterneuburg (1895).
27. **Botstiber,** Dr. Rudolf, Gemeindearzt in Floridsdorf, Elisabethstrasse (1901).
28. **Bouchal,** Dr. Leo, Conceptspraktikant im k. u. k. gemeinsamen obersten Rechnungshof. Wien, IX./4, Spittelauergasse 2 (1901).
29. **Bouchal,** Leonard. Wien, IX./4, Spittelauergasse 2 (1895).
30. **Braun,** Dr. Eduard, Director des Kaiser Franz Josephs-Museums in Troppau (1901).
31. **Breitenstein,** Dr. Heinrich, Badearzt. Karlsbad, Haus »Rubin«, Böhmen (1898).
32. **Breitner,** Anton, Schriftsteller. Mattsee, Salzburg (1900).
33. **Brenner-Felsach,** Joachim Freih. v., k. u. k. Kämmerer. Gainfarn, Niederösterreich (1889).
34. **Breycha,** Dr. Arthur, k. k. Sectionsrath. Wien, I., Kärntnerring 9 (1895).
35. **Brigham,** William J., Director des Bernice Pauahi Bishop Museum. Honolulu, Hawaii-Inseln (1895).
36. **Bruck,** Dr. Moriz, k. u. k. Oberstabsarzt i. P. Wien, II./2, Czerninplatz 1 (1888).
37. **Brun,** Ferdinand, Ingenieur, k. k. Gewerbeinspector. Mödling, Karl Ludwigsplatz 14, Niederösterreich (1884).
38. **Brunner v. Wattenwyl,** Dr. Karl Ritter, k. k. Ministerialrath i. P. Wien, VIII./1, Trautsohngasse 6 (1870).
39. **Brunšmid,** Dr. Josip, Universitäts-Professor, Museal-Director. Agram (1891).
40. **Bünker,** Johann Reinhard, Lehrer. Ödenburg, St. Georgengasse 11 (1901).
41. **Bugiel,** Dr., Włodzimierz Mieczysław, Paris, Rue de la Collégiale 10 (1891).
42. **Bulić,** Franz, Monsignore, k. k. Conservator und Museums-Director. Spalato, Dalmatien (1896).
43. **Buschman,** Dr. Ferdinand Freiherr v., Großgrundbesitzer. Wien, I., Seilerstätte 16 (1889).
44. **Calliano,** Gustav, Präsident des Museumsvereines in Baden, Niederösterreich, Wienerstraße 3 (1896).
45. **Calliano,** Karl, Secretär der Bezirkskrankencassa. Baden, Niederösterreich, Braunstraße 19 (1900).
46. **Campi,** Luigi Nobile de, Reichsraths-Abgeordneter. Cles, Tirol (1886).
47. **Červinka,** Ladislaus, Civilgeometer. Ungarisch-Hradisch 34, Mähren (1897).
48. **Chlingensperg auf Berg,** Dr. Max, München, Türkenstrasse Nr. 106 (1901).
49. **Chamberlain,** Frau Anna, Wien, VI./1, Blümelgasse 1 (1901).
50. **Chrobak,** Dr. Rudolf, k. k. Hofrath, Obersanitätsrath, Universitäts-Professor. Wien, IX /3, Frankgasse 6 (1874).
51. **Cohn Salo,** Privatier. Wien, I., Schottenring 32 (1901). [Lebenslängliches Mitglied.]
52. **Czerny,** Alois, Bürgerschullehrer. Mährisch-Trübau (1887).
53. **Dachler,** Anton, Ingenieur. Wien, XIII./2, Ameisgasse 15 (1895).
54. **Dalla Rosa,** Dr. Alois, k. k. Universitäts-Professor. Wien, IX./1, Porzellangasse 2 (1887).
55. **Dasch,** Albert, Juwelier. Teplitz, Langegasse 66 (1897).
56. **Demetrykiewicz,** Dr. Wladimir, Secretär der kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Krakau, Studentengasse 259 (1896).
57. **De Vaux,** Karl Freiherr, k. u. k. Geheimer Rath und Kämmerer, Feldmarschallieutenant i. P. Wien, III./3, Lagergasse 6 (1837).
58. **Diettler,** Hans, Fabrikant. Gaya, Mähren (1900).
59. **Dillinger,** Andreas, Schriftsteller. Wien, I., Opernring 23 (1883).
60. **Dołkowski,** Leo, Ingenieur. Aflenz, Steiermark Villa Pirner (1894).
61. **Duška,** Josef. Josefstadt, Böhmen (1881).
62. **Dworschak,** Dr. Joh., Advocat. Deutsch-Landsberg, Steiermark (1884).

63. **Dzieduszycki**, Thaddäus Graf, Gutsbesitzer. Zarzecze bei Jaroslau, Galizien (1883).
64. **Eberhard**, Konrad, Pfarrer. Siegharting, Oberösterreich (1899).
65. **Ebner v. Rofenstein**, Dr. Victor Ritter, k. k. Hofrath, Universitäts-Professor. Wien, I., Rathhausgasse 13 (1901).
66. **Eger**, Dr. Leopold, Wien, IX./3, Maximilianplatz 13 (1902).
67. **Ehrenfreund**, Sigmund, Kaufmann. Wien, IX./1, Rögergasse 1 B (1895).
68. **Eisenbahnbeamten-Verein, Österreichischer.** Wien, I., Schulerstraße 18 (1899).
69. **Eisenstein**, Richard Freiherr von und zu, k. u. k. Feldmarschallieutenant i. P. Wien, II./3, Lilienbrunngasse 3 (1900).
70. **Eysn**, Marie. Salzburg, Imbergstraße 10 (1900).
71. **Familien-Fideicommiss-Bibliothek**, k. u. k. Wien, I., Hofburg (1877).
72. **Fehringer**, Dr. Otto, k. k. Gymnasial-Professor, Conservator in Seitenstetten, Niederösterreich (1901).
73. **Figdor**, Gustav, k. k. priv. Großhändler. Wien, II./2, Kaiser Josefstraße 38 (1880).
74. **Finck**, Johann, königl. Rath, Bürgermeister i. P. Ödenburg, Heiliggeistgasse 3 (1890).
75. **Fischer**, Ludwig Hans, akad. Maler. Wien, XVII./2, Neuwaldeggerstraße 24 (1886).
76. **Franc**, Franz Xaver, Secretär des histor. Museums der Stadt Pilsen (1894).
77. **Frauer**, Emil, Privatier. Triest, Via della Zonta 5 (1900).
78. **Frischauf**, Dr. Eugen, Notariats-Substitut. Eggenburg, Niederösterreich (1888).
79. **Fuchs**, Karl, Realschul-Professor. Preßburg (Ungarn), Conventgasse 7 (1899).
80. **Fulcomer**, Daniel, Professor an der State Normal School. Milwaukee, Wisconsin, U. S. A. (1895).
81. **Gans**, Dr. Edgar, Badearzt in Karlsbad, Böhmen (1901).
82. **Geographisches Institut** der k. k. Universität. Wien, I., Franzensring 3 (1894).
83. **Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte der Oberlausitz.** Görlitz (Schlesien), Neissstraße 30 (1889).
84. **Gesellschaft für Physiokratie**, Anthropologische Section der, in Böhmen. Prag 779-II (1887).
85. **Gesellschaft für Salzburger Landeskunde.** Salzburg (1887).
86. **Glassner**, Edmund. Heiligeneich, Post Atzenbrugg, Niederösterreich (1898).
87. **Glück**, Dr. Leopold, Primararzt. Sarajevo, Kossovo 11 (1893).
88. **Gomperz**, Dr. Theodor, k. k. Hofrath, Universitäts-Professor. Wien, III./3, Reisnerstraße 13 (1870).
89. **Gorjanović-Kramberger**, Dr. Karl, Professor, Director des geologisch-paläontologischen Nationalmuseums in Agram (1900).
90. **Größer**, Matthäus, Dom-Capitular des Stiftes Gurk, Klagenfurt (1902).
91. **Größl**, Franz Xaver, k. u. k. Präparator am k. k. naturhistor. Hofmuseum. Wien, IX./4, Pflugasse 6 (1888).
92. **Grohmann**, Anna, Präsidentin des Damen-Comités der I. Prager und Kleinseitener Volksküche, Hausbesitzerin. Prag, Graben 3 (1884).
93. **Groß**, Dr. Konrad, Wien, XI./1, Simmeringer Hauptstraße 42 (1893).
94. **Gschirhakl**, Dr. Johann, k. u. k. Ober-Stabsarzt. Wien, VIII./1, Lammgasse 1.
95. **Gutherz**, Gérard. Wien, XIX., Döblinger Hauptstraße 71 (1897).
96. **Hagen**, Dr. Karl, Vorstand des Museums für Völkerkunde in Hamburg (1895).
97. **Hahna**, Dr. Heinrich, k. k. Notar. Wien, XVII./1, Hernalser Hauptstraße 39 (1897).
98. **Hamburger**, Dr. Ludwig, Hof- und Gerichts-Advocat in Wien, I., Reichsrathstrasse 13 (1902).
99. **Hartung v. Hartungen**, Dr. Christoph. Riva am Gardasee, Villa Christoforo (1887).
100. **Hauser**, Otto, Schriftsteller. Wien, IV./2, Starhemberggasse 48 (1900).
101. **Hebra**, Dr. Hans Ritter v., k. k. Universitäts-Professor. Wien, IV./1, Gusshausstraße 10 (1887).
102. **Hedinger**, Dr. August, Medicinalrath. Stuttgart, Friedrichstraße 4 (1895).
103. **Heger**, Franz, k. u. k. Regierungsrath, Custos und Leiter der anthrop.-ethnographischen Abtheilung des k. k. naturhistorischen Hofmuseums. Wien, III./2, Rasumofskygasse 1 (1878).
104. **Hein**, Alois Raimund, k. k. Realschul-Professor, akademischer Maler. Wien, V./1, Bacherplatz 13 (1890).
105. **Hein**, Dr. Wilhelm, Privatdocent a. d. Universität, k. u. k. Custos-Adjunct am k. k. naturhistorischen Hofmuseum. Floridsdorf, Donaufelderstraße 2, Niederösterreich (1889—1895, 1899).
106. **Herrmann**, Dr. Emanuel, k. k. Ministerialrath, Professor an der k. k. techn. Hochschule. Wien, VI./1, Gumpendorferstraße 56 (1889).
107. **Herrnfeld**, Heinrich, Schriftsteller. Wien, II./1, Schmelzgasse 10 (1870).
108. **Herzog**, Jakob, Schriftsteller. Wien, III./3, Veithgasse 9 (1883).
109. **Historisch-archäologisches Museum** der Stadt Pilsen (1888).
110. **Hoelder**, Dr. H. v., k. württ. Ober-Medicinalrath. Stuttgart, Tübingerstraße 3.

111. **Hörmann,** Constantin, Hofrath, Director des bosnisch - herzegowinischen Landesmuseums. Sarajevo (1894).

112. **Hoernes,** Dr. Moriz, k. k. Universitäts-Professor, k. u. k. Custos-Adjunct am k. k. naturhistorischen Hofmuseum. Wien, III./1, Ungargasse 27 (1883).

113. **Hoernes,** Dr. Rudolf, k. k. Universitäts-Professor. Graz, Sparbersbachstraße 29 (1879). [Zugleich correspondierendes Mitglied.]

114. **Hoffmann,** Johann, Director der fürstl. Auersperg'schen Zuckerfabriken. Žleb in Böhmen (1899).

115. **Hofmann,** Ignaz, k. u. k. Militär-Oberlehrer in Hirtenberg, Ger.-Bez. Pottenstein, Niederösterreich (1900).

116. **Hofmeier,** Ernst, Domänenbesitzer. Pischely bei Prag (1892).

117. **Hohenbruck,** Arthur Freih. Schwäger v., k. k. Sectionschef i. P. Wien, I., Nibelungengasse 8 (1890).

118. **Holl,** Dr. Moriz, k. k. Universitäts-Professor. Graz, Harrachgasse 21 (1892).

119. **Holländer,** Dr. Alexander, Privatdocent an der k. k. Universität. Wien, I., Rathhausstraße 20 (1888).

120. **Hopfgartner,** Franz Ritter v., k. k. Hafen- und See-Sanitäts-Capitän i. P., Wien, III./1, Landstr. Hauptstraße 83—85 (1897).

121. **Houdek,** Victor, k. k. Sectionsrath in Wien, III./2. Stammgasse 15 (1901).

122. **Houška,** Dr. Aloís, städt. Polizei-Commissär. Pilsen, Mansfeldgasse 7 (1887).

123. **Hovorka** Edler v. **Zderas,** Dr. Oskar, Spitalsleiter. Teslić, Bosnien (1893).

124. **Hueber,** Dr. Richard, Hof- und Gerichtsadvocat. Wien, XVII./1, Bergsteiggasse 32 (1887).

125. **Hutter,** Bartholomäus, k. k. Oberbergrath i. P. Salzburg, Reichenhallerstraße 12 (1901).

126. **Inama-Sternegg,** Dr. Karl Theodor v., k. u. k. Geheimer Rath, k. k. Sectionschef, Mitglied des Herrenhauses, Präsident der k. k. statistischen Central-Commission. Wien, I., Freyung 6 (1884).

127. **Jagić,** Dr. Vatroslav, Mitglied des Herrenhauses, k. k. Hofrath, Universitäts-Professor. Wien, VIII./1, Kochgasse 15 (1892).

128. **Jelínek,** Břetislav, k. k. Conservator, Director des städt. Museums in Prag. Smichow, Hieronymusgasse 13 (1883).

129. **Jenny,** Frau Marie. Hard bei Bregenz (1889).

130. **»Joanneum«, Landesmuseum** [Antiken- und Münzen-Cabinet] in Graz (1891).

131. **Jurié** Edler v. **Lavandal,** Dr. Gustav, Privatdocent an der Universität. Wien, I., Wallnerstraße 11 (1870).

132. **Kahle,** Dr. Bernhard, Universitäts-Professor. Heidelberg in Baden, Brückerstraße 16 (1895).

133. **Kaindl,** Dr. Raimund Friedrich, Professor. Czernowitz, Villa Milla (1891).

134. **Kaiser,** Franz, k. k. Regierungsrath i. P. Wien, IV /2, Johann Straußgasse 21 (1870).

135. **Kaltenegger,** Ferdinand, k k. Hofrath. Brixen (1884).

136. **Kalandra,** Dr. Břetislav. Frankstadt am Radhost, Mähren.

137. **Kammel** Edler v. **Hardegger,** Dr. Dominik, Guts- und Fabriksbesitzer. Stronsdorf, Niederösterreich (1884).

138. **Kanitz,** Felix, k. ungar. Rath. Wien, I., Eschenbachgasse 9 (1870).

139. **Karabacek,** Dr. Josef, k. u. k. Hofrath, Director der k. k. Hofbibliothek. k. k. Universitäts-Professor. Wien, III./2, Salmgasse 15 (1870).

140. **Karner,** P. Lambert, Pfarrer. in St. Veit a. d. Gölsen, Niederösterreich (1880).

141. **Karrer,** Felix, k. ungar. Rath, General-Secretär des Wissenschaftlichen Club. Wien, XIX. 1, Döblinger Hauptstraße 80 (1870).

142. **Katholický,** Dr. Karl, k. k. Sanitätsrath, Primararzt der Krankenanstalt Brünn (1888).

143. **Keyserling,** Hermann Graf, Wien, IV./1, Waaggasse (1902).

144. **Kemény,** Dr. Ig., k. u. k. Stabsarzt d. R. in Güns (Kőszeg) (1890).

145. **Kerschbaumer,** Dr. Anton, Propst und Pfarrer. Krems a. d. Donau, Niederösterreich (1900).

146. **Klimesch,** Dr. Karl, k. k. Ministerial-Concipist. Wien, X./1, Kundratstraße 3 (1900).

147. **Klvaňa,** Josef, Gymnasial-Director in Gaya, Mähren (1901).

148. **Knabenseminar,** erzbischöfliches und Obergymnasium in Travnik, Bosnien (1888).

149. **Knett,** Josef, Ingenieur und Stadtgeologe. Karlsbad, Iris (1898).

150. **Koblitz v. Willmburg,** Hans Freiherr, k. u. k. Artillerie-Hauptmann. Krakau, ulica Basztowa (1888).

151. **Koch,** Franz, Altbürgermeister. Ischl (1897).

152. **Kohn,** Emerich, stud. philos. in Wien, II./1, Novaragasse 16 (1901).

153. **Kolbenheyer,** Erich, k. k. Baurath, Professor an der k. k. Staatsgewerbeschule in Czernowitz (1894).

154. **Koller,** August Freiherr v., k. u. k. Rittmeister im 14. Dragoner-Regiment. Prag, Hradek 4 (1891).

155. **Komínek,** Alois, Güter-Inspector. Graz, Lessinggasse 13 (1890).

156. **Kosanović**, Sava, Erzbischof von Sarajevo, Metropolit von Dabro in Bosnien und Exarch von Dalmatien. Dulcigno, Montenegro (1884). [Lebenslängliches Mitglied.]
157. **Kostersitz**, Ubald, Prälat des Stiftes Klosterneuburg (1887).
158. **Koudelka**, Florian, k. k. Bezirks-Oberthierarzt. Wischau, Mähren (1886).
159. **Krahuletz**, Johann, Museumscustos. Eggenburg, Niederösterreich (1900).
160. **Kraitschek**, Dr. Gustav, k. k. Gymnasial-Professor in Landskron, Böhmen (1901).
161. **Krayatsch**, Dr. Josef, Director der niederösterr. Irrenanstalt in Kierling-Gugging, Niederösterreich (1887).
162. **Kretschmer**, Dr. Paul, k. k. Universitäts-Professor. Wien, XVIII./1, Dittesgasse 15 (1899).
163. **Kříž**, Dr. Martin, k. k. Notar. Steinitz, Mähren (1880).
164. **Kubinyi**, Nikolaus v., Oberfiscal der Herrschaft Arva. Arva Váralya, Ungarn (1883).
165. **Kübeck** zu **Kübau**, Max Freiherr v., k. u. k. Legationsrath a. D. Wien, IV./1, Wienstraße 27 (1870).
166. **Kuhn**, Dr. Konrad, k. u. k. Hofarzt. Wien, I., Maysedergasse 6 (1893).
167. **Kulka**, Dr. Richard, Hof- und Gerichts-Advocat. Wien, VII./1, Neubaugasse 23 (1889).
168. **Kutschera**, Hugo Freiherr v., k. u. k. Geheimer Rath, Civil-Adlatus für Bosnien und die Herzegowina. Sarajevo (1884).
169. **Landau**, Dr. Wilhelm Freiherr v. Berlin, W. Lützowufer 5a (1895).
170. **Landes-Oberrealschule**, Niederösterreichische, und Gewerbeschule in Wr.-Neustadt (1887).
171. **Landwirtschaftliche Landes-Lehranstalt** in Tabor (1898).
172. **Landwirtschaftliche Akademie**, Königl. böhm., Tetschen-Liebwerd (1899).
173. **Lanz-Liebenfels**, Dr. A. Jörg. Wien, IV./2, Schönburgstraße 32 (1900).
174. **Lasch**, Dr. Richard, Bezirksarzt. Horn, Niederösterreich (1899).
175. **Leger**, F., Privatier. Kolin, 95/II, Böhmen (1888).
176. **Lehmann-Nitsche**, Dr. Robert, Sectionschef für Anthropologie am Museum in La Plata, Argentinien (1896).
177. **Leimdörfer**, Emil, Redacteur des »Wissen für Alle«. Wien, IX./1, Rogergasse 18 (1901).
178. **Lenz**, Dr. Oskar, k. k. Universitäts-Professor. Prag, Königliche Weinberge, Sladkovskystraße 8 (1893).
179. **Levec**, Dr. Wladimir, ordentliches Mitglied des Institutes für österr. Geschichtsforschung. Wien, III./3, Strohgasse 3, Th. 6 (1897).
180. **Linardić**, Dr. Dominik, k. u. k. Ober-Stabsarzt. Mostar (1888).
181. **Linden**, Dr. Marie Gräfin von d., Assistent am anatomisch-zoologischen Institut der Universität. Bonn, Königstraße 38 (1888).
182. **Lipperheide**, Franz Freiherr von, Matzen bei Brixlegg in Tirol (1901)).
183. **Lippmann**, Dr. Eduard, k. k. Universitäts-Professor. Wien, IV./1, Karlsgasse 9 (1893).
184. **Lodron-Laterano**, Carlo Graf zu, Fideicommissbesitzer der Güter Gmünd und Sommeregg. Schloss Gmünd, Kärnten (1900).
185. **Löwy**, Dr. Moses, Hof- und Gerichts-Advocat, Wien, II./1 Rueppgasse 9 (1901).
186. **Ludwigstorff**, Anton Freiherr v., k. u. k. Geheimer Rath, Deutsch-Altenburg an der Donau-Niederösterreich (1887).
187. **Luschan**, Dr. Felix Ritter v., Professor, Directorial-Assistent am Museum für Völkerkunde. Friedenau bei Berlin, Menzelstraße 1 (1872).
188. **Majewski**, Erasmus, Director des chemisch-technischen Laboratoriums. Warschau, Złota 61 (1893).
189. **Makowsky**, Alexander, Professor an der k. k. technischen Hochschule. Brünn, Thalgasse 25 (1889).
190. **Marchesetti**, Dr. Carlo de, Director des Museo civico di Storia naturale. Triest (1889).
191. **Marinitsch**, Josef, Privatier. Triest, Via del Lazzeretto vecchio 4 (1891).
192. **Massari**, Julius, k. k. Beamter im Ministerium für Landesvertheidigung. Wien, I., Babenbergerstrasse 15, Gendarmerie-Abtheilung (1901).
193. **Maška**, Karl Jaroslav, Oberrealschul-Director. Teltsch, Mähren (1881).
194. **Masner**, Dr. Karl, Erster Director des schlesischen Museums für Kunstgewerbe und Alterthümer in Breslau, Greußenstraße (1892).
195. **Matiegka**, Dr. Heinrich, Docent an der Universität. Prag, Karlsplatz 30 (1890).
196. **Mattoni**, Heinrich Edler v., kais. Rath, Gutsbesitzer. Wien, I., Tuchlauben 14 und 16 (1887).
197. **Mattula**, Josef, Baumeister. Znaim (1892).
198. **Mattula**, Ludwig, Lehrer. Unter-Retzbach, Niederösterreich (1892).
199. **Mayer**, Dr. Sigmund, k. k. Universitäts-Professor. Prag, Stephansgasse 28 (1892).
200. **Mayet**, Dr. Lucien. Lyon, 1 rue Molière, Frankreich (1900).
201. **Mayr**, Josef, Pfarrer. Hagenberg, Oberösterreich (1897).
202. **Mazegger**, Dr. Bernhard, Sanitätsrath, k. k. Conservator. Obermais bei Meran, Tirol (1900).
203. **Meringer**, Dr. Rudolf, k. k. Universitäts-Professor. Graz, Universitätsstraße 27 (1899).

204. **Minkus,** Dr. Fritz, zugetheilt dem k. k. österr. Museum für Kunst und Industrie. Wien, I., Bellariastraße 10 (1900).
205. **Miske,** Kálmán, Freiherr v., Gutsbesitzer. Güns, Ungarn (1896).
206. **Mittler,** Dr. Paul. Wien, I., Elisabethstraße 16 (1870).
207. **Montecuccoli-Polinago,** Rudolf Graf, k. u. k. Contre-Admiral, Kämmerer. Wien, III./1, Strohgasse 4 (1884).
208. **Moser,** Dr. Ludwig Karl, k. k. Gymnasial-Professor. Triest, Via del Lavatojo 1 (1900).
209. **Moses,** Heinrich, Lehrer. Neunkirchen, Niederösterreich, Kreuzgasse 10 (1900).
210. **Much,** Dr. Matthäus, k. k. Regierungsrath. Wien, XIII./2, Penzingerstraße 84 (1870).
211. **Much,** Dr. Rudolf, k. k. Universitäts-Professor. Wien, XIII./2, Penzingerstraße 82 (1880).
212. **Müller,** Dr. David Heinrich, k. k. Hofrath, Universitäts-Professor. Wien, VIII./2, Feldgasse 10 (1884).
213. **Müller,** Hugo M., Gutsbesitzer. Wien, I., Grünangergasse 1 (1880).
214. **Müller,** Dr. Otto, Eisenbahn-General-Secretär a. D. Wien, IX./1, Berggasse 5 (1889).
215. **Murko,** Dr. Mathias, Privatdocent an der Universität. Wien, VII./2, Breitegasse 4 (1896).
216. **Musealverein** der Stadt Cilli (1895).
217. **Musealverein** in Hallstatt, Oberösterreich (1891).
218. **Musejní spolek.** Brünn (1889).
219. **Museum** der Stadt Klattau in Böhmen (1890).
220. **Museum** der Stadt Werschetz in Ungarn (1898).
221. **Museum** der königl. Freistadt Esseg, Ungarn (1898).
222. **Museum für Völkerkunde** in Leipzig (1888).
223. **Museumsverein** in Budweis (1895).
224. **Nadenius,** Dr. Johann, k. k. Regierungsrath i. P. Wien, IV./2, Weyringergasse 15 (1887).
225. **Neugebauer,** Dr. Josef. Wien, IX./1, Kolingasse 11 (1893).
226. **Neumann,** Dr. Isidor, k. k. Hofrath, Universitäts-Professor. Wien, I., Kolowratring 14 (1897).
227. **Neumann,** Dr. Wilhelm Anton, k. k. Universitäts-Professor, Wien, IX./3, Garnisonsgasse 18 (1901).
228. **Neumayer,** Dr. Josef, Hof- und Gerichts-Advocat, Vicebürgermeister der Stadt Wien, Wien, I., Kleeblattgasse 13 (1901).
229. **Neustadtl,** Dr. Josef. Wien, I., Wallnerstraße 3 (1895).
230. **Nicoladoni,** Dr. Alexander, Hof- und Gerichts-Advocat in Linz (1901).
231. **Nicolics,** Baron de Rudna jun., Fedor. Rudna, Ungarn (1897).
232. **Niederle,** Dr. Lubor, Universitäts-Professor in Prag (1901).
233. **Niederleithinger,** Dr. Adolf Gustav. Wilfersdorf bei Mistelbach, Niederösterreich (1900).
234. **Niedźwiedzki,** Julian, Professor an der k. k. technischen Hochschule in Lemberg, Polytechnicum (1887).
235. **Obermaier,** P. Hugo, Archäologe. Wien, III./3, Rennweg 31 (1901).
236. **Ober-Realschule** in Linz (1901).
237. **Obersteiner,** Dr. Heinrich, k. k. Universitäts-Professor, Director der Privat-Irrenheilanstalt in Wien, XIX./1, Billrothstraße 69 (1870).
238. **Obst,** Dr. Hermann, Director des Museums für Völkerkunde in Leipzig (1896). [Zugleich correspondierendes Mitglied.]
239. **Oser,** Dr. Leopold, k. k. Regierungs- und Sanitätsrath, Universitäts-Professor. Wien, I., Neuthorgasse 20 (1870).
240. **Pachinger,** Anton Max. Linz, Oberösterreich, Bethlehemstraße 31 (1894).
241. **Palliardi,** Jaroslaw, k. k. Notar. Mährisch-Budwitz (1889).
242. **Pauli,** Hugo, Buchhändler. Wien, I., Rothenthurmstraße 15 (1892).
243. **Pausinger,** Dr. Felix, Assistent an der Universität in Czernowitz (1902).
244. **Peez,** Dr. Alexander v., Fabriks- und Realitäten-Besitzer. Wien, IV./1, Heugasse 2 (1880).
245. **Peisker,** Dr. Johann, Scriptor an der Universitäts-Bibliothek. Groisbach bei Graz (1896).
246. **Penka,** Karl, k. k. Gymnasial-Professor. Wien, XVIII./2, Schindlergasse 48 (1882).
247. **Pfeiffer,** Rudolf, k. k. Berghauptmann. Wien, XVIII./1, Währingergürtel 41 (1870).
248. **Pič,** Dr. J. L., Vorstand der archäologischen Abtheilung am Nationalmuseum in Prag, Sokolgasse 66 (1896).
249. **Pick,** Dr. Alois, k. u. k. Stabsarzt, Privatdocent an der k. k. Universität. Wien, I., Rudolfsplatz 12 (1895).
250. **Pick,** Dr. Arnold, k. k. Universitäts-Professor. Prag, Wassergasse 15 (1892).
251. **Pick,** Dr. Arthur. Karlsbad, Böhmen, Alte Wiese, goldene Krone (1901).
252. **Pingitzer,** Dr. Emerich Ritter v., k. k. Gerichtssecretär. Wien, IV./2, Favoritenstraße 18 (1900).
253. **Polaschek,** Dr. Anton, k. k. Gymnasial-Director. Floridsdorf, Hauptstraße 46 (1901).
254. **Poschacher,** Anton, Ingenieur, Besitzer von Granitwerken. Wien, IV./1, Margarethenstraße 30 (1901).
255. **Preen,** Hugo v., akademischer Maler und Gutsbesitzer. Osternberg bei Braunau am Inn, Oberösterreich (1885).

256. **Preindlsberger-Mrazović**, Milena, Schriftstellerin, Sarajevo, Landesspital (1889).
257. **Premerstein**, Dr. Anton Ritter v., Privatdocent und Beamter der k. k. Hofbibliothek, Wien (1902).
258. **Prochaska**, Karl sen., k. u. k. Hofbuchhändler und Hofbuchdruckerei - Besitzer. Teschen (1899).
259. **Pudil**, Ján, em. fürstl. Lobkowitz'scher Baudirector. Prag, Königliche Weinberge, Brandlgasse 16 (1883).
260. **Püchler**, Wenzel, k. k. Oberbergrath i. P. Graz, Maiffredygasse 5, II. (1884).
261. **Rabl**, Dr. Karl, k. k. Hofrath und Universitäts-Professor. Prag (1882).
262. **Radić**, Fran., Redacteur der »Starohrvatska Prosvjeta«. Curzola, Dalmatien (1884).
263. **Reichle**, Wolfgang, k. k. Rechnungsraths-Adjunct beim obersten Rechnungshof. Wien, I., Annagasse 5 (1901).
264. **Reinisch**, Dr. Leo, k. k. Hofrath, Universitäts-Professor in Wien, VIII./2, Feldgasse 5 (1902).
265. **Reisch**, Dr. Emil, k. k. Universitäts-Professor. Wien, VIII./1, Laudongasse 11 (1894).
266. **Reischek**, Andreas, Custos des Museums Francisco-Carolinum. Linz, Römerstraße 86 (1891). [Lebenslängliches Mitglied.]
267. **Reviczky de Revizsnye**, Bartholomäus, Vice-Archidiacon und Pfarrer. Csejte, Ungarn (1900).
268. **Richlý**, Heinrich. Neuhaus bei Weseli, Böhmen (1886).
269. **Riegl**, Dr. Alois, k. k. Universitäts-Professor. Wien, I., Schottengasse 3 (1892).
270. **Rigler**, Dr. Franz Edler v. Wien, III./2, Seidlgasse 22 (1874).
271. **Römisch-Germanisches Centralmuseum** in Mainz (1899).
272. **Rohrmann**, Moriz, Gutsbesitzer. Bludowitz, Österr.-Schlesien (1887).
273. **Rokitansky**, Hans Freiherr v., k. u. k. Kammersänger. Wien, IV./1, Wiedner Hauptstraße 51 (1874).
274. **Rollett**, Dr. Emil, k. k. Regierungsrath, Director und Primararzt des Erzh. Sophien-Spitals. Baden, Niederösterreich, Berggasse 37 (1870).
275. **Romstorfer**, Karl Adam, Regierungsrath, Architekt, k. k. Conservator, Director der k. k. Staatsgewerbeschule. Czernowitz, Petrowiczgasse 6 (1893).
276. **Rosthorn**, Dr. Arthur v., k. u. k. Legationsrath. Wien, I., Stephansplatz 6 (1894).
277. **Rowland**, William R. jun. Seremban, Malakka, via Singapore (1895).
278. **Rudnicki**, Dionys, Pfarrer. Bedrykowce bei Zaleszczyki, Galizien (1900).
279. **Rücker**, Anton, k. k. Oberbergrath. Wien, I., Canovagasse 7 (1882).
280. **Salm-Reifferscheidt**, Hugo Leopold Fürst und Altgraf zu, k. u. k. Kämmerer, Mitglied des Herrenhauses. Wien, III./2, Rasumofskygasse 8 a (1901). [Lebenslängliches Mitglied.]
281. **Salzer**, Josef, Fabriksbesitzer. Wien, III. 2. Marxergasse 1 (1888).
282. **Schacherl**, P. Gustav, Custos der Sammlungen im Stifte Zwettl, Niederösterreich (1889).
283. **Schandlbauer**, Dr. Hans. Wien, I., Petersplatz 4 (1893).
284. **Scheff**, Dr. Julius, jun., k. k. Universitäts-Professor. Wien, I., Hoher Markt 4 (1887).
285. **Schernthanner**, Anton, k. k. Oberbergrath. Aussee, Steiermark (1900).
286. **Schiff**, Dr. Eduard, Privatdocent an der Universität. Wien, I., Wallfischgasse 6 (1888).
287. **Schlesinger**, Sigmund Egon. Wien, I., Gonzagagasse 15 (1894).
288. **Schliz**, Dr. Alfred, Hofrath, Stadtrath. Heilbronn, Württemberg (1901).
289. **Schlosser**, Karl Freiherr v. Wien, IV./1, Taubstummengasse 8 (1888).
290. **Schmarda**, Dr. Ludwig Karl, k. k. Hofrath. Wien, II./2, Kaiser Josefstraße 33 (1870).
291. **Schmidel**, Edmund, k. k. Landesgerichtsrath in Steyr (1901).
292. **Schmidl**, Karl. Wien, IV./1, Wiedener Hauptstraße 47, II. Stock, 11 (1872).
293. **Schmidt**, Dr. Emil, Universitäts-Professor. Jena, Kaiser Wilhelmstraße 3 (1893). [Zugleich correspondierendes Mitglied.]
294. **Schmidt** S. V. D., P. Wilhelm, Maria-Enzersdorf. Niederösterreich, Missionshaus St. Gabriel (1899).
295. **Schnapper**, August, sen. Wien, VI./1, Getreidemarkt 17 (1888).
296. **Schneider**, Dr. Robert Ritter v., k. k. Universitäts-Professor, k. u. k. Director der Antikensammlung des Allerh. Kaiserhauses. Wien, IX./1, Porzellangasse 13 (1887).
297. **Schönborn-Wiesentheid**, Erwein Graf. Berlin, Bülowstraße 81 (1900).
298. **Schöffel**, Josef, Mitglied des niederösterreichischen Landesausschusses. Mödling, Niederösterreich (1899).
299. **Schoetensack**, Dr. Otto. Heidelberg (1894).
300. **Schollmayer**, E. Heinrich. Mašun, Post Grafenbrunn bei St. Peter (Bezirk Adelsberg), Krain (1899).
301. **Schott**, Eugen. Wien, VII./2, Burggasse 20 (1887).
302. **Schroeder**, Dr. Leopold v., k. k. Universitäts-Professor. Wien, IX./3, Maximilianplatz 13 (1894).

303. **Schrötter v. Kristelli**, Dr. Leopold Ritter, k. k. Hofrath, Universitäts-Professor. Wien, IX./2, Mariannengasse 3 (1887).

304. **Schuchardt**, Dr. Hugo, k. k. Hofrath, Universitäts-Professor i. P. Graz, Elisabethstraße 6 (1885).

305. **Schulz**, Dr. Paul, k. k. Hofrath. Wien, I., Babenbergerstraße 1 (1902).

306. **Sederl**, Josef, k. u. k. Hofsteinmetzmeister. Wien, III./3, Reisnerstraße 61 (1870).

307. **Sedlaczek**, Hubert, Förster. Thomigsdorf bei Triebitz, Böhmen (1900).

308. **Seeauer**, Karl, Hôtelbesitzer in Ischl, Hôtel Elisabeth (1901).

309. **Seler**, Dr. Eduard, Universitäts-Professor in Berlin. Steglitz bei Berlin, Kaiser Wilhelmstraße 3 (1900).

310. **Sieger**, Dr. Robert, Professor an der k. k. Export-Akademie, Privatdocent an der Universität. Wien, I., Wollzeile 12 (1891).

311. **Sitte**, Camillo, k. k. Regierungsrath, Architekt, Director der k. k. Staatsgewerbeschule. Wien, I., Schellinggasse 13 (1893).

312. **Skribany**, Franz, Schriftleiter der Mödlinger Zeitung. Mödling, Niederösterreich, Fran Josephsplatz 6 (1900).

313. **Sonne**, Dr. Eduard, Gemeindearzt in Ober-Laa bei Wien (1901).

314. **Sonnleithner**, Ferdinand, Sectionschef. Sarajevo (1888).

315. **Spitzer**, Gustav, k. u. k. Hof-Mode- und Weißwarenhändler. Wien, I., Giselastraße 11 (1884).

316. **Spitzer**, Mór, Directions-Ausschussmitglied des ungarischen Landesvereines für Archäologie und Anthropologie in Breitenbrunn bei Preßburg, Ungarn (1901).

317. **Staatsgewerbeschule**, k. k. Wien, I., Schellinggasse 13 (1893).

318. **Staatsgymnasium**, k. k. Oberhollabrunn, Niederösterreich (1893).

319. **Stache**, Dr. Guido, k. k. Hofrath, Director der k. k. geologischen Reichsanstalt. Wien, III./3, Ötzeltgasse 10, III (1870).

320. **Steinen**, Dr. Karl von den, Professor. Charlottenburg bei Berlin 2, Hardenbergstraße 24 (1892) [Zugleich correspondierendes Mitglied.]

321. **Steiner**, Franz. Schab bei Podersam, Böhmen (1891).

322 **Steiner v. Pfungen**, Dr. Robert Freiherr, Primararzt im Krankenhause Wieden, Privatdocent an der Universität. Wien, I., Schottengasse 3 (1880).

323. **Stockhammer**, Gustav, Oberinspector der Nordwestbahn. Floridsdorf, Coloniestraße 194 (1900).

324. **Storno**, Franz, jun., akademischer Maler, Ödenburg (1893).

325. **Straberger**, Josef, k. k. Conservator, Vicepräsident des Museums Francisco-Carolinum. Linz (1901).

326. **Strebel**, Hermann, Hamburg, Papenstrasse 79.

327. **Strohmayer**, Dr. Phil. August, Schriftsteller. Rom, poste restante, Italien (1881).

328. **Stubenvoll**, Hugo, Ingenieur. Vukovar, Slavonien (1892).

329. **Svetlin**, Dr. Wilhelm, k. k. Regierungsrath, Director einer Privat-Heilanstalt für Gemüthskranke. Wien, I., Kärntnerring 17 (1880).

330. **Swara**, Otto, Photopraph in Wien, IV./1, Grosse Neugasse 8 (1901).

331. **Szombathy**, Josef, k. u. k. Custos am k. k. naturhistorischen Hofmuseum. Wien, VII./2, Sigmundsgasse 8 (1879).

332. **Tagleicht**, Karl, k. u. k. Hof-Schlosser. Wien, XX./5, Mathildenplatz 7 (1887).

333. **Teutsch**, Julius, Liqueurfabrikant. Kronstadt, Siebenbürgen, Rossmarkt 4 (1899).

334. **Thirring**, Julius, Bürgerschullehrer. Wien, II./1, Darwingasse 9 (1893).

335. **Tietze**, Dr. Emil, k. k. Oberbergrath, Chef-Geologe der k. k. geologischen Reichsanstalt. Wien, III /1, Landstraße Hauptstraße 90 (1887).

336. **Toldt**, Dr. Karl, k. k. Hofrath, Universitäts-Professor. Wien, IX./1, Wasagasse 8 (1885).

337. **Trapp**, Josef, Fabriksbesitzer. Pilsen, Salzgasse 14 (1889).

338. **Treutler**, Dr. Ferdinand, k. u. k. General-Stabsarzt. Wien, IV./1, Schäffergasse 17 (1892).

339. **Trojanović**, Dr. Sima, Professor, Custos des Ethnogr. Museums in Belgrad, Protamatijastraße 13 (1894).

340. **Tschudi**, Dr. Arthur, k. u. k. Oberstabs- und Garnisonsarzt. Zara (1888).

341. **Vielhaber**, Gottfried, Bibliothekar des Prämonstratenserstiftes Schlägl, Post Aigen, Oberösterreich (1900).

342. **Urbantschitsch**, Dr. Victor, k. k. Universitäts-Professor in Wien, XIX./1, Colloredogasse 8 (1901)

343. **Vuletić-Vukasović**, Vid, Professor. Ragusa, Dalmatien (1883).

344. **Vyvlečka**, Dr. Josef, k. k. Conservator, Domvicar. Olmütz (1896).

345. **Wallaschek**, Dr. Richard, Privatdocent an der Universität. Wien, IX./3, Schwarzspanierstraße 18 (1897).

346. **Waněk**, Johann, fürstl. Liechtenstein'scher Gutsdirector. Radim, Post Petschek, Böhmen (1896).

347. **Wasserburger**, Moriz, k. k. Postsecretär. Wien, IV./1, Wiedner Hauptstraße 89 (1899).

348. **Weinberger**, Isidor, k. k. Commercialrath, Präsident der böhmischen Montangesellschaft. Wien. IV./1, Schwindgasse 20 (1883).

349. **Weinzierl,** Robert Ritter v., k. k. Conservator, Museums-Custos. Teplitz, Schulgasse 8 (1894).
350. **Weinzierl,** Dr. Theodor Ritter v., k. k. Hofrath, Director der staatlichen Samen-Controlstation. Wien, I., Ebendorferstraße 7 (1892).
351. **Weisbach,** Dr. Augustin, k. u. k. General-Stabsarzt d. R. Graz, Sparbersbachstraße 41 (1887).
352. **Weißenberg,** Dr. S. in Elisabethgrad, Südrußland.
353. **Weiß v. Tessbach,** Dr. Adolf Ritter, Advocaturscandidat. Wien, I., Nibelungengasse 1 (1900).
354. **Weyr,** Rudolf, Professor an der k. k. technischen Hochschule, Bildhauer. Wien, III./1, Hauptstraße 74 (1887).
355. **Wickenburg,** Eduard Graf. Rohrbach bei St. Peter in der Au, Westbahn, Post Weistrach, Niederösterreich (1898).
356. **Wieninger,** Georg, Gutsbesitzer. Schärding, Oberösterreich (1900).
357. **Wielemans,** Edler von **Monteforte,** Alexander, k. k. Baurath und Architekt. Wien, XVII./2, Zwerngasse 16 (1897).
358. **Wieser v. Wiesenhort,** Dr. Franz Ritter, k. k. Hofrath, Universitäts-Professor, Präsident des Ferdinandeums. Innsbruck, Meinhartstr. 4 (1883).
359. **Wilser,** Dr. Ludwig. Heidelberg, Leopoldstraße 41 (1897).
360. **Winkler,** Karl, Sparcassen-Director in Mauthausen an der Donau (1901).
361. **Winternitz,** Dr. Moriz, Professor für indoarische Philologie und allgemeine Völkerkunde an der k. k. deutschen Karl Ferdinands-Universität in Prag, Königliche Weinberge, Manesgasse 4 (1886).
362. **Winternitz,** Dr. Wilhelm, k. k. Regierungsrath, Universitäts-Professor. Wien, I. Wipplingerstraße 28 (1872).
363. **Wisnar,** Julius, k. k. Gymnasial-Director. Znaim (1898).
364. **Wittmann,** Dr. Emil Hugo, Schriftsteller. Wien, VI./1, Magdalenenstraße 10A, 4. St. (1884).
365. **Wohlgemuth,** Karl, Volksschullehrer. Bozen, Laubengasse (1900).
366. **Woldřich,** Dr. Joh. Nep., k. k. Universitäts-Professor. Prag, Königliche Weinberge, Hálekgasse 76 (1870).
367. **Wolfram,** Alfred. Wien, XVIII./1, Canongasse 19 (1889).
368. **Zangerle,** Dr. Josef, Advocatur-Concipient in Baden, Niederösterreich, Hauptplatz 12 (1901).
369. **Zawiliński,** Roman, k. k. Gymnasial-Professor, Secretär der ethnologischen Abtheilung der Akademie der Wissenschaften. Krakau, Karmelicka 22 (1893).
370. **Zdekauer,** Dr. Alfred. Trautenau (1899).
371. **Želizko,** Johann V., Beamter der k. k. geologischen Reichsanstalt. Wien, III./2, Löwengasse 37 II/11 A (1900).
372. **Zora,** Serbisch-akademischer Studentenverein. Wien, I., Franzensring 3, Universität (1884).
373. **Zsigmondy,** Dr. Otto, Zahnarzt. Wien, I., Schmerlingplatz 2 (1892).
374. **Zuckerkandl,** Dr. Emil, k. k. Hofrath, Universitäts-Professor. Wien, IX./4, Alsbachstraße 20 (1878).
375. **Zumbusch,** Kaspar Ritter v., k. k. Professor an der Akademie der bildenden Künste. Wien, III./3, Jacquingasse 11 (1889).
376. **Žunković,** Martin, k. u. k. Hauptmann, Lehrer der k. u. k. Infanterie-Cadettenschule in Marburg, Steiermark (1900).
377. **Zwirner,** Hubert, Bürgerschullehrer und zoolog. Präparator in Retz, Niederösterreich.

C. Correspondenten.

1. **Bella,** Ludwig, Professor. Ödenburg.

Verzeichnis

der

Institute, Vereine und **Redactionen,** mit welchen die Anthropologische Gesellschaft in Wien im **Schriftentausch** steht.

(S. bedeutet nur Tausch gegen die Sitzungsberichte, B. = botanische Abtheilung, E. = ethnographische Sammlung, G. = geologische Abtheilung, H. = Hofbibliothek, P. = prähistorische Sammlung.[1])

1. **Agram:** Südslavische Akademie der Wissenschaften. — 1. Rad. philos.-hist. Cl., 2. mathemat. Cl., 3. Ljetopis, 4. Zbornik. (P.)
2. — Kroatische archäologische Gesellschaft. — Viestnik hrvatskoga arkeologičkoga družtva. (P.)
3. **Athen:** Kaiserlich deutsches archäologisches Institut. — Mittheilungen. (P.)
4. **Basel:** Basler Missions-Comité. — Evangelisches Missions-Magazin. (E.)
5. **Batavia:** Genootschap van Kunsten en Wetenschappen. — Tijdschrift voor Indische taalland- en volkenkunde. (E.)
6. **Berlin:** Königliche Akademie der Wissenschaften. — Sitzungsberichte. (P.)
7. — Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. — Zeitschrift für Ethnologie. (P.)
8. — Verein für Volkskunde. — Zeitschrift (E.)
9. **Bombay:** Anthropological Society. — The Journal. (E.)
10. **Bonn:** Verein von Alterthumsfreunden der Rheinlande. — Jahrbücher. (P.)
11. **Boston:** American Academy of science. (G.)
12. **Braunschweig:** Redaction der Zeitschrift »Globus«. — Globus. (E.)
13. **Breslau:** Schlesische Gesellschaft für vaterländische Cultur. — Jahresberichte. (P.)
14. — Museum für schlesische Alterthümer. — Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift. (P.)
15. **Brünn:** Naturforscher-Verein. — 1. Verhandlungen, 2. Museum Francisceum, Annales. (P.)
16. **Brüssel:** Académie Royale des Sciences. — 1. Annuaire, 2. Bulletins. (P.)
17. — Société d'anthropologie. — Bulletin. (P.)
18. — Société d'Archéologie de Bruxelles. — 1. Annales, 2. Annuaire. (P.)
19. **Budapest:** Ungarisches National-Museum. — Archaeologiai Értesitö. (P.)
20. — Ungarische ethnographische Gesellschaft. — Ethnographia. (E.)
21. **Calcutta:** Asiatic Society of Bengal. — 1. Journals, 2. Proceedings. (E.)
22. **Chicago:** Field Columbian Museum. — 1. Anthropologic. Ser. Publ., 2. Report of the Director to the Board of Trustees. (E.)
23. **Christiania:** Foreningen til Norske Fortidsmindes merkers bevaring. — Aarsberetning. (P.)
24. **Czernowitz:** Bukowiner Landesmuseum. — 1. Rechenschaftsberichte, 2. Jahrbuch. (P.)
25. **Časlau:** Redaction des »Věstník československých musei a spolku archaeologických«. — Věstník. (P.) S.
26. **Danzig:** Naturforschende Gesellschaft. — Schriften. (P.)
27. **Demerara:** Royal Agricultural and Commercial Society of British Guiana. — Timehri. (E.)
28. **Dorpat:** Gelehrte Esthnische Gesellschaft. — 1. Sitzungsberichte, 2. Verhandlungen. (P.)
29. **Dresden:** Naturwissenschaftliche Gesellschaft »Isis«. — Sitzungsberichte und Abhandlungen. (P.)
30. **Dublin:** Royal Dublin Society. — 1. The scientific Transactions, 2. The scientific Proceedings, 3. The economic Proceedings. (G.)
31. **Dürkheim am Haardt:** Naturwissenschaftlicher Verein »Pollichia«. — Mittheilungen. (B.) S.
32. **Edinburg:** Scottish Geographical Society. — The Scottish Geographical Magazine. (E.)
33. — Society of Antiquaries of Scotland. — Proceedings. (P.)
34. **Florenz:** Società italiana di Antropologia etc. — Archivio per l'Antropologia e la Etnologia. (E.)
35. **Frankfurt a. d. O.:** Redaction der »Societatum litterae«. — Societatum litterae. (E.) S.
36. **Genf:** Société de Geographie de Genève. — Le Globe. (E.)
37. **Görlitz:** Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte der Oberlausitz. — Jahreshefte. (P.) S.
38. **Graz:** Naturwissenschaftlicher Verein für Steiermark. — Mittheilungen. (P.)
39. **Grenoble:** Société Dauphinoise d'ethnologie et d'anthropologie. — Bulletins. (P.)

[1]) Da die Gesellschaft keine Bibliothek besitzt, gibt sie alle Einläufe gegen Ersatz der als Tausch verwendeten Exemplare der »Mittheilungen« an die Bibliotheken der genannten Abtheilungen des k. k. naturhistorischen Hofmuseums und an die k. k. Hofbibliothek ab. Für Tauschexemplare, welche an mit * bezeichnete Vereine und Institute abgegeben werden, wird kein Ersatz geleistet.

40. **Haag:** Koninklijk Institut voor de Taal-, Land- en Volkenkunde van Nederlandsch-Indië. — Bijdragen. (H.)
41. **Halle a. d. S.:** Kais. Leopoldinisch-Carolinische deutsche Akademie der Naturforscher. — Leopoldina. (P.)
42. **Helsingfors:** Finska Vetenskaps Societeten. — 1. Öfversigt af förhandlingar, 2. Bidrag till kännedom af Finlands Natur och Folk, 3. Acta societatis scientiarium Fennicae. (P.)
43. — Finnische Alterthums-Gesellschaft. — 1. Aikakauskirja, 2. Memoires, 3. Suomen und Finskt Museum. (P.)
44. **Innsbruck:** Museum Ferdinandeum. — Zeitschrift. (P.)
45. **Kasan:** Gesellschaft für Archäologie, Geschichte und Ethnologie. — Iswjästija. (E.)
46. **Kiel:** Naturwissenschaftlicher Verein für Schleswig-Holstein. — Schriften. (P.)
47. — Anthropologischer Verein in Schleswig-Holstein — Mittheilungen. (P.) S.
48. **Klagenfurt:** Naturhistorisches Landesmuseum. — Jahrbuch. (P.)
49. — Geschichtsverein für Kärnten. — 1. Carinthia. 2. Jahresbericht. (P.)
50. **Königsberg:** Alterthumsgesellschaft »Prussia«. — Sitzungsberichte. (P.)
51. — Physikalisch-ökonomische Gesellschaft. — Schriften. (P.)
52. **Kopenhagen:** Kongel. Danske Videnskaberne Selskab. — Oversigt (Bulletin). (P.)
53. — Kongel. Nordiske Oldskrift Selskab. — 1. Aarbøger, 2. Memoires. (P.)
54. **Krakau:** Akademie der Wissenschaften. — Anzeiger. (P.)
55. **Laibach:** Musealverein für Krain. — 1. Izvestja, 2. Mittheilungen. (P.)
56. **La Plata:** Museo de La Plata. — Revista. (E.)
57. **Leiden:** Redaction des Internationalen Archivs für Ethnographie. — Intern. Arch. f. Ethn. (E)
58. **Lemberg:** Verein für Volkskunde. — Lud. (E.)
59. **Linz:** Museum Francisco-Carolinum. — Berichte. (P.)
60. **London:** Royal Society. — Proceedings. (P.)
61. — Anthropological Institute of Great-Britain and Ireland. — Man. (E.)
62. — Folk-Lore Society. — Folk-Lore. (E.)
63. **Lüttich:** Institut archéologique Liégois. — Bulletin. (P.)
64. **Lyon:** Société d'Anthropologie. (P.)
65. — Muséum d'Histoire Naturelle de Lyon. — Archives. (P.)
66. **Madras:** Madras Government Museum. — Bulletin. (E.) S.
67. **Mailand:** Reale Istituto Lombardo di scienze e lettere. — Rendiconti. (P.)
68. **Mailand:** Società italiana di scienze naturali. — 1. Atti 2. Memorie. (P.)
69. **Modena:** Società dei Naturalisti. — 1. Atti, 2. Rendiconti. (G.)
70. **Montreal:** The Canadian Record of Science. (G.)
71. **Moskau:** Kaiserliche Gesellschaft der Freunde der Naturwissenschaften, Anthropologie und Ethnographie. — 1. Iswjästija, 2. Trudü antropologitscheskago otdjäla. (P.)
72. — Kaiserliche Archäologische Gesellschaft. — 1. Drewnosti wostotschnija, 2. Materialij po archeologij wostotschnich gub. Rossij. (P.)
73. **München:** Königliche Akademie der Wissenschaften. — Sitzungsberichte der math.-phys. Classe. (P.)
74. — Redaction der Prähistorischen Blätter. (P.) S.
75. **New-York:** Anthropological Society. — The American Anthropologist. (E.)
76. **Norwood:** Archaeological Institute of America. — American Journal of Archaeology. (H.)
77. **Nürnberg:** Germanisches National-Museum. — Anzeiger und Mittheilungen. (P.)
78. **Orenburg:** Gelehrte Alterthums-Gesellschaft. 1. Journal, 2. Sapiski, 3. Iswjästija. (P.)
79. **Ottawa:** Geological Survey of Canada. — Report annual, Maps, The Canadian Record of Science. (G.)
80. **Parenzo:** Società istriana di Archeologia e Storia patria. — Atti e memorie. (P.)
81. **Paris:** Société d'anthropologie. — 1. Bulletins 2. Mémoires. (P.)
82. — Redaction des Journals »L'Anthropologie«. — L'Anthropologie. (P.)
83. — Société nationale des Antiquaires de France. — Bulletin und Memoires. (P.)
84. — Redaction der Zeitschrift »Mélusine«. — Mélusine. (E.)
85. — Redaction der Zeitschrift »Revue des traditions populaires« (M. Paul Sébillot, 80 boulevard Saint Marcel).
86. — Redaction der »Revue mensuelle de l'École d'anthropologie«. — Revue mensuelle. (P.)
87. — Redaction der Zeitschrift »Le Tour du Monde« — Le Tour du Monde. (E.)
88. — »Musée Guimet.« — 1. Annales, 2. Revue de l'histoire des religions, 3. Bibliotheque d'Études. (E.)
89. **Porto:** Redaction der Portugalia. Materias parao estudo de povo portuguez. — Portugalia. (P.) Rua de Cedofeita 548.
90. **Posen:** Historische Gesellschaft für die Provinz Posen. — 1. Zeitschrift, 2. Historische Monatsblätter für die Provinz Posen. (P.)
91. **Prag:** Königliche böhmische Gesellschaft der Wissenschaften. — 1. Sitzungsberichte, 2. Jahresberichte, 3. Abhandlungen. (P.)
92. — Čechoslavisches ethnographisches Museum. (E.)

93. **Prag:** Naturwissenschaftlicher Verein »Lotos«. — Jahrbuch für Naturwissenschaft. (P.)
94. — Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen. — Mittheilungen. (P.)
95. —* Lese- und Redehalle der deutschen Studenten. — Bericht. (P.)
96. — Redaction der Zeitschrift »Český lid«. — Český lid. (E.)
97. **Rom:** Reale Accademia dei Lincei. — 1. Atti, 2. Notizie degli scavi di antichità, 3. Rendiconti. (P.)
98. — Redaction des »Bollettino di Paletnologia italiana«. — Bollettino. (P.)
99. — Società geografica italiana. — Bollettino. (E.)
100. — Società Romana di Antropologia. — Atti. (P.)
101. — Redaction der Zeitschrift »Cosmos«. — Cosmos. (E.)
102. — Redaction der Zeitschrift »Rivista Italiana di Sociologia«. (E.)
103. **Rotterdam:** Nederlandsche Zendelingsgenootschap. — Mededeelingen. (E.)
104. **Saigon:** L'École Française d'Extrême-Orient. (Au directeur). — Bulletin. (E.)
105. **St. Louis:** Academy of Arts and Sciences. (G.)
106. **Salzburg:** Gesellschaft für Landeskunde. — Mittheilungen. (P.)
107. **St. Petersburg:** Kaiserliche Archäologische Commission. — 1. Compte-Rendu, 2. Otschet, 3. Materiali. (P.)
108. — Académie Imperiale de sciences. — 1. Bulletin, 2. Mémoires, 3. Publications du Musée d'anthropologie et d'ethnographie. (P.)
109. — Kaiserlich russische geographische Gesellschaft. — 1. Iswjästija, 2. Otschet. (E.)
110. — Russische Anthropologische Gesellschaft an der kaiserlichen militär-medicinischen Akademie. — Sitzungsprotokolle. (P.)
111. **Santiago:** Deutscher wissenschaftlicher Verein. — Verhandlungen. (E.) 8.
112. **Sarajevo:** Bosnisch-hercegovinisches Landesmuseum. — 1. Glasnik zemaljskog Muzeja u Bosni i Hercegovini, 2. Wissenschaftliche Mittheilungen aus Bosnien und der Hercegovina. (P.)
113. **Seoul:** Korea branch of the Royal Asiatic Society. — Transactions. (E.)
114. **Schwerin:** Verein für mecklenburgische Geschichte. — Jahrbücher und Jahresberichte. (P.)
115. **Shanghai:** China branch of the Royal Asiatic Society. — Journal. (E.)
116. **Singapore:** Straits branch of the Royal Asiatic Society. — Journal. (E.)
117. **Spalato:** Museo Archeologico. — Bullettino di Archeologia e Storia Dalmata. (P.)
118. **Stockholm:** Konigl. Vitterhets Historie och Antiquitets Akademia. — 1. Antiqvarisk Tidskrift för Sverige, 2. Månadsblad. (P.)
119. — Svenska sällskapet för Antropologi och Geografi. — »Ymer«. (E.)
120. **Stockholm:** Nordisches Museum. — 1. Samfundet, 2. Minnen från Nordisk Museet. (E.)
121. **Stuttgart:** Württembergische Anthropologischer Verein — Fundberichte aus Schwaben. (P.) 8.
122. — Königliche öffentliche Bibliothek. — Württembergische Vierteljahrshefte für Landesgeschichte. (P.)
123. **Sydney:** Royal Society of New South Wales. — 1. Journal and Proceedings, 2. Abstracts of Proceedings. (E.)
124. — Australian Museum. — 1. Report, 2. Record, 3. Memoir. (E.) 8.
125. — Royal Anthropological Society. — Science of man and Journal. (E.)
126. **Tiflis:** Kaukasische Abtheilung der kaiserlich russischen geographischen Gesellschaft. — 1. Sapiski, 2. Iswjästija. (E.)
127. **Tokio:** Anthropological Society. — Journal. (E.)
128. — Asiatic Society of Japan. — Transactions. (E.)
129. **Toronto:** Canadian Institute. — 1. Transactions, 2. Proceedings, 3. Annual report. (E.)
130. **Trient:** Biblioteca e Museo comunali di Trento. — Archivio Trentino. (P.)
131. **Trier:** Gesellschaft für nützliche Forschungen. — Jahresberichte. (P.)
132. **Upsala:** Redaction der Zeitschrift »Nyare bidrag till kännedom om de Svenska landsmålen ok Svenskt folklif.«. (E.)
133. **Warschau:** Redaction der »Wisła«. (E.)
134. — Redaction des »Swiatowit«. (P.)
135. **Washington:** Smithsonian Institution. — 1. Annual Report of the board of regents, 2. Report of the U. S. National-Museum, 3. Bulletin of the U. S. National-Museum, 4. Proceedings of the U. S. National-Museum, 5. Annual report of the Bureau of Ethnology. (E.)
136. — United States Geological Survey. — 1. Annual Report, 2. Monographs, 3. Mineral Resources, 4. Bulletin. (G.)
137. **Wellington:** Polynesian Society. — The Journal. (E.)
138. — K. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale. — Mittheilungen. (P.)
139. **Wien:** K. k. geographische Gesellschaft. — 1. Mittheilungen, 2. Abhandlungen. (E.)
140. — K. k. geologische Reichsanstalt. — Verhandlungen. (G.)
141. — Verein für Landeskunde von Niederösterreich. — 1. Blätter, 2. Topographie von Niederösterreich, 3. Urkundenbuch von Niederösterreich. (P.)
142. — * Verein zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse. — Schriften. (P.)
143. — * Wissenschaftlicher Club. — Monatsblätter. (P.)
144. — * K. k. Gesellschaft der Ärzte.

145. **Wien:** K. k. naturhistorisches Hofmuseum.[1])
146 — * Bibliothek des n.-ö. Landhauses.
147. **Wiesbaden:** Verein für nassauische Alterthumskunde und Geschichtsforschung. — 1. Annalen, 2. Mittheilungen. (P.)
148. **Woking:** Redaction von »The Imperial and Asiatic Quarterly Review and Oriental and Colonial Record«. (E.)
149. **Worcester,** Mass. The American Folk-Lore Society. (Dr. A. F. Chamberlain.) (E.)
150. **Zürich:** Antiquarische Gesellschaft. Stadtbibliothek. — Mittheilungen. (P.)
151. — Schweizerisches Landesmuseum. — Anzeiger für schweizerische Alterthumskunde. (P.)

[1]) Erhält zwei Exemplare der »Mittheilungen« für die Bibliothek der anthropologisch-ethnographischen Abtheilung, E. und P.

Monatsversammlung am 14. Jänner 1902.

Vorsitzender: Dr. Karl Ritter Brunner v. Wattenwyl.

1. Herr Anton Zeemann hält einen Vortrag:

Zur Naturgeschichte des Teufels.

2. Herr E. K. Blümml hält einen Vortrag:

Die Lilie als Todtenblume bei den Germanen.

3. Herr Klim. Čermák in Časlau übersendet eine Mittheilung über

Eine merkwürdige Verzierung eines montenegrinischen Handschars.

Im Salon Vuletić in Cetinje fand ich einen Handschar, dessen Scheidenspitze mit Silberblech von getriebener Arbeit reich verziert war. Dieses Stück wird jetzt bloß wie ein Angedenken aus alter Zeit zwischen anderen weniger verzierten Handscharen ausgestellt.

In den Kaufläden bekommt man jetzt sehr selten gute, alte Waffen zum Verkauf. Es gehört auch nicht zu der heutigen Mode der montenegrinischen Junaken (Helden), die Handschare hinter dem Gürtel zu tragen. Hier sieht man jetzt bloß den »Levor« (Revolver) von größerer Form, den jeder erwachsene Mann trägt; bloß die Verbrecher dürfen keine Waffe tragen, und deshalb sind sie am meisten bestraft.

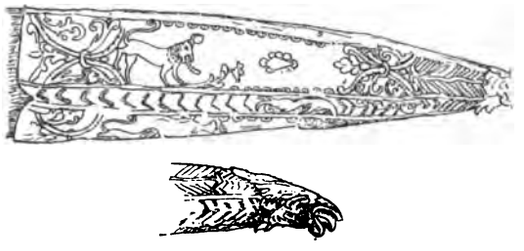


Abb. 1. Spitze der Scheide eines montenegrinischen Handschars.

Dieser alte Handschar ist 87 *cm* lang; das reich verzierte Ende der Scheide misst 27·6 *cm*. Der übrige Theil der Scheide ist aus Leder, und die Handhabe des Handschars, wie gewöhnlich, aus Bein.

Auf diesem Ansatze sieht man beiderseits in Silber getriebene alte Motive. Es sind Pflanzenornamente im uralten Stil, zwischen welchen ein laufender Löwe, den Schweif nach oben gerichtet und mit ausgestreckter Zunge, vor ihm ein Vogel auf einem Aste; weiter dann sieht man eine mit Ringeln verzierte Raute und dann wieder das Pflanzenornament, welches aus zwei Halbkreisen, die mit einem Ringe verbunden sind, besteht. Weiter noch geht eine mit Pfeilornamenten gezierte Welle. Unter diesem geht ein zweites Motiv aus getriebenen <<<, welche weniger deutliche Pflanzenornamente zieren.

Unter dieser engeren Reihe wiederholt sich die alte Scene mit dem laufenden Löwen schon auf der gegenseitigen Seite des Handschars.

An der Spitze sitzt eine aus Silber getriebene Verzierung in Form eines reich ornamentierten Fischkopfes, oder eines Ungeheuers mit ausgestreckter Zunge zwischen offenen Lippen. Das Auge ist mit zwei Kreisen angedeutet, und zwischen dem Pflanzenornamente sieht man Punkte. Diese Endverzierung sind umgekehrt aufgesetzt.

So alte Hallstätter und mykenische Motive auf den ungefähr 200 Jahre alten Handscharen sind von großer culturhistorischer Bedeutung.

Die uralten Darstellungen laufender Katzen und Löwen, wie man es z. B. auf dem bekannten Fresko aus der XVIII. ägyptischen Dynastie (um 1500 v. Chr.), oder auf den Wandmalereien im Tell et Amarna, oder als Decorationsmotive auf den mit Gold eingelegten Bronzedolchen aus den Gräbern von Mykenä[1]) sieht, wiederholen sich wieder da, und es sind alte Culturtraditionen

[1]) Siehe »Prähistorische Blätter«, XII, 1900, Nr. 1 auf der I. Tafel Nr. 5.

welche das heutige montenegrinische Volk mit dem der alten Griechen verbinden, was vielleicht auch mit Einflüssen der Colonisation von slavischen Völkern im Peloponnes im VI.—VIII. Jahrhundert und mit der Slavisierung der griechischen Ortsnamen in weiter Verbindung steht.

Aber auch andere Andeutungen in der Keramik von neolithischen Ansiedelungen Bosniens zeigen, dass eine Culturverbindung dieser nördlichen Gegenden mit Mykenä, Creta, Cypern und Ägypten (Naquada) stattfand. Besonders hebe ich die Thonfiguren von Butmir und die Idole vom Laibacher Moor bei Brunndorf hervor.

Sind es nicht primitive Kunstwerke, die ihre Vorlagen in Ägypten und am Hissarlik hatten?

4. Herr Professor Karl Fuchs in Pressburg übersendet folgende

Berichtigung.

Die Arbeiten über den Burzenländer Hof und das Székler Haus waren leider schon gedruckt als ich verwandte Arbeiten von Kaindl und Bancalari kennen lernte. Vor allem berichtige ich:

Die Huzulen nennen die Schindel *dranicza*. Der székler Ausdruck *granicza*-Dach für Schindeldach beruht also offenbar auf einem Missverständnis, da der Székler heute gar nie mehr mit Slaven zu thun hat, sich aber durch und durch als Grenzer fühlt (*granicza* = Militärgrenze).

Im Salzburgischen heißt der Boden (Dachraum) *Hoi*, bei Freistadt in Oberösterreich *Heo Büh;* in Wien heißt die oberste Galerie *Jucheh* oder *Hoiho* oder *Hui*, der Székler allein unter den Magyaren nennt den Boden *Hiú;* das deutsche Sprichwort »Oben Hui, unten Pfui« lautet im Magyarischen »oben ist das (Wagen-)Dach, unten ist kein (Wagen-)Korb«. Im Magyarischen heißt aber *hiú* das Eitle, das Leere, und schließt sich zwanglos an die Wortfamilie »fehlen« an, gleichwie die deutschen Worte sich an »hoch« anschließen.

Das Székler Haus steht dem Huzulenhaus (Kaindl, Bei den Huzulen im Pruththale, Mitth. 1897, S. 218, Abb. 185) ebenso nahe, wie dem rumänischen und sächsischen Zweistubenhause des Burzenlandes, es ist geradezu das Bindeglied. Den Vorraum *A* (Gang, *ganok*) haben Rumänen und Sachsen, ebenfalls mit Bänken; der Székler aber nennt den *tornácz*, den der Huzule ebenfalls *ganok* nennt, auch *gáng*. Das braucht nicht das deutsche »Gang« zu sein, da die Endung —ng auch in anderen entlehnten Wörtern vorkommt, wie *puszpáng* (Buchsbaum), *ispiláng* (Bedeutung unbekannt), *rozmaring* (Rosmarin) etc.

Das Vorhaus *B (giny)* enthält auch beim Székler im allgemeinen keinen Herd; nur bedeutet *szin* im Magyarischen den Schupfen. Der hintere Theil des Vorhauses, der bei Kaindl Fässer enthält, ist im Székler Haus sehr oft als Kammer abgetrennt.

Ofen, Bett und Tisch stehen beim Székler so wie beim Huzulen.

Wie der Huzule sowohl das ganze Haus, als auch die einzelne Stube *chata* nennt, nennt der Székler das ganze Haus, als auch die einzelne Stube *ház*.

Das herangezogene Huzulenhaus steht im Dorfe *Kosmasz*; in der Csik bei den Széklern heißt ein Dorf *Csik-Kozmás*. Reichlich die Hälfte der székler Ortsnamen ist slavisch.

Die Abhängigkeit der Székler von den Slaven (Huzulen?) scheint also noch viel weiter zu gehen, als ich in der Arbeit über das Székler Haus angenommen habe. Sehr fällt mir die Analogie zwischen dem um das Huzulenhaus laufenden Stall für Kleinvieh, dem Törzburger Schafstall und der Galerie der Petersberger Scheune auf.

5. Herr Prof. Karl Fuchs in Pressburg übersendet eine Mittheilung über:

Die Törzburger Hausburgen.

Das Burzenland, die von Sachsen bewohnte Ebene im südöstlichen Siebenbürgen, hat einen südwestlichen Arm, der in den nach Rumänien führenden Törzburger Pass übergeht. Das ist der entlegenste, dem erneuernden Einfluss von Kronstadt am meisten entrückte und darum alterthümlichste Theil des Burzenlandes, der überdies einem anderen Comitate zugetheilt ist.

Das Nordende des Passthales ist durch einen Thalriegel (quergelegten Felsrücken) bis auf wenige Schritte verengt, und auf diesem Riegel steht die kleine Törzburg. Um diese Burg, auf einer Fläche von etwa 30 km^2 liegen gegen 1000 Einzelhöfe und wohnen gegen 10.000 Menschen. Südlich von der Törzburg lag bis 1848 eine neutrale Zone, die weder von türkischen Beamten, noch von ungarischen Comitaten verwaltet wurde. Auf diesem einst neutralen Gebiete stehen die ältesten, wohl gegen 200 Jahre alten Einzelhöfe von sehr verschiedenen Typen. Besonders ein Typus ist in Kronstadt unter dem Namen Koliba bekannt, und die heute rumänisch sprechenden

Bewohner werden Kolibaschen genannt. Diese lange Zeit nicht geknechteten Bauern sind überaus freundlich, friedlich, mäßig und, in schroffem Gegensatz zu ihren nördlichen rumänischen Nachbarn, reich. Mancher hat 4000 Schafe, die auf den Hochwiesen des Bucsecs und der Magura weiden und auf rumänischem Gebiet bis an die Dobrudscha auf die Weide getrieben werden; mancher hat 500—800 Joch Grundbesitz, aber den Pflug kennen sie erst seit wenigen Jahren; die Gärten werden nur mit dem Grabscheit bearbeitet. Mehl wird aus dem Burzenlande (Kronstadt) bezogen.

Die Benennungen Koliba und Kolibasch, die leider auch in die deutsche Fachliteratur übergegangen sind, beruhen auf einem groben Missverständnis. Die echte Koliba ist eine rechteckige einzellige Wohngrube, die mit einem Dach, das auf einer niederen Blockwand ruht, gedeckt ist. Die Thür befindet sich in der Mitte einer der längeren Seiten. Heute wohnen nur die Allerärmsten in den entlegensten Thälern in Koliben und heißen Kolibaschen. Die Spuren einer alten Hirtenkoliba und einer prähistorischen Wohngrube sind äußerlich nicht zu unterscheiden; Herr Teutsch und ich haben uns wiederholt geirrt. Die sehr alterthümlichen Schmiedewerkstätten in Zernest mit ihrem merkwürdigen Gebläse befinden sich heute noch in etwa 70 *cm* tiefen rechteckigen Gruben. Der Name Kolibasch für die wohlhabenden Rumänen am Bucsecs ist also ursprünglich ein Spottname. Sie selber nennen die Hausburg einfach *odaĭ*, d. i. Haus. Im Magyarischen heißt *odu* ein Wohnloch (von Thieren oder Menschen).

Die Hausburg zeigt eine Form, die ich im wesentlichen noch vor zwanzig Jahren bei den (fränkischen?) Hienzen an der steirischen Grenze gesehen, aber seitdem dort nicht wieder gefunden habe. Von Franken im Burzenlande habe ich aber nicht gehört.

Ich beschreibe nun die Hausburg. Irgendwo auf der Wiese, aber öfter auf dem Rücken oder Abhang der Höhen, als in der Tiefe, ist ein ungefähr quadratischer Garten von etwa 100 *m* Seitenlänge mit einem leichten Zaune (meist horizontale Stangen oder Schwarten zwischen verticalen Stangenpaaren) umhegt. Der Garten ist selber meist Wiese; einige Obstbäume sind häufig; wo die Häuser dichter stehen, stoßen die Gärten aneinander. Die Terrainnasen zeigen zuweilen Spuren menschlicher Bearbeitung und scheinen anzudeuten, dass die Hausburgen einst öfter als heute auf Terrainnasen gebaut wurden.

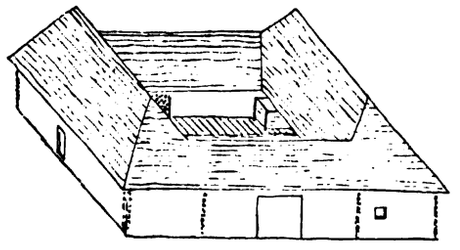


Abb. 2. Schematische Ansicht der Koliba Nr. 43 in Alsó-Moecs bei Törzburg (Blockbau).

Mitten im Garten, oder auch nicht in der Mitte, steht das Gehöfte, das einer scheinbar quadratischen kleinen Festung von 10—20 Schritt Seitenlänge gleicht. Ich beschreibe die Hausburg Nr. 44 in Alsó-Moecs (spr. Mojetsch), südlich von Törzburg, laut Inschrift am Tram in der Stube im Jahre 1774 erbaut (Abb. 2).

Das Haus umschließt vollständig einen quadratischen Hof von sechs Schritt Seitenlänge. Heute ist die Hofmitte gepflastert und rein gehalten. Als ich in Erinnerung an Hienzer Höfe, wo die ganze Hofmitte wie eine Schwimmschule mit einem Balkenkranz eingefasst und mit Dünger und Jauche gefüllt war, mich diesbezüglich in mehreren Hausburgen erkundigte, erfuhr ich, dass sich heute nur in wenigen und entlegenen, ganz verwahrlosten Koliben im Hofe Dünger befinde.

Um die Hofmitte läuft ein etwa 1·3 *m* breiter Gang, der ringsum gedeckt ist, doch werden die vier Dächer nicht wie im Hienzenhofe von Säulen getragen, zwischen denen ein Geländer sich befindet. In manchen Höfen sollen die vier Dächer oben nur eine auffallend kleine Öffnung zwischen sich lassen, doch habe ich kein solches Atrium gesehen. In der vorderen und hinteren Gangstrecke ist der Boden eine etwa 16 *cm* hohe Bühne: auf einem steinernen Unterbau und Randbalken liegen Bretter der Breite nach. Die rechte und linke Hofseite hat nur erhöhten nackten Boden. In anderen Häusern, als in Nr. 43, sind an drei, vier oder einer Seite Bretterböden.

Links im Hofe liegt das Wirtschaftshaus, bestehend aus Stall und Scheune, rechts vom Hof liegt das Wohnhaus, bestehend aus Vorhaus, Stube und Kammer, doch sind die Wände nur 2 *m* hoch; die Vorder- und Hinterwand des Hofes sind Blockwände mit Satteldächern über den Bühnen. Das Haus ist also ein Doppelhaus. In das Wirtschaftshaus tritt man durch eine fast quadratische Öffnung mit sehr hoher Schwelle, und fortschreitend kann man durch eine kleine Thür wieder in den Garten hinaus gelangen. Die Scheune hat keine Planke. Der Mittelraum zwischen den zwei Thüren ist gewissermaßen auch Schupfen.

Die seitliche Lage der Hinterthür in unserem Hause ist eine sehr seltene Ausnahme. In der Regel liegt die kleine Hinterpforte in der Mitte der Hinterwand und führt im allgemeinen zu einem kleinen eingehegten Gemüsegärtchen, zum Schweinestall u. s. w.

In das Vorhaus des Wohnhauses gelangt man über zwei Stufen durch eine Thür. Dieses Vorhaus hat bei den Rumänen der Törzburger Gegend keinen klaren Zweck. Oft ist es ganz leer; zuweilen habe ich dort einen kleinen modernen Blechsparherd, aber keinen wirklichen Herd gesehen. Zuweilen ist es durch eine Wand in ein vorderes enges Vorhaus mit vier Thüren in den vier Wänden und in eine hintere Kammer getheilt, in welchem Falle die sonstige Kammer zur kleinen Stube wird; die Vorderwand des Vorhauses ist zuweilen einfach ganz weggelassen, da sie ja nichts zu schützen hat und den Raum nur beengt. Genau so machen es die Székler. Zuweilen (in neueren Bauten) hat das Vorhaus, das in der Mitte einer Hofseite liegt, einen säulengetragenen Vorbau, der in den Hof vorspringt und mit einem Düngerhaufen sich nicht verträgt. Für den Sachsen ist das Vorhaus der Tummelplatz des Hauses, Küche, Kinderspielplatz, Arbeitsraum, damit die saubere Stube entlastet werde. Székler und Rumäne haben offenbar kein Bedürfnis nach einem solchen Raume, nach einer solchen Differenzierung, und wissen mit dem einmal Gegebenen nichts rechtes anzufangen.

Die Thür der Stube ist fast in der Stubenecke. An der so gewonnenen Wand steht der Kamin (Abb. 4). Der Ausdruck Kamin kommt mir hier nicht ganz treffend vor. Über einer großen, etwa $1^1/_2\,m$ langen, wenige Centimeter hohen rechteckigen Herdplatte befindet sich ein großer

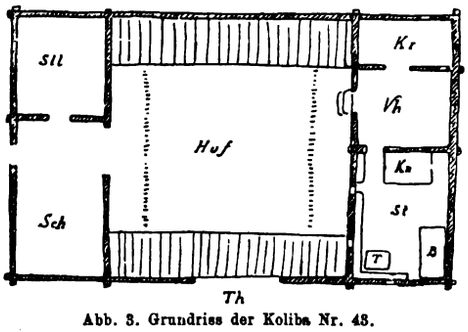


Abb. 3. Grundriss der Koliba Nr. 48.

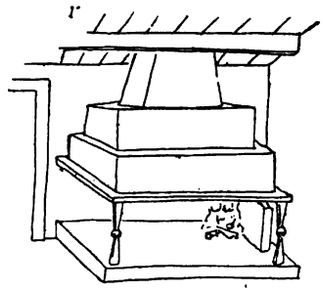


Abb. 4. Kamin (Herd) der Koliba Nr. 48.

Rauchmantel, der aber auf einem Eichenrahmen stufenförmig aufgebaut ist und nicht hängt, sondern gestützt wird. Immer erfolgt der Rauchabzug senkrecht nach oben in den Bodenraum. Hier brennt auch im Sommer das Feuer. An einer Seite der Herdplatte steht meist eine Hilfsplatte, um eine Feuerecke zu gewinnen.

Den halbkugelförmigen Kochkessel von nur etwa $20\,cm$ Durchmesser trägt ein kleiner drehbarer und verstellbarer Krahn von Eisen oder Holz. Das untere Ende des Schaftes sitzt in einer Vertiefung in einem verstellbaren Brettchen auf der Herdplatte, das obere Ende ist durch die Schlinge eines Lederstreifchens oder Tuchstreifchens gesteckt, das an die Seite des Mantelrahmens genagelt ist. Der Arm sitzt mittelst Gelenk am Schaft, hat am Ende Kerben zum Einlegen des Kesselbügels und trägt etwa in der Mitte die eingelenkte Spreize, deren unteres Ende auf einem der Zähne am Schafte gestützt wird. Die kochende Frau setzt sich auf einen kleinen, etwa $20\,cm$ hohen Schemel. Unter den mehreren hundert Hausburgen, die ich gesehen habe, war kaum eine, in der nicht in der Stube gekocht worden wäre — auch im Hochsommer; doch findet sich ein gleicher Herd (Kamin) oft auch in der Kammer (Hinterstube).

In der Hausecke, der Thür diagonal gegenüber, steht das Bett; an zwei Wänden läuft die Bank (in manchen Häusern Truhen) um den Tisch; unmittelbar an der Thüre steht der sehr wenig tiefe Geschirrschrank; über den Bänken befindet sich das Rechenbrett für Zierkrüge. Bei den Széklern habe ich genau dieselbe deutsche Stubenordnung gefunden.

Etwa $30\,cm$ vor der Wand, an der das Bett steht, ist ein etwa armdicker Baum durch die Stube gezogen, an der dicke, selbstgestickte Teppiche (auch 15 Stück) hängen. Im Sticken in Farben sind die Frauen unerschöpflich. Die Frau eines Wagners hat mir 50 selbstgestickte Prunkhemden gezeigt und der Vorrath war noch nicht erschöpft.

Die ältesten Möbelstücke sind dadurch charakterisiert, dass sie ohne Leim hergestellt sind; die Verbindungen sind durch sehr tiefe Nuten und Holznägel, oder durch Durchstecken und Keilversicherung hergestellt. Die Politur ist durch Beize ersetzt.

Der vordere und hintere Tract der Hausburg Nr. 43 ist eigentlich nur Hofwand und Schutzdach (Satteldach). Im Hintertract steht links ein kleiner Holzvorrath, rechts die Getreidetruhe von technisch sehr hübscher Construction. Die Vorderwand enthält das quadratische Hausthor mit einem Flügel, durch das aber nur ein sehr kleiner Wagen einfahren könnte, wenn die hohe Bühnenstufe im Hofe nicht wäre. In der sauberen ärmlichen Hausburg Nr. 43 steht unter dem Dache des Vordertractes nichts; in anderen Häusern steht dort allerlei Geräthe. Unter den Vordächern im Hofe haben einst die Schafe der Leute Schutz vor Unwetter gefunden; so sagten mir die Leute.

Die große Einheitlichkeit des ganzen Bauwerkes zeigt sich auch darin, dass die Vorderwand des Hofes nicht aus besonderen Balken aufgeführt sind, sondern aus denselben Balken bestehen, die zugleich die Gebäudewände bilden. Ideell sind also die beiden Häuser in ein Wandviereck eingesetzt.

Ob der Gartenzaun auch einmal eine Blockwand war, weiß ich nicht; der Friedhof der Ortschaft Simon mit der uralten byzantinischen Kirche ist aber mit einer 2 *m* hohen Blockwand eingefasst, der an den meisten Stellen eine etwa 40 *cm* hohe Steinaufschüttung als Unterlage dient, wohl der Trockenheit wegen. Der leichteren Verbindung und größeren Standfestigkeit wegen ist die Wand in Bogen (polygonal) geführt.

Anklänge an die Vorderwand der Hausburgen finden sich in Kronstadt häufig. Wer die Koliba nicht kennt, begreift nicht die Vorliebe der Sachsen für ein breites Vordach an der dem schmalen Hofe zugekehrten Seite des Hausthores. Dorthin wird allerlei Geräthe und Stangenwerk gethan, das alles erst weggeräumt werden muss, wenn man das Thor einmal öffnen will. In der oberen Vorstadt in Kronstadt befremdet es, dass der Rumäne gerne die ganze Vorderseite des Hofes als decorative Wand behandelt und das Thor nicht aus der Hofwand sondert, wie am Bucsecs.

Andere Hausburgen sind etwas anders eingerichtet. Oft steht das Wirtschaftsgebäude (Stall und Schupfen) nicht an der Seite, sondern an der Hinterwand des Hofes und bildet mit dem Wohnhaus einen rechten Winkel (diese Anordnung ist in der oberen Vorstadt in Kronstadt vorwiegend und scheint, so weit man die sehr verbauten Höfe noch enträthseln kann, auch in der inneren Stadt von Kronstadt einst gebräuchlich gewesen zu sein). In diesem Falle steht in der Hausburg meist sowohl rechts als auch links im Hofe je ein Wohnhaus, doch von verschiedenem Range.

Die Hausburg halte ich ihrer ganzen Anlage nach für die Burg eines reichen Viehzüchters, der nur für den nächsten Bedarf einige Stück Vieh im Hause hat, dessen Herden aber auf entlegenen Weiden leben und dort in besonderen Stallgebäuden überwintern. Solche Stallhäuser stehen auch in den Törzburger Gebirgen und haben heute den slavischen Namen Stina. Die primitivste Stina, die ich kenne, steht in der Malojeschter Schlucht des Bucsecs; es ist ein etwa 15 Schritte langes Dach auf etwa 1 *m* hohen Blockwänden. Der Mitteltheil hat keine Vorderwand, ist also eine Art Schupfen; an der Hinterwand des Mitteltheiles ist eine kleine Thür, durch die die zu melkenden Schafe einzeln eingelassen, unter dem Dache gemolken und nach vorne wieder ausgelassen werden. Die beiden Flügel der Stina sind Kammern mit dem Eingang vom Schupfen aus. Die Schafe übernachten im Freien. Ich habe eine kleine fahrbare Stina (Abb. 5) für Käsebereitung im Dorfe Kökös bei den Széklern gesehen, die im Sommer mit der Herde von Weideplatz zu Weideplatz fährt. Auf einem viereckigen Rahmen steht eine Hütte ohne Boden, mit Wänden von Reisiggeflecht und Walmdach. Die Räder sind aus je einem Stück Holz geschnitten, aber nicht übers Hirn. Die Dimensionen sind: Basis $4 \times 2{\cdot}80$ *m*, Wandhöhe $1{\cdot}8$ *m*, Raddurchmesser 50 *cm*, Raddicke 11 *cm*.

Anklänge an die Hausburg habe ich außer in Kronstadt nirgends im Burzenlande bemerkt. Wohl aber findet man auf dem Gebiete der Hausburgen alte sächsische Formen, die die Vorläufer heutiger Burzenländer Bauten zu sein scheinen.

Die rumänische Hausburg — in Rumänien ganz unbekannt — erinnert mich vor allem an das altrömische Haus mit dem ringsum gedeckten, centralen gepflasterten Hof und der Thür in der Mitte jeder Seite: zwei entgegengesetzte Thüren nach außen, zwei entgegengesetzte Thüren in Räume, und zwar zunächst in Vorräume. Sie erinnert auch mit den vier Zellen in den vier Ecken an die quadratischen adeligen Schlösser mit den vier Eckthürmern in Steiermark. Auf Törzburger Gebiet war einst eine große römische Goldwäscherei und vor dem Thale ein heute noch stehendes römisches Castrum. Die Rumänen nennen es Alt-Rosenau; das heutige Rosenau liegt einige Kilometer abseits. Es scheint also seit der Römerzeit Continuität zu bestehen.

* * *

Wenn im vorstehenden von rings umbauten Höfen die Rede ist, dann ist bald gesagt, die Einzelbauten hätten sich zum geschlossenen Hofe zusammengeschlossen, bald aber, der rings umschlossene Hof hätte sich in Einzelbauten aufgelöst. Bei Törzburg kann man, wie mir scheint, nur von Auflösung sprechen; der umbaute Hof ist das Primäre. Abb. 6 zeigt ein Haus (Simon Nr. 31), wo der vordere Mitteltract ganz herausgerückt ist, so dass zwei einspringende Winkel an den Ecken entstehen. In Abb. 7 ist der linke Winkel durch eine Zelle ausgefüllt, so dass der linke Tract nicht mehr drei, sondern vier Zellen enthält. Es kommt vor, dass auch der

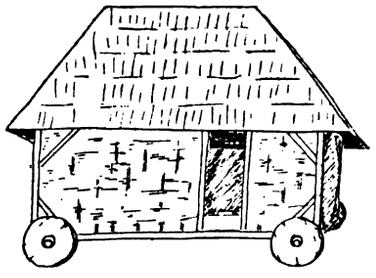


Abb. 5. Fahrbare Stina ohne Boden und ohne Fenster aus Kökös.

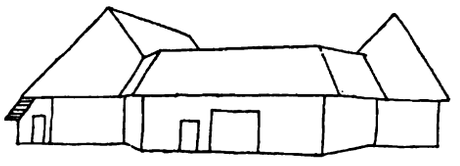


Abb. 6. Schematisches Bild des Hauses Simon Nr. 31. (Der Vorbau ist nicht rechteckig, sondern trapezförmig.)

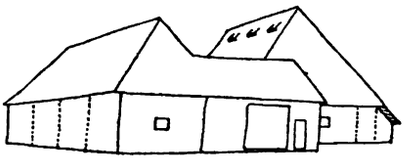


Abb. 7. Schematisches Bild eines Hauses in Simon.

hintere Mitteltract hinausgerückt ist, und dann gleicht die Außenlinie des Grundrisses dem bekannten »rothen Kreuz« mit vier einspringenden Winkeln. Die Abb. 6 lässt die sehr complicierte Dachführung erkennen, die man kaum anders erklären kann, als dass man beim Auseinanderrücken die gewohnte Continuität des Daches nicht opfern wollte; beim Zusammenrücken wäre wohl der Bau eines so complicierten, continuierlichen Daches der letzte Einfall des Baumeisters gewesen. Auch gibt es meines Wissens bei offenen Höfen gar nirgends in Europa ein Gebäude vor dem Hause, aus dem sich ein Vorbau wie in Abb. 6, der lediglich ein gedeckter Gang, aber mit hufeisenförmigem Dach, ist, ableiten ließe. Wenn man aus dem ackerbaulosen Törzburger Pass in die sich öffnende wärmere und fruchtbarere Landschaft tritt, dann findet man an den Lehen von Sohodol und Predeal (*deal* = Berg) dem größeren Haushalt entsprechend auch lauter aufgelöste Höfe; diese nähern sich aber, wie auch Abb. 6 und 7 zeigen, durchaus nicht dem benachbarten sächsischen Typus, wie es doch der Fall sein müsste, wenn der Törzburger Hof durch Zusammenschluss des sächsischen Hofes entstanden wäre. Erst in neuester Zeit werden Häuser mit sächsischen Motiven gebaut (Abb. 8).

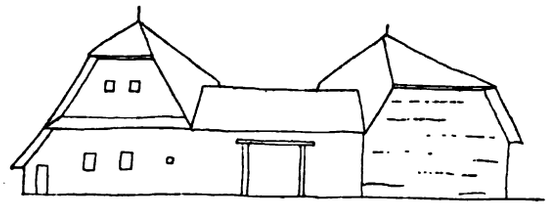


Abb. 8. Schematisches Bild eines neuen Hauses in Simon. (1882.)

Die einfachste und radicalste Auflösung liegt vor, wenn beide Zwischentracte einfach weggelassen werden; dann stehen vollkommen frei auf der Wiese zwei gleiche, parallele Häuser im Abstande einer Hofbreite, doch ist auch dieser Zwischengrund Wiese.

In Abb. 6 links der Raum unter dem hinablaufenden Dache ist der Schafstall, der hier ausnahmsweise am vorderen, nicht am hinteren Ende die Thüre hat. In Abb. 7 ist der Schafstall rechts; nicht selten hat aber der geschlossene Hof sowohl rechts, als auch links einen Schafstall. Das ganze Haus sieht dann wie eine riesige Pyramide aus.

Ich glaube, die Törzburger Hausburg ist ein Herrenhaus aus der Zeit ohne Ackerbau und ohne Viehzucht beim Hause; es hat sich in Törzburg erhalten, weil sich dort die Verhältnisse seit Jahrtausenden nicht geändert haben; im Burzenlande hat die Zunahme des Ackerbaues und der Viehzucht beim Hause (nicht auf der Alm), also das größere Raumbedürfnis und die größere Sicherheit des Dorfes die alte Hausburg gesprengt.

Herrn A. Manoiu, dem trefflichen Primar von Simon, dessen freundliches Entgegenkommen mir den Einblick in die Verhältnisse seines überaus sympathischen Volkes ermöglicht hat, sowie seinem Sohne, spreche ich meinen herzlichsten Dank aus.

Knotenorakel.

Der Präsident theilt nachfolgenden, an ihn gerichteten Brief der Frau Director J. Mestorf, d. d. Kiel, 16. Februar 1902, mit:

»In der Versammlung der Wiener Anthropologischen Gesellschaft vom 29. November 1901 hielten Sie einen Vortrag über russische Volkszaubersprüche und über die geheimnisvolle Bedeutung der Knoten. Sie erzählten von einer Art Wahrsagens mit Schnürchen, welche Albert Kruijt in Central-Celebes fand. Letzteres und namentlich die Abbildung des Schnürchenknotens erinnerte mich an die Graskränze, die wir in unserer Kindheit knoteten, eine Art von Orakel, um zu erfahren, ob ein Wunsch in Erfüllung gehe. Interessieren dürfte Sie das Vorkommen ähnlichen »Spiels« in so weit entfernter Gegend.

Also: Es gehörten zum Knoten des Graskranzes zwei Personen. *A* hielt in der geschlossenen linken Hand fünf Grashalme, deren Enden oben und unten hervorragten. Dann knüpfte *B* je zwei Halme zusammen, erst oberhalb, dann unterhalb der Hand, und schließlich knotete *B* die Enden des übrig gebliebenen Halmes zusammen. Dann öffnete *A* die Hand, zeigte es sich dann, dass ein runder Kranz entstanden war, so war dies ein Zeichen, dass der gehegte Wunsch, dessen man während des Knotens der Halme unablässig gedacht hatte, sich erfüllen werde. Oft aber kamen verkrüppelte Gebilde zum Vorschein, entweder mehrere in einander hängende Ringe, oder einzelne Ringe u. dgl.

Kürzlich hörte ich von einer alten Dame, die ihre Kindheit in Pommern verlebte, dass auch sie diese Graskränze geknüpft hatte.«

Ausschuss-Sitzung am 21. Jänner 1902.

Anwesend: Vorsitzender Dr. v. Inama-Sternegg, Dr. Ritter Brunner v. Wattenwyl, Dr. Bouchal, Heger, Ritter v. Hopfgartner, Dr. Karabacek, Karrer, Dr. Otto Müller, Penka, Freiherr v. Schlosser, Dr. v. Schroeder und Dr. Wahrmann.

1. Gestorben sind die wirklichen Mitglieder:
   Gottfried Schenker in Wien und
   Sigmund Salter in Wien.

   Ausgetreten sind die wirklichen Mitglieder:
   Rudolf Hatschek in Gräfenberg,
   Landgreen in Helsingborg,
   Dr. Hans Koffer in Wien,
   Dr. Pierer in St. Marein,
   Dr. Nathan Rifczes in Wien,
   Dr. Erasmus Schwab in Wien und
   Albert Speyer in Wien.

   Aufgenommen werden als wirkliche Mitglieder:
   Frau Marie Jenny in Hard bei Bregenz und
   Matthäus Größer, Domcapitular in Klagenfurt.

2. Bericht des Comités für Statutenänderung. Der Entwurf wird paragraphenweise durchberathen, richtiggestellt und hiermit die Vorarbeiten für die über Initiative des Präsidenten, Herrn Baron Andrian, vorzunehmende Statutenänderung zum Abschluss gebracht. Es wird hierauf beschlossen, den Entwurf in der vorliegenden Form der Generalversammlung vorzulegen.

3. Die Einleitung des Schriftentausches mit der Zeitschrift »Science« auf Kosten der geologischen Abtheilung des k. k. naturhistorischen Hofmuseums wird beschlossen.

4. Die Abgabe von Bänden der Mittheilungen an die Universitätsbibliothek in Leiden zu ermäßigten Preisen wird genehmigt.

5. Die Monatsversammlung für Februar wird vom 11. auf den 4. verlegt.

Monatsversammlung am 4. Februar 1902.

Vorsitzender: Dr. Karl Ritter Brunner v. Wattenwyl.

1. Herr Prof. Dr. Cvijić (Belgrad) hält einen Vortrag über:
   Culturkreise der Balkanhalbinsel.

2. Herr Prof. P. W. Schmidt (Mödling) hält einen Vortrag über:

Die Friedrich Müller'sche Theorie der Melanesier.

Derselbe ist in den »Mittheilungen« abgedruckt.

Ausschuss-Sitzung am 4. März 1902.

Anwesend: Vorsitzender Dr. v. Inama-Sternegg, Dr. Ritter Brunner v. Wattenwyl, Ritter v. Hopfgartner, Dr. Jagić, Dr. D. H. Müller, Penka, Freiherr v. Schlosser, Dr. von Schroeder, Dr. Toldt, Dr. Wahrmann.

1. Die Ausschussräthe F. Heger, Dr. J. Karabacek, F. Karrer und K. Penka werden zur Wiederwahl in den Ausschuss vorgeschlagen und beantragt, die Herren Hofräthe Prof. Dr. Karl Gussenbauer und Prof. Dr. Leo Reinisch neu in den Ausschuss zu wählen. Ferner wird beschlossen, an Stelle des ebenfalls statutenmäßig ausscheidenden II. Secretärs Ritter v. Hopfgartner den Dr. L. Bouchal zum II. Secretär vorzuschlagen, sowie die Herren Regierungsrath Dr. M. Much und königl. Rath F. Kanitz zu Ehrenmitgliedern, den Herrn Dr. L. Manouvrier zum correspondierenden Mitglied in Vorschlag zu bringen.

2. Der Rechnungsführer legt den Rechnungsabschluss für das Jahr 1901 vor, der genehmigt wird. Es wird beantragt, die Kosten der »Mittheilungen« in Hinkunft thunlichst einzuschränken.

3. Dr. Brunner v. Wattenwyl theilt betreffend die Excursion nach Graz mit, dass die Centralcommission nicht in der Lage ist, sich an derselben zu betheiligen, weshalb die Excursion, wie in früheren Jahren, von der Gesellschaft allein veranstaltet werden wird.

4. Der Vorsitzende verliest das Demissionsgesuch des II. Secretärs R. v. Hopfgartner, drückt sein Bedauern über den Rücktritt desselben aus und dankt ihm für seine bisherige Thätigkeit im Interesse der Gesellschaft.

5. Vom Unterrichtsministerium liegt eine Einladung zu dem vom 20.—25. October 1902 in New-York stattfindenden XIII. internationalen Amerikanisten-Congress vor. Dieselbe wird zur Kenntnis genommen.

Herr Dr. R. Lasch in Horn übersendet folgenden

Nachtrag zur Liste der Flutsagen

in Winternitz, »Die Flutsagen des Alterthums und der Naturvölker« (Mitth. Anthr. Ges., XXXI, 305 ff.).

In den folgenden Zeilen möchte ich noch einige Flutsagen in kurzem wiedergeben, welche sowohl Andree als auch Winternitz entgangen sind. Es sind dies:

1. Die Flutsage der Sinh-pho (eines Hügelstammes im oberen Assam).[1]) Als das Menschengeschlecht Büffel und Schweine geschlachtet und verzehrt hatte, ohne die vorgeschriebenen Theile den Göttern zu opfern, sandte der Allerhöchste in seinem Zorne eine allgemeine Flut, welche die Erde bedeckte und die ganze Menschheit vertilgte, mit Ausnahme zweier Männer namens *Kung-litang* und *Kulíyang* und ihrer Frauen, welche auf göttliches Geheiß auf dem Gipfel des *Singra Bhúm*-Berges (der frei vom Wasser blieb) Zuflucht suchten; von ihnen stammt das jetzige Menschengeschlecht ab.

Ein Geschwisterpaar, bestehend aus Bruder (namens *Kai·jan*) und Schwester (namens *Giung*), wurden ebenfalls gerettet. Das höchste Wesen befahl ihnen, sich unter einem kegelförmigen Erdhügel zu verbergen, unter Mitnahme von zwei Hähnen und neun Bambusdornen; die letzteren sollten sie durch die Seiten des Hügels stecken und täglich einen herausziehen. Dies thaten sie durch acht Tage, aber die Hähne blieben ruhig. Als sie aber den neunten herauszogen, schien das Tageslicht durch die Öffnung und die Hähne krähten woran sie erkannten, dass die Flut sich verlaufen hatte. Die Geschwister traten hinaus und begegneten bei der Suche nach Feuer einer alten Frau, die dem Dämon *Rákhas* gehörte, welche sich ihrer zu bemächtigen suchte; Bruder und Schwester entkamen jedoch und flüchteten sich in den neunten Himmel, wo sie vergöttert noch weilen. Die Sinh-phos opfern ihnen jetzt noch Hähne und Schweine.

2. Die Flutsage der Sangir-Insulaner (nördlich von Celebes): In alten Zeiten, als *Makapudellok,* der Sohn von *Batahansorong, datu* oder Fürst von Mahangetang (ein kleines Inselchen

[1]) Neufville, On the geography and population of Asam. Asiatic Researches, XVI, 1828, pag. 349.

des Sangir-Archipels zwischen den Inseln Sangir und Siauw gelegen) war, sank ein großer Theil des Landes in die Tiefe des Meeres, weil der Fürst seine Schwester *Taroara* entehrt hatte. Seit dieser Zeit sind nur die höchsten Landspitzen bewohnt, welche vom Volke *Sangir* oder *Sumangi* (Thränen, nämlich von den Klagen über das große Unglück) genannt werden.[1]) Es ist dies jedoch eine uneigentliche Flutsage, welche wohl als Erinnerung an ein furchtbares Naturereignis (ähnlich der Katastrophe von Krakatoa im Jahre 1883) entstanden und von Generation auf Generation überliefert worden ist.

3. Die Flutsage der Bicol auf den Philippinen. In einem ungedruckten spanischen Gedicht, welches von einem alten Bicol-Inder herrührt, wird die Erschaffung der Erde und die Geschichte der Kämpfe der Heroen in der mythischen Vorzeit gegen böse Mächte besungen. Einige Strophen dieses Gedichtes haben Bezug auf die Sintflutsage, welche localen Charakter trägt. Da die Sage an leicht zugänglicher Stelle steht[2]), verzichte ich auf die Wiedergabe.

4. Die Flutsage der *Moros* (Muhammedaner) der Sulu-Inseln, welche sich an die biblische anlehnt, aber einige merkwürdige Ausschmückungen aufweist. Als die 40 Tage und Nächte Regen kamen, begaben sich Noah und seine Familie in einen Kasten. Ein Paar von jeder Art von Säugethieren und Vögeln wurde ebenfalls hineingenommen. Die Menschen jedoch, welche ihren täglichen Beschäftigungen nachgiengen, wurden von der Flut ereilt. Diejenigen, die sich vor den Wassern auf die Berge retteten, wurden zu Affen, die im Wasser untergiengen, Fische. Der Chinese wurde zu einem Hornschnabel *(Tucan)*, eine Frau, welche die Frucht einer Seepflanze aß und nicht aufhören wollte, wurde in einen Fisch (eigentlich Seekuh) namens *dugong* verwandelt und ihre menschlichen Glieder sind noch unter der Haut sichtbar.[3])

5. Die Flutsage von Yap (Mikronesien). Eine Tochter des Himmels verliebte sich in einen jungen Mann aus Alok (nahe Akau an der Westküste von Yap), namens *Maralok*. Die Mutter der göttlichen Braut war darob sehr erzürnt und hieß das Paar sie in sieben Tagen auf der Insel (damals noch Halbinsel) Ramung erwarten, um Rechenschaft über ihr Gebaren abzulegen. Als die Liebenden am festgesetzten Tage sich nach dem Orte der Zusammenkunft begaben, schwoll plötzlich die See an und überschwemmte das Land. Das Paar flüchtete in die Hügel der Insel, doch verschlangen die Wogen *Maralok*, während das Mädchen den Zufluchtsort erreichte. Mit seiner Mutter zusammen bewohnte es eine unterirdische Grotte, bis sie von Menschen mit einem Netze (gleich Schmetterlingen) gefangen wurden. *Igereng*, zur Aristokratie von Tomil (einem Districte Yaps) gehörig, erhielt beide zu Frauen. Da die beiden jedoch nicht genug Cocosnüsse zum Essen bekamen, verwandelten sie sich in Ratten und giengen nächtlicherweile auf Nahrungssuche in den Zuckerrohr- und Yamfeldern, bis ein Wächter durch einen Steinwurf die Mutter niederstreckte. Die Tochter eilte erzürnt zu ihrem Manne *Igereng* zurück und theilte ihm mit, dass die Rache ihrer Mutter in der Überschwemmung des Landes bestehen würde. Sie rieth ihm, ein Haus auf dem Gipfel des höchsten Berges zu bauen und einige Zauberkräuter zur Ausführung gewisser Ceremonien behufs Abwendung der Flut dorthin zu bringen. Am Morgen des kritischen Tages brauste ein Wirbelsturm aus dem Norden heran, mit sich eine furchtbare Flutwelle bringend. Sie stürzte über das Land, bedeckte die ganze Insel und alle Bewohner kamen um bis auf einen Sclaven in Unean (auf der Ostseite von Yap) und *Igereng* und seine Frau ... *Yalafath*, der oberste Gott, sandte, als er das Land so wüst daliegen und die Überlebenden der Nahrungspflanzen entbehren sah, ihnen die Arekapalme, den Betelpfeffer, die Banane, Yams und Wassertaro. Auch schuf er acht *Ken* oder Geister, einen weiblichen und sieben männliche, von welchen die jetzigen Bewohner von Yap abstammen.[4])

Christian, der noch eine nur in den Namen etwas abweichende Version der Sage aus Süd-Yap mittheilt[5]), sagt mit Recht, dass mehrere bekannte Sagenstoffe in der Erzählung verflochten sind. Ich halte die Legende, soweit sie als Flutsage hier in Betracht zu kommen hat, als autochthon; die biblischen Anklänge, welche Christian zu finden vermeint, sind wohl kaum zu entdecken.

---

[1]) Riedel, De Volksoverleveringen betreffende de voormaalige gedaante van Noord-Celebes en den oorsprong zijner bewoners. Tijdschr. v. Nederl. Indië. 1871, I, S. 288. — Hickson, A naturalist in North-Celebes. London 1889, S. 191.

[2]) Kern, Eine Sündflutsage von den Philippinen. Internat. Archiv f. Ethnographie. X, 1897, S. 68—69. Das Original steht im Archivo del bibliofilo Filipino. I, 54.

[3]) Worcester, The Philippine Islands and their People. New-York 1899. pag. 201.

[4]) Christian, The Caroline Islands. Travels in the Sea of the little lands. London 1899, pag. 281 ff

[5]) Christian, a. a. O. 286.

6. Die Flutsage der Salteaux-Indianer (zu den Tinné gehörig).[1]) Die Flut entsteht durch den Kampf des großen Medicinmannes *Wis-kay-tschach* (welcher auch ein großes Canoe schuf, um alle Thiere, die nicht schwimmen können, aufzunehmen) mit einem fabelhaften Wasserungeheuer (Wasserluchs?), welches von *Wis-kay-tschach* tödtlich verwundet wird, aber in den Fluss entkommt, worauf die Wasser zu steigen beginnen und Land, Bäume und Berge bedecken. In der Zaubernacht, wo er auch das Canoe machte, hatte *Wis-kay-tschach* auch alles zur Wiederherstellung der Erde vorbereitet, mit einer wichtigen Ausnahme: es war nothwendig, ein Stück Erde zu haben als Kern für das neue Land und dies beschaffte er sich in folgender Weise. Er band eine Schnur an das Bein eines Tauchers und befahl diesem Vogel, nach Land zu sondieren und damit fortzufahren, auf die Gefahr hin, dass er dabei umkommen sollte; denn er würde ihn dann wieder lebendig machen. Der Taucher verschwindet in den Wogen und wird leblos an der Schnur in die Höhe gezogen; wiederbelebt bringt er die Kunde, dass er den Grund nicht erreichen konnte. Darauf sendet *Wis kay-tschach* nacheinander einen Otter, einen Biber und endlich eine Bisamratte auf Kundschaft. Als er die letztere aus dem Wasser emporzog, hielt das kleine Geschöpf eine kleine Menge Erde in seinen Pfoten. *Wis* macht seinen Boten wieder lebendig und breitet die Erde zum Trocknen aus, bläst dann darauf, bis sie anschwillt und sehr groß wird. Als er dachte, sie wäre groß genug, ließ er durch einen Wolf ihre Ausdehnung erkunden, dieser kehrte jedoch heim mit der Nachricht, die Welt wäre noch klein. Hierauf blies *Wis* noch längere Zeit und sandte alsdann eine Krähe auf Kundschaft; da der Vogel nicht wiederkam, schloss *Wis* daraus, die Erde wäre jetzt groß genug und verließ mit allen Thieren das Canoe.

Die Sage zeigt manche Berührungspunkte mit den Flutsagen der Odschibwä (Andree Nr. 47), in welchen ebenfalls Taucher und Moschusratte als Boten ausgeschickt werden, zu erkunden, ob die Wässer sich verlaufen haben, nur dass der Halbgott *Menaboscho* an Stelle *Wis-kay-tschachs* tritt. Auch die Flutsage der ebenfalls zu den Tinné gehörigen Chippewayan (Andree Nr. 50) ist ziemlich ähnlich. Das Tauchen der Thiere nach der Erde kommt auch in Sonnenmythen der *Cathlamet* und *Newette* (Boas, Indianische Sagen der Nordpacifischen Küste Amerikas. Berlin 1895, S. 147, 173, 361) vor, ist daher kaum auf christlichen Einfluss zurückzuführen, obwohl Andree (S. 79) diese Möglichkeit noch zugibt.

Schließlich sei noch erwähnt, dass die bei Winternitz Nr. 44a nach Majer (Mythologisches Taschenbuch) wiedergegebene Flutsage der Apalachen aus Rochefort, Hist. naturelle et morale des Iles Antilles, 2ème Ed. 1716, pag. 412, genommen ist. Die bei Andree Nr. 79 angeführte Flutsage aus Haiti findet sich im Original im Berichte des Mönches Roman Pane, eines Begleiters des Columbus, und wurde von Brasseur de Bourbourg in einem Appendix zu seiner Ausgabe von Landa, Relacion de las cosas de Yucatan (Paris 1864), übersetzt (S. 440 und XXIV). Die Flutsage der Yuracares-Indianer (Andree Nr. 88) hat d'Orbigny (Voyage dans l'Amérique méridionale, III, pag. 107) zuerst aufgezeichnet.

Außerordentliche Versammlung am 4. März 1901.

Vorsitzender: Dr. K. Brunner v. Wattenwyl. Freiherr Dr. H. Krticzka v. Jaden hält unter Vorlage von Erzeugnissen der Hausindustrie einen Vortrag:

Ethnographische Beobachtungen auf Island und den Fär-Öer.

Jahresversammlung am 11. März 1902.

Vorsitzender: Dr. Karl Brunner v. Wattenwyl.

1. Dr. Karl Toldt verliest den vom Präsidenten verfassten

Jahresbericht für das Jahr 1901.

Nach den Mittheilungen des Secretariats betrug der Mitgliederstand unserer Gesellschaft mit Schluss 1901:

---

[1]) Hooper, Ten months among the tents of the Tuski. London 1853, pag. 286—293.

Ehrenmitglieder	25
Correspondierende Mitglieder	67
Stifter	3
Unterstützende Mitglieder	45
Wirkliche Mitglieder	378

Die neuerliche Vermehrung unserer beitragenden Mitglieder um 30 ist umso bemerkenswerter, als wir das Ableben von 3 unterstützenden und 5 ordentlichen Mitgliedern zu beklagen haben. Außerdem sind in der ersten Hälfte des verflossenen Jahres 7 wirkliche Mitglieder ausgeschieden, zu welchen im November Herr Dr. Hatschek getreten ist. Der für unsere Verhältnisse starke Zuwachs ist gewiss in erster Linie als Frucht der liebevollen und umsichtigen Thätigkeit unseres Secretariats zu betrachten, welchem unser warmer Dank gebürt.

Herr Stephan Delhaes hat seit 1882 unserer Gesellschaft als unterstützendes Mitglied angehört. Unser am 26. März 1901 verblichener Freund und Arbeitsgenosse Graf Gundaker Wurmbrandt war einer unserer ersten Verbündeten bei der Gründung der Gesellschaft. Er hat sich mit seltenem Geschicke und Erfolge an den prähistorischen Aufgaben derselben betheiligt. Wenn ihn auch seine politische und administrative Thätigkeit in späteren Jahren einigermaßen von der Wissenschaft entfernt hat, blieb er im Herzen doch stets unseren Interessen treu und griff zu unseren Gunsten nach Möglichkeit ein. Der Aufschwung des Grazer Landesmuseums ist mit Wurmbrandts Namen enge verbunden. Dank seiner Initiative blieb, um nur Eines zu erwähnen, Oscar Baumann seinem Vaterlande — leider nur auf kurze Zeit — erhalten. Die österreichischen Anthropologen werden dem rastlos auf den verschiedensten Gebieten für den Fortschritt thätigen Manne ein dankbares Andenken bewahren!

Graf Mirbach ist erst in den letzten Jahren unseren Bestrebungen näher getreten. Der Schwerpunkt seiner Thätigkeit lag auf wirtschaftlichem, früher auch auf politischem Gebiete. Doch war der Kreis seiner geistigen Interessen ein sehr weiter; wir durften noch ein stärkeres Eingreifen für unsere Zwecke von ihm erwarten. Herr Dr. Karl Maria Faber gehörte jener immer mehr sich lichtenden kleinen Gemeinde an, welche unserem ersten Gründungsaufrufe gefolgt und seitdem uns treu geblieben ist.

Auf das schmerzlichste berührt hat uns das frühzeitige Ableben des Herrn Dr. Samuel Jenny, des hochverdienten Forschers, dessen freundliche Führung in Bregenz allen Theilnehmern des Lindauer Congresses in unauslöschlicher Einnerung steht. Die eigentliche wissenschaftliche Domäne des Verblichenen war die Römerzeit unserer Länder. Er erforschte mit großer Ausdauer das alte Brigantium. Zu bedeutenden Erfolgen führten aber auch nach freundlichen Mittheilungen des Herrn Regierungsrathes Dr. M. Much Jennys Grabungen in Pettau (1893) und Nauportus (Oberlaibach). Als k. k. Conservator für Vorarlberg war er für die gesammte Heimatskunde, insbesonders für das Museum in Bregenz thätig. Sein reges Interesse für die Prähistorik Vorarlbergs wird durch dessen zahlreiche, unseren Jahresberichten einverleibte Mittheilungen auf das beste bezeugt. Die Ergebnisse seiner Forschungen sind zumeist in den Mittheilungen der k. k. Centralcommission für Kunst- und historische Denkmale veröffentlicht. Mein obengenannter Gewährsmann, ein langjähriger Freund Jennys, rühmt dessen hochherzige Verwendung seines Privatvermögens für die oft sehr umfangreichen Ausgrabungen und für sonstige wissenschaftliche Zwecke. Der Verlust dieser vollkommen selbstlosen und bescheidenen Persönlichkeit wird von uns wie seiner engeren Heimat schwer empfunden.

Nicht weniger empfindlich ist für uns der Hintritt des Herrn Prof. Dr. Wilhelm Tomaschek. Eine seltene Vereinigung von sprachlichem, ethnographischem und historischem Wissen hatten unseren langjährigen Collegen in den Stand gesetzt, die historische Ethnographie von Asien und Osteuropa bahnbrechend zu fördern. An einen Ersatz in dieser Richtung seiner Thätigkeit ist kaum zu denken. Der ausführliche Nekrolog des Herrn Prof. Dr. Sieger im Heft VI des Jahrganges 1901 unserer Mittheilungen liefert Ihnen die wertvollsten Anhaltspunkte zur Würdigung der geistigen Bedeutung Tomascheks, dessen Andenken uns stets theuer bleiben wird.

Dankbare Erinnerung bewahren wir auch den 1901 verstorbenen Mitgliedern: Se. Excellenz Freiherrn Alois v. Pražak, Ludwig Rosenberg, Dr. Ferdinand Much.

Wir haben vor allem Sr. Majestät dem Kaiser für die auch im verflossenen Jahre uns allergnädigst bewilligte Subvention von 400 *K* (für allgemeine Zwecke) und von 2000 *K* (für praktische Arbeiten und deren Veröffentlichung) unseren ehrerbietigsten Dank auszudrücken. Weitere Unterstützungen wurden uns zutheil: Vom hohen k. k. Ministerium für Cultus und Unterricht 1000 *K*, vom hohen k. k. Ackerbauministerium 400 *K* (für Haus- und Flurforschung), von

Sr. Durchlaucht dem regierenden Fürsten von und zu Liechtenstein 400 *K*, von der Stadt Wien 400 *K*, vom niederösterreichischen Landesausschuss 100 *K*. Diese gütigen Zuwendungen verpflichten uns zu tiefstem Danke.

Diese großmüthigen Spenden haben es uns ermöglicht, im verflossenen Jahre 800 *K* für Ausgrabungen anzuweisen. Von dieser Summe erhielt Herr Ingenieur W. Machnitsch 100 *K* für eine Versuchsgrabung in Grahovo, Gerichtsbezirk Tolmein, über welche derselbe später berichten wird. Den Rest derselben übernahm Herr Custos J. Szombathy behufs Ausgrabung eines bei Krainburg gelegenen Flachgräberfeldes.

Dasselbe liegt, nach den Mittheilungen des Herrn Szombathy, auf einer schmalen Alluvialterrasse am Einflusse der Kauka in die Save im südöstlichen Theile von Krainburg. Auf einer dem Mühlenbesitzer Povšler in Krainburg gehörigen Fläche von etwa 1000 m^2 (jetzige Katastralnummer 406) wurden in den letzten vier Jahren durch private Ausgrabungen über 200 Gräbe gefunden. Sie enthielten durchwegs Skelette in gestreckter Lage mit Beigaben der Völkerwandeerungszeit. Die meisten Gräber waren ärmlich ausgestattet. Doch fehlt es nicht gänzlich an wertvolleren Funden. So wurden eiserne Langschwerter, bronzene Gürtelschnallen, goldene, mit Tafelsteinen ausgelegte Zierscheiben, Fibelchen, kleine Schnallen u. s. w. angetroffen.

Die an diese Fundstelle im Westen angrenzende Parcelle 409, mit dem Flurnamen »*Na Laichu*«, gehört der Stadtgemeinde Krainburg. Durch die freundliche Vermittlung des Herrn Conservators Prof. Simon Rutar und des Herrn Landtagsabgeordneten Cyrill Pirc erhielt Herr Szombathy die Erlaubnis zu Grabungen, doch überließ der Gemeinderath nur die Skeletfundohneweiters der Anthropologischen Gesellschaft, behielt sich dagegen nachträglich das Bestimmungsrecht über die Beigaben vor, welche somit nur provisorisch nach Wien gelangt sind.

Die systematische Ausgrabung bewegte sich an der Süd- und der Westgrenze des alten Gräberfeldes. Ein am östlichen und nordwestlichen Rande übrig gebliebener Streifen soll im Herbste gelegentlich der Tieferlegung der Bezirksstraße für Rechnung des Laibacher Landesmuseums untersucht werden. Herr Szombathy fand im ganzen 64 Skelette; sie lagen in einer Tiefe von 70—180 *cm* und waren ohne Ausnahme mit dem Kopfe nach Westen oder Nordwesten gerichtet. Fast die Hälfte der Gräber enthielt Kinderleichen, ein weiteres Drittel Weiber und nur eine Minderzahl Männer. Soweit das Knochenmaterial vor der Präparation beurtheilt werden kann, entspricht es einer dolichoiden, aber nicht stark dolichocephalen Rasse von mittlerer Körperhöhe. Die Ausbeute an Beigaben war nicht glänzend. Es sind anzuführen: Zwei eiserne Langschwerter, mehrere gerade Messer, eine Anzahl bronzener und eiserner Gürtelschnallen von bescheidener Größe, charakteristische Bronzefibeln mit Kerbschnittverzierung, eine größere Anzahl von Beinkämmen in sehr schlechtem Erhaltungszustande, etliche Glasperlen und eine kleine zierliche Balancewage aus Bronze. Alle diese Gegenstände sind ausnahmslos der Völkerwanderungszeit zuzuschreiben.

Herr Ludwig Mattula hat mit unserer Unterstützung seine Studien über die Erdställe in Niederösterreich und Mähren fortgesetzt. Er berichtet über einen in Unterretzbach gelegentlich der Anlage eines Kellers im Hause Nr. 56 des Herrn Dominik Stieböck entdeckten Erdstall. Dieses Vorkommen bestätigte Mattulas Vermuthung, dass der Höhenrücken, auf dem sich die Häuser 63—33, die sogenannte »Sommerseite« von Unterretzbach befinden, von einem Erdstallsysteme durchzogen sei, welches durch die Grundmauern der einzelnen Häuser in Erdställe kleinerer Ausdehnung getheilt ist. Ein großer Theil des Stieböck'schen Erdstalles ist verschlemmt. Man hat nur einen halben Weinkrug aus dem XVIII. Jahrhundert darin gefunden. Wohl aber wurden beim Grundausheben für den Keller große Gruben mit Asche und lockerem Erdreich gefüllt in unmittelbarer Nähe des Erdstalles gefunden. Die Asche enthielt viele Thonscherben aus dem XVIII. Jahrhundert, viele Thierknochen, außerdem das Skelet eines größeren Thieres, dessen Kopf eingesendet wird.

In dem Hause des M. Trost ließ Herr Mattula den durch eine mächtige Steinplatte verdeckten, in der Kammer neben der Küche gelegenen Eingang in einen Erdstall frei machen. Man stieg mittelst einer Leiter hinab, fand jedoch nur zwei Kammern, deren Fortsetzung verrollt ist.

Größere Erdstallsysteme in Gnadlersdorf sollen in kürzester Zeit erforscht werden. Die Umgegend von Plenkowitz bei Znaim wurde von Herrn Mattula durch zwei Tage ohne Ergebnis nach Erdställen durchsucht.

Herr J. R. Bünker hat über unsere Veranlassung die von ihm bereits früher beobachteten Hafneröfen im Ödenburger Comitate untersucht. Sie befinden sich im Dorfe Stoob, woselbst die Töpferei schon seit Jahrhunderten als Hausindustrie betrieben wird. Sie dienen zum Brennen des

Geschirres und besitzen auffallende Ähnlichkeit mit dem durch Herrn v. Cohausen beschriebenen Aulofen. Herr Bünker hat photographische Aufnahmen derselben gemacht und wird in Kürze eine eingehende Beschreibung dieser interessanten Anlagen liefern.

In der Gemeinde Mönbisch am Neusiedlersee hat ferner Herr Bünker eine Hausform angetroffen, welche große Ähnlichkeit mit dem von ihm in unseren »Mittheilungen« besprochenen Hause der Székler besitzt. Er hat festgestellt, dass dieser Typus auch bei den Siebenbürger Sachsen sporadisch vorkommt. Die Häuser in Mönbisch wurden eingehend studiert; sie werden in unseren »Mittheilungen« ausführliche Besprechung finden.

Wir haben unserem verehrten Mitarbeiter, Herrn Prof. Karl Fuchs in Pressburg, einen kleinen Betrag für Hausforschungen im Gömörer Comitat unter Beischluss eines Fragebogens angewiesen. Herr Prof. Fuchs theilt uns nun mit, dass er diesen Betrag zurückgeben müsse, weil die abnorme Witterung im größten Theile des Karpatengebietes eine Arbeit im Freien fast unmöglich machte. Er hat dagegen auf eigene Kosten eine Woche in der oberen Csik zugebracht, in dem entlegenen Thale, wo das Széklerthum am reinsten erhalten ist. Das merkwürdigste Bauwerk ist dort der Stall. Die Ergebnisse seiner Beobachtungen sind bereits zum Theil in unseren »Mittheilungen« erschienen. Außerdem besuchte Herr Fuchs auf eigene Kosten die an das sächsische Burzenland anstoßenden rumänischen Dörfer Bran, Simon, Moecs, Sohodol, Neu-Tohan, Alt-Tohan, Zernest und hat darüber an unsere Redaction berichtet. Das wichtigste Bauwerk scheint dort ein burgähnliches Haus (Vierkant) zu sein, das dem altrömischen Hause nahesteht.

Herr K. Fuchs wünscht die Forschungen im Gömör in diesem Jahre vorzunehmen und bietet sich an, seine siebenbürgischen Studien in diesem Sommer entsprechend den Anforderungen des Fragebogens auf eigene Kosten zu ergänzen.

Es war leider in dem verflossenen Jahre nicht möglich, die beschlossene Ausgrabung in Hallstatt durchzuführen, und es musste daher der hierfür bestimmte Betrag vorläufig reserviert bleiben. Da gelegentlich unserer Excursion nach Hallstatt im verflossenen Jahre von gewichtiger Seite die Zweckmäßigkeit der von Herrn Dr. Lissauer wiederholt angeregten Unternehmung angezweifelt wurde, sei hier auf eine neuerliche Äußerung des besten Kenners der dortigen Verhältnisse, des Obersteigers Herrn Isidor Engel, de dato 1. Juni 1901 hingewiesen, welcher entschieden an der Ansicht festhält, »dass die keltischen Wohnstätten am Salzberg am wahrscheinlichsten in der sogenannten Häuerhauswiese, also zwischen dem Häuerhaus und dem Maria Theresia-Stollen, zu finden wären . . . . .«

Um der Sache näher zu rücken, beantragt Herr Engel, man möge parallele, von Ost nach West gerichtete Gräben auf der östlich abfallenden Wiese ziehen, um einerseits die Aushebung des Terrains zu erleichtern und anderseits baldmöglichst auf das Niveau des ersten, 1878 aufgedeckten Blockhauses zu gelangen. Für diese Arbeit würden seiner Meinung nach vier bis sechs geschulte Arbeiter genügen. Leider ist Herr Engel durch seinen Gesundheitszustand verhindert, die Leitung der Arbeit zu übernehmen.

Wir haben im vorigen Jahre sieben ordentliche und vier außerordentliche Plenarsitzungen abgehalten. Unser besonderer Dank gebürt Herrn Prof. Dr. Seler, sowie Frau Seler für ihre freundliche Mitwirkung an denselben, welche eine seit langer Zeit bei uns brach liegende Richtung angeregt hat. Excellenz v. Inama-Sternegg, Prof. v. Schröder, Custos J. Szombathy, Prof. Sieger, Dr. F. Schaffer, Dr. Naokata Yamasaki verdanken wir interessante und vielseitige Beiträge. Der Inhalt des XXXI. Bandes unserer Mittheilungen weist eine fortschreitende Erweiterung und Vertiefung der ethnographischen Gesichtspunkte auf. Die physische Anthropologie ist durch die schöne Abhandlung von Prof. Dr. Holl »Mozarts Ohr«, die Prähistorik durch die nicht minder bedeutsame Arbeit von Prof. Dr. K. Gorjanović-Kramberger vertreten.

Unser eifriges Secretariat hat auch im verflossenen Jahre den Gesichtspunkt, durch Excursionen mit der österreichischen Localforschung in engster Fühlung zu bleiben, unentwegt verfolgt. Ein am 12. Mai gemeinschaftlich mit dem Wissenschaftlichen Club unternommener Ausflug galt der für diesen Tag anberaumten Eröffnung des Localmuseums der Ortsgruppe »Mödling« des Vereines der niederösterreichischen Landesfreunde, woran sich die Besichtigung der prähistorischen Wälle auf dem Kalenderberg und dem Frauenstein, sowie der Besuch der Missionsanstalt St. Gabriel reihte. Aus dem verständnisvollen Eingreifen des Vereines der niederösterreichischen Landesfreunde wird zweifelsohne eine sorgfältige Detailaufnahme der prähistorischen Verhältnisse Niederösterreichs hervorgehen. Dem Gründer und Verwalter des Mödlinger Ortsmuseums, Herrn Franz Skribany, bleibt der Dank aller Freunde der Wissenschaft gesichert.

Das Missionshaus St. Gabriel bildet einen angesichts unserer so ungünstigen Verhältnisse höchst schätzenswerten Ansatzpunkt für ethnographische Studien. Die Worte, mit welchen unser Mitglied und verehrter Mitarbeiter Prof. P. W. Schmidt die Excursionstheilnehmer begrüßte, haben zweifelsohne lebhaften Wiederhall gefunden bei den Anhängern einer unbefangenen Beobachtung des ξῷον πολιτικόν. Dass die Missionäre in der Art und Weise der Forschung, mit P. Schmidt zu reden, »durch ihren Beruf und ihre Anschauungen in keiner Weise gehindert werden, voll und ganz jene Vorurtheilslosigkeit und Gewissenhaftigkeit zu üben, wie sie wahrer Wissenschaft geziemt«, haben sie, wie jeder Ethnograph dankbar anerkennen wird, durch bedeutende Leistungen längst bewiesen. Möge das Beispiel des Missionshauses St. Gabriel dazu beitragen, um die leider bei uns noch weit verbreitete Unterschätzung der völkerkundlichen Disciplinen als Erziehungsmittel für den Kampf ums Dasein endlich hinwegzuräumen!

Die Excursion nach Mauthausen, Linz und Hallstatt (25.—27. Mai) ist sehr befriedigend verlaufen. Der Besuch des Museums Francisco-Carolinum und die darauf folgende Sitzung entlockten nicht bloß den Theilnehmern die aufrichtigsten Beifallsbezeugungen über die Fülle und die musterhafte Aufstellung der Sammlungen, es ergaben sich auch höchst anziehende und belehrende Erörterungen über die Lößfunde von Mauthausen und über die Funde auf dem Freinberge. Daran knüpften sich Anträge über systematische Weitererforschung dieser wichtigen Localitäten. Den Schluss bildete die Fahrt nach Hallstatt mit einem unter strömendem Regen ausgeführten Aufstieg nach dem Rudolfsthurm, welchem eine gesellige Zusammenkunft mit den Mitgliedern des Hallstätter Musealvereines und dessen Vorstande folgte.

Am 9. Juni fand ein Ausflug nach Krems und Göttweig statt zur Besichtigung der diluvialen Funde am »Hundssteig«, des von Sr. Hochw. dem Herrn Probst Dr. A. Kerschbaumer geleiteten Kremser Museums und der Sammlungen des Benedictinerstiftes Göttweig. Die überaus zahlreichen Theilnehmer hatten sich der sachkundigen Leitung des Herrn Dr. J. Strobl, des Herrn Probstes Dr. Kerschbaumer und unseres langjährigen unterstützenden Mitgliedes des Herrn Generalabtes Dr. Ad. Dungl zu erfreuen.

Auch im verflossenen Jahre, am 16. Juni, wurde unter starker Betheiligung das Schloss Kreuzenstein besucht. Der Schlossherr, unser Gründer und stets bewährter Förderer, konnte leider nur einen schriftlichen Gruß durch Herrn Sectionsrath Dr. K. Schrauf senden. Möge die Absicht des Grafen Wilczek, im nächsten Jahre persönlich unsere Gesellschaft zu empfangen und zu führen, zur Ausführung gelangen und es unseren Mitgliedern gegönnt sein, unserem hochsinnigen Mäcen ihre Verehrung zu bezeugen!

Bei der Feier des 40jährigen Jubiläums des Société d'Anthropologie de Paris am 12. März 1901 waren wir durch unseren Präsidenten vertreten. Die k. k. zoologisch-botanische Gesellschaft in Wien feierte ihren 50jährigen Bestand am 30. März 1901. Wir waren dabei durch Herrn Brunner v. Wattenwyl vertreten. Am 10. April 1901 fand die Säcularfeier der »Gesellschaft für nützliche Forschungen zu Trier« statt, aus deren Arbeiten und Sammlungen unter der Führung des Prof. Dr. Hettner 1875 das für die römische Epoche jede andere deutsche Sammlung hinter sich lassende Trier'sche Provincialmuseum hervorgegangen ist. Wir haben diese Gesellschaft, welcher, mit dem jüngst verstorbenen Geheimen Hofrath Prof. F. X. Kraus zu sprechen, durch ihre Leistungen und ihr 100jähriges Bestehen ein besonderer Ehrenplatz inmitten der wissenschaftlichen Anstalten gesichert ist, mittelst eines Glückwunschschreibens begrüßt.

Von der Société d'Anthropologie de Paris ist unter der Initiative ihres überaus thätigen Jahrespräsidenten des Dr. Chervin die Anregung ausgegangen zu einem engeren Zusammenschluss der anthropologischen Gesellschaften. Dieselbe soll sich zunächst auf einen möglichst raschen Austausch von Mittheilungen der Sitzungsergebnisse erstrecken. Außerdem soll die Herausgabe eines internationalen Jahrbuches für Anthropologie angestrebt werden. Endlich beabsichtigt unsere französische Schwestergesellschaft alljährlich Ende Juli gelegentlich der Vertheilung der Preise eine Festsitzung und ein Bankett zu veranstalten und hiezu einheimische und fremde Anthropologen, besonders jene der lateinischen Länder, einzuladen. Wir haben unsere vollste Zustimmung zu diesen einem unbestreitbaren Bedürfnisse entgegenkommenden Bestrebungen im Principe ausgesprochen und uns bereit erklärt, nach Maßgabe unserer Verhältnisse, welche uns freilich nur sehr geringen Spielraum lassen, mitzuwirken. Ein Anfang ist bereits durch die regelmäßige Übersendung unserer Sitzungsprogramme gemacht. Bezüglich der weiteren Vorschläge gewärtigen wir eingehendere Mittheilungen.

Bei der Gründungsfeier des »Wissenschaftlichen Clubs« in Wien, welcher uns seit Jahren eine gastliche Stätte für unsere Versammlungen bietet, war die Gesellschaft durch ihren Präsidenten

und ersten Secretär vertreten. Wir haben außerdem auch auf schriftlichem Wege unserer dankbaren Theilnahme für diese um das wissenschaftliche Leben Österreichs hochverdiente Vereinigung deren unermüdlichem Generalsecretär Herrn Felix Karrer Ausdruck gegeben.

Über die in ihrer Art einzige Feier des 80. Geburtstages von Rudolf Virchow wurde in einer der letzten Monatsversammlungen eingehender Bericht erstattet. Es bleibt mir noch übrig, der Versammlung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft in Metz vom 5.—9. August 1901 zu gedenken.

Wir waren in Metz durch die Herren Dr. Much, J. Szombathy, Dr. Hein und mich vertreten. Ich darf wohl annehmen, dass alle Theilnehmer einen außerordentlich befriedigenden Eindruck nach Hause genommen haben. An diesem Resultate haben die Landesregierung, die Gesellschaft für lothringische Geschichte und Alterthumskunde und ihr Schriftführer Herr Archivdirector Dr. Wolfram den hervorragendsten Antheil. Ein erfreuliches Zusammenwirken von Behörden und Fachmännern hatte alle Wege geebnet und bedeutendes wissenschaftliches Material für die Versammlung vorbereitet. Besonders wohlthuend wirkte die lebhafte Betheiligung der französischen Prähistoriker Lothringens, als deren Führer Herr Bibliotheksdirector Abbé Paulus bezeichnet werden darf. Gerade von dieser Seite her konnte man rückhaltslose Anerkennung der überaus tactvollen Geschäftsführung der Versammlung vernehmen.

In den wissenschaftlichen Verhandlungen der ersten Sitzung kamen ausschließlich Herren aus Metz zu Worte, und zwar: Abbé Paulus (prähistorische Fundstätten in Lothringen); Prof. Dr. Wichmann (Verbreitung und Bestimmung der Mare [Mardellen] in Lothringen); Archivdirector Dr. Wolfram (Entwickelung der Nationalitäten und der nationalen Grenzen in Lothringen.) Besonderes Interesse erweckte der von Dr. Wolfram in überaus lichtvoller Weise durchgeführte Nachweis, dass die durch Lothringen ziehende Sprachgrenze uralt ist und dass Lothringen zu einem Drittel niemals nationaldeutsch war. Ein großer Theil dessen Bewohner hat, soweit die Geschichte zurückreicht, romanisch gesprochen und betrachtet daher mit vollem Rechte das Französische als seine Muttersprache.

Die zweite Sitzung brachte eine bemerkenswerte Discussion über die Neanderthaler Schädel. Herr Geheimrath R. Virchow wählte als Ausgangspunkt seines Vortrages »über den prähistorischen Menschen und über die Grenzen zwischen Species und Varietät« die jüngst erschienene Arbeit von Prof. Dr. Schwalbe über die Neanderthaler Schädel. Gegenüber Schwalbe, welcher diesen Schädel als Rassentypus auffasst und den von Virchow bereits früher nachgewiesenen pathologischen Charakter desselben auf Grund sehr genauer Untersuchungen in Abrede stellt, erklärt Virchow nochmals, dass an den Knochen des Neanderthalers, soweit sie vorliegen, eine Reihe von Erscheinungen sich findet, welche alle Abweichungen vom natürlichen Typus darstellen, also in das des Individuellen und Pathologischen gehören. »Wenn man nun sagt, dass dies ein normaler Schädel sei für eine bestimmte Periode, ein Volk, so muss ich immer verlangen, schafft mir mehr Material und beweist mir dadurch eine Multiplicität von Fällen, dass dies in der That das Typische ist.« Nun erkennt allerdings Virchow an, dass durch die von Schwalbe herangezogenen Schädel aus der Höhle von Spy bei Lüttich, und durch ein paar sehr merkwürdige Neanderthaloide aus der Blumenbach-Sammlung, von welchen der eine aus den Marschen der Zuydersee stammt, das Gebiet dieser Formen sich etwas erweitert hat. Er erinnert aber auch an gewisse Eigenthümlichkeiten der Friesenschädel, welche hieran angeschlossen werden könnten, und wäre beim Anblicke der Schädel von Spy zur Frage geneigt, ob nicht da friesische Einflüsse bestanden, wie sie z. B. in holländisch Seeland bemerkbar sind.

Herr Prof. Dr. Klaatsch-Heidelberg vertheidigte entschieden die Genauigkeit und Gründlichkeit der Untersuchungen von Prof. Schwalbe, welche zum erstenmale eine neue und sehr exacte Methode für dieselben angewendet hat. Die Schädel von Spy und Neanderthal zeigen eine staunenswerte Übereinstimmung; sie fallen aus der menschlichen Variationsbreite, wie sie jetzt existiert, heraus. Was Schwalbe für die Schädel gezeigt hat, wurde durch Klaatsch für die Gliedmassen nachgewiesen. Sie stimmen in allen Merkmalen überein, in welcher sie vom modernen Menschen abweichen. Wenn man das als Krankheitsbildung hinstellen sollte, so wäre es sehr merkwürdig, dass bei zwei verschiedenen Individuen bis auf den Millimeter gleiche Proportionen vorkommen, welche vom Recenten abweichen. Sie sind nichts Pathologisches, weisen vielmehr, wie der Unterkiefer von Spy, auf niedere Zustände hin. Der Friesenschädel, dem Virchow Neanderthalmerkmale der Stirne zuschreibt, weicht im Unterkiefer völlig von dem alten Zustande (die Unterkiefer von Spy entbehren des Kinnvorsprunges) ab. Zudem kommen die Reste des Menschen in der Höhle von Spy mit Mammut, Rhinoceros, Ursus spelaeus u. s. w., mit Stein-

werkzeugen vom Typus des Moustérien vor. Herr Klaatsch zieht zur Vergleichung mit den Resten von Spy mehrere Unterkiefer von La Naulette, Malarnaud heran, besonders aber die von Herrn Prof. Dr. K. Gorjanović-Kramberger entdeckten Skeletreste aus dem Diluvium von Krapina. Sie zeigen nach Klaatsch den Typus von Spy und Neanderthal noch stärker ausgesprochen. Redner betrachtet sie als ausschlaggebend für seine und Schwalbes Anschauungen.

Herr Dr. Köhl-Worms sprach über das neuentdeckte Steinzeit-Hockergrabfeld von Flomborn bei Worms. Dasselbe stellt eine neue Phase der neolithischen Cultur dar durch die Bestattung in hockender Lage, nach anderer Himmelsrichtung, durch die Anlage großer zusammenhängender Nekropolen. Die Cultur der Spiralkeramik, welche dies es Grabfeld angehört, zeigt andere Gefäße, Ornamente, Waffen, Werkzeuge als jene der Hrinkelstein- oder älteren Winkelbandkeramik mit.

Herr Prof. Dr. Joh. Ranke gab eine Übersicht über die Zwischenkieferfrage, »eine der ältesten Doctorfragen der Anthropologie«. Früher galt das Fehlen derselben als ein Hauptunterschied zwischen dem Menschen und den Affen. Jetzt hat sich herausgestellt, dass der Mensch nicht nur jederseits einen, sondern zwei, im ganzen vier Zwischenkiefer in einer sehr frühen Lebensepoche hat. Diese Trennung der Zwischenkieferpartie in vier elementare Knochencomponenten tritt nach Rankes Untersuchungen nur bei den niedrigsten Säugethieren, bei Fischen und beim Menschen als normale Erscheinung auf. Sie fehlt dagegen bei den niederen und höheren Affen.

Herr Prof. Dr. Klaatsch, sprach über die Ausprägung der specifisch menschlichen Merkmale in unserer Vorfahrenreihe besonders ausführlich über die mit der völligen Aufrichtung des Rumpfes verbundene Entstehung des Menschenfußes. Die mit sämmtlichen Primaten gemeinsame Grundform derselben ist der »primatoide Greiffuß«. Der Menschenfuß unterscheidet sich von dieser Urform nur durch eine secundäre Verstärkung der ersten Zehe zur Großzehe, und dadurch, dass er zum großen Theile die Oppositionsfähigkeit verloren hat. Klaatsch und Dr. Schoetensak suchen den Anstoß zu dieser Abänderung in dem Erklettern hoher Bäume.

Auf die Vorträge von Hofrath Dr. A. Schliz-Heilbronn »Über neolithische Besiedelung in Süddeutschland« (vgl. Dr. Schliz, Das steinzeitliche Dorf Großgartach. F. Enke, 1901) und auf die hieran schließenden Bemerkungen von Herrn Prof. Dr. Henning sei nur im allgemeinen hingewiesen. Ebenso auf Herrn Dr. Paulis »Anthropologisches und Ethnologisches aus Kamerun«.

Herr Geheimrath R. Virchow constatierte ferner, dass die von Herrn Szombathy hergestellten Querschnitte von Mammutknochen, namentlich von Unterschenkelknochen ziemlich große Höhlen von exact viereckiger Form darstellen, welche Herr Virchow früher als künstlich erzeugt gedeutet hatte. An der Hand der vorliegenden Photographien erkennt derselbe deren natürliche Entstehung an.

Die dritte Sitzung am 8. August brachte nachstehendes Programm: Virchow: Über Schädeldeformation; Voss: Prähistorische Karte und alte Schiffstypen; Schichtel: Chemische Umänderungen an Feuersteinwaffen; Birkner: Mittheilungen von Dr. Bälz-Tokio und Hertzog-Colmar; Teich: Die erste Entdeckung der Bronze in dem deutschen Zinngebirge; Waldeyer: Schädel und Gehirn des Verbrechers Bobbe. Herr Geheimrath Waldeyer wies in ausführlicher Darstellung nach, dass der Schädel und das Gehirn dieses berüchtigten, geradezu ausgesuchten Verbrechers, welcher systematisch den Mord mittels Menschenfallen betrieb, ganz normal waren und keinerlei pathologische Abweichung aufweisen.

Am 7. fand die Excursion nach Vic behufs Besichtigung des Briquetage-Gebietes statt. Die Gesellschaft für lothringische Geschichte und Alterthumskunde hatte für diesen Anlass großartige Ausgrabungen veranstaltet. Die Discussion über die interessante Culturerscheinung des Briquetage, in welcher die Herren Szombathy und Dr. Much in sehr wirksamer Weise eingriffen, brachte wichtige Gesichtspunkte, jedoch keinen endgiltigen Abschluss der Frage. Bemerkenswert ist die Theilnahme französischer Alterthumsforscher an der Excursion und an dem von der Stadt Vic veranstalteten Frühstück von 400 Gedecken. Für uns Österreicher war die in ganz spontaner Weise zutage getretene Sympathie der Bevölkerung von Vic für das Habsburgische Herrscherhaus und für Österreich eine wohlthuende Erscheinung. Die Durchführung der ganzen Veranstaltung in so befriedigender Weise war nur durch ein außergewöhnliches Interesse der Landesregierung ermöglicht, welche allen Culturaufgaben in vollstem Maße gerecht zu werden bestrebt ist.

Ich möchte, zum Schlusse eilend, noch zwei interne Angelegenheiten berühren. Unser verehrter und hochverdienter erster Secretär, Herr Dr. Hein, hat am 1. December des verflossenen Jahres mit Unterstützung des Unterrichtsministeriums und der Akademie der Wissenschaften in

Wien eine mehrmonatliche Forschungsreise nach der südarabischen Küste angetreten. Wie schwer die Gesellschaft die hingebende Thätigkeit Dr. Heins auch vermisst, müssen wir uns doch freuen, dass das Vertrauen der obersten wissenschaftlichen Kreise ihm eine Gelegenheit geboten hat, seine Kenntnis der arabischen Sprache für ethnographische Zwecke zu verwerten. Wir wünschen ihm von ganzem Herzen guten Erfolg und fröhliche Rückkehr. Herrn Ritter v. Hopfgartner, welcher unsere Geschäfte durch und durch kennt, fällt als zweitem Secretär die Vertretung des abwesenden Arbeitsgenossen zu. Seine Aufgabe wird ihm durch Herrn Dr. Leo Bouchal wesentlich erleichtert, welcher vor allem die Redaction der »Mittheilungen« fortführt und auch sonst das Secretariat in dankenswertester Weise unterstützt.

Der Ausschuss hat, meiner Anregung folgend, beschlossen, Ihnen einige Vorschläge zur Änderung unserer Statuten zur Annahme zu empfehlen. Die wichtigste Abänderung zielt auf Einführung eines Turnus innerhalb des Präsidiums; sie soll einen jedenfalls ganz zweckmäßigen Wechsel in der obersten Vertretung der Gesellschaft herbeiführen und anderseits dem unentbehrlichen Postulat der Continuität in der Oberleitung Rechnung tragen. Wir glauben in dieser Weise den zu unserer Kenntnis gelangten Wünschen einiger Mitglieder gerecht geworden zu sein, ohne den ruhigen günstigen Entwickelungsgang zu gefährden, dessen sich die Gesellschaft bisher erfreut hat.

2. Rechnungsführer Herr Dr. Otto Müller verliest den Rechnungsabschluss für das Jahr 1901. (Siehe folgende Seite.)

Hierzu bemerkt Herr Custos Szombathy, dass der Fond für praktische Arbeiten in Hinkunft nicht zu Druckkostenbeiträgen für die Mittheilungen und zur Deckung der Auslagen für Excursionen heranzuziehen wäre, und Herr Professor Dr. Hoernes stellt den Antrag, die Generalversammlung möge über diese Frage entscheiden. Der Vorsitzende stellt die Beschlussfähigkeit der Versammlung fest. Bei der folgenden Abstimmung wird dieser Antrag abgelehnt. Sodann wird der Rechnungsabschluss genehmigt.

3. Über Antrag wird die vom Ausschuss vorgeschlagene Wiederwahl der statutenmäßig ausscheidenden Ausschussräthe F. Heger, Dr. J. Karabacek, F. Karrer und K. Penka, sowie die Neuwahl der Herren Hofräthe Dr. K. Gussenbauer und Dr. L. Reinisch in den Ausschuss und des Dr. L. Bouchal als II. Secretärs an Stelle des abtretenden bisherigen II. Secretärs F. Ritter von Hopfgartner mittels Stimmzetteln vorgenommen.

Die Genannten erscheinen nach Vornahme des Scrutiniums als gewählt.

Auf Vorschlag des Ausschusses werden die Herren Regierungsrath Dr. M. Much und F. Kanitz einstimmig zu Ehrenmitgliedern und Herr Dr. L. Manrouvrier in Paris zum correspondierenden Mitglied gewählt. Der anwesende Dr. M. Much dankt der Versammlung für seine Wahl.

4. Der Vorsitzende übergibt den Vorsitz an Dr. K. Toldt. Dr. Karl Brunner von Wattenwyl erstattet hierauf den Bericht des Comités für Statutenänderung und beantragt die Genehmigung der geänderten Statuten durch die Generalversammlung. Nach Schluss der Debatte über die Änderungen wird der Antrag des Herrn Custos Szombathy auf Vertagung des Gegenstandes zur Abstimmung gebracht; diese entscheidet im Sinne des Antrages. Die Statutenänderung wird somit vertagt.

Infolge der vorgeschrittenen Zeit musste der angekündigte Vortrag des Herrn Prof. von Schröder verschoben werden.

Der Präsident erstattet Bericht über die im Jahre 1901 in Österreich erzielten Erfolge nach den an die Gesellschaft eingelangten Mittheilungen.

Niederösterreich.

1. Herr Ludwig Mattula fand in der Ziegelei von Pleissing-Waschbach Reste von Mammut, welche von einer 4—5 *m* mächtigen Lehmschicht bedeckt sind.

Er hob in Unter-Retzbach eine prähistorische Feuergrube aus, auf welche man beim Baue des neuen Friedhofes gestoßen war. Ihr Inhalt bestand aus Asche, Thonscherben und Knochen verschiedener Thiere. Werkzeuge oder Spuren von Menschenknochen wurden nicht gefunden.

Ende November erhielt Herr Mattula die Nachricht, dass der Wirtschaftsbesitzer Herr Johann Raab in der Ried »Feldau« beim Erdabführen auf ein menschliches Skelet gestoßen sei.

Rechnungsabschluss der Anthropologischen Gesellschaft in Wien

für das Jahr 1901.

Soll

A. Cassa-Conto.	K	h	K	h
Cassarest vom Jahre 1900			1036	35
1. Subvention Sr. Majestät des Kaisers	400	—		
2. Subvention des hohen k. k. Unterrichtsministeriums	1000	—		
3. Subvention des niederösterreichischen Landesausschusses	100	—		
4. Subvention Sr. Durchl. des Fürsten Johann von und zu Liechtenstein	400	—	1900	—
5. Mitgliederbeiträge:				
a) Einmaliger Stifterbeitrag von zwei lebenslänglichen Mitgliedern: Sr. Durchl. Fürst und Altgraf zu Salm-Reifferscheidt und Herrn Salo Cohn	400	—		
b) Jahresbeiträge von 46 unterstützenden Mitgliedern à *K* 20	920	—		
c) Jahresbeiträge von 346 wirklichen Mitgliedern à *K* 10	3460	—		
d) Eingegangene Rückstände, Überzahlungen, für Diplome etc.	138	—	4918	—
6. Für Verkauf von Druckschriften	945	47		
Ersatz des k. k. naturhistorischen Hofmuseums und der k. k. Hofbibliothek für Tauschschriften	1184	31	2129	78
7. Druckkostenbeitrag aus dem Fonde für praktische Arbeiten			800	—
8. Eincassierte Zinsen vom Anlagecapital			109	20
Zusammen			10893	33
B. Fond für praktische Arbeiten.				
Cassarest vom Jahre 1900	107	78		
a) Spende Sr. Majestät des Kaisers	2000	—		
b) Subvention des hohen k. k. Ackerbauministeriums	400	—	2507	78
C. Wertpapier-Conto.				
Anlagecapital: Allgem. Staatsschuldverschreibungen, Nominale 1300 Silber zum Courswert per 31. December 1901 = 99·— per 100 *K*	2574	—		
Daran haftende halbjährige Zinsencoupons per 31. Dec. 1900	54	60	2628	60
Summe			16029	71

Haben

A. Cassa-Conto.	K	h	K	h
1. Kosten der gesellschaftlichen Publicationen:				
a) Druckkosten des Generalregisters 1891—1900	1110	50		
b) Druckkosten der Mittheilungen (ohne 5. und 6. Heft 1901)	3943	28		
c) Druckkosten der Mittheilungen (6. Heft vom Jahre 1900 Nachtrag)	813	—		
d) Für Zeichnungen, Clichés, Licht- und Farbendrucktafeln	2176	52		
e) Honorare für Literaturberichte	304	68	8347	98
2. Kanzlei-Auslagen:				
a) Gehalt des II. Secretärs	800	—		
b) Lohn des Dieners	240	—		
c) Auslagen des Secretariats	649	26		
d) Versendungskosten für Publicationen, Einladungen	676	32		
e) Auslagen des Cassiers	124	60		
f) Steuern	9	42	2499	60
Zusammen			10847	58
B. Fond für praktische Arbeiten.				
a) Herrn Custos J. Szombathy für Ausgrabungen in (Krain)	800	—		
b) Herrn Prof. Karl Fuchs für Hausforschung im Gömörer Comitate in Ungarn	150	—		
c) Herrn Lehrer J. R. Bünker für Forschungen im Ödenburger Comitate	100	—		
d) Herrn Ludw. Mattula für prähistorische Forschungen in Niederösterreich	100	—		
e) Kosten für Vorträge und Excursionen der Gesellschaft	388	53		
f) Druckkostenbeitrag für die Mittheilungen	800	—	2338	53
C. Vermögensstand.				
A. Cassarest vom Jahre 1901	45	75		
B. Überschuss des Fondes für praktische Arbeiten	169	25		
C. Wert des Anlagecapitals (wie neben)	2628	60	2843	60
Summe			16029	71

Wien, am 21. Februar 1902.

Karl Freiherr v. Schlosser m. p.,
dz. Cassier.

Dr. Otto Müller m. p.,
dz. Rechnungsführer.

Die Rechnungsausweise geprüft und richtig befunden:
Wien, am 22. Februar 1902.

A. R. Hein m. p.,
dz. Rechnungscensor.

Dr. Moriz Bruck m. p.,
dz. Rechnungscensor.

Diese Stelle befindet sich unweit des Ackers des Herrn Johann Rauscher, in welchem Mattula im vorigen Jahre ein Grab mit Doppelbestattung fand. Leider waren vor seiner Ankunft Kopf und andere Knochen des Skelets bereits zertrümmert worden. Bei der Hebung des Übriggebliebenen fand Herr Mattula ein zerbrochenes Steinbeil, zwei Beinahlen, eine Feuersteinsäge, mehrere Feuersteinsplitter, Topfscherben und von verschiedenen Gefässen und Thierknochen. Die Gefässe betrachtet der Genannte nicht als Beigaben.

Die Grube hatte 2 *m* im Durchmesser; sie war rund, ungefähr 70 *cm* tief, und ganz mit Holzasche gefüllt. Es war eine Feuergrube, in welcher eine nicht sehr sorgfältige Bestattung vorgenommen wurde. Der Besitzer des Grundes erklärte, schon im Vorjahre daselbst auf Knochen und Thonscherben gestoßen zu sein.

Der Kopf des Skeletts zeigte normale Größe, die Knochen dagegen sind klein und schwach.

2. Herr Bürgerschullehrer H. Zwirner sendet aus Retz vom 17. December 1901 folgenden Bericht:

Am 2. und 4. d. M. wurden gelegentlich der Erweiterung der Bahnhofanlagen in Retz, gegen die Unter-Nalber Weichenstelle zwei sehr alte Gräber aufgedeckt.

Dieselben gehören derselben Periode an wie die seinerzeit von Palliardi in Oblas aufgefundenen Gräber.

Es sind liegende Hocker. Die Skelette lagen von Nord nach Süd auf der rechten Seite und nur 75 *cm* unter der Humusschichte des abgebauten Weingartens. In denselben fand man mehrere napfartige und größere Buckelgefäße sowie einige Schalen, welche sämmtliche aus freier Hand geformt sind. Der Brand ist dunkelbraun oder röthlich, aus feinem sandigen Thon und vollständig graphitfrei.

Außer den Gefäßen fand man einen bearbeiteten Knochen (wie ein Dolch) und ein halbes Steinwerkzeug aus Forellenserpentin.

Die Skelette sind sehr gut erhalten und wurden sammt den Beigaben vom Herrn Bürgermeister Richter für das Retzer Museum geborgen.

Oberösterreich.

Herr Conservator Josef Straberger berichtet aus Linz, d. d. 29. December, wie folgt:

In Uiberackern, einem an der westlichen Reichsgrenze nahe dem Zusammenschlusse des Inn und der Salzach gelegenen Pfarrorte, sind schon in den Sechzigerjahren, gelegentlich des Baues des dortigen Pfarrhofes, Römergräber aufgedeckt werden.

Im Monate April des heurigen Jahres sind nun auch in unmittelbarer Nähe der inmitten des Ortsfriedhofes stehenden Pfarrkirche gelegentlich einer Bauherstellung menschliche Skelette zutage getreten. Die ziemlich reichen Beigaben an Eisenwaffen, Bronzeschmucksachen u. dgl. mit welchen die aufgedeckten Skelette ausgestattet waren, lenkten die Aufmerksamkeit forschungslustiger Herren aus der nahen bayerischen Stadt Burghausen auf diese Vorkommnisse, welche dann mit Zustimmung des Grundbesitzers die Grabungen weiter ausdehnten, wobei auf weitere Gräber gestoßen wurde.

Die politische Bezirksbehörde, welche von diesen Vorkommnissen Kenntnis erlangte, hat die sehr gebotenen Anordnungen zur Verhütung der Verschleppung der Fundgegenstände in das Ausland und, um eine sachgerechte Durchforschung des allem Anscheine nach ziemlich ausgedehnten Gräberfeldes zu sichern, in sehr dankenswerter Weise getroffen.

Diese Forschungsarbeit hat der Gefertigte im Spätherbste d. J. in Angriff genommen. Zur Durchführung derselben wurden vom Verwaltungsrathe des Museums die nothwendigen Gelder bewilligt, zu welchen auch von Seite der k. k. Centralcommission für Kunst und historische Denkmale ein Beitrag geleistet worden ist. Die Grabungen werden im nächsten Jahre fortgesetzt werden. Wegen der sehr hohen Anforderungen, welche von dem Grundeigenthümer an Bodenentschädigung beansprucht werden, können die Grabungen immer nur nach der letzten Abfechsung des Grundstückes vorgenommen werden.

So weit sich aus den bereits erzielten Erfolg schließen lässt, haben wir es da mit Reihengräbern aus der nachrömischen Periode zu thun.

Erst durch die vollständige Aufdeckung des ganzen Grabfeldes werden die heute noch unzulänglichen Anhaltspunkte zur genauen Bestimmung der Zeit und des Volkes, dem die hier Bestatteten angehörten, die hiezu erforderliche Ergänzung erfahren.

Böhmen.

1. Herr Conservator Heinrich Richlý in Wittingau berichtet, d. d. 30. December 1901,

über neue Funde, welche die Annnahme von prähistorischen Verbindungen zwischen dem südlichen Böhmen und der Donau bestätigen.

Zu den in der angedeuteten Richtung angeführten Einzelfunden innerhalb des bis an das 12. Jahrhundert unbewohnten Grenzwaldes haben sich in neuester Zeit abermals vorgeschichtliche Fundstücke gesellt, welche eine sehr erwünschte Ergänzung der bis jetzt bekannten derartigen Objecte vorstellen und die Richtung der bestandenen Steige näher beleuchten.

Hierher gehört vorerst ein größeres Stück Feuerstein (5 × 4 *cm*), welches Herr Richlý auf einem Feldwege zwischen Klaubsteinen in der unmittelbaren Nachbarschaft der Stadt Neuhaus fand. Obzwar das Fundstück durch seine ungewöhnliche Größe und auch als ortsfremdes Gestein (Mineral) Aufmerksamkeit verdient, fehlen demselben doch bezeichnende typische Formen.

Weiters wäre eine römische Münze zu nennen, welche bei Počátek bereits vor einigen Jahren gefunden wurde.

Avers: Büste mit Helm und Legende: Urbs Roma.

Revers: Wölfin zwei Kinder säugend: Assis.

Dann eine römische Silbermünze, welche vor vielen Jahren mit Eisensachen bei Lomnitz ausgegraben wurde.

Das interessanteste Fundstück wurde jedoch in der Nachbarschaft von Neuhaus, und zwar etwa eine Viertelstunde südlich vom Orte Deutsch-Moliken beim Tiefackern eines Feldes zutage gefördert; das Fundobject ist umsomehr beachtenswert, als es der Bronzezeit angehört und also in der in Rede stehenden Gegend eine Periode repräsentirt, welche bis zur Stunde dort nicht vertreten war. Die Fundumstände waren folgende:

Als Professor Dr. Novák gelegentlich der Beschaffung von Material für den »Soupis« des Neuhauser Bezirkes auch Deutsch-Moliken aufsuchte, wurde ihm ein ungewöhnlich großer Bronzekelt durch den Schulleiter Herrn Karl Migl vorgewiesen. Dadurch erhielt Herr Richlý Kenntnis von dem überaus seltenen Funde und begab sich am 15. Mai nach Deutsch-Moliken, wo es ihm namentlich durch das sehr dankenswerte Entgegenkommen des Herrn R. Migl gelang, das Object von dem Finder zu erkaufen und gemeinschaftlich mit Hofrath Professor Dr. J. Studnička, welcher die Hälfte des Kaufpreises erlegte, für das städtische Museum in Neuhaus — wohin es bereits übergeben wurde — zu sichern.

Der Fundort ist eine mäßig gegen Nordwest abfallende Berglehne, welche in dem nördlich aufstrebenden Schmiedhanselberg (550 *m*) den dominierenden Höhepunkt erreicht und eine weite Aussicht über die ganze, stark coupierte Gegend gewährt; der Fundort ist von dem umliegenden Terrain durch nichts Besonderes gekennzeichnet und bietet dem Beschauer auch an Ort und Stelle nichts Auffallendes. Die Ackerkrume ist überall gleichfärbiger leichter Sandboden; nur zwei größere Steine lagen zutage. Das Fundstück stand beim Ackern mit dem Kopfende nach oben und nur durch festeres Einsetzen der Pflugschar gelang es dem Finder, Grundbesitzer Luksch, dasselbe aus der Erde, in welcher es an 30 *cm* tief steckte, herauszuheben.

Das Fundstück selbst ist ein ungewöhnlich großer massiver Lappenkelt, an der Oberfläche mit dunkelgrüner, glänzender Patina bedeckt; nur vereinzelte Stellen sind aschgrau gefärbt oder die goldgelbe Bronze wird an vielen neuen Kratzspuren sichtbar. Das Schaftende ist seicht ausgebuchtet, 3·5 *cm* breit und erreicht, von zwei mäßig aufstrebenden Randleisten begleitet, in der Mitte eine Breite von 4 *cm*, worauf sich dem Körper unterhalb der mittelständigen, mäßig geschlossenen vollen Lappen bis zu 3 *cm* verengt und in der 6·5 *cm* breiten, halbmondförmig gekrümmten, scharfen Schneide abschließt. Die Lappen, welche gegen die Schneide zu in spitzem Winkel zusammenlaufen, übergehen beiderseits in mäßig geböschte schmale Seitenleisten, welche sich successive verengend an den Endpunkten der Schneide abschließen und dem ganzen, in allen Contouren meisterhaft hergestellten Objecte den Stempel vollendeter Technik aufprägen. Die Länge des Objectes beträgt 20 *cm*, sein Gewicht 72 *dkg*.

Der Fund von Deutsch-Moliken erscheint namentlich aus dem Grunde von hoher Bedeutung, weil derselbe die Richtung eines schon in der Steinzeit (Eibenstein-Holický, Platz, Neuhaus) betretenen und auch noch in der Römerzeit (Pistina, Neuhaus, Bistritz) forterhaltenen Verkehrsweges

auch in der zwischenliegenden Bronzezeit in einem so typischen und beweiskräftigen Fundobject außer Zweifel stellt.

Herr Richlý erwähnt ferner den durch ihn gemachten Fund eines wohlerhaltenen, an 5 *cm* langen und 2·5 *cm* breiten Feuersteinmessers, welches etwa 5 *km* südlich der Bahnstation Wessely a. L. auf einem aus Sand angeschwemmten »Velkej Vrch« (Hoher Berg) genannten, dem Flusse Lužnitz zunächst gelegenen Hügel frei zutage lag. Dasselbe bildet ein neuerliches Zwischenglied auf dem Horner Steige.

Dem Vernehmen nach wurde nördlich von Budweis bei dem Orte Chlumetz ein aus 22 Stücken bestehender Depotfund der Bronzezeit erhoben. Meine Bemühungen, über diesen Fund nähere Daten in Erfahrung zu bringen, blieben vorerst erfolglos; doch gelang es dem auch um die archäologische Erforschung der Umgebung hochverdienten Herrn k. u. k. Hauptmann Lindner in Budweis auf mein Ansuchen mit gewohntem Entgegenkommen genaue und verlässliche Nachforschungen an Ort und Stelle in Gegenwart des dortigen Schulleiters und eines Gemeinderathes vornehmen zu lassen und festzustellen, dass nicht 22, sondern nur drei Bronzeobjecte gefunden wurden, welche nicht einem Depot-, sondern einem Gräberfund (Hügelgrab) zugehören.

Bei dieser Gelegenheit möge auch eines Fundes gedacht werden, welcher neben der »Schönen Ansicht« (westlich der Stadt Budweis) gelegentlich von Teichgrabungen in dem der čechischen Ackerbauschule gehörigen Garten durch den Herrn Lehrer Štěpán gemacht wurde und neben anderen Alterthümern mittelalterlicher Provenienz auch einen stark abgenützten Bronzekelt, einen Bronzering und Bronzeguß ergab, welche Fundstücke möglicherweise einem Depotfund angehören dürften. Eine in der bekannten Nekropole im Walde Klobasna bei Wessely a. L. vorgenommene Abgrabung eines vollkommen intacten Hügelgrabes, welche von dem fürstlich Schwarzenberg'schen Gutsverwalter Hannamann auf das eifrigste gefördert wurde, ergab wohl an zwei Stellen Kohlenreste und Aschenspuren, aber keine bezeichnenden Fundstücke.

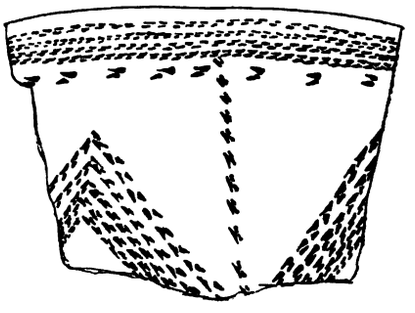


Abb. 9. Gefäßbruchstück vom Teiche Homolka bei Časlau.

Zum Schlusse möchte ich auch, mit Bezug auf eine vorhergegangene Mittheilung im letzten Jahresberichte erwähnen, dass es meinen fortgesetzten Forschungen in den sedimentären Anschwemmungen der Umgebung von Wittingau gelungen ist, festzustellen, dass die ursprüngliche — bis jetzt unbekannte — Lagerstätte der Moldavite die an 1 *m* unter Tag befindlichen »Liegendschotter« sind und dass also Moldavite — auch von diesem neuen, »praktischen« Standpunkte — nicht als Abfälle alter Glashütten u. a. m. angesehen werden dürfen und nicht in den Bereich archäologischer Forschung gehören!

2. Der k. k. Conservator und Schuldirector in Časlau, Herr Clemens Čermák, sendet folgenden Bericht:

In der alten Nekropole unter dem Hrádek in Časlau, auf einer Anhöhe oberhalb des Teiches »Zemánek«, haben wir im Jahre 1901 wieder neue Gräber mit Urnen vom Lausitzer Typus entdeckt. In einer Urne befand sich eine zerbrochene Bronzenadel, wie ähnliche auch auf dem ganzen Urnenfelde von Philippshof bei Časlau gefunden worden ist. Besonders in der Flur »Na stu záhonech« fand man viele Hunderte leicht zerbrechlicher Urnen.

Die große neolithische Ansiedelung bei Swornost in Časlau gibt jetzt wenig Gelegenheit zu größeren Untersuchungen; denn anstatt der ehemaligen Ziegelei sieht man jetzt nur Felder. Aber dessenungeachtet fand man da auf den schwarzen Stellen der ehemaligen neolithischen Gruben viele ornamentirte Scherben und eine kleine Axt von Amphibolith.

Kaum tausend Schritte südlich von dieser Ansiedelung liegt bei dem Teiche Homolka und bei einem Feldbrünnlein eine ebenso alte neolithische Ansiedelung. Man könnte auch sagen, dass es eine Sommerstation der alten Viehzüchter war, denn es waren hier nur einige seichte Gruben und Herde. Ganze Flächen waren da mit bearbeiteten Steinen, Scherben (Abb. 9) von großen und feinen kleineren Gefäßen bedeckt; man fand auch ganz kleine Gefäße mit Bandornamenten, viele Feuersteinmesser und Scherben, auch Stücke von benützten Äxten und Meißeln.

Es fanden sich hier auch sehr viele Rindsknochen, auch ganze Schädel, dann Eberzähne. Diese Station gehört der gleichen Culturstufe an, wie die benachbarte und ist offenbar jünger als die von Drobowitz.

Sehr interessante Funde machten wir heuer in der alten romanischen Sacristei der Decanalkirche in Časlau. Hier fanden wir in einer Tiefe von 1·5—2 *m* die Skelette des Gründers der Stadt Časlau, Bleh von Chlum, und seines Sohnes Jistislav. Die Schädel beider waren brachycephal, der Knochenbau kräftig. Bei diesem lag unweit ein bronzener romanischer Leuchter und große Haufen von Asche, Kohle und calcinierte Vogelknochen, offenbar die Überbleibsel eines Opfers oder eines Leichenschmauses, was aber am Ende des 13. Jahrhunderts etwas Seltenes ist. Nach der Chronik des ehrwürdigen Nestor war in Russland dieser Brauch im 11. Jahrhundert noch üblich. Unter dem Thurme waren zwei Enthauptete begraben, gleich bei einer Mauer, wo man im Jahre 1801 zwei messingene vergoldete utraquistische Monstranzen fand.

Auf der Bergruine Chlum bei Leština wurden in der Umwallung zwei steinerne Beile und eine bronzene Fibel entdeckt. In dem nördlichen Walle grub man einen alten Töpferofen mit Kacheln aus dem 14. und 15. Jahrhunderte aus.

Die letzten Grabhügel in dieser Gegend bei Chedrb, welche noch Urnen mit Wellenornament enthielten, werden restauriert und so wird ihr Andenken auch für die Nachkommenschaft erhalten.

3. Unser Mitglied, der Stadtgeolog von Karlsbad Herr J. Knett, theilt uns d. d. 29. December folgendes mit:

Im verflossenen Herbste unternahm ich im Einvernehmen mit dem städtischen Forstamte nomine et conto Stadtgemeinde Karlsbad im sogenannten »Stadtgutreviere«, d. i. westlich von Karlsbad, und zwar nächst der im Walde gelegenen Restauration St. Leonhard, Grabungen zum Zwecke der Auffindung prähistorischer Spuren. An dieser Stelle soll bekanntlich einst der Ort Thiergarten (hortus ferarum) gestanden sein, mit welchem König Wenzel 1325 die Karlsbader belehnte. Später gieng der Ort zugrunde. Obertags ist nur mehr eine gänzlich verfallene Ruine (»Ruine St. Leonhard«) zu sehen, die eben kürzlich besser bloßgelegt, vom Schutt befreit wurde. Da das Dorf Thiergarten nach dem nahen Zettlitz eingepfarrt war und sich auch neben, beziehungsweise um die Ruine herum kein Friedhof vorzufinden scheint, dürfte die alte Annahme, dass hier einst eine Kirche stand, wohl nicht Geltung haben. Es fanden sich in dem Gemäuer der Ruine Sprudelsteine einmauert vor, dagegen wurde gelegentlich der erwähnten Bloßlegung nicht ein einziger Fund gemacht.

Nordwestlich von dieser Stelle findet man eine junge Aufforstung vor, wo einst ein »Hunnenfriedhof« bestanden haben soll und woselbst im kommenden Frühjahr Nachgrabungen vorgenommen werden.

Nordöstlich von der Ruine erregte bereits seit längerer Zeit ein Hügel, der einem Tumulus nicht unähnlich sah, die Aufmerksamkeit verschiedener Personen. Die heurigen Nachforschungen ergaben aber durchwegs negative Resultate. Ich fand höchst primitive (Stein-)Mauerreste, die auf einem Granitbuckel fußen und in dem angelagerten Schutt wohl eine Menge Topfscherben, gebrannten Granitletten, einen (Gewehr-)Feuersteinsplitter und eine eiserne Lanzenspitze — also durchwegs Gegenstände sicher historischer Herkunft.

Die Flur St. Leonhard liegt, wie ich noch nachträglich bemerken möchte, bereits am »Plateau« des Karlsbader Gebirges, und zwar südlich von jener Stelle im Gebiete des Egerflusses, woselbst vor Jahren der verstorbene Stadtrath Kugler, beziehungsweise Arbeiter beim Graben im Egerschotter ein Lappenbeil aus Bronze fanden, welcher Fund bislang keinen Eingang in die Literatur gefunden hat und immerhin deswegen bemerkenswert ist, weil — meines Wissens — die heutige Kunde über Wohnplätze und Verkehrswege der Bronzezeit in Böhmen nicht viel westlicher als bis Kaaden reicht. (Vgl. »Die Bronzezeit in Böhmen« von R. v. Weinzierl. — Sammlung gemeinnütziger Vorträge, Nr. 226. Prag 1897. Mit 1 prähistorischen Karte.)

Mähren.

Unser überaus thätiges Mitglied Herr Prof. Makowsky ist leider nicht in der Lage, über neue Forschungen und Erfolge auf prähistorischem Gebiete im mittleren Mähren zu berichten. Auch unsere anderen Correspondenten in Mähren haben, wie es scheint, keinen Anlass zu Mittheilungen aus dem verflossenen Jahre. Herr Director Jos. Klvaňa berichtet, d. d. Gaya, 29. December 1901, dass er während des heurigen Sommers infolge eines Familienereignisses nicht in der Lage war, auf unserem Gebiete etwas zu arbeiten.

Auch in Schlesien sind, wie uns der Director des Kaiser Franz Joseph-Museums in Troppau, Herr Dr. E. W. Braun, mittheilt, keine Arbeiten im verflossenen Sommer ausgeführt worden.

Tirol.

Herrn Dr. B. Mazegger in Obermais verdanken wir folgenden

Fundbericht aus Eppan in Südtirol.

Durch den strebsamen Alterthumsverein wurden in Eppan bei Bozen (Überetsch) auf der sogenannten Lambrecht, einem in der Gant an der östlichen Seite der Eislöcher gelegenen kleinen Hügel, Nachgrabungen angestellt, wobei unter anderem eine Certosa-Fibel aus Bronze, eine kupferne Spiralröhre, Thonscherben, theils aus freier Hand, theils auf der Drehscheibe gearbeitet, Scherben römischer Gläser und eine Münze, Faustina die jüngere, Mittelbronze, gefunden wurden.

Die spärlichen Überbleibsel einer aus unbehauenen Felsstücken bestehenden Trockenmauer dürften wahrscheinlich noch Reste eines Ring- oder Steinwalles der vorgeschichtlichen Zeit sein, während die gegenwärtig vorhandenen Trümmer von Mörtelmauern dem Mittelalter zuzuschreiben sind.

Von anderen in der Eppaner Gegend gemachten Funden erwähnen wir: eine gut erhaltene Tegula aus einem bei Paschbach aufgedeckten Grabe, ein menschliches Skelet in den Weinbergen bei Reinsberg, dabei eine Pfeilspitze; mehrere Stücke von römischen Leistenziegeln mit dem Fabriksstempel ARESIS, ausgegraben in der Nähe der Antonius-Kapelle; ein Ring aus Bronze, ein eisernes Messer. Bei der Anlage der Wasserleitung in St. Pauls wurden Scherben von Terra sigilata-Gefäßen und von römischen Gläsern und im Frühjahre 1901 bei demselben Anlasse am Badl bei Schloss Gandeck in der Tiefe von 1 *m* unter der Straße sechs menschliche Skelette und sechs Stück Gürtelbeschläge mit Schnallen aus Bronze bloßgelegt.

Da der Alterthumsverein in Eppan noch weitere Ausgrabungen auf der Lambrecht auszuführen gedenkt, ist zu erwarten, dass noch manche Funde gemacht werden, die dann vielleicht einen sicheren Schluss über die immerhin interessante Hügelerhebung gestatten.

Kärnten.

Besonders ausführliche Mittheilungen über die Thätigkeit in Kärnten im Jahre 1901 verdanken wir Herrn Conservator Dr. Odilo Frankl in St. Paul an der Lavant, d. d. 28. December 1901:

I. Die hervorragendste Bedeutung kommt, wie seit 1898, überhaupt auch in diesem Jahre den Ausgrabungsergebnissen und Funden auf dem Zollfelde bei Klagenfurt zu. Über das Resultat der Nachforschungen im Sommer 1900, die Referent im Berichte der Anthropologischen Gesellschaft pro 1900 (in Erwartung einer eingehenderen Publication) nur kurz berührte, erschien seither in Nr. 1 der »Carinthia«, I, 1901, S. 1—4, ein vorläufiger Bericht aus der Feder des Herrn Prof. Dr. Eduard Nowotny als des Leiters der auf Kosten des Geschichtsvereines für Kärnten auf dem Tempelacker unternommenen Grabungen. Diese wurden im heurigen Jahre vom 29. Juli bis 16. September fortgesetzt und haben neuerdings höchst befriedigende Resultate geliefert. Es ward die zweite Hälfte des im Vorjahre aufgedeckten Gartenraumes bloßgelegt, und es wurden darin zwei weitere Statuenfunde gemacht: ein sehr schön gearbeiteter Dionysos mit gut erhaltenem, epheubekränztem Haupte und die in vier Theile zerbrochene Figur einer schlafenden Nymphe, die wahrscheinlich als Brunnenfigur gedient hatte. Diese zwei, nebst den schon 1900 gefundenen vier Statuen — worunter am besten erhalten eine lebensgroße Fortuna, die als archäologisch höchst wichtige Besonderheit, wie Dr. Nowotny in seinem oben citierten Berichte bemerkt, keltische Tracht zeigt — werden einer entsprechenden Restaurierung zugeführt werden, um dann im Museum in Klagenfurt zur öffentlichen Aufstellung zu gelangen. Neben diesen seltenen Funden, zu welchen noch andere kommen — unter denen Herr Dr. Nowotny in seinem Referate a. a. O. als interessante Einzelheit die Reste einer (steinernen) Sonnenuhr erwähnt — nehmen unsere besondere Aufmerksamkeit in Anspruch, ansehnliche Reste antiker Wandmalereien, die von dem herkömmlichen Stile abweichen und sich unseren Tapetmustern nähern. Für die Baugeschichte Virunums ist es ferner von höchster Wichtigkeit, dass beim Graben in die Tiefe die Spuren dreier einander ablösender Bauperioden entdeckt wurden. Kolossale Mauerreste, die am Ostende der diesjährigen Ausgrabungsfläche angeschnitten wurden, bestärkten die Vermuthung, dass hier der Mittelpunkt der alten Römerstadt gefunden sei.

Die Forschungen werden fortgesetzt werden und allseitig wird der Wunsch getheilt, dass der überaus thätige Geschichtsverein für Kärnten hierbei auch in Zukunft wie bisher vom Glücke begünstigt sein möge.

II. Am St. Kanzianberge bei Finkenstein wurden schon mancherlei Gegenstände aus prähistorischer und Römerzeit gefunden. Von besonderem Interesse dürften die auf circa zwei Drittel der Berghöhe, auf einem Plateau gelegenen 18—20 prähistorischen Hügelgräber sein, welche auf Wald und Weidegrund vertheilt sind. Im Jahre 1899 hat ein Anwohner die auf der Gemeindeweide liegenden 6—8 Tumuli ausgegraben und die spärlichen Funde an das Villacher städtische Museum verkauft.

III. Im Jahre 1889 wurden in Winklern bei Velden am Wörthersee auf dem Besitze des vulgo Jakobitsch zwei Rohguß-Kupferkuchen gefunden. In der Mitte 3 *cm* dick, verlaufen sie nach den Rändern zu scharf in ovaler Form. Die eine dieser Platten — durch die Mitte in zwei Theile gemeißelt und im Gewichte von 5·65 *kg* — wurde bald nach der Auffindung vom kärntnerischen Geschichtsvereine erworben, die andere ist, und zwar ganz unversehrt, im März dieses Jahres (1901) in den Besitz des genannten Vereines gelangt. Ihr Gewicht beträgt 6·45 *kg*. (Hierüber berichtet Herr C. Kaiser in »Carinthia«, I, 1901, S. 125.)

IV. Bei den Erdarbeiten für den Bahnbau Wolfsberg-Zeltweg sind Mitte Mai 1899 am Galgenbichl nächst Wiesenau bei St. Leonhard im oberen Lavantthale zwischen Bahnkilometer 16·9 und 17·0 drei römische Inschriftsteine und das Fragment eines Steines mit Lindenblattornament gefunden worden. (Hierüber berichtet »Carinthia«, I, 1899, Heft 5, S. 145 und 146, sowie das im Separatabdruck erschienene Referat des Dr. Frankl im Jahresberichte der Anthropologischen Gesellschaft pro 1899.) An der nämlichen Stelle sind nunmehr im verflossenen Winter 1900/1901 zwei weitere Römersteine zum Vorschein gekommen, deren einer ein stark verwitterter Inschriftstein von 65 *cm* Breite und 57 *cm* Höhe mit 8 *cm* breiten Randleisten, der andere dagegen ein ziemlich gut erhaltener Ornamentstein — Blumenvase aus der zwei Epheuranken — 35 *cm* breit und 58 *cm* hoch ist und Spuren einstiger Bemalung zeigt.

V. Im Frühjahre 1901 wurde auf einem Acker in der Nähe von Annabichl bei Klagenfurt am Wege nach Terndorf eine römische Bronzemünze (Claudius) gefunden, die in den Besitz des Geschichtsvereines gelangt ist.

VI. Bei St. Jakob im oberen Rosenthale wurde ein viereckiges römisches Bronzeglöckchen gefunden, welches im Sommer 1901 dem kärntnerischen Geschichtsvereine zum Kaufe angeboten wurde, auf den jedoch wegen übertrieben hoher Forderung nicht eingegangen werden konnte.

VII. Auf dem sogenannten Strappelkogel am Forst im Lavantthale, einem bekannten prähistorischen Fundorte, wurden auch heuer wieder zutage gefördert und durch den tüchtigen Kenner und Sammler, Herrn Johann Lackenbucher in Wolfsberg, dem Geschichtsvereine gespendet: eine Lanzenspitze aus Bronze $11^1/_2$ *cm* lang, zwei Fragmente von Steingeräthen, drei Wirtel aus grauem Thon und zehn Thonscherben mit verschiedenen Verzierungen, unter denen besonders ein 2 *cm* dickes, siebartig durchlöchertes Stück auffällt.

VIII. In den ersten Tagen des Juli 1901 wurden in Unterloibach bei Bleiburg fünf zusammengehörige Fragmente, sowie zwei weitere Bruchstücke römischer Inschriftsteine, und zwar anläßlich des Abbruches der südlichen Friedhofmauer in genannter Ortschaft zutage gebracht. Einige Wochen später wurden in der Nähe zwei weitere Steintrümmer mit Buchstaben aufgefunden, deren Zugehörigkeit zu den vorigen unverkennbar ist. Nach Aussage des Meßners sind schon in den Achtzigerjahren des verflossenen Jahrhunderts ähnliche Steine aufgegraben und wieder vermauert worden. Es ist zu wünschen, dass weitere Nachsuchungen auch noch andere Reste zum Vorschein bringen möchten, denn es handelt sich hier offenbar um Inschriften, die auf ein öffentliches Gebäude — Theater — hinweisen, weswegen deren Bedeutung das Durchschnittsmaß derartiger Monumente weit überragt.

IX. In Bayerdorf am Muraunberge $^3/_4$ Stunden von St. Veit a. Glan, 20 Minuten östlich von Hörzendorf wurden zwischen dem 10. und 15. September 1901 beim Sandgraben nächst dem Hause vulgo Veidl Nr. 2 zahlreiche Reste von menschlichen Skeletten gefunden, deren regellose Lagerung auf eine hastige Beerdigung schließen lässt. Es mag sich hier um ein Massengrab jener Unglücklichen handeln, die im Jahre 1715 der Pestkrankheit erlegen sind.

X. Am 26. October 1901 spendeten die Bauunternehmer des Elektricitätswerkes der Stadt Klagenfurt, die Herren Ackermann und Madile, an den Geschichtsverein für Kärnten mehrere

Funde, die 1900—1901 am Gurkflusse gemacht worden waren. Darunter befinden sich aus der Hallstätter Zeit vier bronzene Haarnadeln, wovon zwei sehr schön und gut erhalten sind, deren eine am Knopfe elegante Spiralen aufweist, weiters ein enger flacher Ring, sowie eine starke und vorzüglich erhaltene Fischangel.

XI. Am 14. December 1901 stieß man gelegentlich einer Brunnengrabung in Unter-Poritschitzen bei Klagenfurt auf einem Felde westlich vom sogenannten Gartenhof auf einen 58 *cm* breiten, 185 *cm* hohen und 22 *cm* dicken Römerstein mit neunzeiliger Inschrift (»Primus . . .). dessen Eigenthümer (der Zimmermann Josef Oseng) für denselben die exorbitante Kaufpreissumme von 1000 *K* verlangt. (Diese Mittheilung verdankt Referent der Freundlichkeit des Herrn A. v. Jaksch.)

Krain.

Herr Conservator Professor S. Rutar berichtet aus Laibach, d. d. 15. Jänner 1902,

über prähistorische und römische Funde in Krain 1901.

Im Mai auf Slančev vrh und Markovec bei Nassenfuß: je ein Grabhügel, bei Slepšek 33 Brandgräber, lauter Scherben. Ferner bei Dragatuš (nahe an der kroatischen Grenze) sechs Grabhügel (in den kleineren nur je ein bis zwei Gräber). Die gut gebrannten Gefäße sind gut erhalten, die Bronze- und Eisengegenstände dagegen von der Erde ganz zerfressen. In einem großen Grabhügel (zehn Leichen) ein mit Steinen umgebenes Grab; an der rechten Seite bei der Hand eine schöne bronzene Lanze, alle Thongefässe gut erhalten.

12. bis 22. Juni grub Custos Szombathy auf dem »Lajh« unterhalb Krainburg und öffnete 62 Gräber (s. S. [30]). Derselbe hat die Arbeit als »undankbar« bezeichnet. Nach ihm grub der Musealassistent Schulz an derselben Stelle (unter der neu anzulegenden Bezirksstraße), fand aber auch nichts Besonderes. Glücklicher war der daran grenzende Mühlenbesitzer Thomas Pavšler, der schon im Jahre 1899 die in den Mittheilungen der C. C. beschriebenen schönen Funde gemacht; diesmal aber weniger wertvolle.

24. Juni im Seunig'schen Garten hinter dem Regierungsgebäude in Laibach: ein römischer Mosaikboden 0·75 *m* unter dem jetzigen Boden, 8 *m* lang, 5 *m* breit, aus rothen und schwarzen Steinchen; in der Mitte eine schöne, mit Tulpen umgebene Vase, herum sternartige Kreuze.

Ende Juni in Oberlaibach beim Brauhause Fröhlich: ein gut erhaltener Lanzenspieß 1·10 *m* lang (der Griffstiel 8 *cm*), dann eine kleine römische Bogenfibel (noch im Privatbesitze).

25. und 26. Juli wiederum bei Dragatuš sechs Grabhügel, lauter große Thongefäße und kleinere Beigaben.

19. bis 24. August grub B. Pečnik in Dolenja vas bei Reifnitz einen großen Grabhügel aus, fand aber nichts Bedeutendes und unterließ daher das Weitergraben.

4. September grub B. Pečnik sechs Skelettgräber in Veldes aus, aber nur bei einem fand er zwei Ohrringe (aus der Völkerwanderungszeit).

Beim Bau (Umlegung) der neuen Straße vor Treffen fand man mehrere ärmere römische Gräber mit Balsamarien.

Beim Baue des Justizplalastes in Laibach fand man Mitte September kleine Töpfe, Lämpchen, Glasscherben, Armringe u. s. w., lauter ärmere Gräber. Beim Canalbau gegenüber desselben Palastes fand man zertrümmerte Ziegelsteingräber ohne Beigaben.

Zu Rihpovec an der Grenze der Treffner Pfarre grub B. Pečnik einen großen Grabhügel ab und fand zehn Skeletgräber, die aber schon einmal vorher geplündert worden waren.

Von Neudegg gegen H. Kreuz (Nassenfeld) zu sind schöne Grabhügel, Brandgräber mit Platten bedeckt. Um H. Kreuz herum ist überhaupt ein großes Gebiet mit Gräbern aber meistens, schon zerstört und ausgeraubt. Herr B. Pečnik hat in einem mit Platten bedeckten Brandgrabe zwei zerdrückte Töpfe und eine Kahnfibel gefunden.

Steiermark.

Sehr dankenswerte Mittheilungen aus der Südostecke der Steiermark hat Herr Bergrath Riedl, d. d. Cilli, 30. December, geliefert:

Indem ich mir erlaube, betreffs der Details, Copien etc. auf meine diesbezüglichen, in den »Mittheilungen der k. k. Centralcommission« erscheinenden Berichte hinzuweisen, sind die Arbeiten hervorzuheben, welche am »Reicheneg« bei St. Georgen a. d. Südbahn begonnen wurden und zweifellos festgestellt haben, dass diese Gegend in vorrömischer Zeit bereits besiedelt war, und dass diese Besiedelung auch zur Zeit der Römerherrschaft daselbst fortgedauert hat.

Östlich von Reicheneg liegt eine Hügelkuppe, die den Namen »Gradische« trägt; auf der Karte des Reicheneg wurden Römermünzen (Gallienus, Tacitus u. a.), am Fuße dieses Rückens der Sarkophag eines Kindes gefunden, welcher nebst einer Bronzemünze Kaiser Hadrians einen Fingerring aus unlegiertem Golde, ungemein massiv, im Gewichte $2^1/_2$ Ducaten, mit einem wenig kunstvoll ausgeführten Lockenkopfe, im lichten Durchmesser nur 17 *mm* haltend, barg.

Die Gehänge des Reichenegs, bisher nur zu kleinem Theile, nur stellenweise untersucht, haben an einem Punkte allein circa 200 Aschenurnen ergeben. Diese Urnen sind durchwegs nicht auf der Drehscheibe gefertigt (in welcher Beziehung die Notiz 49 S., 107 und 108, Heft 2, 1901, der Mittheilungen zu berichtigen ist), aus Schwarzhafnerthon bestehend und enthalten, meist mit Sandsteinplatten gedeckt, durchwegs Aschen- und Knochenreste, nur einzelne Beigaben, dann aber meist mehrere gleichzeitig. Selbe sind durchwegs aus Bronze, und zwar Lanzenspitzen, Fibeln, Hals- und Armringe.

Die jüngst gemachten Funde wurden dem k. k. Hofmuseum eingesendet.[1])

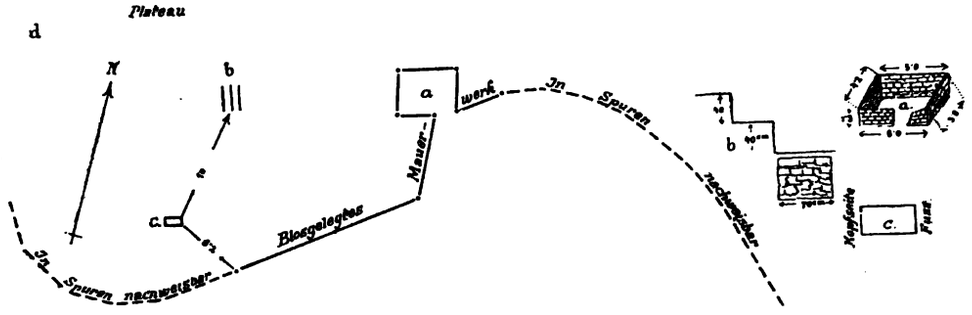


Abb. 10. Skizze einer römischen Ansiedelung zu Uranje. (*a* Reste, wahrscheinlich eines Wartthurmes, *b* Reste der vom Wartthurm zum Plateau führenden Treppe, *c* das zerstörte Grab, *d* Fundstelle des Sarkophags.)

In Gonobitz wurde ein römischer Cippus, der, später ausgehöhlt, lange als Lederfettbehälter gedient hat und eine ganz correct ausgeführte, wohlerhaltene Inschrift trägt, aufgefunden. Die Inschrift: »T(itus) Julius Bellicus Dec(urio) Alae Asturum II. Dec(urio) Municipi(i) Cla(udiae) Celeiae T(itulum) f(ieri) j(ussit) Ti(berius) Julius Frontinis F(ilius) ? CIVIS ? Frater et Hares fecit« ist von besonderem Interesse, weil sie neuerlich den Nachweis erbringt, dass die Claudia Celeja ein Municipium war. Der Eigenthümerin dieses Grabsteines wurde nahegelegt, ihn dem Landesmuseum abzutreten.

Nordöstlich von Lichtenwald wurde auf einem Hügel namens »Uranje« (vom Volke »Stargrad«, altes Schloss, auch »hajdovska hiše«, Heidenhaus benannt) vom Grundbesitzer ein Römergrab aufgefunden, welches aus Sandsteinplatten zusammengesetzt, nebst Thongefäßscherben und einem Stilus aus Bronze zwei zum Theil gut erhaltene Skelette enthielt. Nach der hier üblichen Art, sofort und eben nur nach einem Schatze zu suchen, zerstörte der Finder alles, was da war, und ich fand nur den Rest eines römischen Inschriftsteines, dessen Aufnahme in das Landesmuseum ich vermittelte.

Nachdem 1811 auf dem Plateau desselben Hügels der derzeit im Landesmuseum zu Graz befindliche Sarkophag (siehe: Ausflug von Cilli nach Lichtenwald, von Professor J. A. Suppantschitsch, Cilli 1818) gefunden worden, wurde das ganze Terrain aufgenommen, wie es obenstehende Skizze zeigt, und die Überzeugung gewonnen, dass daselbst eine umfangreiche, befestigte Ansiedelung vorliege, deren weitere Untersuchung dem kommenden Jahre vorbehalten bleibt.

Küstenland.

1. Herr Dr. Marchesetti schreibt über die im österreichischen Küstenlande 1901 vorgenommenen Arbeiten, d. d. Triest, 31. December:

[1]) Sie gehören nach freundlicher Mittheilung des Herrn Custos Szombathy der Hallstattperiode an.

Gleich dem Vorjahre war auch heuer die Durchforschung der Castellieri oder Ringwälle die Hauptaufgabe, um die Aufnahme und Mappierung derselben zu vervollständigen, sowie deren chronologische und culturelle Stellung zu ergründen. In dieser Hinsicht war ein Besuch der quarnerischen Inseln besonders lohnend, wo nicht weniger als 40 dieser alten Ansiedelungen constatiert wurden, welche einer ziemlich alten Periode, der enneolithischen, anzugehören scheinen. Bei dieser Gelegenheit wurden auch zahlreiche, meistens große Tumuli auf Veglia und Cherso gefunden. Ausgedehntere Ausgrabungen in einigen Ringwällen der Umgebung von Triest und auf der Insel Lussin, lieferten ein reichhaltiges Material, wodurch die Kenntnis über die Cultur dieser prähistorischen Wohnstätten erweitert wurde.

Beim Ausgraben eines Canales zu Berieselungszwecken, stieß man im verflossenen Juni unweit Redipuglia, bei Ronchi in Friaul, an zwei Punkten auf ein prähistorisches Grabfeld, wobei leider eine ansehnliche Zahl Gräber zerstört wurde. Erst im October war es mir möglich, eine regelmäßige Grabung vorzunehmen, die wegen der bedeutenden Tiefe von 3 *m*, in der die Gräber lagen, ziemlich erschwert war. Die durchsuchten Gräber, deren Zahl sich auf 74 beläuft, bestanden meistens aus einer großen Aschenurne und besaßen leider nur spärliche Beigaben. Armbänder, Ringe, Fibeln, Haarnadeln, Gürtelplatten, Perlen, Spinnwirtel und einige andere Objecte, bilden das einfache Inventar dieser Nekropole, die unter den Brandgräbern drei Bestattete in hockender Lage aufwies. Das relativ häufige Vorkommen von Certosafibeln beim gleichzeitigen Fehlen aller älteren Formen, verweisen das Grabfeld in die späte Hallstätter Zeit. Ich bemerke noch, dass in kleiner Entfernung auf dem Hügel von Redipuglia ein mächtiger Ringwall mit sehr starker, doppelter Umfassungsmauer existiert, welcher bei den vorgenommenen Grabungen nebst vielen verzierten Topfresten, einen schönen bronzenen Palstab und mehrere eiserne Waffen lieferte. Unweit davon, bei Fogliano, wurden vor Jahren zwei Steinäxte gefunden. Die Entdeckung des Grabfeldes von Redipuglia ist noch besonders für die Erkentnis des alten Flusslaufes des Isonzo wichtig.

Schließlich dürfte ein kurzer Bericht über die von der istrianischen archäologischen Gesellschaft vorgenommenen Ausgrabungen in der ehemaligen Königsstadt der Istrer, Nesatium, unweit Pola, willkommen sein. In dieser alten, bei der Erstürmung durch die Römer im Jahre 177 v. Chr. zerstörten Stadt, stieß man auf sehr reiche prähistorische Brandgräber, die von mächtigen, mit Spiralen decorierten Platten bedeckt waren und eine große Anzahl bronzener Situlen, Reifenurnen (ciste a cordoni), Becken (Lebetes), nebst griechischen und apulischen Vasen und zahlreiche Schmuckgegenstände enthielten. Einige der Situlen, leider in Fragmenten, sind überdies mit Figuren von Menschen und Thieren, ähnlich denen von Bologna und Watsch verziert und stellen mehrere Scenen, wie Serien von Reitern, von Wagen, von Frauen, die Vasen tragen, u. s. w. dar. Bei den Fibeln fehlen zwar ältere Formen, wie einfache Bogenfibeln, Brillen- und halbmondförmige Fibeln, dagegen sind Nachen-, Knopf-, Schlangen-, Certosa-, Armbrust- und Thierfibeln gut vertreten. Weiters fand man Haarnadeln, Arm- und Fingerringe, Ketten, Anhängsel, Messer, verbogene eiserne La Tène-Schwerter und andere Waffen. Auch diese Nekropole, die sich besonders durch den Reichthum bronzener Gefäße, wie sie verhältnismäßig in solcher Fülle keines unserer Grabfelder bisher geliefert hat, und das Vorhandensein der sonst fehlenden, importierten schwarzfigurigen griechischen Vasen, auszeichnet, gehört einer späteren Periode der ersten Eisenzeit an. Die Grabungen werden im nächsten Jahre fortgesetzt und versprechen sehr wertvolle und für die Geschichte des Landes hochinteressante Funde.

2. Unser Mitglied, Gymnasialprofessor Dr. L. K. Moser, berichtet über seine Thätigkeit auf prähistorischem Gebiete, d. d. Triest, 27. December:

Er untersuchte die Umgebung der Quellen von Aurisina, längs der neu angelegten Wasserleitung, wobei ein Ruheplatz vorgeschichtlicher Bewohner, beziehungsweise eine alte Culturschichte angefahren wurde, worauf der Fund einer eisernen, völlig oxydierten Gabelhaarnadel, das Vorkommen von fein angefeilten Gehäusen einer Landschnecke (Cyclostoma) und mehrer bearbeiteter Meeresschnecken, wie Murex trunculus, Monodonta tesselata hinweist. Die senkrecht über dem Ruheplatze aufragenden Kalkfelsen boten hinlänglich Schutz gegen die Unbilden der Witterung und die Nähe der unter dem Meeresniveau zahtreich hervorsprudelnden Quellen mochte die ersten Bewohner zur Rast hier eingeladen haben. 4. April 1901.

Bei einem Ausfluge nach Podgraje wurde ich durch den dortigen Oberlehrer Persoglia auf blaue Steine aufmerksam gemacht, welche Hirten an einem Weideplatze im Gebirge fanden. Da ich diese Steine als Kupferschlacken erkannte, besuchte ich unter Führung der Hirten jene Localität, von der die Schlacken stammen.

Diese Localität wird von dem Volke Cerova staja benannt, wovon die erste Bezeichnung »Cerova« auf Eigennamen, die zweite »staja« auf eine Haltestelle, Schmiede (vielleicht Schmelze) hindeuten dürfte.

Unter der alten auf das Hochplateau des Krainer Schneeberges führenden Straße, die in die neue Chaussee einmündet, befindet sich ein kleiner, aber schön erhaltener Wallring mit trichterförmiger Grube, welche von einem an der erwähnten Straße (po grmlje im Volksmunde) stehenden Strauche überschattet wird, dortselbst ist auch ein deutlicher Steinsatz, der bis in die Tiefe der trichterförmigen Grube hineingeht, und dessen Steine durch anhaltendes starkes Feuer derart verändert und verschlackt sind, dass man hier eine Schmelze oder Schmiede aus früher Zeit vermuthen könnte. Auch die vorhin erwähnten blauen, fein porösen Kupferschlacken fand ich noch in einigen Stücken vor, so dass ich zur Untersuchung derselben einige Proben an die k. k. Centralcommission überschicken konnte. Der Ring misst etwa 28 Schritte im Umfange und ist etwa 4 *m* hoch. Die Localität Cerova staja liegt im Gehänge der Voslica, da wo die neue Straße aufs Plateau hinaufzieht. Die Aussicht von diesem Punkte ist eine großartige, sie beherrscht das ganze Rekathal und seine Umrahmung. Eine Ausgrabung wurde nicht vorgenommen.

Im Juli (17.) besichtigte ich das großartige Gradišče von Sa. Catharina südlich von Jelšane in Istrien. Da ich von dieser Localität einmal vor Jahren eine eigenartig geformte Schlangenfibel erhielt, und in letzter Zeit von einem Bauer aus Novakračina nächst den Ruinen der Kapelle eiserne Lanzen gefunden worden waren, so besuchte ich dieses großartige Gradišče, das größte unter allen, die ich in Krain und Istrien bisher gesehen hatte, und verfolgte die Ausdehnung eines ganz ungewöhnlich großen Steinwalles, der das Plateau von Sa. Catharina umgibt. In der Mitte des Plateaus auf einem erhöhtem Punkte sind die Grundmauern und ein Theil des Schuttes der ehemaligen Kapelle sichtbar — drei kleine Ograde (mit Steinmauern umgebene Grotten) durchsetzen die mit Steinblöcken übersäete und schwer passierbare Hochfläche. Auf dem Steinwalle, dem Wesen nach aus Kalksteinen bestehend, fand ich Stücke von Sandstein und Conglomerat, mannigfache Kiesel und die bekannten rohen Topfscherben, wie man sie sonst auf jedem Gradišče antrifft, ebenso Bruchstücke von Thonringen, Bruchstücke von Mühlsteinen aus Quarzconglomerat bestehend, und ein Grabversuch nächst der Kapelle in dem harten rothen Boden ergab nur Gefäßbruchstücke und Knochen, wie Holzkohle, die ebenfalls auf eine alte Cultur in diesen Regionen schließen lassen. Diesem Gradišče gegenüber ist ein zweites oberhalb Sapjane, das ich ebenfalls besuchte. Auf demselben wurden seinerzeit Gräber der Bronzezeit aufgedeckt. Ich gelangte durch die Freundlichkeit des Kaplans Herrn Tiringer von Jelšane in den Besitz eines recht roh gearbeiteten Fingerringes, der von dieser Localität herrührt.

Über die neuerliche Inangriffnahme der Ausgrabungen in der Jama na dolech (na rohiah) östlich von Nabresina soll später berichtet werden, wenn dieselben zu Ende geführt sein werden.

Bukowina.

Über die Forschungsarbeiten in der Bukowina im Laufe des Jahres 1901 berichtet Herr Conservator Regierungsrath C. A. Romstorfer Folgendes:

In Schipenitz hat Lehrer Arejczuk auf seinem Grunde neuerliche umfassende Grabungen vorgenommen, welche außer Feuersteintartefacten sehr interessante Gefäßformen, insbesondere Töpfe und Urnen bis zu 50 *cm* Höhe ergaben. Über die ersten Funde dieser Art berichtete ich unter Beigabe von Zeichnungen in den »Mittheilungen der Centralcommission«, 1893, S. 243. Im Herbste 1893 besuchte ich in Begleitung des k. k. Custos Josef Szombathy die Fundstelle und erwarb der Genannte zahlreiche Gefäßscherben, die zum Theile in Wien zusammengestellt wurden. Die heurigen Funde wollte Conservator Regierungsrath Heinrich Klauser für das Bukowinaer Landesmuseum erwerben; er überzeugte sich an Ort und Stelle von dem Reichthume des Bodens, dessen Eigenthümer für die Funde jedoch derart hohe Beträge forderte und zu erlangen hofft, dass an eine käufliche Erwerbung für das Museum nicht zu denken ist.

Im heurigen Jahre setzte ich meine im Jahre 1895 begonnenen, erfolgreichen Grabungsarbeiten am Wojewodenschlosse in Suczawa fort, worüber ich ausführlichen Bericht mit Beigabe einer Grundrisskizze und mehreren photographischen Ansichten im Jahrbuche 1901 des Bukowinaer Landesmuseums publicieren werde.

An den Grabungsstellen fanden sich zahlreiche Leichenreste, welche wohl aus späteren Zeiten des Schlossbestandes herrühren.

Als Geschenke für die Bibliothek sind eingelaufen:

Anales del Museo Nacional dei Montevideo. Publicados bajo la Dirección del Professor J. Arechavaleta Tomo IV, Entrega XXII, 1901.

Blasius, Dr. W., Die megalithischen Grabdenkmäler bei Neuhaldensleben. Mit 3 in den Text gedruckten Abbildungen. (Sonderabdruck aus dem 12. Jahresbericht des »Vereines für Naturwissenschaft« zu Braunschweig.) 8°, S. 95—153, Braunschweig 1901.

— Vorgeschichtliche Denkmäler zwischen Helmstedt, Harbke und Marienborn. Mit einer Tafel und zwei Textabbildungen. (Sonderabdruck aus der Festschrift zur Feier des 70. Geburtstages von Richard Dedekind.) 8°, S. 223—254.

Boletim do Museo Paraense de Historia Naturale e Ethnographia. Vol. III, Nr. 1 und 2, 1900–1901.

Boletim da Sociedade de Geographia des Lisboa. 18. Serie, Nr. 2 und 3, 1900, 4—12, XIX, Serie Nr. 1 und 2.

Bulletin of the Wisconsin Natural History Society. N. S. Vol. 2, Nr. 1.

Capitan L. et H. Breuil, La Grotte des Combarelles. Les gravures sur les parois de grottes préhistoriques. (Mit 8 Fig.) (Separatabdruck aus Revue de l'École d'Anthropologie de Paris, 12. Jahrgang, 1. [Supplement].) 1902, S. 33—46.

Chantre, Ernest, Les Barabra. Esquisse Ethnographique et anthropometrique. (Sociéte d'Anthropologie de Lyon, Séance du 7. Decembre 1901.) 8°, 19 S. mit 2 Textillustrationen.

Dorsey, George A., Recent progress in Anthropology at the Field Columbian Museum. (From the American Anthropologist. [N. S.] Vol. III, 1901.) 8°, S. 737—750.

Fennia, 18. Bulletin de la Société de Geographie de Finlande. Helsingfors 1900—1901, 8° mit 6 Karten.

Giuffrida-Ruggeri, Dr. V., Scheletro di Batacco di Sumatra. (Estrato dagli Atti della Societá di Antropologia. Vol. VIII, Fasc. II, 1901.) 8°, 7 S.

— Un caso di atrofia dell' ala magna dello sfenoide e altre particolarità nella norma laterale. Considerazioni sul significato gerarchico delle anomalie craniche. (Con 2 fig.) (Estratto dal Monitore Zoologico Italiano Anno XIII, Nr. 1.) Firenze, 8°, S. 7—13.

Grandidier, Alfred, Histoire Physique, Naturelle et Politique de Madagascar. L'Origine des Malgaches. Fol., 180 S., Paris 1901.

Hamy, M. E. T., Un Chapitre oublié de l'Histoire de l'Anthropologie Française. (Extrait des Comptes rendus de l'Association Française pour l'avancement des Sciences.) Congrés d'Ajaccio 1901. (Discours prononcé à la séance d'ouverture.) Paris, 8°, 11 S.

— Types Ethniques du Rhodope. (Extrait du Bulletin du Museum d'histoire naturelle. 1902, Nr. 1, S. 6.

Heierli, Dr. J. und **Martin, Dr. R.,** Urgeschichte der Schweiz. (Bibliographie der schweizerischen Landeskunde.) Anthropologie und Vorgeschichte. Physische Anthropologie der schweizerischen Bevölkerung, zusammengestellt von Dr. Rudolf Martin, und Urgeschichte der Schweiz, zusammengestellt von Doctor J. Heierli. 8°, 138 S.

Helm, Hr. O., Chemische Untersuchung von Bernstein-Perlen aus alten Tempel-Ruinen Babyloniens und aus Gräbern Italiens, sowie Verfahren zur Bestimmung der Bernsteinsäure im Bernstein. (Aus den Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft. Sitzung vom 16. November 1901.) S. 400—403.

Jahreshefte des Vereins für Mathematik und Naturwissenschaften in Ulm a. D. 10. Jahrgang, 8°, 118 S.

Journal of the American Oriental Society. Herausgegeben von E. Washburn Hopkins und Charles C. Torrey. Bd. XXII, Second half. New Haven 1901.

Kaindl, R. F., Die Juden in der Bukowina. (Sonderabdruck aus Bd. LXXX, Nr. 9 des Globus.)

— Zur Erinnerung an einen Deutschen Mann (Franz Adolf Wickenhauser). Nr. 46 des »Bukowiner Bote«, 1900.)

— In den Ostkarpathen. Eine Skizze über die Deutschen in der Bukowina. (Berliner Norddeutsche Allgemeine Zeitung, Nr. 55, $^5/_3$ 1899.)

— Das Osterfest in der Bukowina. (Beilage zur Allgemeinen Zeitung, München, Jahrgang 1901, Nr. 79.)

— Deutsche Culturträger vom Rhein und Main im Osten. (Frankfurter Zeitung, 45. Jahrgang, Nr. 212, 1901.)

— Bericht über die Arbeiten zur Landeskunde der Bukowina während des Jahres 1900. (10. Jahrgang.) 1901, 8°, 8 S.

Karazich, List za spiski narodni život, obitschaje i oredanje. November 1901, December 1901.

Koeze, G. A., Crania Ethnica Philippinica. Ein Beitrag zur Anthropologie der Philippinen, auf Grund von Dr. Schadenberg gesammelter Schädel. Mit Einleitung von Prof. J. Kollmann in Basel. (Mit 25 Tafeln.) I. Quart., 48 S., H. Kleinmann & Co, Harlem.

Kollmann, J., Die Fingerspitzen aus dem Pfahlbau von Corcelettes (Schweiz) und die Persistenz der Rassen. 8°, 10 S. (2 Exemplare.)

Krause, Eduard, Zur Frage von der Rothfärbung vorgeschichtlicher Skelettknochen. (Sonderabdruck aus Bd. LXXX, Nr. 23 des Globus.)

Lissauer, Die Anthropologie der Anachoreten- und Duke of York-Inseln. (Aus den Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft. Sitzung vom 26. October 1901.) S. (367)—(386) mit Tafel VII und VIII.

Matiegka, Dr. Heinrich, Bericht über die Untersuchung der Gebeine Tycho Brahes. (Mit 2 Textfiguren.) 8°, 14 S.

Möller, Hugo, Über »Feuerstätten« im Kalktuffsand von Taubach und Über die geologische Stellung der Weimar-Taubacher Kalktufflager. Mit einer Doppeltafel. (Sonderabdruck aus der »Zeitschrift für Naturwissenschaften«, Bd. LXXIV.) S. 237—272, 8°, Stuttgart 1901.

Montelius, Oscar, Die Chronologie der ältesten Bronzezeit in Nord-Deutschland und Skandinavien. (Mit 541 in den Text gedruckten Abbildungen.) 4°, 239 S. Braunschweig, Friedr. Vieweg & Sohn, 1900.

Occasional Papers of the Bernice Pauahi Bishop Museum of Polynesian Ethnology and Natural History. Vol. I, Nr. 3, Directors Report for 1900. Honolulu 1901.

Proceedings of the Royal Irish Academy. Third Series. Volume VI, Nr. 2, 1901.

Schmidt, Emil, Die Neanderthalrasse. (Sonderabdruck aus Bd. LXXX, Nr. 14 des Globus, S. 217—222.)

Schoeller, Dr. Max, Mittheilungen über meine Reise nach Äquatorial-Ost-Afrika und Uganda 1896—1897, Bd. I. Mit 49 Tafeln, VII + 233 S. Bd. III, Kartenband, 16 Blätter, Lexikon, Prachtausgabe.

Seale, A., New-Hawaiian Fishes. (Occasional papers of the Bernice Pauahi Bishop Museum of Polynesian Ethnology and Natural History. Vol. I, Nr. 4.) Honolulu 1901, 8° mit 7 Lichtdrucktafeln. 16 S.

Seler, Dr. Eduard, Die alten Ansiedelungen von Chaculá im Districte Nenton des Departements Huehuetenango der Republik Guatemala. Mit 50 Lichtdrucktafeln, 282 Abbildungen und Plänen im Text und einer Karte. Fol. VII + 223 S. Verlag von Dietrich Reimer (Ernst Vohsen), Berlin 1901.

— Codex Fejérváry-Mayer. Eine altmexikanische Bilderhandschrift des Free Public Museum in Liverpool (12014/M). Mit zahlreichen Abbildungen. Groß-Folio, VI + 230 S. Berlin 1901.

Školski, Vjesnik, Stručni List zemaljske vlade za Bosnu i Hercegovinu. Urednik Ljuboje Dlustuš. VIII, 9—12.

Schriften des Vereines zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse. Bd. XLI. Vereinsjahr 1900/1901.

Smirnov, J., Njeskolko slov po voprosu od organisacie etnografičeskago otdiela Ruskago musea Imperatora Aleksandra III. (Sonderabdruck aus Bulletin de l'Académie Impériale des Sciences St. Petersbourg 1901. September, T. XV, Nr. 2.) Zwei Exemplare.

Studnička, Prof. Dr. F. J., Prager Tychoniana. Zur bevorstehenden Säcularfeier der Erinnerung an das vor 300 Jahren erfolgte Ableben des Reformators der beobachtenden Astronomie. (Ein Titelbild in Farben und eine Textillustration.) gr. 8°, 69 S.

— Bericht über die astrologischen Studien des Reformators der beobachtenden Astronomie, Tycho Brahe. Weitere Beiträge zur beverstehenden Säcularfeier der Erinnerung an sein vor 300 Jahren erfolgtes Ableben. 8°, 54 S.

Sitzungsberichte und Abhandlungen der Naturwissenschaftlichen Gesellschaft »Isis« zu Bautzen. 1898 bis 1901.

Transactions and Proceedings of the New Zeeland Institute 1900. Vol. XXXIII, edited and published under the Authory of the Board of Governors of the Institute by Sir James Hector, Director. Wellington 1901.

Transactions and Proceedings and Report of the Royal Society of South Australia. Vol. XXV, Part II. (With 2 Plates.) Adelaide, December 1901, 8°, 187 S.

Virchow, Rudolf, The Peopling of the Philippines. (From the Smithsonian Report for 1899. Pages 509—526, with Plates I—III.) Washington 1901.

Výročni zpráva, královské České společnosti Náuk. Za Rok 1901.

Westerlund, Dr. F. W., Studier i Finlands Antropologi. Mit einer Karte. 8°, 107 S. (Fennia 18, Nr. 2.)

Wilser, Dr. Ludwig, Rasse und Sprache. (Aus Naturwissenschaftliche Wochenschrift. Bd. XVII, Nr. 12.)

Želizko, Heinrich Schliemann. Biographie (in czechischer Sprache.) 8°, 9 S.

Zpráva o Slavnosti 300té Ročnice úmrti reformatoří a pozorovací Astronomie Tychona Brahe, kterou Královska Česká společnosť Náuk s účinnou pomoci Praesidia a Rady Král. Hlavního Města Prahy pořádala dne 24. Řijna 1901.

Den Spendern wird hiermit der verbindlichste Dank der Gesellschaft ausgesprochen.

Excursion nach Graz vom 17. bis 19. Mai 1902.

Vom Präsidium anwesend: Dr. K. Ritter Brunner v. Wattenwyl.

Pfingstsamstag, den 17. Mai, mittags, Empfang der Theilnehmer durch die Grazer Mitglieder und Freunde der Anthropologie, Mittagessen am Bahnhofe, sodann freie Besichtigung der Stadt unter Führung der Grazer Herren, insbesondere Prof. Dr. Gurlitt, Prof. Dr. Meringer und Generalstabsarzt Dr. Weisbach, und Abendessen auf dem Schlossberge.

Pfingstsonntag, den 18. Mai, vormittags, Besichtigung der prähistorischen und geologischen Abtheilung des Landes-Museums unter Führung von Prof. Dr. Gurlitt und Dr. Hilber. Ersterer widmete dem Wagen von Strettweg einen längeren Vortrag, letzterer sprach über das Vorkommen von Nephrit im Murschotter. Nachmittags wurde die culturhistorische Sammlung des Johanneum unter Führung von Herrn Director Lacher besichtigt, sodann am Bahnhofe ein gemeinsames Abendessen eingenommen.

Pfingstmontag, den 19. Mai, hielt Herr Universitätsprofessor Dr. Rudolf Meringer einen Vortrag:

Über die Probleme der Hausforschung.

Ich habe zuerst versucht, den gegenwärtigen Stand der europäischen Hausforschung zu bestimmen und namentlich bei der Frage des oberdeutschen Hauses verweilt, weil dieses uns zunächst liegt und weil ich auch auf seinem Gebiete allein genügende Erfahrungen besitze.

Um es abzugrenzen, war eine Charakteristik der anderen europäischen Haustypen nothwendig. Im ganzen kann man von mindestens 5—6 Typen sprechen. Nicht weniger als drei sind davon bei den germanischen Völkern vorhanden, das nordische, das niedersächsische, das oberdeutsche Haus. Dazu kommt das romanische Haus in Italien, Spanien, Frankreich und das osteuropäische. Fraglich bleibt, ob das nordische Haus alte Verwandte auf dem Continente hat, und wenn, wie weit sich geographisch diese Verwandtschaft erstreckt.

Das nordische Haus ist ein Einfeuerhaus; ein Herdraum und eine Vorhalle sind das Um und Auf des Menschenhauses in seiner alterthümlichsten Gestalt. Vieh und Vorräthe sind gesondert untergebracht.

Das sächsische Haus, besser gesagt, das niedersächsische, ist ein Einfeuerhaus. Ich bemerke hiebei, dass ich den Backofen und andere Wirtschaftsfeuer, z. B. die Öfen zum Dörren des Obstes, der Badstube (in Oberdeutschland) etc., niemals mitzähle. Bloß Herd und Ofen gelten mir als »Feuer«. Das niedersächsische Haus ist weiter ein Einheitshaus, d. h. es vereinigt alles, Mensch, Vieh, Vorräthe, in einem Hause, dessen Einheitlichkeit klar ersichtlich ist. Unter einem Dache findet sich auch auf oberdeutschem Boden oft alles untergebracht, aber hier sieht man, dass ursprünglich getrenntes bloß aneinander gerückt ist.

In Bezug auf das oberdeutsche Haus kann ich mich auf meine und J. R. Bünkers gemeinsame Erklärung XXXII, S. 273 berufen. Ich hoffe, dass die anderen Forscher sich uns anschließen werden und dass damit der Confusion ein Ende bereitet werde.

Auf oberdeutschem Boden finden sich noch andere merkwürdige Häuser, welche eine eigentliche Stube, einen Ofenraum, ursprünglich nicht hatten. Ich nenne sie die Bünker'schen Herdhäuser, weil Bünker sie zuerst beschrieben hat (vgl. meine Ausführungen in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie der Wissenschaften, Bd. CXLIV, S. 5). Auf diese »Herdhäuser« bezieht sich Punkt 2 meiner und Bünkers Erklärung. Wir nennen diese Herdhäuser nicht oberdeutsch, weil sie nichts charakteristisch oberdeutsches enthalten. Das alte nordische Haus, der griechische Tempel, die bosnische Holzdžamia zeigen denselben Grundriss, eine offene Vorhalle und einen geschlossenen Raum, beim Hause der Herdraum, beim Tempel der Andachtsraum, die Wohnstätte des Gottes. In Frage steht, wie weit diese Formen auf europäischem Boden historisch verwandt sind? Gibt es ferner heute noch geographischen Zusammenhang dieser Vorhallen-Herdhäuser, wenn auch sprunghaften, von Skandinavien über Polen u. s. w. auf den Balkan nach Griechenland?

Als Einzelheit bemerke ich, dass das alte Preußen schon das zweifeuerige oberdeutsche Haus gehabt zu haben scheint, denn das Elbinger Vocabular (vgl. E. Berneker, Die preußische Sprache, S. 237) enthält nicht nur eine Bezeichnung für Herd, sondern auch für Stube und Ofen. Der Fachwerkbau war ebenfalls schon bekannt, wie die altpreußischen Wörter für Schwelle, Säule, Strebe bezeugen.

Das romanische Haus, das sich in Italien, Frankreich, Spanien, sowie einem Theil des nördlichen Balkans neben dem oberdeutschen befindet, ist einfeuerig. Der Herdraum ist zu einer Art Culturraum geworden durch die Entwickelung des Herdes zum Kamin, der das Feuer theilweise behütet und durch seinen Schlot für die Rauchabfuhr sorgt. Man kann also auch vom Kaminhause sprechen.

Das osteuropäische Haus endlich ist ein Herdofenhaus. Der Herdofen versieht den Dienst von Herd und Ofen zusammen.

Als Einzelheit sei wieder bemerkt, dass eine Möglichkeit von verwandtschaftlichen Beziehungen des niedersächsischen Hauses mit dem Hause der Basken besteht. Vgl. Henry O'Shea, La maison Basque, Pau 1887, S. 11 ff. Ich danke die Kenntnis dieses Büchleins H. Schuchardts Güte.

Dann wandte ich mich zu der theoretischen Seite der Hausforschung. Ich suchte zu zeigen, dass bis jetzt alle ethnischen, anthropologischen, klimatischen und andere naturwissenschaftliche Erklärungen misslungen sind, und zeigte das an G. Bancalaris Versuchen. Da ich über diese sehr wichtige principielle Frage zunächst das ganze documentarische Material vorlegen will, das hoffentlich schiefen Redensarten ein Ende machen wird, kann ich hiermit schließen.

Hierauf hielt Herr Universitätsprofessor Dr. Moriz Holl einen Vortrag über den Schädeltypus der Serben.

Der für den Nachmittag geplante Ausflug nach Pettau musste infolge der anhaltend schlechten Witterung aufgegeben werden und so zerstreuten sich nach dem Mittagessen die Theilnehmer der Excursion, denen allen die zwei in Graz verbrachten Tage trotz der Ungunst des Himmels, dank der liebenswürdigen Aufopferung der dortigen Herren, stets in angenehmster Erinnerung bleiben werden.

Sitzung des Comités für praktische Arbeiten am 30. Mai 1902.

Anwesend: Vorsitzender Dr. K. Th. v. Inama-Sternegg, Dr. L. Bouchal, Dr. K. Ritter Brunner v. Wattenwyl, Dr. W. Hein, K. Freiherr v. Schlosser.

Der Cassier theilt mit, dass der für das Jahr 1902 zur Verfügung stehende Fond für praktische Arbeiten sich aus folgenden Beträgen zusammensetzt:

Rest vom Vorjahre	*K* 169·25
Subvention Sr. Majestät	» 2000·—
» des hohen Ackerbauministeriums .	» 400·—
Zusammen . .	*K* 2569·25.

Es erfolgt hierauf die Berathung über die vorliegenden Arbeitspläne.

Ausschuss-Sitzung am 30. Mai 1902.

Anwesend: Vorsitzender Dr. K. Ritter Brunner v. Wattenwyl, Dr. L. Bouchal, Dr. K. Gussenbauer, F. Heger, Dr. W. Hein, Dr. K. Th. v. Inama-Sternegg, Doctor V. Jagić, F. Karrer, Dr. L. Reinisch, K. Freiherr v. Schlosser, Dr. L. v. Schroeder, Dr. K. Toldt.

1. Der Vorsitzende begrüßt die neugewählten Ausschussmitglieder Hofräthe Dr. K. Gussenbauer und Dr. Leo Reinisch, sowie den von seiner Reise nach Arabien zurückgekehrten ersten Secretär Dr. W. Hein.

2. Gestorben sind die wirklichen Mitglieder:

Dr. Hans Ritter v. Hebra, k. k. Universitätsprofessor in Wien,
Arthur Freiherr Schwäger v. Hohenbruck, k. k. Sectionschef i. P. in Wien, und
Andreas Reischek, Custos am Museum Francisco-Carolinum in Linz.

Ausgetreten sind die wirklichen Mitglieder:

Josef Eigl, k. k. Oberbaurath in Salzburg, und
Dr. Josef Siemiradzki, k. k. Universitätsprofessor in Lemberg.

Aufgenommen werden als wirkliche Mitglieder:

Behlen, königlicher Oberförster in Haiger,
die Bibliothek des Benediktinerstiftes Melk,
Dr. Willy Foy, Director des Rautenstrauch Joest-Museums in Köln.
Dr. Friedrich Kunzelmann, praktischer Arzt in Graz, und
Dr. P. Traeger in Zehlendorf bei Berlin.

3. Es wird beschlossen, den an dem Empfange der gesellschaftlichen Excursion nach Graz betheiligten Herren ein Dankschreiben zu übermitteln.

4. Statutenänderung. Nach Debatte wird beschlossen, diese Angelegenheit in Abwesenheit des Präsidenten Baron Andrian-Werburg ruhen zu lassen.

5. Es wird beschlossen, die Kosten der Publicationen der Gesellschaft möglichst einzuschränken und ein diesbezüglicher Brief des Präsidenten zur Verlesung gebracht.

6. Der Vorsitzende des Comités für praktische Arbeiten legt die Vorschläge des Comités für die im Jahre 1902 vorzunehmenden Arbeiten vor, und es wird folgende Vertheilung des Fondes beschlossen:

Herrn J. R. Bünker für Haus- und Flurforschungen im Gailthale . .	*K*	400·—
Herrn Prof. Dr. R. Kaindl für Ausgrabungen in der Bukowina . . .	»	400·—
Herrn Prof. Dr. L. K. Moser für Ausgrabungen im Küstenlande . .	»	300·—
Für durch das k. k. naturhistorische Hofmuseum vorzunehmende Ausgrabungen	»	1000·—
Als Reservefond bleibt ein Betrag von	»	469·25

7. Dr. L. Manouvrier dankt für seine Wahl zum correspondierenden Mitgliede.

Die ostsibirische Abtheilung der kaiserlich-russischen geographischen Gesellschaft in Irkutsk dankt für die Glückwünsche anlässlich ihres 50jährigen Bestandes.

Die von Herrn Dr. W. Foy angesuchte Abgabe von Band I der Mittheilungen wird bewilligt.

Herr Dr. Ludwig Wilser übersendet folgende Mittheilung:

Gehört Dänemark mit zur Urheimat der Arier?

Auf Seite 3 seines in mancher Hinsicht so verdienstvollen Buches: »Die Heimat der Indogermanen im Lichte der urgeschichtlichen Forschung« (Berlin 1902), dessen Bedeutung auch in diesen Blättern (XXXII, 1/2) schon anerkannt worden ist, erklärt es M. Much für einen »Fehler«, dass ich diese »zu eng umgrenzt« habe. Dieser Vorwurf trifft mich insoferne nicht, als ich »von Anfang an«, d. h. seit dem Jahre 1881, nicht die »Heimat«, sondern die »Urheimat« der sprachverwandten Völker, auch nicht bloß auf dem Wege der urgeschichtlichen, sondern mit allen Hilfsmitteln der naturwissenschaftlichen, geschichtlichen, sprachlichen Forschung zu ermitteln gesucht habe. Dass »Heimat«, welches Wort Much in schwankendem, bald engerem, bald weiterem Sinne gebraucht, und »Urheimat« zwei verschiedene Begriffe sind, zeigt folgendes Beispiel: Niemand bezweifelt, dass Britannien die Heimat der Engländer, jedermann weiß, dass es nicht ihre Urheimat ist. Sogar für die Steinzeit ist im Gegentheile Muchs »Heimat«, die Küstenländer und Inseln der westlichen Ostsee, von der Oder bis zur Nordsee, im Süden bis »an den quer durch das heutige Deutschland sich erstreckenden Gebirgszug« vom Harz bis zum Riesengebirge, viel zu »eng« umschrieben, denn damals schon hatte »die volkreiche und mächtige Rasse« diese Schranken längst durchbrochen, ungeheure Landstrecken überflutet, ja, nach Muchs eigenen Worten, sich »in zwei Welttheilen herrschend auszubreiten« vermocht. In dem ganz richtigen Gefühl, dass deren Grenzen »in steter Erweiterung begriffen« waren, hat der verehrte Verfasser der »Kupferzeit« und des vorliegenden Werkes selbst das Bestreben, aus dem weiteren Gebiete ein »engeres« herauszuheben, nämlich die »westbaltischen« oder »altdänischen« Länder, auf deren Reichthum an vorzüglichem Feuerstein die Blüte der nordischen Steincultur beruht, deren »unnahbare, abgeschlossene, fast inselartige Lage« die Bewohner dieser »weltfernen Heimat« allen »anders gearteten Einflüssen« entrückt und so ihre »geistige Eigenart« wie die leiblichen Merkmale der Stammrasse, »insonderheit den dolichokephalen Schädelbau und die helle Complexion unter allen am reinsten bewahrt« hat. Damit ist Much meiner »zu eng umgrenzten·

Urheimat so nahe als möglich gekommen, denn auch er lässt aus einem »engeren Gebiete (Dänemark, Schweden und Norwegen, der Heimat der Urgermanen)«, die letzten Wanderscharen, Normannen und Waräger, hervorbrechen. Er hat also meine Heimat nur um Dänemark erweitert, ob mit Recht, möge mir in diesen Zeilen klarzulegen gestattet sein. Vor allem aber möchte ich hervorheben, wie nahe sich auch im übrigen die Ausführungen der »Heimat der Indogermanen« mit meinen seit mehr als 20 Jahren in zahlreichen Schriften und Vorträgen ausgesprochenen Anschauungen berühren, wie immer wieder ähnliche Gedanken, oft mit fast gleichen Worten wiederkehren, so die große Bedeutung des Ackerbaus für Gesittung und Vermehrung der Völker, der heimische Ursprung der Hausthiere, der ununterbrochene Zusammenhang der Zeitalter, die wirksamste Verbreitung der Cultur und ihrer Erzeugnisse nicht durch dunkle »Einflüsse« und den oft überschätzten »Handelsverkehr«, sondern durch Wanderungen, das Seßhaftbleiben des Stammvolkes und »Abfließen« nur des »Bevölkerungsüberschusses«, die Wichtigkeit der Flüsse als Wegweiser und manches andere.

Wenn ich selbst Skandinavien immer nur im Sinne der Alten (Scandinavia = Scandia insula), die das Land ganz vom Meer umgeben glaubten und deshalb den »Zweiten Erdkreis« (alter orbis terrarum) nannten, aufgefasst, wenn ich nur nördlich vom Sund und der Ostsee die »Werkstatt der Völker« (officina gentium) den »Mutterschoß der Menschengeschlechter« (vagina nationum) gesucht habe, so geschah dies aus folgenden Gründen. Ganz gewiss kann der Ursprung der Steincultur, die ja auch nach den Ergebnissen der vergleichenden Sprachforschung die urarische ist, nur da gesucht werden, wo zugleich »die ältesten, die schönsten und am meisten entwickelten, endlich die zahlreichsten« Steinwerkzeuge sich finden, d. h. an den Küsten, die »Festland und Inseln des westlichen Ostseebeckens umsäumen«. Unter den »ältesten« verstehen wir hier nur solche von geschliffenem Stein, den die roh behauenen Geräthe der paläolithischen Zeit sind selbstverständlich noch viel älter. Aus dieser ist die neolithische Cultur erwachsen, aber unter besonderen Umständen und nicht überall gleichmäßig. An verschiedenen Orten, besonders in Frankreich, dem Hauptgebiete der alten Steinzeit, ist eine allmähliche Vervollkommnung der Werkzeuge nicht zu verkennen, aber »die Entwickelung ist«, wie sogar Montelius, der noch heute den Ursprung aller Gesittung im Osten sucht, gestehen muss (Congr. intern. de Stockholm, 1874, Compte rendu, S. 250) »im Norden weiter fortgeschritten als im übrigen Europa«; nirgends in der Welt finden sich Steinbeile, die, obschon geschliffen, doch in ihrer ganzen Gestaltung den behauenen noch so gleichen, wie in Schonen (Abb. ebenda, S. 240 und 244), dort hat dieser Typus »eine Vollkommenheit und Bedeutung erlangt wie sonst nirgends«. Daher ist die schwedische Landschaft Schonen (Scania) allein der Schauplatz des lückenlosen Überganges der alten in die neue Steinzeit, d. h. das Geburtsland der altarischen Cultur. Von hier aus hat sie sich über die benachbarten Landschaften Blekinge, Halland, Bohuslän und über den Sund auf die dänischen Inseln, von wo die ersten, noch auf der von Torell »mesolithisch« genannter Übergangsstufe stehenden Einwanderer gekommen waren, verbreitet, und in diesem Gebiete hat sich die Steincultur durch Geschick und Begabung der Bewohner wie infolge des Überflusses an ausgezeichnetem Feuerstein nach Baron v. Kurck (l. c. S. 137) »auf eine Stufe der Vollendung erhoben wie in keinem anderen Theile von Europa«. Auf diese Länder waren auch vor dritthalbtausend Jahren, als Pytheas an der jütischen und norwegischen Küste entlang segelte, noch die Germanen, die letzten Arier von reiner nordeuropäischer Rasse, beschränkt. Die Annahme, der kühne Seefahrer sei auch in der Ostsee gewesen und habe auf deren Südküste Gothen angetroffen, beruht auf missverständlicher Deutung der wenigen erhaltenen Bruchstücke seines Reiseberichtes. Damals wohnten die Gothen noch jenseits des Sundes (aestuarium Oceani ist die wörtliche Übersetzung), die Teutonen auf den dänischen Inseln und die Kimbern auf der nach ihnen benannten Halbinsel. Dass die Urheimat der Germanen auch die aller übrigen Arier sein muss, ist eine unabweisbare Schlussfolgerung, sonst wäre die trotz mehrtausendjähriger Trennung noch so deutliche Sprachverwandtschaft unerklärlich, sonst wäre insbesondere der innige und unmittelbare Zusammenhang der Kelten mit den Westgermanen unmöglich. Gehört aber Dänemark mit zu dieser Urheimat? Nein. Der kimbrische Stamm, von dem auch der erste Vorstoß gegen das Römerreich ausgieng, hatte zuerst von allen Germanen die Ursitze verlassen, indem er über die Brücke der dänischen Inseln den vorausziehenden, naheverwandten keltischen Kimbern (Belgen) auf dem Fuße nachfolgte; aber noch zur Zeit von Pomp. Mela wohnte ein Theil der Teutonen auf der skandischen Halbinsel (quam adhuc Teutoni tenent), deren Name, wie Hund und Mund von canis und manus, von dem einfacheren Scania sich ableitet. Auf die verschiedenen, durch stetige Nachschübe vorwärts gedrängten Wellen des keltischen Völker-

stromes (Kimbern, Teutonen, Ambronen können mit gleichem Rechte Kelten oder Germanen genannt werden) folgten gothische Wandalen (Gioti, Geatas), denen Jütland seinen Namen verdankt, dann Schwaben, deren Erinnerung die Landschaft Angeln bewahrt, dann Sachsen und zuletzt Dänen, die heute das Land im Besitz haben. Es ist einleuchtend, dass ein solches Durchgangsgebiet, über das immer neue Wellen des Auswandererstromes hinweggeflutet sind, nicht zur Urheimat des Stammvolkes gerechnet werden kann; dagegen fällt es in den innersten, unmittelbar die Mitte umschließenden Ausbreitungsgürtel, und dadurch erklärt sich zur Genüge die große Übereinstimmung der Funde wie der Rasse, welch letztere jedoch im Verbreitungscentrum noch reiner erscheint. Nach G. Retzius' prachtvollem Schädelwerk (Crania suecica antiqua, 1900) berechne ich für 117 messbare schwedisch-norwegische Vorzeitschädel des Stein-, Erz- und Eisenalters einen Durchschnittsindex von 75·0, für 49 dänische einen solchen von 76·5, immerhin ein nicht unerheblicher Unterschied. Dazu stimmt, dass Welcker (Arch. f. Anthr., I), wohl etwas zu nieder, den Kopfindex des schwedischen Volkes zu 75, des dänischen zu 76 angibt. Die in den letzten Jahren durchgeführte Untersuchung von 45.000 schwedischen Wehrpflichtigen hat nach Retzius (Om den germaniska ras-typen, 1901) einen mittleren Kopfindex von 77·8 ergeben, was ungefähr einem Schädelindex von 76·6 entspricht; das schwedische Volk hat demnach seit der Urzeit seine Schädelgestalt und andere Rassenmerkmale kaum geändert. Nach Schätzungen scheinen die Dänen etwas rundköpfiger und dunkler zu sein, doch ist eine genaue Vergleichung nicht möglich, da über »der jetzigen dänischen Bevölkerung Verhalten in dieser Hinsicht noch keine umfassenden Untersuchungen ausgeführt worden sind« (Retzius, Våra förfäders kranieform, Ymer 1900).

So unbestreitbare Vorzüge und Verdienste auch Muchs Untersuchungen über »die Heimat der Indogermanen« haben mögen, dennoch ist das Herausheben des Verbreitungscentrums aus dem Ausbreitungsgebiete ein entschiedener Fortschritt. Je enger dieses, das zugleich das der nordeuropäischen Rasse (Homo europaeus Linné), der Steincultur und des indogermanischen Sprachstammes ist, umgrenzt werden konnte, desto größer war der Gewinn für die Wissenschaft.

— -- — -

Herr Mály István in Deés übersendet einen Bericht, dem wir folgendes entnehmen:

Als ich vor zwei Jahren nach Deés übersetzt wurde, erkundigte ich mich gleich, ob hier schon prähistorische Funde gemacht und Forschungen angestellt wurden, konnte jedoch von niemand eine Antwort erhalten. Da aber Deés bei dem Zusammenflusse der kleinen und großen Szamos in einem weiten Thale liegt und ringsherum das Salz, welches immer ein nothwendiger Artikel war, hier nicht nur jetzt, sondern auch früher schon leicht zu gewinnen war, konnte ich von dem Gedanken, dass hier die Gegend in der prähistorischen Zeit jedenfalls bevölkert gewesen sein muss, nicht abgehen. Vor allem anderen richtete ich meine Aufmerksamkeit auf den am unteren Flusse der Szamos gelegenen sogenannten Cziczhegy. Dieser Berg ist ein ganz in das Thal vorgeschobener Berg, der wie geschaffen erscheint, um hier eine Befestigung anzulegen, da er, von zwei Seiten von der Szamos umflossen, Schutz gegen unerwartete Überfälle gewährt, anderseits aber als der beinahe höchste Berg der Umgebung eine weite Aussicht bietet. Am südwestlichen Theile, ungefähr 10 *m* unter der Kuppe, fand ich auch richtig eine Menge Scherben, die, durch den zeitweiligen Regen von oben herabgewaschen, zerstreut herumlagen. Ich sammelte davon eine Menge, worunter sich mehrere verzierte befinden, weiter ein Bronzebeil und viele Knochen. Dadurch in meiner Idee bestärkt, versuchte ich den eigentlichen Ort der Niederlassung aufzusuchen, was mir aber, da ich bisher regelmäßige Grabungen nicht veranstalten konnte, nicht gelang. Jedoch fand ich am südlichen Theile dieses Berges auf einer wie zu einem Auslugorte geschaffenen Stelle Spuren einer Trichtergrube. Da ich nur allein war und mit der kleinen mitgenommenen Schaufel größere Grabungen nicht bewerkstelligen konnte, konnte ich nur bis zu einer geringen Tiefe gelangen. Aber auch so fand ich den Feuerherd, bei dem ich aber außer Asche, einer Pfeilspitze aus Feuerstein und dem Seitentheile eines mit Buckelverzierung versehenen größeren Gefäßes nichts fand.

Interessant wäre aber für jeden Fall eine regelmäßige Durchforschung des neben der Stadt gelegenen sogenannten Rozsahegy, auf welchem sich heute der katholische Friedhof befindet. Schon beim ersten Male fand ich auf den bebauten Stellen prähistorische Scherben, aber nur in kleinen Stücken, so dass ich daraus nichts feststellen konnte. Umsonst suchte ich den ganzen Berg ab, ich konnte nichts finden. Beim nächsten Male fand ich einen Bauer, den ich fragte, ob er hier nie Ziegel oder Scherben gefunden. Nach seinen Worten gieng ich auf den

der Stadt gegenüberliegenden Theil des Berges und sah, da es Frühjahr war und die Felder frisch geackert waren, einen $1—1^1/_2\,m$ breiten rothen Streif, der sich über die ganze Seite des Berges hinzieht. Ich fieng an, zu graben, konnte aber nur roth gebrannte Erde finden, die an manchen Stellen große Klumpen bildet. Bei näherer Untersuchung derselben konnte ich, wie ich glaube, feststellen, dass die rothe Masse nichts anderes als Hüttenbewurf ist. Dafür sprechen wenigstens die deutlich erkennbaren Eindrücke des Rutengeflechtes, die sehr häufig zu sehen sind. Hier müssen mehrere Wohnungen gewesen sein. Unter der gebrannten Erde fand ich jedesmal die Asche, jedoch, außer einigen Scherben nichts. Endlich entdeckte ich durch Zufall ein Urnenfeld; wenigstens sprechen alle Anzeichen dafür. Auf einer Stelle, gerade wo ein Feldweg über den Berg führt, sah ich mehrere kleine Erhebungen und bei einer, über die gerade der Weg führt, Spuren von kleinen Scherben. Bei der Nachgrabung fand sich eine große schwarze Urne, in welcher wieder eine kleinere war, die mit Asche gefüllt erschien. Beide waren jedoch zerbrochen und konnten nicht zusammengestellt werden. Beigaben fand ich keine, außer mehreren Stücken von zugeschlagenem Rosenquarz.

Außerdem muss ich bemerken, dass in dem nur $3\,km$ entfernten Ort Deésakna, wo sich heute auch Salzbergwerke befinden, ein Berg ist, der Várhegy (Burgberg) heißt und auf dessen Kuppe sich eine kreisrunde Erhebung befindet, um die ein $2—3\,m$ breiter Weg geht, und die hier allgemein Zsidovár (Judenburg) genannt wird. Der Berg ist ziemlich steil, auf der Spitze jedoch plötzlich zu einem ringsherum laufenden Weg abgeschnitten, aus welchem sich ein Erdhügel erhebt. Von hier sieht man die ganze Gegend und alle Thäler. Obwohl der Berg Várhegy und der Erdhügel Zsidóvár heißt, kann ich es doch für keine Burgreste halten. Nach meiner Meinung kann es nur ein großer Tumulus sein. Darin bestärkt mich noch, dass im Comitat an mehreren Orten angeblich ähnliche Tumuli sind, die bei den hiesigen Walachen bald Gorgan, bald Gurgan heißen, so dass ich nicht zu irren glaube, wenn ich alle diese (die auch in der militärischen Karte so bezeichnet sind) für Kurgane halte. Jedenfalls wäre die Öffnung derselben wünschenswert.

Außerdem muss ich erwähnen, dass im ganzen gewesenen Dacien sehr viele Orte sind, welche Zsidóvár oder ähnliche Namen haben. So ist im Krassó-Szörenyer Comitat ein Ort, der Zsidovin, und einer, der Zsidovár heißt, außerdem ist hier in der Nähe noch ein Berg — bei Mánya — auf dessen Spitze auch ein Zsidovár genannter Erdhügel sich befindet, und außerdem noch mehrere. Von den Vorfahren der heutigen Juden sind diese Orte nicht benannt. Ich kann es mir nicht erklären. Sollten das Orte sein, die von den Daken bewohnt waren? Oder Niederlassungen der aus Syrien gebrachten römischen Colonisten?

Außerordentliche Versammlung am 1. Juli 1902.

Vorsitzender: F. Freiherr v. Andrian-Werburg.

1. Der Vorsitzende widmet dem am 14. April verstorbenen Ausschuss-Mitgliede Arthur Freiherr Schwäger v. Hohenbruck, dem am 13. April verstorbenen wirklichen Mitgliede Universitätsprofessor Dr. Hans Ritter v. Hebra und am 3. April verstorbenen lebenslänglichen Mitgliede Andreas Reischek einen Nachruf.

2. Herr Dr. W. Hein hält einen Vortrag:

Zur Ethnographie des Mahralandes

in Südarabien, in dessen Hauptorte Gischin er zwei Monate, vom 25. Jänner bis 31. März 1902, mit seiner Frau zubrachte. Obwohl seine Hauptaufgabe in der Aufnahme von sprachlichen Texten bestand, fand er doch Gelegenheit, auch eine ethnographische Sammlung zusammenzustellen, die er aus Anlass des Vortrages erläuterte. Sowie die Bewohner des Mahragebietes, das sich von Sehût ostwärts bis zum Zafârlande und landeinwärts einige Tagereisen bis zum südarabischen Hochland erstreckt, in sprachlicher Beziehung eine abgesonderte Gruppe bilden, so weisen sie auch einen zum Theil eigenartigen ethnographischen Besitzstand auf, der sich vor allem in Kleidung und Schmuck bemerkbar macht.

3. Herr Dr. K. Toldt jun. führt einen

Hadhramî- und einen Sokotrî-Mann vor.

Herr Dr. Hein hat von seiner Reise nach Arabien zwei Araber nach Wien mitgebracht, damit hier an ihnen Sprachstudien vorgenommen werden können; da sie auch vom physisch-anthropologischen Standpunkte aus manches Interessante bieten, erscheint es angezeigt, sie vor der geehrten Versammlung einer diesbezüglichen kurzen Besprechung zu unterziehen.

Auf den ersten Blick sieht man, dass es sich hier um zwei anthropologisch sehr verschiedene Leute handelt; während der eine mit den ausgesprochen semitischen Merkmalen als echter Araber angesehen werden darf, zeigt der andere eine stark negroide Beimischung.

Der erstere, Muhammad ben Awadh mit Namen, ist in 'Inât im Lande Hadhramût in Südarabien geboren, ungefähr 25 Jahre alt, ledig und seines Zeichens Handelsmann. Er spricht ausschließlich arabisch (Hadhramî).

Sein Vater ist aus Hadhramût, die Mutter aber stammt aus dem benachbarten Mahra-lande. Die Bewohner dieser beiden Länder sind nach den Angaben des Herrn Dr. Hein, sowie des Muhammad selbst so verschieden, dass man dieselben ohne Schwierigkeit auseinanderkennt. Muhammad ist seinem Vater nachgerathen und zeigt, wenn er auch nicht reinrassig ist, doch im wesentlichen den Typus eines Hadhramî.

Muhammad ist sehr intelligent, gutmüthig und ernst veranlagt. Er hat eine Körpergröße von 166 *cm*, ist von hagerer Gestalt und zartem Knochenbau. Seine Hautfarbe ist lichtgelb. Körperbehaarung spärlich. Hinsichtlich der Körperproportionen fällt die verhältnismäßig große Rumpf- und Halslänge auf. Das Gesicht zeigt ein längliches, nach unten sich verschmälerndes Oval. Die Stirne ist hoch, ziemlich breit und steil. Die Augenbrauenbogen treten nur wenig hervor. Augenbrauen spärlich. Die Augen verleihen dem Gesichte einen intelligenten Ausdruck und liegen tief eingesenkt, so dass die Haut am Übergang in die Lider etwas unter den oberen Augenhöhlenrand hinaufgezogen erscheint; Farbe der Iris hellbraun, mit dunklen Radiärstreifen. Nasenwurzel eingesunken. Nase lang, schmal, der besonders schmale Rücken im Bereiche der Nasenbeine gewölbt; Elevation groß; die Nasenlöcher sind spaltförmig und stehen senkrecht zur Gesichtsebene. Wangenbeine nicht vortretend, Wangen eingesenkt. Der Bart fehlt im Gegensatze zu den anderen Hadhramî, welche zumeist üppigen Bartwuchs haben, bis auf den ganz spärlichen Schnurrbart vollständig. Lippen blass, leicht geschwungen; Mundspalte kurz. Vorderzähne gerade implantiert; Zähne theilweise cariös, gelb verfärbt, ohne jede Deformation. Kinn eckig, nicht vorspringend. Die Ohrmuscheln sind ziemlich groß, langoval und etwas abstehend; ihre einzelnen Theile sind scharf ausgeprägt, insbesondere die Anthelix; die Helix reicht weit nach unten, ist breit und nach einwärts geschlagen; Darwin'sches Knötchen kaum merklich; Läppchen groß und frei. An der Rückseite der Ohrmuscheln, in der Mitte ihres Ansatzes, befindet sich beiderseits ein erbsengroßes, hartes Höckerchen.[1]) Der Kopf ist kurz, breit und hoch und zeigt in der Norma verticalis einen breitovalen Umriss. Die welligen Kopfhaare haben eine schwarze Farbe mit einem Stich ins Braunrothe; ihr Querschnittumriss ist schwach oval; die Pigment körnchen sind gleichmäßig durch die ganze Rindenschichte vertheilt; in der Heimat träg Muhammad die Haare lang.

Vom Arabertypus abweichend ist eigentlich nur das Längenbreitenverhältnis des Kopfes mit dem brachykephalen Index von 81·52; die Araber sind im Durchschnitte schwach dolichokephal (Index am Lebenden 75).

Der andere Mann, Ali ben Amir mit Namen, ist in Haulaf auf Sokotra geboren, ungefähr 35 Jahre alt, spricht neben seiner Muttersprache, dem Sokotrî, auch arabisch, und zwar den Maskater Dialect, und ist Fischer von Beruf; er ist bereits zum siebentenmal verheiratet.

Sein Vater ist ein echter Sokotrî, die Mütter dagegen soll ihrem Sohne Ali sehr ähnlich sehen, welcher so viele negroide Merkmale besitzt, dass der Arabertypus (Sokotrî) diesen gegenüber in den Hintergrund gerückt ist. Ali ben Amir ist also ein Mischling von Araber- und Negerblut, welch letzteres von seiner Mutter herrührt. Derartige Mischlinge machen einen großen Theil der Bevölkerung von Sokotra aus, und es sind hauptsächlich Leute von Negerstämmen der Westküste Afrikas (Swahili), welche sich mit den endogenen Arabern auf Sokotra gekreuzt haben.

---

[1]) Dieses Höckerchen beobachtete Herr Dr. Rudolf Botstiber, der Gelegenheit fand, Muhammad im täglichen Verkehr genauer zu untersuchen.

Ali ben Amir ist ziemlich intelligent, obgleich er beim ersten Anblick einen mehr stupiden Eindruck macht, gutmüthig und von heiterem Temperament. Er ist gleich groß, wie der eben besprochene Hadhramî-Mann, ziemlich kräftig und derbknochig gebaut und hat eine untersetzte Körpergesta . Die Hautfarbe ist dunkelbraun, am Handteller und besonders unter den Fingernägeln aber sehr licht. Körperbehaarung spärlich. Bezüglich der Körperproportionen fällt der gedrungene Hals auf und die außerordentliche Länge der Extremitäten; insbesondere die Arme sind sehr lang und zwar beinahe um 20 *cm* länger, als die des gleich großen Hadhramî-Mannes; während zur besonderen Länge des Armes alle drei Abschnitte desselben in gleicher Weise beitragen, wird die beträchtliche Länge der unteren Extremität hauptsächlich durch die besondere Länge des Unterschenkels bedingt. Auffallend am Sokotrî ist ferner der Hochstand seiner Schulterhöhe gegenüber den abschüssigen Schultern des Hadhramî. Die Interdigitalfalten sind ziemlich stark entwickelt. Füße plump, nach vorne sehr verbreitert; Zehen gedrungen und von einander abstehend. Das Gesicht ist breiter als das des Hadhramî. Stirne schmal, niedrig und fliehend. Augenbrauenbogen schwach ausgeprägt. Augenbrauen spärlich. Die Augen haben einen matten Ausdruck; Irisfärbung dunkelbraun. Nasenwurzel eingedrückt; Nase verhältnismäßig kurz, breit und flachgedrückt; Nasenlöcher rund, schief gestellt; diese Merkmale der Nase sind aber nicht in so hohem Grade ausgeprägt, als dass man von einer typischen Negernase sprechen könnte. Wangenbeine etwas vorspringend. Lippen vorstehend. Vorderzähne des Unterkiefers sehr schief implantiert; Zähne gesund, ohne jede Deformation. Kinn schwach vorspringend. Spärlicher Haarwuchs an der Oberlippe und am Kinn. Die Ohrmuscheln sind klein, rund im Umrisse und abstehend; ihre einzelnen Abschnitte sind deutlich ausgeprägt; die Helix reicht weit nach unten und ist schmal und einwärts gerollt; Darwin'sches Knötchen nicht vorhanden; Läppchen nur schwach ausgebildet. Der ziemlich flache Kopf hat in der Norma verticalis einen schmal-ovalen Umriss. Kopfhaare gleichmäßig über den Haarboden vertheilt, gekraust, tiefschwarz; im Querschnitt erscheinen sie lang-oval; die Pigmentkörnchen sind hauptsächlich gegen den Rand zu concentriert, so dass der Querschnitt im Inneren ein ovales lichteres Feld zeigt. Ali lässt sich das Kopfhaar immer rasieren.

Negroid sind an diesem Manne die Hautfarbe, die Körperproportionen, die Gestalt der Füße, die Form der Nase und der Lippen, die Prognathie, die Kopfform (Längen-Breiten-Index 73·16) und die Beschaffenheit der Haare.

Die Körperhaut beider Männer weist verschiedene Narben auf, welche zum Theil von Krankheiten herrühren, zum Theil künstlichen Ursprunges sind.

Alle zwei Leute haben Blattern gehabt, welche beim Sokotrî-Mann besonders im Gesichte zahlreiche, starke Narben zurückgelassen haben, beim Hadhramî dagegen nur vereinzelte, ganz schwache.

Die anderen Narben rühren von Brandwunden her, welche als vermeintliches Heilmittel für verschiedene Krankheiten an gewissen Körperstellen künstlich erzeugt wurden.

So wurden dem Hadhramî-Manne Brandwunden beigebracht zur Heilung des Hustens an der rechten Brustseite, gegen Fieber am Rücken, dem Sokotrî-Manne zur Linderung der Kopfschmerzen an der linken Schläfe, ebenfalls gegen Fieber am Rücken, und zur Heilung von infolge eines Sturzes von einem Mastbaum an den Beinen aufgetretener Lähmungserscheinungen dorsal beiderseits ober dem Darmbeinkamm und ober den äußeren Knöcheln der Unterschenkel.

Alle diese Wunden werden durch kurzes Berühren der Haut mit einem umgebogenen, rothglühend gemachten Eisennagel beigebracht und lassen mehr weniger kreisrunde Narben von verschiedener Größe zurück. Die Leute sind vom Erfolge dieses Heilverfahrens vollkommen überzeugt.

Der Mann aus Sokotra hat außerdem am Rücken rechts, entlang der Brustwirbelsäule, zwei Reihen kurzer, untereinander parallel verlaufender, linearer Narben; diese rühren von einer Heilmethode her, welche bei uns heute noch als sogenanntes »Schröpfen« in Übung ist. In Sokotra verfährt man hiebei so, dass man mit einem Rasiermesser die Haut mehrfach ritzt (daher die eben erwähnten Narben) und dann Blut aus diesen Wunden aussaugt; zu letzterem bedient man sich eines Kuhhornes, dessen Spitze abgekappt wurde; mit der weiten Öffnung drückt man dasselbe an die Haut an und saugt mit dem Munde an dem schmalen Ende.

Als Geschenke für die Bibliothek sind eingelaufen:

Anales del Museo Nacional de Montevideo. Publicados bajo la dirección del professor J. Arechavaleta. Tomo IV, primera parte. Montevideo 1902. 8°.

Balfour, Henry, M. A., On the evolution of a characteristic pattern on the shafts of arrows from the Solomon Islands. (Reprinted from the Journal of the Anthropol. Institute. 1888, pag. 328—331, with plate.) London 1888. 8°.

— On the structure and affinities of the composite bow. (Repr. from the Journ. of the Anthropol. Inst. 1889, pag. 220—246, with 2 plates.) London 1889. 8°.

— The Old British »Pibcorn« or »Hornpipe« and its Affinities. (Repr. from the Journ. of the Anthropol. Inst. 1890, pag. 142—154, with 2 plates.) London 1890. 8°.

— On a remarkable ancient bow and arrows believed to be of Assyrian origin. (Repr. from the Journ. of the Anthropol. Inst. 1897, pag. 210—229, with 2 plates.) London 1897. 8°.

— The origin of decorative art as illustrated by the art of modern savages. Birmingham 1890. 8°, 15 S.

— Notes on the arrangement of the Pitt-Rivers Museum. 8°, 4 S.

— A Primitive Musical Instrument. (Repr. from the »Reliquary and Illustrated Archaelogist«. Oct. 1896.) London 1896. 8°, 4 S.

— Notes on the Modern Use of Bone Skates. (Repr. from the »Reliquary and Illustrated Archaeologist«, Jan. 1898.) London 1898. 8°, 9 S.

— Sledges with Bone Runners in modern use. (Repr. from the »Reliquary and Illustr. Archaeologist«. Oct. 1898.) London 1897. 8°, 13 S.

— The Goura, a stringed-wind musical instrument of the Bushmen and Hottentots. (Repr. from the Journal of the Anthropol. Institute, 1902, pag. 156—175, with 3 plates) London 1902. 8°.

Baye, Baron de, Les Juifs de montagnes et les Juifs Géorgiens. Paris 1902. 8°, 36 S.

Bericht, Amtlicher, über die Verwaltung der naturhistorischen, archäologischen und ethnologischen Sammlungen des Westpreußischen Provinzial-Museums für das Jahr 1901. Mit 26 Abbildungen. 4°. Danzig 1902.

Bericht der Lese- und Redehalle der deutschen Studenten in Prag über das Jahr 1901. Prag 1902. 8°.

Bericht über die Feier von Rudolf Virchows achtzigstem Geburtstage am 13. Oktober 1901.

Bertholon, Dr., L'année anthropologique Nord-Africaine. (Extr. de la Revue Tunisienne.) Tunis 1902. 8°, 20 S.

Boletim da Sociedade de Geographia de Lisboa. 19 Ser. Nr. 3—6. Lisboa 1902. 8°.

Brandstetter, Dr. Renward, Tagalen und Madagassen. Eine sprachvergleichende Darstellung als Orientierung für Ethnographen und Sprachforscher. Luzern 1902. 8°, 85 S.

Bulletin of the Wisconsin Natural History Society. N. S. Vol. II, Nr. 2, 8°, pag. 93—126.

Buschan, Georg, Der Fuß der Chinesin (Nr. 197 der Illustrierten Unterhaltungs-Beilage 1902). Berlin.

Časopis Moravského Musea Zemského. Ročnik I. Číslo 1. a 2. (1901.)

Chamberlain, A. F., Kootenay »Medicine-Men«. (Repr. from the Journ. of American Folk-Lore, Vol. XIV.)

— and **J. C. C.,** Record of American Folk-Lore (ebenda).

— Notes and Queries. — Bibliographical Notes (ebenda).

— Translation: A Study in the Transference of Folk-Tought (ebenda).

— Some Items of Algonkian Folk-Lore (ebenda).

Correspondenz-Blatt der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. XXXIII. Jahrgang, Nr. 6, 7, 8.

Dachler, A., Beziehungen zwischen den niederösterreichischen, bayerischen und fränkischen Mundarten und Bewohnern. (Separat-Abdruck aus: Zeitschrift für österreichische Volkskunde, VIII, Heft III/IV.) Wien 1902. 8°, 20 S.

Ethnologisches Notizblatt. Herausgegeben von der Direktion des königlichen Museums für Völkerkunde in Berlin. Bd. III, Heft 2. Mit 11 in den Text gedruckten Abbildungen. Berlin 1902. 8°, 122 S.

Finsch, O., Systematische Übersicht der Ergebnisse seiner Reisen und schriftstellerischen Thätigkeit (1859 bis 1899). Berlin 1899. 8°, 153 S.

Free Museum of Science and Art, Departement of Archaeology, University of Pennsylvania. Bulletin, Vol. III, No. 4. Philadelphia 1902. 8°.

Gatschet, Albert S., Onomatology of the Catawba River Bassin. (From the American Anthropologist, 1902. pag. 52—56.) 8°.

Giuffrida-Ruggeri, Dr. V., Materiale paleontologico di una caverna naturale di Isnello presso Cefalù in Sicilia. (Extr. dagli Atti della Soc. Romana di Antropol. Vol. VIII, Fasc. III.) Roma 1902. 8°, 31 S., 2 Taf.

Giuffrida-Ruggeri, Dr. V., Appunti di etnografia comparata della Sicilia. (Ext. dagli Atti della Soc. Romana di Antropol. Vol. VIII, Fasc. III.) Roma 1902. 8°, 27 S.

Jahrbuch des Bukowinaer Landes-Museums. IX. Jahrgang. 1901. Czernowitz 1901.

Jahresbericht des Museum Francisco-Carolinum, 60. Nebst 54. Lieferung der Beiträge zur Landeskunde von Österreich ob der Enns. Linz 1902. 8°, LXVII + 125 S.

Journal of the American Oriental Society. Vol. XXI, First half. Index to the Vol. I—XX; Vol. XXIII, First half. New Haven 1902. 8°.

Kroeber, A. L., Ute Tales (Reprinted from the Journ. of Amer. Folk Lore 1901).

— Preliminary sketch of the Mohave Indians. (From the American Anthropologist, 1902, pag. 276—285.) New-York 1902. 8°.

Księga pamiątkowa pięćsetletniego jubileuszu odnowienia uniwersytetu Jagiellońskiego. 1400—1900. Krakau 1901. 8°, 331 S.

Lasch, Dr. Richard, Über Vermehrungstendenz bei den Naturvölkern und ihre Gegenwirkungen. (Sonderabdruck aus der Zeitschrift für Socialwissenschaft. 1902, Bd. V.) 8°.

— Die Verbreitung des Kropfes außerhalb Europas. (Sonderabdruck aus Bd. LXXXII des »Globus«, S. 155 bis 158 und 172—177.) Braunschweig 1902. 4°.

Lehmann-Nitsche, Dr. Robert, Die Gleichzeitigkeit der südpatagonischen Höhlenbewohner mit dem Grypotherium und anderen ausgestorbenen Thieren der argentinischen Höhlenfauna. (Separatabdruck.) 4°, 15 S.

Lejeal Léon, Les Antiquités Mexicaines (Mexique, Yucatan, Amérique-Centrale). Paris 1902. 8°, 79 S. (Bibliothèque de Bibliographies critiques publiée par la Société des Études Historiques, 19.)

Lissauer, Beiträge zur Kenntnis des paläolithischen Menschen in Deutschland und Südfrankreich. (Aus den Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft, Sitzung vom 19. Juli 1902.)

Manouvrier, L., Aperçu de Céphalométrie Anthropologique. 8°, 35 S.

— Notes sur quelques Prodiges Humains. (Extrait de Revue de l'École d'Anthropologie de Paris. XII. année. I. Janvier 1902.)

— La protection des Antiques Sépultures et des Gisements préhistoriques. (Extrait de Revue de l'Ecole d'Anthropologie de Paris. XI. année, VIII. Août 1901.)

— Généralités sur l'Anthropométrie. (Extrait de Revue de l'École d'Anthropologie de Paris. X. année. XII, Decembre 1900.)

— Observation d'un microcephale vivant et de la cause probable de sa monstruosité. (Extrait des Bulletins de la Société d'Anthropologie de Paris.)

— Discours de M. Manouvrier, Secrétaire général-adjoint de la Société. (Extrait des Bulletins et Mémoires de la Société d'Anthropologie de Paris.)

Memoirs of the Bernice Pauahi Bishop Museum of Polynesian Ethnology and Natural History. Vol. I, No. 4. Ancient Hawaiian Stone Implements. By William T. Brigham. Honolulu 1902. 4°.

Memoirs of the Peabody Museum of American Archaeology and Ethnology, Harvard University. Vol. II, No. 1. Researches in the Central Portion of the Usumatsintla Valley. By Teobert Maler. Cambridge 1901. 4°.

Niederlausitzer Mittheilungen, Zeitschrift der Niederlausitzer Gesellschaft für Anthropologie und Alterthumskunde. Bd. VII, Heft 1—4, 8°, 168 S. mit 2 Tafeln und Sachregister. Guben 1902.

Olshausen, O., Die Zeitstellung der Schwanenhals-Nadeln und der Gesichts-Urnen. (Aus den Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft, Sitzung vom 19. April 1902.)

— Ägyptische hausurnenähnliche Thon-Gefäße. (Aus den Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft. Sitzung vom 16. November 1901.)

Památky archaeologické a místopisné, Organ Archaeologické komise při České Akademii císaře Františka Josefa pro vědy, slovesnost a umění a Archaeologického sboru Musea království Českého. Dílu XIX. seš. VI—VIII, dílu XX. seš. I. Prag 1900—1902. 4°.

Píč, Dr. J. L., Starožitnosti země České. Díl II. Čechy na úsvitě dějin. Na základě praehistorické sbírky musea Král. Českého a pramenů dějepisných. Svazek 1. Prag 1902. 4°. 174 Sp., 34 Taf., 4 Karten.

Ploss, Dr. H., Das Weib in der Natur- und Völkerkunde. Anthropologische Studien. 7. Auflage. Nach dem Tode des Verfassers bearbeitet und herausgegeben von Dr. Max Bartels. Mit 11 lithographierten Tafeln und 649 Abbildungen im Texte. 2 Bände. 8°. Leipzig 1902. (Lieferung 6—18.)

Rijks Ethnographisch Museum te Leiden. Verslag van den directeur over het tijdvak van 1 Oct. 1900 tot 30 Sept. 1901. 16 pl. 8°, 58 S. Haag 1901.

Romstorfer, Carl A., Das alte Fürstenschloss in Suczawa. Bericht über die Forschungsarbeiten seit 1895, insbesondere im Jahre 1901. 8°. Czernowitz 1902. 68 S., 6 Taf.

Schliz, A., Südwestdeutsche Bandkeramik. Neue Funde vom Neckar und ihr Vergleich mit analogen Fundstellen. (Separatabdruck aus dem Correspondenz-Blatt der Deutschen anthropologischen Gesellschaft. 1902.)

Seler, Dr. Eduard, Codex Vaticanus Nr. 3773 (Codex Vaticanus B). Eine altmexikanische Bilderschrift der Vatikanischen Bibliothek. Herausgegeben auf Kosten Sr. Excellenz des Herzogs von Loubat. 2 Bände. Berlin 1902. 4°.

Školski vjesnik, Stručni list zemaljske vlade za Bosnu i Hercegovinu. Urednik Ljuboje Dlustuš. IX. 1902. 1.—6. Serajevo 1902, 8°.

Thätigkeits-Bericht der Museums-Gesellschaft Teplitz im Verwaltungsjahre 1901. Teplitz 1902. 8°. 26 S. 2 Taf.

Traeger, P., Begräbnis-Plätze und Tumuli in Albanien und Macedonien. (Aus den Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft. Sitzung vom 19. Jänner 1901.)

— Das Gewohnheitsrecht der Hochländer in Albanien. (Aus den Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft. Sitzung vom 20. Juli 1901.)

— Mittheilungen und Funde aus Albanien. (Aus den Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft. Sitzung vom 16. December 1899.)

— Neue Funde aus Albanien. (Aus den Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft. Sitzung vom 15. Februar 1902.)

— Die macedonischen Tumuli und ihre Keramik. (Aus den Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft. Sitzung vom 15. Februar 1902.)

Virchow, Prof. Dr. R., Porträt-Münzen und Grafs hellenistische Porträt-Gallerie. (Sonderabdruck aus Verhandlungen der Ethnologischen Gesellschaft. 1901). Berlin 1902. 8°. (Geschenk von Herrn Th. Graf.)

Volkov, Th., Sur quelques os »surnuméraires« du pied humain et la triphalangie du premier orteil (et du pouce). (Extrait des Bulletins et Mémoires de la Société d'Anthropologie de Paris. 1902, pag. 274—293.) Paris 1902. 8°.

Wilser, Dr. Ludwig, Skythen und Perser. (Sonderabdruck aus Heft 7, 1902 der Zeitschrift »Asien«.)

— Wanderungen der Schwaben. (Besondere Beilage des Staats-Anzeigers für Württemberg. Nr. 7—10.) Stuttgart 1902, 8°.

Zeitschrift des Mährischen Landesmuseums. Herausgegeben von der Mährischen Museumsgesellschaft in Brünn. Bd. I, Heft 1 und 2, 1901. 8°, 156 S.

Den Spendern wird hiermit der verbindlichste Dank der Gesellschaft ausgesprochen.

Ausschuss-Sitzung am 4. November 1902.

Anwesend: Dr. Brunner v. Wattenwyl (Vorsitzender), Dr. Bouchal, Dr. Gussenbauer, Dr. Hein, Dr. v. Inama-Sternegg, Dr. Jagić, Dr. O. Müller, Freiherr v. Schlosser, Dr. v. Schroeder, Dr. Toldt sen.

1. Der Vorsitzende verliest ein vom Präsidenten Freiherrn v. Andrian-Werburg übermitteltes Schreiben, in welchem derselbe um seine Enthebung vom Präsidium ansucht. Das Gesuch wird mit dem Ausdrucke des Bedauerns über das Scheiden des Präsidenten angenommen und beschlossen, ihm den Dank der Gesellschaft für seine langjährige Thätigkeit in entsprechender Weise auszudrücken. Über Antrag des Geheimrathes Dr. v. Inama-Sternegg wird Hofrath Dr. Toldt gebeten, die stellvertretende Führung des Präsidiums zu übernehmen, und Hofrath Dr. Brunner v. Wattenwyl der Dank für die bisherige Führung der Geschäfte ausgesprochen. Hofrath Dr. Toldt erklärt sich zur Übernahme dieser Aufgabe bereit.

2. Gestorben sind die Ehrenmitglieder

J. W. Powell in Washington,
Dr. F. Tappeiner Edler v. Tappein in Reichenbach bei Meran und
Dr. R. Virchow in Berlin;

die correspondierenden Mitglieder

Dr. E. v. Fellenberg in Bern und
Dr. C. Schwicker in Budapest;

das unterstützende Mitglied

Dr. H. Grünbaum in Wien und

die wirklichen Mitglieder

Dr. A. Beer in Wien,
Dr. F. Herrmann in Wien,
Prälat U. Kostersitz in Klosterneuburg und
J. Sederl in Wien.

Als wirkliche Mitglieder werden aufgenommen

Dr. Nathan Birnbaum, Bureauvorstand in Wien,
Stephan v. Lippert-Granberg, k. und k. Consul in Köln,
Mály István, königl. ung. Finanzconcipist in Deés,
Dr. Karl Toldt jun. in Wien und
Dr. Achatius Horváth, Arzt in Vereskö-Gömör.

3. Von Alb. S. Gatschet liegt ein Dankschreiben für die Glückwünsche der Gesellschaft zu seinem 70. Geburtstage vor.

4. Der 1. Secretär beantragt, den Herrn Ingenieur A. Dachler zu ersuchen, die Vertretung der Gesellschaft in Sachen der Hausforschung im Österreichischen Ingenieur- und Architekten-Verein zu übernehmen, und den genannten Verein zu ersuchen, zu seinen diesbezüglichen Arbeiten und Sitzungen den Ingenieur A. Dachler einzuladen. Der Antrag wird angenommen.

5. Der 2. Secretär legt ein Manuscript des Regierungsrathes J. C. Poestion, eine Übersetzung des Werkes des Dr. Valtyr Guðmundsson über »die Privatwohnung auf Island in der Sagazeit«, vor. Es wird beschlossen, dem Regierungsrath Poestion das Bedauern auszusprechen, dass die Gesellschaft aus finanziellen Gründen nicht in der Lage sei, das Werk auf ihre Kosten herauszugeben.

Monatsversammlung am 11. November 1902.

Vorsitzender: Hofrath Dr. K. Toldt.

1. Der Vorsitzende hält folgende Nachrufe:

Hochverehrte Anwesende!

Indem ich die heutige Monatsversammlung der Anthropologischen Gesellschaft, die erste in dieser Sitzungsperiode, eröffne, obliegt mir die Pflicht, der seit unserer letzten Tagung verstorbenen Ehrenmitglieder der Gesellschaft zu gedenken.

Am 5. September hat **Rudolf Virchow** als Einundachtzigjähriger sein an Arbeit und Erfolgen überreiches Leben beendet.

Keinem von Ihnen ist er ein Unbekannter gewesen; jedem von uns ist er begegnet, wenn auch vielleicht nicht in persönlichem Umgang, so doch als Vortragender oder in seinen zahllosen Schriften; denn die erstaunliche Spannkraft seines Geistes und die stählerne Constitution seines Körpers haben ihn befähigt, sich auf den verschiedensten Gebieten menschlichen Wissens zu bewegen, und wo immer er anfasste, wirkte er bahnbrechend, leitend und führend.

Als junger Prosector und Privatdocent im Jahre 1848 von amtswegen mit dem Studium des Hungertyphus in Oberschlesien beauftragt, legte er den Grund für seine Bethätigung auf dem Felde des öffentlichen Sanitätswesens, welche er später an verschiedenen Orten, im Frieden wie im Krieg, namentlich aber in dem ihm zur zweiten Heimat gewordenen Berlin auf das erfolgreichste fortsetzte.

Gründliche Erforschung und freimüthige Darlegung der Verhältnisse, streng wissenschaftliche Begründung der von ihm vorgeschlagenen Maßregeln und nicht zum mindesten die unbeugsame Consequenz und Zähigkeit, mit welcher er, allen Hindernissen trotzend, auf der Durchführung sanitärer Verbesserungen bestand, hatten ihm alsbald eine solche Autorität verschafft, dass es in Deutschland keine Frage der öffentlichen Gesundheitspflege gab, für welche nicht sein Rath und seine Mitwirkung in Anspruch genommen worden wäre. Die Reinigung und Entwässerung Berlins, die Schaffung neuer Kranken- und Irrenhäuser, sowie anderer Wohlfahrtseinrichtungen daselbst, die Einführung der Trichinenschau, die preußische Gesetzgebung über Thierseuchen, die Aufstellung der ersten preußischen Sanitätszüge im deutsch-französischen Kriege — an alles das knüpft sich unvergänglich der Name Virchows; er selbst blickte bis an sein Lebensende mit Stolz und Freude auf diese, dem Wohl der Menschheit gewidmete Thätigkeit zurück.

Gleichzeitig aber schaffte er rüstig auf seinem ureigensten Arbeitsfelde, von welchem

er ausgegangen war und auf welches er immer wieder zurückkam: in der pathologischen Anatomie.

Als Frucht zehnjähriger Arbeit erschien im Jahre 1858 seine berühmte Cellularpathologie. Durch rastlose mikroskopische und experimentelle Untersuchungen war Virchow zur Überzeugung gelangt, dass die Zelle eine in sich geschlossene Lebenseinheit sei, welche sich aus sich vermehrt und den Herd nicht nur der physiologischen, sondern infolge von Störungen ihrer Ernährung auch der krankhaften Vorgänge im thierischen und menschlichen Körper darstellt. Mit dieser wohlbegründeten Lehre war der feste Punkt gewonnen, von welchem aus alle früheren speculativen Systeme der Pathologie aus dem Weg geräumt und die moderne pathologische Anatomie geschaffen werden konnte. Virchow selbst hat davon den Löwenantheil geleistet, er wurde aber auch von der großen Schar seiner Schüler wirksam unterstützt.

Das von ihm im Jahre 1847 begründete und bis an sein Lebensende fortgeführte Archiv für pathologische Anatomie und Physiologie und für klinische Medicin umfaßt 169 Bände und bildet eine wahre Fundgrube von wichtigen Forschungsergebnissen auf dem Gebiete der Pathologie.

Sehr frühzeitig hat sich Virchow auch anthropologischen Forschungen zugewendet, welche zuerst naturgemäß die physische Anthropologie, speciell den Schädel zum Gegenstand hatten.

In seiner im Jahre 1857 erschienenen Abhandlung über die Entwicklung des Schädelgrundes legte er die Beziehungen desselben zur Schädelform, zur Gesichtsbildung und zum Bau des Gehirnes dar und lenkte so die Aufmerksamkeit auf den causalen Zusammenhang in der Ausbildung dieser Theile.

Intensiver wurde seine Beschäftigung mit den verschiedenen Zweigen der Anthropologie von der Zeit an, als im Jahre 1869, auf der Naturforscher-Versammlung zu Innsbruck, unter seiner Mitwirkung die Gründung der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte beschlossen und im darauffolgenden Jahre zu Mainz ins Werk gesetzt worden war. Von derselben Zeit an erscheint Virchow unter den Herausgebern des 1866 von Ecker und Lindenschmit begründeten Archivs für Anthropologie, welches zum wissenschaftlichen Organ der deutschen anthropologischen Gesellschaft bestimmt wurde.

So war der Boden vorbereitet, auf welchem eine planmäßige Organisation der anthropologischen Forschung in Deutschland und in engstem Anschluss daran auch in Österreich erfolgen konnte. Dabei war Virchow unermüdlich und stets mit maßgebendem Einflusse thätig. Die gedachte Organisation fand ihren Ausdruck zunächst in der Entstehung mehrerer Zweigvereine in Deutschland und in der Gründung der Wiener Anthropologischen Gesellschaft unter der Initiative von Baron Andrian und Hofrath v. Hauer und der Präsidentschaft Rokitanskys; dann aber vorzüglich in der Einleitung gemeinsamer Arbeiten nach einheitlichen Grundsätzen und Methoden.

Eine der ersten und belangreichsten unter denselben war die durch Prof. Al. Ecker im Jahre 1872 angeregte Erhebung der Körpergröße und der Haar- und Augenfarbe in allen Theilen Deutschlands. Virchow war es, der als Obmann der zu diesem Zwecke eingesetzten Commission detaillierte Vorschläge für den dabei einzuhaltenden Vorgang machte und die Durchführung dieser ausgedehnten Untersuchungen leitete. Auch die Wiener Anthropologische Gesellschaft betheiligte sich an dem Unternehmen, indem sie im Jahre 1880 nach den von Virchow aufgestellten Grundsätzen eine Erhebung über die Farbe der Augen, der Haare und der Haut bei den Schulkindern von ganz Österreich veranlasste, nachdem einzelne diesbezügliche Untersuchungen in Steiermark, Tirol und Galizien schon vorausgegangen waren.

Der im Jahre 1886 von Virchow erstattete Generalbericht über diese Erhebungen an den Schulkindern Deutschlands und Österreichs kann als ein Muster von klarer, gründlicher Darstellung und kritischer Beleuchtung der gewonnenen Resultate bezeichnet werden.

Es ist nicht meine Aufgabe, hier die erstaunlich umfassende Thätigkeit Virchows auf den verschiedenen Gebieten der Anthropologie im einzelnen zu schildern; denn eine ausführliche Würdigung derselben wird demnächst in unseren Annalen von berufenster Seite erfolgen. Gestatten Sie daher, dass ich mich darauf beschränke, die Bedeutung Virchows für unsere Wissenschaft ganz im allgemeinen zu kennzeichnen.

Zu allen großen Fragen der Anthropologie hat Virchow Stellung genommen und ihre Klärung oder Entscheidung wesentlich beeinflußt und gefördert; es sei hier nur beispielsweise erinnert an seine geistreichen Erörterungen über die Entwicklungsgeschichte der Menschheit und die Bildung der Rassen, welche er nicht nur vom physischen, sondern auch vom cultur-

historischen Standpunkt beleuchtet hat, ferner an seine Darlegungen über das Verhältnis der Urgeschichte zur Descendenzlehre, an seine lichtvollen Ausführungen über Herkunft und Ausbreitung der Bronzecultur, sowie an seine Untersuchungen über die Pfahlbauten und deren Bewohner.

Von seinen zahlreichen Arbeiten im Bereiche der physischen Anthropologie mögen noch die im Jahre 1875 erschienene Abhandlung: »Über einige Merkmale niederer Menschenrassen« und die »Beiträge zur physischen Anthropologie der Deutschen mit besonderer Berücksichtigung der Friesen«, erschienen 1876, als besonders bedeutungsvoll hervorgehoben werden. Seine rege Betheiligung an den Controversen über die Schädel vom Neanderthal und Spy, sowie über den Pithecanthropus erectus sind uns allen noch in lebhaftester Erinnerung.

Die wiederholt zutage getretene Abneigung Virchows, den voranstürmenden zeitgenössischen Gelehrten auf ihren gewiss nicht unberechtigten Hypothesen über die Abstammung des Menschen Gefolgschaft zu leisten, und seine, wenn auch keineswegs ablehnende, so doch äußerst zurückhaltende Stellungnahme gegenüber den Darwin'schen Lehren haben ihm so manchen bitteren Vorwurf eingetragen. Man kann in dieser Beziehung anderer Meinung sein, wie er, ja es wird ihm der Einwand nicht erspart werden können, dass er das Gewicht phylogenetischer Argumente allzu gering angeschlagen hat. Niemand aber sollte mit dem Manne, der den Muth besaß, immer und überall seine wissenschaftliche Überzeugung zu vertreten, darüber rechten, dass er, gegenüber den Argumenten Anderer seine Beweisgründe in die Wagschale legend, sich nicht entschließen konnte, für jene Hypothesen und die weittragenden Consequenzen derselben einzustehen. Durch die scharfe Betonung seines Standpunktes hat Virchow zu einem umso intensiveren Studium dieser hochwichtigen Probleme und der vorhandenen Beweismaterialien Veranlassung gegeben und sein Ruhm wird nicht gemindert sein, wenn seine Gegner in diesem Belange Recht behalten werden.

Geradezu meisterhaft war Virchow in der Bearbeitung und wissenschaftlichen Ausnützung localer Funde, wie wir dies an seinen Untersuchungen über die Urgeschichte Ägyptens, des Kaukasus und der Troas zu bewundern Gelegenheit haben. Aber selbst kleinen, scheinbar nebensächlichen Dingen widmete er seine Aufmerksamkeit und ward nicht müde, darüber Aufklärung zu suchen und zu geben.

Auch die prähistorischen Funde im Bereich der österreichisch-ungarischen Monarchie, in Böhmen, Mähren, Oberösterreich, Salzburg, Steiermark, Krain und Tirol, die Schanzwerke von Lengyel im Tolnaer Comitat, die Funde bei Szolnok und in Bosnien erregten sein lebhaftestes Interesse und führten ihn häufig in unsere Gaue. Vieles hat er zur Deutung dieser Funde beigetragen und zahlreich sind die persönlichen Beziehungen, welche er aus diesen Anlässen in Österreich-Ungarn anknüpfte. So ist es gekommen, dass Virchow, welcher vor Jahren als Politiker zu den entschiedenen Gegnern Österreichs zählte, später, als Gelehrter wie als Mensch, uns immer näher trat und uns mehr und mehr seine aufrichtigen Sympathien zuwendete; bei jeder Gelegenheit betonte er die Wichtigkeit einträchtigen Zusammenwirkens der deutschen und österreichischen Forscher. In der Ovation, welche ihm die wissenschaftlichen und ärztlichen Corporationen Österreichs zu seinem 80. Geburtstage darbrachten, und in der freudigen Aufnahme derselben durch den Gelehrten kam das gegenseitige herzliche Verhältnis zu erhebendem Ausdruck.

Wiederholte Reisen durch alle Theile Europas, sowie in Asien und Afrika, nicht minder auch die zahllosen Materialien, welche ihm aus allen Gegenden des Erdkreises zugesendet wurden, haben Virchow einen Ein- und Überblick über die vorhandenen anthropologischen Forschungsobjecte verschafft, wie er in solchem Maße wohl keinem vor ihm zu Gebote stand. Dazu kam ein außergewöhnlich treues Gedächtnis, welches ihm, immer zur rechten Zeit, klare Erinnerungsbilder von Gesehenem oder Gehörtem zur Verwertung bereit hielt. Aber nicht nur in dem Bereich der Anthropologie, auf dem ganzen weiten Felde der medicinischen und Naturwissenschaften verfügte er über ein umfassendes, stets präsentes Wissen, und diese Universalität war es, welche seinem Geiste und seinem Schaffen das Gepräge gab, welche die ganze gebildete Welt an ihm bewunderte. Ein durchdringender Verstand, feine Combinationsgabe und unbedingte Herrschaft über Wort und Schrift gesellten sich dazu, um ihn zu einem so erfolgreichen Forscher, zu einem der fesselndsten Schriftsteller und zum geistvollen Redner, aber auch zu einem jederzeit schlagfertigen Debatter und zu einem der liebenswürdigsten Erzähler zu machen. Sein Name ist unauslöschlich in die Literatur aller Länder und Sprachen eingetragen, und uns, wie den kommenden Geschlechtern, wird Rudolf Virchow das Vorbild eines deutschen Gelehrten bleiben, welchem nur ein Ziel vor Augen schwebte: die Erforschung und Verbreitung der Wahrheit.

Kurze Zeit vor Virchow, am 20. August d. J., hat einer seiner begeistertsten Verehrer, **Franz v. Tappeiner,** im 87. Lebensjahre das Zeitliche gesegnet. Ein halbes Jahrhundert lang als Curarzt in Meran beschäftigt, hat sich Tappeiner durch sein menschenfreundliches und uneigennütziges Wirken einen weitverbreiteten Ruf erworben. Allein, wenngleich ihn sein Beruf als praktischer Arzt sehr in Anspruch nahm, so fand er doch immer Zeit, seinem regen Wissensdrang folgend, sich als Forscher zu bethätigen. Seine experimentellen Untersuchungen über künstliche Erzeugung und die Contagiosität der Tuberculose, seine erfolgreichen, auf streng wissenschaftliche Grundsätze gestützten und erfolgreichen Bemühungen, die Therapie der Lungenschwindsucht zu verbessern, geben davon Zeugnis.

Durch Ludwig Steubs Schilderungen der tirolischen Bevölkerung angeregt, wendete sich Tappeiner seit dem Jahre 1878 auch anthropologischen Arbeiten zu. Er durchforschte eifrigst die damals in allen Theilen Tirols noch sehr zahlreichen Beinhäuser und gewann dadurch ein wertvolles Vergleichsmaterial für seine Kopfmessungen an lebenden Menschen. Das von ihm im Jahre 1883 herausgegebene Werk: »Studien zur Anthropologie Tirols und der Sette Comuni« darf als bleibende Unterlage für die Erforschung der physischen Beschaffenheit der tirolischen Bevölkerung bezeichnet werden. Seine darin ausgesprochene Anschauung, dass die alten, vorrömischen Raeter, von welchen die heutigen Ladiner in directer Linie abstammen sollen, weder Kelten, noch Etrusker, sondern eine eigene Rasse mit vorwiegend brachykephalem Typus waren, hat er später in weiteren Publicationen immer mehr erhärtet.

Große Verdienste hat sich Tappeiner auch um die Aufdeckung von prähistorischen Fund- und Ansiedlungsstätten in Tirol erworben, über welche er eine ganze Reihe von eingehenden Berichten veröffentlicht hat. So liegt denn das Schwergewicht seiner Leistungen auf anthropologischem Gebiet in der Förderung, ja zum großen Theil in der Begründung unserer Kenntnisse über die Urgeschichte Tirols und über die physische Beschaffenheit der Bevölkerung dieses Landes, während er sich in seiner Auffassung allgemeiner urgeschichtlicher Fragen, welche er besonders in seinen letzten Lebensjahren mit Vorliebe erörtert hat, im wesentlichen an Virchow anschloß.

Seine reiche, wohlgeordnete Sammlung von Tiroler Schädeln hat er dem naturhistorischen Hofmuseum, seine prähistorischen Fundgegenstände dem Ferdinandeum in Innsbruck geschenkt.

Unsere Gesellschaft hat Tappeiners Wirken durch seine Aufnahme in die Zahl ihrer Ehrenmitglieder anerkannt, sie wird ihm auch fernerhin ein treues, ehrenvolles Andenken bewahren.

Ich habe endlich noch Mittheilung zu machen von dem Ableben unseres Ehrenmitgliedes John Wesley Powell, Director des Bureau of Ethnology in Washington, und unseres correspondierenden Mitgliedes Edmund v. Fellenberg, Conservator der ethnographischen und prähistorischen Abtheilung des Museums in Bern. Beide waren auf ihren Arbeitsgebieten hochverdient und in weiten Kreisen bekannt. Auch sie werden wir in ehrenvollem Andenken behalten.

2. Herr Prof. Dr. L. v. Schroeder hält einen Vortrag:

Über den Glauben an ein höchstes Wesen bei den Naturvölkern.

3. Freiherr v. Andrian berichtet über

die XXXIII. allgemeine Versammlung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft zu Dortmund vom 4. bis 8. August 1902.

Sie stand leider unter dem schweren Drucke von traurigen Nachrichten über das Befinden ihres Ehrenpräsidenten, welcher 32 Versammlungen der Gesellschaft den Stempel seines Genius aufgeprägt hatte. Von diesem Umstande abgesehen, ist die Versammlung sehr befriedigend abgelaufen. Die Anordnungen der Festcommission, deren Seele der Geschäftsführer Herr Stadtrath und Bergassessor Tilmann bildete, waren wahrhaft musterhaft. Überaus herzlich war der Empfang

der Anthropologen durch die Stadtverordnung, vor allem durch Herrn Oberbürgermeister, Geheimen Regierungsrath Schmieding.

Bei der Annahme der freundlichen Einladung der Stadt Dortmund war vor allem die Absicht maßgebend, dies neue, kräftig aufblühende Centrum für die prähistorische Erforschung Westfalens zu begrüßen und nach Möglichkeit zu fördern. Die wiederholte Besichtigung der schönen städtischen Sammlung erweckte die Überzeugung, dass hier allerdings sehr Anerkennungswertes bereits geleistet ist, und zwar nicht bloß auf prähistorischem, auch auf kunsthistorischem und gewerblichem Gebiete. Die vom städtischen Museum veranstalteten Ausgrabungen von vor- und frühgeschichtlichen Grab-, Cult- und Wohnstätten in den Flußgebieten der Lippe und Emscher legen lautes Zeugnis ab für die Tüchtigkeit des Museumsdirigenten Herrn Albert Baum. Am zahlreichsten sind die Funde von Haltern, in welchen alle Epochen bis zur Steinzeit vertreten sind. Es verdient bemerkt zu werden, dass die Bauern, auf deren Gründen etwas gefunden wird, alles bisher bereitwilligst dem Museum abgetreten haben.

Die kunstgewerbliche Aufstellung gibt heute schon ein Bild des alten Westfalens. Sie wird eine wesentliche Ergänzung zu den in Vorbereitung begriffenen volkskundlichn Darstellungen liefern, von welchen hier eines »westfälischen Trachtenbuchs« gedacht werden soll.

Das Programm der Vorträge umfaßte alle anthropologischen Disciplinen. Es konnte anstandslos durchgeführt werden. Von prähistorischen Vorträgen seien erwähnt: Albert Baum über seine Grabungen in den Gebieten der Lippe und Emscher; Prof. Köpp, Die Ausgrabungen bei Haltern; Prof. Schuchardt, Über vorgeschichtliche Befestigungen zwischen Ruhr und Lippe, und besonders die Hohensyburg; Dr. Köhl, Steinzeitliche Gräberfelder und Wohnplätze der Umgebung von Worms; Geheimrath Voss, Briquetage-ähnliche Funde in Halle a. Saale.

Die physische Anthropologie war vertreten durch Herrn Geheimrath Waldeyer, Geschlechtsunterschiede der Hirnwindungen; Prof. Ranke, Verbrechergehirne; Dr. Eugen Fischer, Vergleichung des Menschen- und Affenschädels in frühen Entwickelungsstadien; Prof. Dr. Klaatsch, Variationen am Skelett des jetzigen Menschengeschlechts in ihrer Bedeutung für die Probleme der Abstammung und Rassengliederung; Prof. Kollmann, Gräber von Abydos; Dr. Birkner, Hunderassen in der römischen Periode Bayerns.

Der Ethnologie sind zuzurechnen: Prof. Dr. Rübel, Fränkische Reichsdörfer, westfälische Höfe, Burgen, Grenzwehren; Prof. Dr. Karl v. d. Steinen, Kunst und Tätowierung bei den Marquesas-Insulanern; Geheimrath Fritsch, Völkerdarstellungen auf den altägyptischen Grabmälern, Leben und Sterben im alten Ägypten; Andrian, Die französischen Ausgrabungen in Elam.

Die Vorträge des Herrn Stadtrathes Tillmann über die Geschichte des Westfälischen Bergbaues und über die Bedeutung des Dortmund-Emscanals boten eine höchst willkommene Orientierung für Besichtigung des Stahlwerks »Hösch« und des Schiffshebewerks bei Henrichenburg. Eine weitere Excursion gieng über Königsborn nach Hohensyburg.

Am 8. August erfolgte die Abfahrt nach Düsseldorf und Besichtigung der Ausstellung.

An die Versammlung schloß sich ein interessanter und genußreicher Ausflug unter Führung des Directors des Ethnographischen Reichsmuseums Herrn Dr. J. D. E. Schmeltz an. Die Anthropologen erfreuten sich Samstag, den 9. August vormittags an den Schätzen des Reichsmuseums, welche Herrn Director Baron de Stuers auf das Eingehendste erörterte. Der Rundgang schloß mit der Besichtigung der prachtvollen, gelegentlich der Thronbesteigung der Königin Wilhelmina (1898) von Privaten hergestellten Sammlung von niederländischen Volkstrachten, sowie des im letzten Kriege auf Lombok erbeuteten Schatzes. Nachmittags wurde die königliche zoologische Gesellschaft »Natura Artis Magistra« besucht.

Am 10. August vormittags war die Besichtigung von Altamsterdamer Zimmereinrichtungen im städtischen Museum »Suasso« angesetzt, welcher die Fahrt nach Haarlem behufs Besichtigung des Colonialmuseums unter Führung des Herrn Conservators Jeswiet folgte. Diese durch die Niederländische Gesellschaft zur Beförderung des Gewerbefleißes erhaltene und geleitete Anstalt ist eine der bedeutendsten ihrer Art in Europa. Sie entrollt in fast unübersehbarer Fülle die für die Industrie, Medicin u. s. w. verwertbaren Producte und die Mineral- und Pflanzenwelt des malaiischen Archipels.

Den Höhepunkt des Ausfluges bildete der Aufenthalt in Leiden. Ein aus den hervorragendsten Gelehrten und Würdenträgern Leidens unter dem Vorsitze des großen Sprachgelehrten und Buddhaforschers Prof. Dr. H. Kern bestehendes Comité empfiengen uns auf das Gastlichste. Vor allem fesselten uns die so wichtigen Sammlungen des ethnographischen Reichsmuseums, Abtheilung Japan und China, ferner die Ergebnisse der beiden Reisen nach Borneo von Dr. A. W. Nieuwenhuis,

welcher, von seiner Frau Gemahlin unterstützt, mit unermüdlicher Ausdauer Auskunft über die Einzelnheiten seiner großartigen Sammlungen ertheilte. Der Nachmittag war der Fortsetzung des Besuchs des ethnographischen Museums theilweise gewidmet. Auch der Universität mit den humoristischen Wandzeichnungen von Herrn Vict. v. Stuers (Gradus ad Parnassum) im Treppenhause ward die gebürende Beachtung zutheil.

An den weiteren Ausflügen nach Katwijk, dem Haag, Scheveningen, Rotterdam theilzunehmen, war ich durch dringende Verpflichtungen in der Heimat verhindert. Ich zweifle nicht, dass alle Theilnehmer an dem Ausfluge nach Holland sich meinem warmen Danke an Herrn Schmeltz anschließen werden, welcher denselben mit unübertrefflicher Umsicht, Ausdauer und Energie vorbereitet und durchgeführt hat. Auch dem Baron de Stuers, sowie den Herren des Leidener Empfangscomités sei innig gedankt. Sie können versichert sein, dass das Andenken an die schönen Tage in Holland tief in unsere Herzen eingeprägt bleibt.

4. Herr Theodor Graf übersendet eine Anzahl Heliogravuren von

antiken Porträts

mit folgendem Schreiben:

Unter Bezugnahme an meine Sendung des Vortrages von Prof. Rud. Virchow:

»Porträtmünzen« und Grafs hellenistische »Porträtgallerie« zweifle ich nicht, dass es Sie außerordentlich interessieren wird, auch die übrigen von mir gefundenen Ähnlichkeiten zwischen meinen antiken Porträts und Ptolemäer-Köpfen kennen zu lernen und nehme mir daher die Freiheit, Ihnen beifolgend die Heliogravuren folgender Porträts meiner Sammlung nebst Münzreproductionen zur gefälligen Vergleichung zugehen zu lassen:

Porträt Nr. 4 = Ptolemaeus Philadelphus (Camée), Nr. 5 = Ptolemaeus Soter, Nr. 12 = Königin Cleopatra, Nr. 15 = Königin Berenice, Nr. 22 = Ptolemaeus Philometor, Nr. 26 = Ptolemaeus Energetes, Nr. 28 = König Perseus von Macedonien, Nr. 43 = Königin Cleopatra Tryphaena, Nr. 81 = Königin Arsinoe.

So viele frappante Ähnlichkeiten und zum Theile Gleichheiten in einer kleinen Anzahl von an ein und derselben Gräberstätte — Kerke — in Mittel-Ägypten aufgefundenen Porträts können nun unmöglich auf einem Spiele des Zufalles beruhen, und der Umstand, dass die meisten dieser Porträts königliche Abzeichen als: Hyacinthpurpur, Goldkränze, Bandeliers, Isispriesterabzeichen etc. tragen, beweist die Richtigkeit meiner Annahme.

Außer Prof. R. Virchow beglückwünschte mich eine ganze Reihe von hervorragenden Männern der Wissenschaft zu meiner Entdeckung, unter anderen Prof. Julius Euting in Strassburg i. E., Prof. Otto Donner v. Richter in Frankfurt a. M., Dr. J. P. Richter in London, Prof. Wilh. Neumann in Wien, und ebenso sind alle Künstler, welche Bilder und Münzen verglichen, der Überzeugung, dass wir in ersteren die nach dem Leben gemalten Porträts der von mir herbeigezogenen Ptolemäer-Könige und Königinnen vor uns haben.

Erst vor kurzem schrieb mir einer der berühmtesten unserer Bildhauer, Prof. C. v. Zumbusch:

»Bei Vergleichung des Bildes Nr. 28 Ihrer Sammlung mit der Büste und Medaille König Perseus finde ich eine so große Ähnlichkeit untereinander, dass auch ich überzeugt bin, sie stellen ein und dieselbe Person vor.«

Da sich die Mitglieder der Königsfamilie behufs Porträtierung sicherlich nur an die ersten Künstler ihrer Zeit gewandt haben werden, sind uns in meiner Sammlung zweifellos auch die Werke der berühmtesten Maler jener frühen Epoche erhalten geblieben, griechischer Maler, welche ihre Kunst in Alexandria ausübten, während das herrliche Porträt Nr. 28 (König Perseus) noch im alten Griechenland hergestellt worden sein muss, da es den König viel jünger darstellt, als die der Collection Borghese entstammende, im Louvre befindliche Marmorbüste, welche vermuthlich während seiner Gefangenschaft oder kurz nach seinem Tode auf Veranlassung seiner Familienangehörigen in Alba hergestellt worden ist.

Unter den 68 Bildern meiner Sammlung befinden sich noch viele, welche königliche Abzeichen tragen und leicht noch erkannt werden können.

Außerordentliche Versammlung am 22. November 1902.

Vorsitzender: Hofrath Dr. K. Toldt.

Herr Dr. Theodor Koch (Berlin) hält unter Vorführung von Lichtbildern einen Vortrag:

Zur Ethnographie des centralen Südamerika (Reiseerinnerungen aus Paraguay und Mato Grosso, 1898—1900).

(Dieser Vortrag wird in den Sitzungsberichten 1903 abgedruckt werden.)

Monatsversammlung am 12. December 1902.

Vorsitzender: Hofrath Dr. K. Toldt.

1. Herr Polizeirath C. Windt hält unter Vorführung von Lichtbildern einen Vortrag:

Über das Erkennen der Menschen an den Fingerspitzen.

Seit ungefähr vier Jahren wird bei der Wiener Polizeidirection die Anthropometrie zu Erkennungszwecken praktisch angewendet.

Die Anthropometrie beruht auf dem Grundsatze, dass das menschliche Knochengerüste nach dem 21. Lebensjahre nahezu keiner Veränderung mehr unterliegt, dass daher die Maße einzelner Körpertheile von diesem Zeitpunkte an vollkommen constante bleiben und dass, da es in Wirklichkeit keine zwei Menschen gibt, die durchwegs die gleichen Maße sämmtlicher Körpertheile haben, diese Maße zu Registrierungs- und sohin zu Erkennungszwecken benützt werden können.

Bisher wurden in Österreich 40.000 Menschen anthropometrisch behandelt und hat sich diese Institution, wie die Erfolge zeigen, ausgezeichnet bewährt.

Der Vortragende theilte das Ergebnis seiner Studien verschiedener Methoden mit, Menschen auch an den Abdrücken der Fingerspitzen zu erkennen, insbesonders in jenen Fällen, in welchen die Anthropometrie nicht anwendbar ist.

Das Innere der menschlichen Hand: die Handfläche, wird nach allen Richtungen von Furchen und Linien durchquert. Die durch das Schließen der Hand gebildeten deutlichen Furchen waren seit jeher Gegenstand der Forschung von Chiromanten. Die viel zahlreicheren, wenn auch minder auffälligen, sogenannten Papillarlinien, die zarten Linien, welche der Hautoberfläche an der Hohlwand, insbesonders an der Innenseite der Finger, das Aussehen eines frisch gepflügten Ackers mit seinen Streifen geben oder des Sandes, den das Wasser beim Zurücktreten rippt, sind jedoch geeignet, für die Erkennung von Menschen benützt zu werden.

Der Vortragende demonstrierte an Lichtbildern die an den Fingerspitzen durch diese Papillarlinien gebildeten Muster und zeigte, dass sämmtliche vorkommende derlei Muster in nur vier Classen eingereiht werden können. Diese vier Muster sind: Die Schlinge, der Wirbel, der Bogen und das zusammengesetzte Muster.

Die auf Menschenalter sich erstreckenden Forschungen Gelehrter wie Purkyně, Herschel, Galton und andere haben ergeben, dass die Einzelnheiten der Papillarlinienmuster durch das ganze Leben des Menschen constant bleiben. Die Dimensionen der Papillarlinien ändern sich mit dem Wachsthum des Individuums, das Dessin des Musters bleibt jedoch, so lange der betreffende Mensch lebt, unverändert.

Wird die Leiche conserviert, so bleiben, wie der Vortragende an den Fingerspitzen einer ägyptischen Mumie zeigte, die Muster noch nach tausenden Jahren erkennbar.

Auf dieser Unveränderlichkeit der Papillarlinienmuster sowie ihrer leichten Eintheilung in die oberwähnten nur vier Classen beruht die vom Vortragenden erläuterte Methode, Menschen zu erkennen: die sogenannte Daktyloskopie.

Es wird eine Metallplatte mit Druckerschwärze leicht bestrichen, die so hergerichtete Platte mit den Fingerspitzen aller zehn Finger — eines Fingers nach dem andern — leicht berührt und die so geschwärzte Fingerspitze sodann auf einem Blatt Papier sanft abgedruckt oder gerollt.

Bezüglich jedes einzelnen Abdruckes auf dem Blatt Papier oder auf einer eigenen Fingerabdruckskarte wird nun festgestellt, welches Muster derselbe zeigt, ob er in die Kategorie der Schlingen oder der Bogen oder der Wirbel gehört oder ein zusammengesetztes Muster zeigt.

Da man zehn Fingercombinationen zu ziehen in der Lage ist und bei jedem der zehn Finger vier Muster vorkommen können, so ergibt sich, dass die möglichen Permutationen bei den Finger-

abdrücken fabelhaft viele sind und dass man Millionen von Personen daktyloskopisch aufnehmen kann, ohne die Zahl der möglichen Permutationen zu erschöpfen.

Benützt man die möglichen Permutationszahlen direct zur Registrierung der Karten, so sieht eine daktyloskopische Kartenregistratur theoretisch folgendermaßen aus:

Als erste erliegt eine Karte mit Fingerabdrücken, die mit 1111111111 bezeichnet ist, als zweite eine Karte mit 1111111112, als dritte eine Karte mit 1111111121 u. s. w. [1])

Soll nun eine Person auf Grund von Fingerabdrücken identificiert werden, so wird von ihr in der vorbeschriebenen Weise eine Fingerabdruckskarte aufgenommen. Diese Karte wird classificiert und in die Registratur einzulegen versucht. Erliegt an jener Stelle, an welche die Karte nach der arithmetischen Permutationsreihe gehört, bereits eine Karte, so ist die Person identificiert, d. h. es ist festgestellt, dass dieselbe Person zu einer früheren Zeit bereits unter irgend einem Namen daktyloskopisch aufgenommen war.

Die Identität wird jedermann zweifellos einleuchten, sobald festgestellt ist, dass nicht nur die Zeichnung des Musters in allen zehn Fingern im allgemeinen übereinstimmt, sondern dass auch noch in jedem einzelnen Fingerabdrucke verschiedene Details wiederkehren: z. B. Inseln, Gabelungen, Zahl der Papillarlinien.

Die Daktyloskopie wird praktisch bereits in mehreren Ländern mit Erfolg zu Identificierungszwecken angewendet: In Indien werden von allen Pensionisten Fingerabdrücke auf den Quittungen verlangt, um zu verhindern, dass für Verstorbene die Ruhegehälter weiterbezogen werden.

In Bengalen wird bei jedem Notariatsacte der Abdruck des Daumens der linken Hand auf der Urkunde und in ein eigens dafür bestimmtes Register verlangt, um bei eventuellen Streitfällen die Identität festzustellen.

Im Opiumdepartement desselben Landes werden den Mohnbauern durch Mittelspersonen auf die zukünftige Mohnernte Vorschüsse ertheilt. Nachdem die Vermittler und die Bauern hie und da die Unterschrift fälschten oder verleugneten, werden jetzt die Fingerabdrücke des Geldnehmers gefordert.

Bei Pestgefahr muss jeder ärztlich Untersuchte dem ärztlichen Zeugnis seinen Fingerabdruck beisetzen.

In Argentina, in Ägypten und in England wird die Daktyloskopie von den Sicherheitsbehörden und in Strafanstalten in der Weise gehandhabt, dass von den zur Haft gebrachten Individuen gewisser Kategorien Fingerabdrücke genommen werden, um späterhin solche, die ihren Namen oder ihre Vorstrafen verheimlichen wollen, identificieren zu können.

Die Vortheile, welche die Verwendung der Daktyloskopie gegenüber anderen Methoden aufweist, sind einleuchtend. Das Verfahren ist einfach. Es erfordert keine besonderen Vorrichtungen. Eine Zinkplatte, eine Kautschukwalze und eine Tube Druckerschwärze bilden das ganze Handwerkszeug. Die Aufnahme der Fingerabdrücke dauert nur wenige Augenblicke. Jedermann kann das Herstellen dieser Fingerabdrücke in einigen Minuten erlernen. Auch die Registrierung der Fingerabdruckskarten und das Identificieren auf Grund derselben, was übrigens stets Sache einer Centrale sein wird, ist nicht schwer.

Der Vortragende setzt auseinander, dass die Einführung der Daktyloskopie insbesondere im öffentlichen Sicherheitsdienste und in den Strafanstalten Österreichs keine Schwierigkeiten bietet.

Die Daktyloskopie soll vorläufig für weibliche und jugendliche Verbrecher, bei denen die Anthropometrie minder verlässlich oder schwer anwendbar ist, Anwendung finden.

Bisher war immer nur von absichtlich hergestellten Fingerabdrücken die Rede.

Wie oft kommt es aber vor, dass bei einem Morde, einem Todtschlag auf dem Kopfpolster, an der Wand oder sonstwo ein gewiss nicht absichtlich zurückgelassener blutiger Abdruck eines Fingers oder mehrerer Finger oder der ganzen Hand des Verbrechers gefunden wird. Hie und da entdeckt man auf frisch gestrichenen Fensterbrettern, auf verstaubten Fensterscheiben, Clavierdeckeln oder Tischplatten oder endlich auf Lampencylindern Fingerabdrücke eines Verbrechers, eines Mörders. Diese Abdrücke sind manchmal so deutlich wie absichtlich hergestellte.

Nach vielen Experimenten und unter Mitwirkung hervorragender Chemiker gelang dem Vortragenden ein Verfahren, solche Fingerabdrücke unter geeigneten Verhältnissen zu fixieren und auch dort deutlich nachzuweisen, wo sie mit freiem Auge nicht wahrnehmbar sind.

Als Experiment in dieser Hinsicht lässt der Vortragende eine vorher sorgfältig gereinigte Glasplatte von einem der Zuhörer berühren, bestreut das Glas sodann mit einem zu diesem

[1]) **Für den praktischen Gebrauch wird jedoch eine andere Registriermethode angenommen, die nur 1024 Combinationen umfasst und ermöglicht, sämmtliche Karten in 1024 Lagen einzureihen.**

Zwecke mitgebrachten Pulver und es wird sofort der Fingerabdruck des Herrn, der die Platte berührt hat, derart sichtbar, dass die Details des Abdruckes, durch das Skioptikon auf die Leinwand projiciert, von allen Anwesenden wahrgenommen werden konnten.

Aus den bisherigen Erfahrungen zieht der Vortragende den Schluss, dass es vielleicht möglich sein wird, bei Verbrechen sofort zu constatieren, von welcher Person ein irgendwo unabsichtlich zurückgelassener Fingerabdruck herrührt.

Die Wichtigkeit einer solchen Feststellung bedarf keiner weiteren Illustration.

---

2. Freiherr v. Andrian theilt mit, dass er über Ersuchen des Präsidiums die Gesellschaft bei dem Feste des hundertjährigen Bestandes des ungarischen Nationalmuseums am 26. und 27. November in Budapest vertreten hat.

Dasselbe ist in der würdigsten und herzlichsten Weise verlaufen, wobei dem Director des Museums, Herrn Emerich v. Szalay, der Löwenantheil des Verdienstes zufällt. Derselbe hatte am Vorabende des Festes, am 25. November, eine glänzende Gesellschaft bei sich versammelt, welche das gesammte Ministerium, die ungarischen obersten Hofwürdenträger, die Spitzen der Militär- und Civilbehörden, das Episcopat, zahlreiche Abgeordnete und eine Anzahl von Mitgliedern der Familie Széchenyi umfasste. Von Wien waren erschienen: Prof. Sueß, Hofrath Steindachner, Hofrath Gomperz, Hofrath Karabacek, Dr. Arpad György. Bosnien war durch Herrn Sections-Chef Dr. Hörmann, Bulgarien durch Hofrath Dr. Leverkühn und den Director des bulgarischen Nationalmuseums, Herrn V. Dobruský, vertreten.

Die Festsitzung am 26. war durch die Anwesenheit Sr. k. u. k. Hoheit des Erzherzogs Josef August als Vertreter Sr. Majestät des Kaisers ausgezeichnet. Sie ward eröffnet durch die ergreifende Königshymne, welcher die Eröffnungsrede Sr. Excellenz des Cultus- und Unterrichtsministers Dr. Julius Wlassicz folgte. Er gab eine Geschichte der Geistesströmungen, aus welchen heraus Graf Franz Széchenyi seine Bemühungen um die Hebung der ungarischen Literatur, um die Bergung ihrer Schätze, sowie die staatsrechtlichen Quellen Ungarns durch die Eingabe an den Kaiser Franz im März 1802 krönte, in welcher er bittet, seine Bibliothek und seine Sammlungen der ungarischen Nation vermachen zu dürfen. Als den zweiten Schöpfer des ungarischen Nationalmuseums pries er den Erzherzog-Palatin Josef, welcher die Gesellschaft und die Gesetzgebungen für Széchenyis Idee zu begeistern verstand. Er war durch nahezu ein halbes Jahrhundert der »ewig unvergessliche Leiter und Pfleger des Nationalmuseums, er führte dasselbe liebenden Herzens durch seine Jugendzeit«. Die Blütezeit desselben ist an die Direction von Franz Pulsky geknüpft.

Nach dem Danke der Familie Széchenyi sprach Dr. Eduard Sueß mit reichem Beifall begleitete Worte. Darauf folgten Ansprachen anderer wissenschaftlicher Corporationen. Herr v. Szalay gab eine eingehende Darstellung der Thätigkeit des Palatins Josef und des Grafen Franz Széchenyi. Er gedachte der reichen Zuwendungen Sr. Majestät, des Erzherzogs Rainer, der mit dem geistigen Aufschwunge der ungarischen Nation so innig verflochtenen Familie Széchenyi, des Grafen Stephan Illéshazy, Ladislaus Pyrker u. s. w.

Den zweiten Theil der Feier bildete die Enthüllung der Statue des Grafen Franz Széchenyi über Anordnung des Erzherzogs Josef August. An dieselbe schloss sich das Festbankett an, bei welchem zahlreiche bedeutsame Toaste ausgebracht wurden. Es seien nur die besonders zündenden Worte von Prof. Sueß hervorgehoben, welche in einer Ansprache des Grafen Emerich Széchenyi sympathischen Widerhall fanden. Für den Abend waren den ausländischen Gästen Karten zur Festvorstellung im Nationaltheater zur Verfügung gestellt worden, in welcher das Lustspiel von Árpád Berczik »Himfy dalai« (Himfys Lieder) zur Aufführung gelangte.

Der Vormittag des 27. war der Besichtigung der Schätze des Nationalmuseums gewidmet; die prähistorische Sammlung desselben ist in steter Erweiterung begriffen; bedeutend ist der jährliche Zuwachs in Kupfersachen. Bemerkenswert sind die verhältnismäßig zahlreichen Goldfunde, besonders der 1895 erworbene von Szilágy Somlyó mit herrlichen Fibeln der Merowingerzeit. Nicht minder interessant ist die stetige Entwicklung der ethnographischen Abtheilung, durch deren Räume uns Herr Dr. Semayer und Herr Biró führten. Der letztere gab wichtige Erläuterungen der von seiner Reise mitgebrachten prachtvollen Sammlungen aus Neuguinea und Oceanien. Auch die ungarische Volkskunde ist hier sehr gut vertreten. Man konnte sich überzeugen, dass die uns besonders nahestehenden Abtheilungen des Nationalmuseums sehr

sorgfältig gepflegt werden. Leider tritt auch hier, wie anderswo, der Mangel an geeigneten Aufstellungsräumen recht fühlbar entgegen!

Am 27. abends vereinigte der hervorragende Historiker Monsignore Bischof Fraknoi eine Anzahl der Festgäste zu einem Abschiedsmahle. Unser liebenswürdiger Wirt steht einer staatlichen Behörde vor, welche die Comitatsmuseen unter ihren besonderen Schutz genommen hat. Jede Ertheilung staatlicher Subventionen an dieselben ist von deren Unterordnung an gewisse, von der Staatsbehörde aufgestellte Gesichtspunkte abhängig, zu welchen auch die Anstellung fachkundiger Beamten gehört. Die Agenden dieser Aufsichtsbehörde werden größtentheils von den Organen des Nationalmuseums besorgt. Diese zielbewusste Förderung der localen Centren durch die Unterrichtsverwaltung hat bereits schöne Früchte getragen, da alle Volksschichten lebendigen Antheil an der Erforschung des Landes nehmen.

Die in Budapest verlebten Tage gewährten einen erfreulichen Eindruck harmonischer Socialarbeit, der durch spontane Äußerungen dynastischer Gesinnung und geistiger Berührungen mit Österreich sich besonders wohlthuend gestaltete.

Als Geschenke für die Bibliothek sind eingelaufen:

Boletim da Sociedade de Geographia de Lisboa. 20. série, No. 9, 10. Lisboa 1902. 8°.

Bulletin of the Wisconsin Natural History Society. Vol. II (New Series), Nr. 3, July, 1902. Milwaukee, Wisconsin.

Correspondenz-Blatt der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. XXXIX, Nr. 10.

Giuffrida-Ruggeri, Dr. V.: Qualche contestazione intorno alla più vicina filogenesi umana. (Estr. dal Monitore Zoologico Italiano. XIII, Nr. 10, pag. 257—270.) Firenze 1902. 8°.

Jahrbuch des schlesischen Museums für Kunstgewerbe und Alterthümer. Bd. II. Mit 5 Tafeln und zahlreichen Abbildungen im Text. Herausgegeben von Karl Masner und Hans Seger. Breslau 1902. 4. 215 S.

Jahresbericht der Geographisch-Ethnographischen Gesellschaft Zürich für das Jahr 1901/1902. Mit Beilagen. Zürich 1902. 8. 164 S.

Jahresbericht 1901. Kaiser Franz Josef-Museum für Kunst und Gewerbe in Troppau. 13 S.

Jahresbericht des Vorarlberger Museum-Vereines über die Jahre 1900 und 1901. XXXIX und XL. Bregenz. 8°. 116, 110 S.

Kaindl, R. F.: Neuere Arbeiten zur Volkskunde und Ethnographie der Rumänen. (Globus. LXXXI, Nr. 7, S. 102—105.) Braunschweig 1902. 4°.

— Zur Volkskunde Bayerns im XVII. Jahrhundert. (Globus. LXXXI, Nr. 15, S. 236—238.) Braunschweig 1902. 4°.

— Künstliche Weltsprachen. (Beilage zur Norddeutschen Allgemeinen Zeitung. Nr. 96.) Berlin 1902.

— Ein sächsischer Arzt vor 200 Jahren über naturgemäße Lebensweise. (Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung. Nr. 18.) Leipzig 1902.

— Die Majki-Nauki, Waldfräulein der Boiken und Huzulen. (Beilage zur Allgemeinen Zeitung. Nr. 110.) München 1902.

Kříž, Dr. Martin, a Florian Koudelka: Průvodce do Moravských jeskyní. Díl I: Pûnkva, Macocha, Sloup, Holštýn, Ostrov, Vilimovice a Na harbechu. S četnými obrázky. Ždanice-Vyškov 1900. 8°, 244 S. Díl II: Jedovnice, Rudice, Jozefov, Babice, Křtiny-Údolí Hádecké, Hostěnice, Mokrá, Líšeň a Brno. ib. 1902. 8°. 476 S.

Kroeber, Alfred L.: The Mrs. Morris K. Jesup Expedition. The Arapaho. (Bulletin of the American Museum of Natural History. Vol. XVIII, Part. I, pag. 1—150.) New York 1902. 8. With plates.

Lasch, Dr. Richard: Die Ursache und Bedeutung der Erdbeben im Volksglauben und Volksbrauch. (Separatabdruck aus dem Archiv für Religionswissenschaft. Bd. V, Heft 3 und 4. Tübingen und Leipzig 1902, S. 236—257 und 369—383.)

Lehmann-Nitsche, Dr. Robert: La pretendida existencia actual del Grypotherium. Supersticiones araucanas referentes a la lutra y al tigre. (Aus: Revista del Museo de La Plata. X, pag. 269 y sig.) La Plata 1902. 8°. 13 S.

— Nuevos objetos de industria humana encontrados en la caverna Eberhardt en Ultima Esperanza. Con una lámina. (Eben daraus, XI, pag. 55 y sig.) La Plata 1902. 8°. 14 S.

Occasional Papers of the Bernice Pauahi Bishop Museum of Polynesian Ethnology and Natural History. Vol. I, Nr. 5. Directors Report for 1901. Honolulu 1902. 8°.

R.: Prähistorische Forschung in Bayern. (Sonderabdruck aus der Beilage zur »Allgemeinen Zeitung«. Nr. 234 vom 11. October 1902.) 3 S.

Retzius, Gustaf, und **Fürst, Carl M.:** Anthropologia Suecica. Beiträge zur Anthropologie der Schweden. Mit 130 Tabellen, 14 Karten und 7 Proportionstafeln in Farbendruck etc. Stockholm 1902. 4°. VII, 301 S.

Rivista archeologica della Provincia e antica diocesi di Como. Fasc. 46°, Settembre 1902. Como 1902.

Roth, Dr. Santiago: Nuevos restos de mamíferos de la caverna Eberhardt en Ultima Esperanza. Con tres láminas. (Aus: Revista del Museo de La Plata. XI, pag. 37 y sig.) La Plata 1902. 8°. 18 S.

Weinberg, Richard: Ein neues anthropometrisches Instrument für das Laboratorium. (Aus: Sitzungsbericht der Naturforschergesellschaft bei der Universität Jurjeff-Dorpat. XIII, Heft 1, S. 115—122. 1 Tafel.) Jurjeff-Dorpat 1902. 8°.

— Vaterländisch-anthropologische Studien. (Sonderabdruck aus: Sitzungsberichte der Gelehrten Estnischen Gesellschaft 1902.) 8°.

— Die Intercentralbrücke der Carnivoren und der Sulcus Rolando. (Abdruck aus dem Anatomischen Anzeiger. XXII, Nr. 13, S. 268—280.) Jena 1902. 8°.

— Zur Anatomie des Sulcus Rolandicus. (Aus: Protokoll der Estnischen Naturforschergesellschaft bei der Universität Jurjeff. XIII, Heft 1, S. 123—165.) 1902. 8°. (In russischer Sprache.)

Wettstein, Dr. Emil: Zur Anthropologie und Ethnographie des Kreises Disentis (Graubünden). Mit zahlreichen Abbildungen und 4 Tafeln. Zürich 1902. 8°. 182 S.

Wilser, Dr. Ludwig: Gobineau und seine Rassenlehre. Eisenach und Leipzig. 8°. 8 S.

Zaborowski, S.: L'homme préhistorique. Septième édition entièrement refondue. Avec figures dans le texte. (Bibliotèque utile. Vol. CXXV.) Paris. 8°. 188 S.

Den Spendern wird hiemit der verbindlichste Dank der Gesellschaft ausgesprochen.

INHALTS-VERZEICHNIS.

Seite

Mitglieder-Verzeichnis . . . . . [3]
Schriftentausch-Verzeichnis . . . . . [15]
Monatsversammlung vom 14. Jänner 1902 . . . . . [19]
Čermak: Eine merkwürdige Verzierung eines montenegrinischen Handschars . . . . . [19]
Fuchs: Berichtigung. — Die Törzburger Hausburgen . . . . . [20]
Mestorf: Knotenorakel . . . . . [25]
Ausschuß-Sitzung am 21. Jänner 1902 . . . . . [25]
Monatsversammlung am 4. Februar 1902 . . . . . [25]
Ausschuß-Sitzung am 4. März 1902 . . . . . [26]
Lasch: Nachtrag zur Liste der Flutsagen . . . . . [26]
Außerordentliche Versammlung am 4. März 1902 . . . . . [28]
Jahresversammlung am 11. März 1902 . . . . . [28]
Jahresbericht des Präsidenten für 1901 . . . . . [28]
Rechnungs-Abschluß für 1901. — Wahlen . . . . . [35]
Bericht über die im Jahre 1901 durchgeführten Arbeiten . . . . . [35]
Niederösterreich: Mattula, Zwirner . . . . . [35]
Oberösterreich: Straberger . . . . . [37]
Böhmen: Richlý, Über neue Funde, welche die Annahme von prähistorischen Verbindungen zwischen dem südlichen Böhmen und der Donau bestätigen . . . . . [38]
Čermak . . . . . [39]
Knett . . . . . [40]
Tirol: Mazegger, Fundbericht aus Eppan . . . . . [41]
Kärnten: Frankl . . . . . [41]
Krain: Rutar . . . . . [43]
Steiermark: Riedl . . . . . [43]
Küstenland: de Marchesetti . . . . . [44]
Moser . . . . . [45]
Bukowina: Romstorfer . . . . . [46]
Geschenke für die Bibliothek . . . . . [47]
Excursion nach Graz vom 17. bis 19. Mai 1902 . . . . . [49]
Meringer: Über die Probleme der Hausforschung . . . . . [49]
Sitzung des Comités für praktische Arbeiten am 30. Mai 1902 . . . . . [50]
Ausschuß-Sitzung am 30. Mai 1902 . . . . . [50]
Wilser: Gehört Dänemark mit zur Urheimat der Arier? . . . . . [51]
Mály: Bericht aus Deés . . . . . [53]
Außerordentliche Versammlung am 1. Juli 1902 . . . . . [54]
Hein: Zur Ethnographie des Mahralandes . . . . . [54]
Toldt jun.: Hadhramî- und Sokotrî-Mann . . . . . [55]
Geschenke für die Bibliothek . . . . . [57]
Ausschuß-Sitzung am 4. November 1902 . . . . . [59]
Monatsversammlung am 11. November 1902 . . . . . [60]
Toldt: Nachruf auf Virchow, v. Tappeiner und v. Fellenberg . . . . . [60]
v. Andrian: Die XXXIII. allgemeine Versammlung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft vom 4.—8. August 1902 . . . . . [63]
Graf: Antike Porträts . . . . . [65]
Außerordentliche Versammlung am 22. November 1902 . . . . . [66]
Monatsversammlung am 12. December 1902 . . . . . [66]
Windt: Über das Erkennen der Menschen an den Fingerspitzen . . . . . [66]
v. Andrian: Feier des 100jährigen Bestandes des ungarischen Nationalmuseums . . . . . [68]
Geschenke für die Bibliothek . . . . . [69]